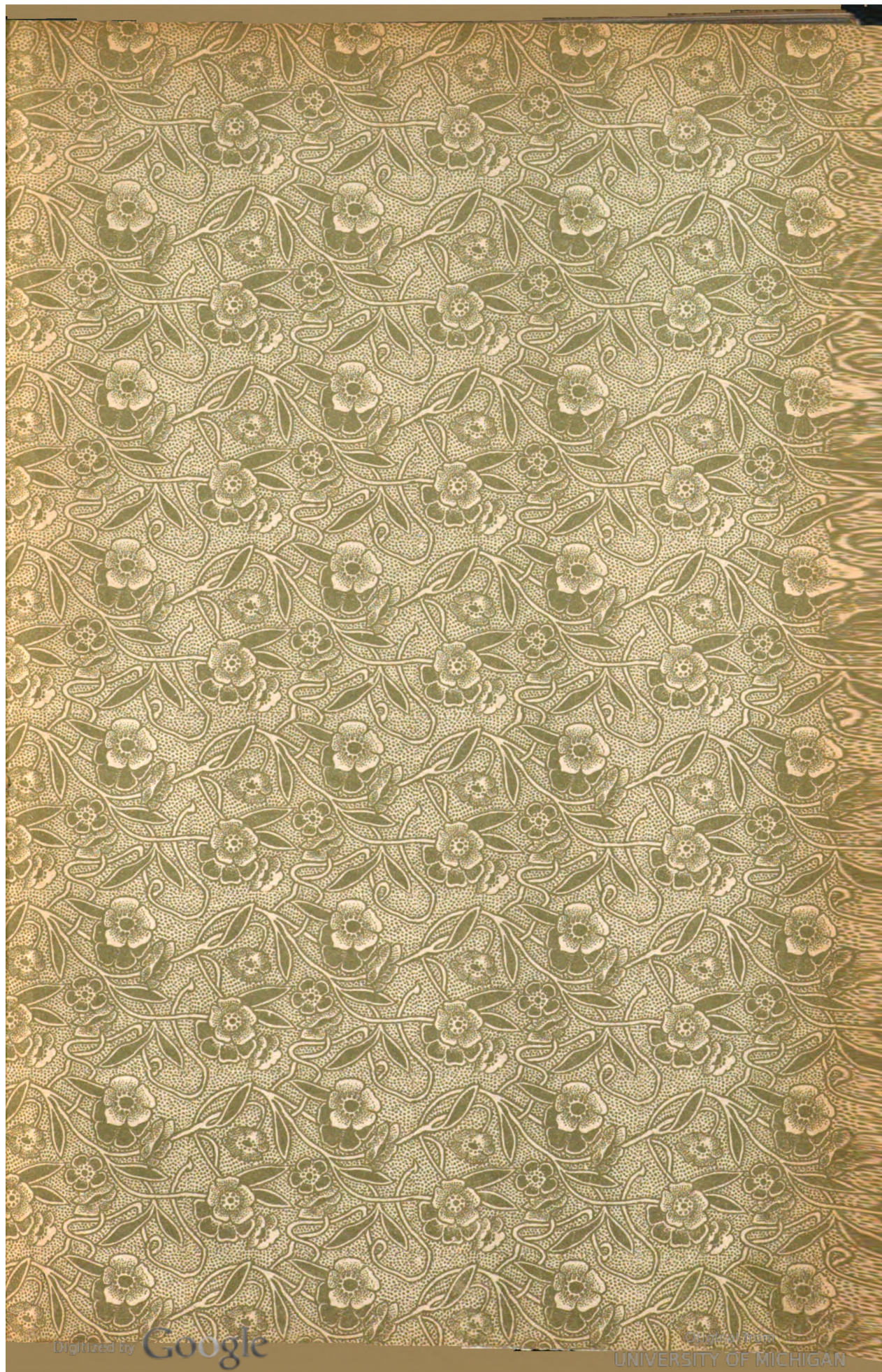


PROPERTY OF
*University of
Michigan
Libraries*

1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN

Westermanns Monatshefte



59. Jahrgang. 118. Band. 1. Teil

März 1915 bis Mai 1915

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig

830.6
W53
V118
P1

Inhalt des hundertachtzehnten Bandes

1. Teil. März 1915 bis Mai 1915

	Seite		Seite
Die Fahne der Wallonen. Ein Kriegroman aus Belgien von Ranny Lambrecht 1, 164,	309	Prophetie und Krieg. Von Hans Freimark	265
Aus roter Erde in blaues Land. Gedicht von Marg. Windthorst	21	Des Deutschen Kulturfundung in der Welt. Von Joseph August Lux	266
Ernst Eitner. Von E. J. Kullberg	23	S. M. S. Nürnberg. Gedicht von Paul Jech	269
Jungdeutscher Heerbann. Gedicht von Hellmuth Unger	34	Seeschlacht. Gedicht von Margarete Sachse	280
Die neue Universität zu Frankfurt a. M. Von Dr. Kurt Runze	35	Briefe eines Feldgeistlichen. Von R. J. Cercha	290
Monegund. Roman von Ottomar Enking	38	Die Wlanen. Ballade aus dem Osten von Max Wittrich	293
Mathilde Wesendonck als Dichterin ihres Wagner-Erlebnisses. Von Prof. Dr. R. Zimmermann	53	Luftkriegsrecht und Seebeuterecht. Von Dr. Leo Striffler, Prof. an der Universität Wien	294
Deutschland. Von J. D.	55	Der Tod im Schützengraben. Gedicht von Victor Blüthgen	298
Der Kaukasus und seine Völker. Von Felix Forenz	56	Drei Kriegsepisoden. Von Emil Lucka	299
Wilhelm Schmidtbonn. Von Peter Hamacher	67	Bauerngebet. Gedicht von Wilh. Pennemann	301
Der Bahnwärter. Gedicht von Wilhelm Schmidtbonn	72	Welffrühling. Gedicht von Leo Sternberg	308
Hoch über dem Sturm. Von Kurt Rühlert	73	Der Wiederaufbau nach dem Kriege. Von Prof. Max Metzger in Lübeck	337
Soldaten. Gedicht von Max Wittrich	77	Ein deutscher Maler auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Mit Feldbriefen und 18 Zeichnungen von Fritz Rhein. Veröffentlicht von Friedrich Hüfel	343
1870 und die französische Literatur. Von Dr. Eugen Verch	78	Vor der Vitschriftenlinie des Alten Fritz. Gedicht von Kurt von Rohrscheidt	355
Nachts. Gedicht von Bruno Wunderlich	84	Gold und Reichsbank. Von W. Michele	357
Rudolf Ritter von Weyr. Von Otilie Katter	85	Das Eiserner. Gedicht von Elisabeth Meinhard	361
Verschiedene Heroen. Gedicht von Eberh. König	95	Vaterland und Muttersprache. Ein Freiburger Kriegsvortrag von Prof. Dr. Friedrich Kluge	362
Von Juans Erlösung. Roman von Arthur Brausewetter	96	Vom Fügen. Von Prof. Dr. Otto Gramow	366
Ostpreußen. Von Maria Schade	141	Das Heerlager. Gedicht von Leo Sternberg	372
Aus einem österreichischen Kriegstagebuch. Von M. J. 144,	442	Malerei des Barock und Rokoko in Deutschland. Nach der Jahrhundertausstellung deutscher Kunst in Darmstadt. Von Dr. Paul J. Schmidt in Offenbach a. M.	373
Das Eiserner Kreuz. Von Ilse Franke	149	Und wenn . . . Gedicht von Otto Niemasch	383
Der Weltkrieg. Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff 150, 302,	454	Unbekannte Bildnisse Heinrich Heines und seiner Mutter. Von Friedrich Hirth	384
Bismarck. Zu seinem hundertsten Geburtstag. Von Richard Graf Du Moulin-Eckart	157	Das trübe Bild. Gedicht von Erna Heinemann-Grautoff	388
Wilhelm Kreis. Von Carl Meißner	193	Die Sünde. Novelle von Victor Fleischer	389
Ein Lied. Von Marie von Ebner-Eschenbach	205	Zuversicht. Gedicht von Max Wittrich	401
Ein Student der Menschheit. Der Dichter und Bauer Emil Gött. Von Dr. Gustav Manz in Berlin	206	Frühling am See. Gedicht von J. R. Bach	404
Der Graf von Gleichen. Eine heitere Erzählung von Paul Quensel	213	Feldengrabbmäler. Von Dr. Richard Büchner in Berlin	405
Die Uhr wird schlagen. Gedicht von Otto Niemasch	224	U-Boote. Von Georg Schulze-Bahlke	418
Neuzeitliche deutsche Holschnitte. Von Dr. Robert Corwegh in Leipzig	225	Maingebot 1915. Gedicht von Waleka Cufig	430
Wie urteilen wir über die Heilsarmee? Von D. Dr. Schian in Gießen	235	Ein Kamerad. Gedicht von Heinrich Versh	441
Die Schwerter hoch! Gedicht von Wolfgang Schmidt	240	Zu Gott. Gedicht von Emil Hadina	447
Todesnachricht. Eine Vision von Wolfgang Schumann	241	Gibt ihnen Arbeit. Einige Worte über die Versorgung unserer Arbeitslosen und Kriegsinvaliden. Von Hans Ostwald	448
Von Toten. Gedicht von Käthe Cajetan-Milner	243	Der Kriegsfreiwillige. Skizze von Georg Krüger	452
Der Krieg in der neueren philosophischen Ethik. Von Dr. Paul Feldkeller	244	Junger Reiter. Gedicht von Leo Sternberg	453
Dämmerstunde im Felde. Gedicht von Walter Flex	250	Deutschland. Von Prof. Dr. Robert Vetsch	460
Kriegenselbst. Von Dr. Stephan Reule von Stradonitz	257		

Namen- und Sachregister

1870 und die französische Literatur. Von Dr. Eugen Verch	78	Eiserner, Das. Gedicht von Elisabeth Meinhard	361
Aus roter Erde in blaues Land. Gedicht von Margarete Windthorst	21	Eiserner Kreuz, Das. Von Ilse Franke	149
Bahnwärter, Der. Gedicht von Wilhelm Schmidtbonn	72	Eitner, Ernst. Von E. J. Kullberg	23
Bauerngebet. Gedicht von Wilhelm Pennemann	301	Fahne der Wallonen, Die. Roman von Ranny Lambrecht 1, 164,	309
Bismarck. Von Richard Graf Du Moulin-Eckart	157	Frühling am See. Gedicht von J. R. Bach	404
Vitschriftenlinie des Alten Fritz, Vor der. Gedicht von Kurt von Rohrscheidt	355	Gibt ihnen Arbeit. Einige Worte über die Versorgung unserer Arbeitslosen und Kriegsinvaliden. Von Hans Ostwald	448
Briefe eines Feldgeistlichen. Von R. J. Cercha	290	Gold und Reichsbank. Von W. Michele	357
Dämmerstunde im Felde. Gedicht von Walter Flex	250	Gött, Emil. Von Dr. Gustav Manz	206
Von Toten. Gedicht von Käthe Cajetan-Milner	243	Graf von Gleichen, Der. Von Paul Quensel	213
Deutschen Kulturfundung in der Welt, Des. Von Joseph August Lux	266	Heerlager, Das. Gedicht von Leo Sternberg	372
Deutschland. Von J. D.	55	Heilsarmee? Wie urteilen wir über die. Von D. Dr. Schian	235
Deutschland. Von Prof. Dr. Robert Vetsch	460	Feldengrabbmäler. Von Dr. Richard Büchner in Berlin	405
Die Schwerter hoch! Gedicht von Wolfgang Schmidt	240	Heroen, Verschiedene. Von Eberhard König	95
Die Uhr wird schlagen. Gedicht von Otto Niemasch	224	Hoch über dem Sturm. Von Kurt Rühlert	73
Von Juans Erlösung. Roman von Arthur Brausewetter	96	Holschnitte, Neuzeitliche deutsche. Von Dr. Robert Corwegh	225
Ein Lied. Von Marie von Ebner-Eschenbach	205		

Digitized by Google

Erste

Antigone und Egmont -- »Väter« von Ernst Vogel --
 »Sönke Erichsen« von Gustav Trensen -- »Berg Lyvind
 und sein Weib« von Johann Sigurjonsson -- »Scherz« und
 Lustspiele: »Der politische Kannegießer« von Holberg;
 »Schluck und Jau« von Gerhart Hauptmann; »Der
 Scharmonte« von Karl Sternheim 435

Das Reich der Frau. XXXII

Der Geist der Mütter. Von Hedwig von Soyters . . . 402

Kunstblätter und Einschaltbilder

März:

Bauer, Karl: Herzog Albrecht von Württemberg.
 Eitner, Ernst: Holsteinisches Bauernhaus -- Frühlingsabend.
 ter Hell, Willy: Märkische Landschaft.
 Koch-Zeuten, R.: Kirchtag.
 Pinet, Carl: Kinderkopf.
 Seifert, Victor H.: Gruppe vom Wilhelmsdenkmal in Dönnemitz.
 Stöwer, Willy: Die Emden bringt einen britischen Handels-
 dampfer auf.
 Thiele, Otto: Berliner Blumenmarkthalle.
 Wandschneider, Wilhelm: Pionier Klinke.

April:

Achenbach, Oskar: Gifflamm bei Meran Sonntagsmorgen
 in Klausen.
 Betke, Hermann: Madonna am Chiemsee.
 Hamacher, Alfred: Der kleine Klaus-Günter.
 Lederer, Hugo: Bismarckdenkmal in Hamburg.
 Lenbach, Franz von: Fürst Bismarck.
 Rhein, Fritz: Damenbildnis.
 Schels, Maximilian: Aprilmorgen im Wilden Kaiser.
 Wille, Fritz von: Wenn der Schnee schmilzt.

Mai:

Andresen, Romanus: Büste des Generalfeldmarshalls von
 Hindenburg.
 Giese, Marie: Fahrenweibe im Städtchen.
 Rudendorff, Generalleutnant.
 Meß, Alois: Im Mai.
 Mohn, Paul: Spaziergang im Vorfrühling.
 Rajch, Otto: Hoffmann von Fallersleben.
 Schildknecht, Georg: Bauernfrau mit Pelzhaube.
 Stern, Max: Königsallee im Mai.
 Uhl, Josef: Goldene Zeit.
 Volkmann, Hans von: Am Wiesbüchlein.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Michele, W., in Einbeck i. W., 357. Bach, R. J., in Rheydt, 404. Bittrich, Max, in Freiburg i. Br., 77, 293, 401.
 Blüthgen, Victor, in Berlin, 298. Brausewetter, Arthur, in Danzig, 96. Bürner, Richard, Dr. phil., in Berlin, 405. Cornegg,
 Robert, Dr. phil., in Raunhof b. Leipzig, 225. Cusig, Valeska, in Güstrow i. M., 430. Du Moulin-Eckart, Richard Graf,
 Professor, in München, 157. Döfel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 55, 132, 343. Ebner-Eschenbach, Marie von,
 in Wien, 205. Enking, Ottomar, in Dresden, 38. Feldkeller, Paul, Dr. phil., in Schönwalde i. d. M., 244. Fleischer, Viktor,
 Dr. phil., in Wien, 389. Flex, Walter, Dr. phil., in Eisenach, 1. J. im Felde, 250. Franke, Ilse, in Berlin-Lichterfelde, 149.
 Freimark, Hans, in Berlin-Schöneberg, 263. Gramsom, Otto, Professor, in Charlottenburg, 366. Habina, Emil, in Krakau,
 447. Hamecher, Peter, in Wilhelmshagen i. d. M., 67. Heinemann-Grautoff, Erna, in Berlin, 388. Hirth, Friedrich, Professor,
 in Wien, 384. Jung, Moriz †, 144, 442. Reule von Stradonitz, Stephan von, Dr. phil., in Berlin-Lichterfelde, 257. Kluge,
 Friedrich, Professor, in Freiburg i. B., 362. König, Eberhard, in Hermsdorf i. d. M., 95. Krüger, Georg, Präpositus, in
 Stargard i. M., 452. Rüdler, Kurt, in Hamburg, 73. Rullberg, E. J., in Hamburg, 23. Runze, Kurt, Dr. phil., in Frank-
 furt a. M., 35. Lambrecht, Ranny, in Haaren b. Aachen, 1, 164, 309. Pennemann, Wilhelm, in Köln, 301. Perch, Eugen,
 Dr. phil., in München, 78. Perch, Heinrich, im Felde, 441. Lorenz, Felix, in Berlin-Wilmersdorf, 56. Lucka, Emil, in Wien,
 299. Lux, Joseph August, in München, 266. Mauz, Gustav, Dr. phil., in Berlin, 206. Meinhard, Elisabeth, in Ronitz, 361.
 Meißner, Carl, in Dresden, 193. Metzger, Max, Professor, in Lübeck, 337. Natter, Ottilie, in Gmunden, 85. Ostwald, Hans,
 in Berlin-Zehlendorf, 448. Petsch, Robert, Professor Dr., in Posen, 460. Quenjel, Paul, in Weimar, 213. Riemasch,
 Otto, in Charlottenburg, 224. Rohrscheidt, Kurt von, in Merseburg, 355. Roloff, Gustav, Prof. Dr., in Gießen, 150, 302, 454.
 Sadke, Margarethe, in Rostock, 289. Schade, Maria, in Königsberg i. Pr., 141. Schian, Martin, Prof. D. Dr., in Gießen, 235.
 Schmidt, Paul Ferd., Dr. phil., in Berlin, 373. Schmidtbonn, Wilhelm, in Murnau, 72. Schumann, Wolfgang, in Dresden-
 Blasewitz, 241. Schulze-Wabke, Georg, in Berlin, 418. Soyters, Hedwig von, in Rosenhof b. Lindau, 402. Sternberg,
 Leo, in Rüdelsheim, 308, 372, 453. Striffler, Leo, Professor, in Wien, 294. Unger, Hellmuth, in Dresden, 34. Windthorst,
 Margarete, in Halle i. W., 21. Wunderlich, Bruno, in Dresden, 84. Zech, Paul, in Berlin-Wilmersdorf, 269. Zimmermann,
 Richard, Professor Dr., in Lübeck, 53.





IV. *Conclusions* 10

Mathematical models of the human eye have been developed for the purpose of predicting the visual response of the human eye to a given visual stimulus. The models are based on the principles of optics and the physiology of the human eye.

A. *Visual Response of the Human Eye*

The visual response of the human eye is a function of the visual stimulus and the characteristics of the human eye.

B. *Visual Response of the Human Eye*

The visual response of the human eye is a function of the visual stimulus and the characteristics of the human eye. The visual response of the human eye is a function of the visual stimulus and the characteristics of the human eye. The visual response of the human eye is a function of the visual stimulus and the characteristics of the human eye.

REFERENCES

1. W. S. Stiles, "The visual response of the human eye," *Proc. R. Soc. London, Ser. A*, vol. 106, pp. 1-25, 1924.
2. W. S. Stiles, "The visual response of the human eye," *Proc. R. Soc. London, Ser. A*, vol. 106, pp. 1-25, 1924.
3. W. S. Stiles, "The visual response of the human eye," *Proc. R. Soc. London, Ser. A*, vol. 106, pp. 1-25, 1924.
4. W. S. Stiles, "The visual response of the human eye," *Proc. R. Soc. London, Ser. A*, vol. 106, pp. 1-25, 1924.
5. W. S. Stiles, "The visual response of the human eye," *Proc. R. Soc. London, Ser. A*, vol. 106, pp. 1-25, 1924.
6. W. S. Stiles, "The visual response of the human eye," *Proc. R. Soc. London, Ser. A*, vol. 106, pp. 1-25, 1924.
7. W. S. Stiles, "The visual response of the human eye," *Proc. R. Soc. London, Ser. A*, vol. 106, pp. 1-25, 1924.
8. W. S. Stiles, "The visual response of the human eye," *Proc. R. Soc. London, Ser. A*, vol. 106, pp. 1-25, 1924.
9. W. S. Stiles, "The visual response of the human eye," *Proc. R. Soc. London, Ser. A*, vol. 106, pp. 1-25, 1924.
10. W. S. Stiles, "The visual response of the human eye," *Proc. R. Soc. London, Ser. A*, vol. 106, pp. 1-25, 1924.



Carl Liner: Kinderkopf

Das ist ein Bild eines Kindes, das in der Natur geboren ist.

Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düssel

Band 118. I **März 1915**

Die Fahne der Wallonen

Ein Kriegsroman aus Belgien von Nanny Lambrecht



on den Lütticher Forts herab brüllte es in den sonnheißen Augustmorgen.

In der Rue Sainte-Foy sprengten berittene Ordonnances die Straßen hinauf, hinab, Karabiniers mit halbhohen Zylinderhüten und den Hahnsfedern, Jäger mit dem gelben Flügelhorn, auch Bürgerwehr in eiligem Schritt mit den langen Pastorenröcken. All dies geheizte Treiben lenkte nach dem einen Ziel, dem Hause in der Rue Sainte-Foy, wo der Generalstab untergebracht war: General Léman, der Kommandant von Lüttich, mit seinen Offizieren.

Ein Zimmer hofwärts im Zigaretten dampf. Man blättert in biden Aktenstößen. An einem langen dunkelgebeizten Tische sitzen zwei Offiziere. Die Federn fliegen über den Aktenbogen. Der Adjutant Marcel de Pont-Neuve ist es mit Leutnant Jehotté. Den jungen, schmalen Kopf des Adjutanten umspielen die Rauchringel des Zigaretten dampfes. Die ringgeschmückte Hand gleitet durch das gelichtete Haar.

So — fertig! Ein paar Zeilen auf ein Kärtchen, und nun sehen, wie man's durch den Fortgürtel schmuggelt.

»Eh, Sie, Jehotté! Sie wissen ja, wo Schloß Sainte-Barbe liegt, hein?«

»Schloß Sainte-Barbe? Mal nachden-

ken ... Ah, das verwunschene Waldschloß mit der etwas — Pardon! — stumpfsinnigen Heiligenfigur am Türmchen? Nicht weit von unsern Drahtverbauen, auf Visé zu, wo die deutschen Knallbüchsen ein wenig Lärm machen. Haben Sie ein 'Hühnchen' durchzuschmuggeln?«

Der Adjutant stieß den Zigaretten dampf durch die Nase und schob das Kärtchen in den Umschlag. »Parbleu! Ja, so was Ähnliches. Muß ihr Nachricht zukommen lassen, solange uns die Deutschen noch ein Schlupfloch offenlassen. Stehen an der Ostfront; wie? Dann haben wir über Bivegnis noch freie Passage. Unsere Ingenieure sollen ja wohl noch durch?«

»Ja, heute nacht.«

»Machen Sie mit?«

»General hat noch nichts bestimmt.« Ein schneller Seitenblick nach der Verbindungstür begleitete die Worte.

»Wenn ja, vertraue ich Ihnen meine kleine Affäre an.« Der Adjutant warf dem Leutnant mit fast graziöser Handschwenkung das Kärtchen zu.

Jehotté überflog die Adresse: Baroness Yvonne de Pont-Neuve-Vanuiden.

»Ah — verwandt?«

»Die flämische Linie. Wir zweigen in vier Linien ab, genannt die Pont-Neuve des quatre bras. Ich habe die Ehre, der

französischen Linie anzugehören, Cousin un-
sers Ministers Broquville, der ja auch fran-
zösischer Abstammung. Aus der walloni-
schen Linie nur noch ein Überbleibsel, unsre
liebe, uralte d'Uvinge, auch in Schloß
Sainte-Barbe. Und dann — morbleu! —
die deutsche Linie. Miserable Linie, geht
bei Guillaume II. zu Hof.»

»Still!«

»Was da?«

»Die Leute draußen schreien.«

»Ja, man kann nicht arbeiten.« Der Ad-
jutant tunkte die Feder ein und spie den
Stummel seiner Zigarette aus.

»Marchand!«

Ein barscher Ruf aus der Verbindungs-
tür. Die Köpfe der Herren schnellten auf.
Der Adjutant gab den Ruf weiter: »Mar-
chand!«

Die Ordonnanz erschien in der Tür. Ein
Wink nach der Verbindungstür hinüber:
»Der General ruft.«

»Marchand! Die Leute draußen zur
Ruhe bringen, man kann nicht arbeiten!«

Und der Adjutant: »Marchand! Den Leu-
ten draußen das Maul stopfen, man kann
nicht arbeiten.« Wieder warf er die Feder
weg. »Man kann wahrhaftig nicht arbeiten.
— Jehotté, also heute nacht?«

»Ja, heute nacht.«

»Daß man in Bivegnis durchkommt,
glaube ich ja, aber auf dem Schloß?«

»Werden wir eine Signalstation ein-
richten. General hat's befohlen.«

»Die Rote-Kreuz-Fahne weht auf dem
Schloß.«

»Desto besser.«

»Ist gegen das Völkerrecht, Jehotté.«

»C'est la guerre.«

»Mir schon recht, aber der Baron?«

»Nirb und muß wie ein guter Patriot
handeln.«

Die Verbindungstür flog auf, der kleine,
schwächliche General mit den nervös bli-
genden Augen und der gefurchten Stirn erschien.

»Major Laroche?«

Die Herren sprangen auf; der Adjutant
schob sofort hinaus. Hastig trat General
Léman in sein Arbeitszimmer zurück. Man
sah seinen Mitarbeiter, Hauptmann Bonnie,
am Fernsprecher. Er rief den Großen Ge-
neralstab an.

»Major Laroche nicht da? Major La-
roche soll sofort zum General kommen!«

Durch die Gänge schwirrte der Ruf. Die
Türen standen offen. Man rannte anein-
ander vorbei. Eine Unruhe, eine Hast —
was war los?

Der Major am Ende des Ganges stürmte
die Treppe herauf. Da knallte es auch
schon los, eine Salve, eine ganze Petarde.
Ein rasender Tumult. Plötzlich. Nicht vor
der Kommandantur. Am Gangfenster flat-
terte es vorüber — Sacrebleu! Was ist
das? —, schwebte, wehte — schwarzweißrot
— eine preussische Fahne! — Hölle und
Teufel! — Schüsse — Zwei preussische
Offiziere, sechs Mann — dicht vor der Kom-
mandantur ... Ein Schuß in die Haustür.
Marchand stürzt in den Gang: »Die Deut-
schen sind da!« Er bricht zusammen —
Blut rinnt ihm aus dem Hals. Hurra brau-
gen. Hurra! Hurra! Ist die Welt aus
den Fugen? Ist man verrückt? Die Deut-
schen in der Stadt? Wie vom Himmel ge-
fallen ... Gendarmen stürmen heran.

Die Haustür kracht zusammen. Hurra
im Hause der Kommandantur. Sacredieu!
Der General — den General retten!

Der Major rannte durch die Türen. Der
Entsetzensruf drang dumpf durchs Haus:
»Die Deutschen! Die Deutschen!«

Der General erschien in der Tür seines Ar-
beitszimmers. »Major, einen Revolver her!«

Der drängte ihn zurück. »Mein General,
Sie werden niedergemacht!«

»Ich hoffe ein Gleiches zu tun, solange ich
noch Atem habe.«

»Sie dürfen Ihr Leben nicht aufs Spiel
setzen!« Der Major, der ihn um Kopf-
länge überragt, schob ihn durch die Zimmer, die
Hofstreppe hinunter.

Hauptmann Bonnie, noch am Fernsprecher,
schrie hinein: »Diable! Die Preußen sind
da —« Er sprang einen fliehenden Sol-
daten an, entriß ihm den Revolver und
stellte sich dem andringenden Tumult ent-
gegen. Da sah er, daß die preussischen Offi-
ziere ihrer Mannschaft voran dem fliehen-
den General nacheilten, die Treppe hinunter
in den Hof.

Er schoß hinter ihnen her. Da — im
Lärm des Ganges die fürchterlichen Bären-
mühen — zwei belgische Gendarmen, mit
ihnen der Adjutant und Jehotté. Schüsse,
Geschrei. Und wieder Schüsse von der
Treppe her. Fensterklirren, Scherben —
flüchtendes Volk in den Straßen.

Der Adjutant riß ein Fenster nach dem Hofe auf, sah den Major mit dem fliehenden General, pfiß, rief sie an und wies nach einer niederen Mauer, die in das Nebengelände einer Waffenfabrik führte. Der Major packte den schwächtigen General, drängte ihn über die Mauer, kletterte nach — verschwunden war er.

In den Hof hinein trachten die Schüsse, auch aus den Fenstern ringsum. Die Preußen tauchten auf der Mauer, auf den Dächern auf. Einer stürzte herab, schlug hart auf das Pflaster des Hofes. Eine Bärenmütze aus dem Fenster, Gewehr an der Wade, zielt auf den preußischen Offizier, der die Mauer erkletterte. Paff! sauste ihm eine Kugel in den Kopf, schlaff hing der Oberkörper übers Fensterbrett. Die Preußen auf der Mauer! Holt die Preußen von der Mauer herunter! Schuß auf Schuß ... Ist da noch einer? Da — bort — ein Offizier entkommen — der andre? Ha, vive! — er schleppt sich verwundet nach dem Schuppen — ihm nach!

Auf dem Pflaster des Hofes zuden die Leichen. Blutlachen. Rauchende Revolver. Die kühnen Preußen! Aufgerieben bis zum letzten Mann. Neben ihnen die toten Genbarmen. Ein verwegenes Soldatenstück.

Der tollkühne Handstreich auf Lüttich.

Jenseit der Mauer steht ein Arbeiterhäuschen. Eine Hand lüftet vorsichtig den Vorhang. Der flüchtende General fand hier Zuflucht.

In der Kommandantur rasselt ununterbrochen das Telephon. Der Große Generalstab läutet an, der Große Generalstab ist konsterniert. »Die Deutschen sind da!« schrie es dem Generalstab aus dem Hörrohr entgegen, und dann weiter nichts mehr als Schüsse, Schüsse. Und der Generalstab, der fünfundsiebzig Kilometer entfernt von dieser Tragödie sitzt, weiß nicht, was plötzlich in Lüttich vorgeht.

Trrrinkinkinkint! ... Der Adjutant am Apparat. »Hier Kommandantur Liège! Habe die Ehre, zu melden, daß ein heftiger Angriff der Deutschen auf die Festung mit Bravour von uns zurückgewiesen wurde.«

»Ah, bravo! Bravo! Werde es sofort dem König melden.«

In den Gängen tönen laute Stimmen, scharrende Schritte. Das schnelle, erregte

Sprechen des Generals. Seine Getreuen glückwünschend um ihn. Sein Adjutant kommt ihm entgegen, führt ihn an das offene Fenster. Im Hofe drunten die Gefallenen, die tapferen Feldgrauen; ihre Körper zuden nicht mehr, die Blide sind verglast, die Helme liegen zerstreut umher.

Des Generals unruhig jagende Blide haften auf ihnen. »Die ersten Deutschen, die wir sehen, sind — Leichen. Eine gute Vorbedeutung, meine Herren.« Er ging ihnen in kurzen, schnellen Schritten voran und nahm sie mit in sein Arbeitszimmer, auch Jehotté winkte er mit sich. In seinem lebergelpolsterten Schreibtischfessel nahm er Platz, kreuzte die Beine und suchte in den Taschen nach seinen Zigaretten, als wolle er nun seiner Umgebung einen Beweis seiner völligen Ruhe und Kaltblütigkeit geben. Aber seine Zigarettenschachtel lag vor ihm auf dem Schreibtisch, und er bemerkte es nicht. Und keiner der Herren machte ihn darauf aufmerksam. Der General war sehr, sehr aufgeregt, aber wenn der General es nicht bemerkt haben wollte, konnte man ihm den Gefallen tun.

Der Adjutant schob ihm seine eigne Zigarettenschachtel zu. Der General nahm hastig, der Major hielt ihm das brennende Zündholz hin. Und da er es nach dem Gebrauch wegwerfen wollte, erbat es sich der Adjutant und legte es in seine Brieftasche. »Auch dieses winzige Ding da wird sein Zeugnis ablegen, wenn einmal die Geschichte dieser Stunde niedergeschrieben wird.«

Der General legte sich in den Sessel zurück. »Sprechen wir es als das aus, was es ist: diese Tat der Preußen steht einzig da in der Kriegsgeschichte.« Sein Blick ging scharf in die Runde. »Wir haben einen tapferen Feind vor uns, meine Herren. Es ist nicht die Karikatur, an die wir uns gewöhnt haben: der Speck- und Sauerkrautfresser, der durch den Revolver seiner Offiziere in den Kampf getrieben wird. Tant mieux! So wird es der belgischen Armee nur zur größeren Ehre gereichen, diesen Feind ein paar Wochen vor unsern Forts aufgehalten zu haben, bis der Entschluß nachrückt. Aber Dinge wie soeben dürfen nicht mehr vorkommen. Unser Aufklärungsdienst ist schlecht. Wir fühlen uns zu sicher. Das ist nicht gut, das ist absolut nicht gut.

Man weiß in diesem Augenblick nicht, ob nicht unsre ganze Exkursion diese Nacht in Frage gestellt ist.«

Das Telefon rasselte. Hauptmann Bonnie sprang an den Apparat.

Jehotté sagte, zum General gewandt: »Mein Kolonel hat sofort Befehl gegeben, von der Zitabelle aus nach Vivegnis hin Patrouille auszusenden, außerdem eine Abteilung vom 12. Infanterieregiment und bewaffnete Bürgerwehr zur verschärften Brückenwache.«

Hauptmann Bonnie kam zurück mit der Meldung, daß in Vivegnis alles ruhig sei, kein Feind im Gelände.

Der General warf die Zigarette weg. »Dann darf nicht mehr länger gezögert werden. Nicht zur Nacht — sofort müssen die Herren bis zum Schloß durchzukommen versuchen. Wir müssen vom Schloß aus über die Absichten des Feindes benachrichtigt werden. Der Umstand, daß dort ein Lazarett ist, kommt uns zugute. Man wird manches über feindliche Aktionen oder auch durch herumgesprochene Gerüchte erfahren, was uns die Flieger nicht zubringen können. Sind die Ingenieure zur Stelle?«

»Augenblicklich sitzen sie auf der Zitabelle.«

»Interniert?«

»Zur Vorsicht. Ein unüberlegtes Wort könnte die ganze Sache in Frage stellen.«

»Haben Sie über die nähere Ausführung nachgedacht, Kolonel?«

»Wie mein General sagte: in Verkleidung deutscher Offiziere.«

»Eh bien?«

»Ein Rotes-Kreuz-Auto, ein deutscher Offizier bringt einen verwundeten Kameraden nach dem Schloßlazarett.«

»Und die Ingenieure?«

»Als bewaffnete Begleitmannschaft neben dem Chauffeur.«

»Sind die Uniformen beschafft?«

»Die Monturkammer verfügt ja über ein ganzes Regal feindlicher Uniformen.«

»Welches Regiment?«

»Aus der Aachener Garnison. 1. Rheinisches Infanterieregiment Nr. 25, genannt: die Lühower.«

»Non, non, das ist zu gefährlich. Aachener Offiziere sind doch Kasinokameraden, kennen sich —«

»Fusaren?«

»Oui, oui, nehmen Sie Fusaren! Major, Sie müssen mit, Sie haben deutsche Statur. Sprechen ja auch deutsch?«

»Geläufig; ebenfalls Jehotté.«

»Pont-Neuve muß auch mit — wegen des Barons. Hat aber absolut keinen deutschen Akzent.«

»Er sei der Verwundete.«

»Sehr verwundet, todtumm.«

Der General erhob sich. »Morgen früh erwarte ich die Herren wieder zurück.« Er winkte ihnen mit der Hand zu und ging.

Die Herren standen mit langen Gesichtern beisammen. Der Major sagte: »Soll heißen: Haut euch heute durch und seid morgen früh mit prompter Meldung und heiler Haut zur Stelle!«

»Und General braucht nur einmal dazwischen zu schlafen,« nälte der Adjutant durch die Zähne.

Der Hauptmann sah ihn von der Seite an. »Ei, parbleu! Glauben Sie, daß der General schlafen wird?«

»Wenn ich General wär', würde ich es. Vielleicht ist die Auszeichnung vom König für ihn schon unterwegs.«

Der Major neigte sich ihm zu. »Mein lieber Pont-Neuve, in acht Tagen versprochen die Franzosen in Lüttich zu sein — in vier Tagen sind die Deutschen nun hier.«

»Eh bien?«

»Monsieur, ich meine, die Auszeichnung käme zu früh.«

»Par exemple! So denkt kein guter Patriot.«

Der Major redete sich auf: »Es gibt heute in Belgien keinen einzigen schlechten Patrioten, Monsieur.« Er grüßte und ging eilig davon. Kaum daß ihm der Hauptmann noch nachrufen konnte: »Um fünf Uhr in der Zitabelle!«

Die andern Herren eilten in ihre Arbeitszimmer, stülpten die Röppis auf und gürteten den Degen um. Die Fenster waren durch die Schüsse zertrümmert. Ein weiterer Blick öffnete sich auf die Gelände der Waffenfabrik. Man sah Militär, Arbeiter, Frauen, die Bündel von Gewehren schlepten. Und weiterhin den Hügel hinauf Vivegnis, im Hintergrunde die ragende Zitabelle.

Jehotté schloß seinen Schrank zu und sprach zu Pont-Neuve hinüber: »Sie haben also angenehme Okkasion, Ihr 'Hühnchen' selber zu überbringen.«

»Falls ich nicht als Leichnam anlange, s'il vous plait.«

»Als Verwundeter stehen Sie ja unter der Genfer Konvention,« scherzte Jehotté.

Sie traten auf die Straße hinaus. Angstliche Gesichter überall. Man umringte die beiden Offiziere, man wollte wissen, ob Gefahr vorhanden sei. Ein Trupp eilte fluchtähnlich nach dem Maastai zu.

Aus den Häusern stürzten andre, kopflos, atemlos, vor Schreden weinend. Bürgerwehr trieb sie zurück. »Hinein in die Häuser! Verschließt die Häuser! Fensterläden runter!«

Da rasselte es, da knarrte es in den Straßen, an den Häusern. Fenster zu, Läden zu. Die Leute flüchteten in die Keller. Ausgestorben, leer das ganze Stadtviertel über der Maas.

Ha! Man wird sie schon herauslöten. Regimentsmusik. Das Blech dröhnt. Los — nach dem Lambertusplatz! Militärkonzert, ha! Lustig, immer lustig! Irrrom-tomtom, Zimtäterim ...

Ein Wachtposten am Justizpalast lacht und nickt den scheu Vorübergehenden zu. Da bleibt man stehen, da drängt man sich zu Gruppen zusammen, da atmet man auf, und da lacht man. Ha! Lustig, immer lustig! Lüttich, die fröhliche Ballonenstadt, die sorglose, tändelnde. Die kleinen Mädchen spielen wieder rund um den Platz und lehnen an dem Zeitungskiosk, die kleinen Mädchen mit den frisierten Köpfen.

Zeitungsausrufer mit gellenden Stimmen. »Le Soir! — L'étoile belge! — Le petit bleu! — Revolution in Berlin! — Aachen verwüstet! — Köln überschwemmt! — Guillaume II. verübt Selbstmord!« ... Irrromtom ... Zimtäterim ... Bum! Krach! Feuer und Tosen an den Außenforts ... Surrurr ... ein Flieger in den dunstweißen Lüften. Die Gesichter schnellen auf, die bleichen Gesichter. Ein deutscher Flieger —? Um der Liebe Gottes willen!

Man hält sich den Kopf, man drängt an die Mauern. Die Männer stürmen aus den Häusern. Revolver zur Hand. Arm hoch — Paff! Frauen neben ihnen — schießen in die Luft. Knaben in kurzen Hosen nesteln unter der Weste ihre Revolver zu drei Frank fünfzig heraus ... Paff! ... Halt! Ein französischer Flieger! »Ah salut! Stolz der Pilot, nach Berlin!« Revolver in

die Tasche, es ist kein deutscher Flieger, wie könnte auch ein deutscher Flieger es wagen? Lüttich ist die Waffenkammer, Lüttich ist die Hölle. Ah, sie werden sich an unsern Forts die Kartoffelnasen einrennen, die Barbaren, die Uhrendiebe! ... Musit! Hepp allez!

Marcel de Pont-Neuve hatte seine dienstliche Stube in einem Weißwarengeschäft der Straße Sainte-Foy, seine eigentliche Wohnung in der Nähe des verkehrsreichen Lambertusplatzes, der Rue de Salamandre.

Er überschritt den weiten Platz. Die Musit lodte noch. Dann eine blechdröhnende Marschweise: die Nationalhymne, die Brabançonne. Alles sang mit. Mit Schwung und Armschwenken sangen sie.

Die kleinen Mädchen riefen den vorübergehenden Offizier an: »Zieh deinen Degen und halte eine Ansprache, petit Napoléon!«

Er warf ihnen aus halb zugetniffenen Augen Blicke zu. »Es geht nicht, Mibinettes, es geht wirklich nicht, ich muß erst fünfzig deutsche Köpfe abhauen.«

»O Kolonel, schide sie uns, wir machen dir einen delikaten Fleischsalat daraus! Also schide sie uns!«

»Ah, non! Mibinette muß sie holen kommen.«

»Auch gut. Wo wohnst du, Napoleon?«

»In Salamandre —«

»Ah, tiens! Wo die russischen Studenten wohnen.«

Ein Auflauf nebenan an der Place verte. Die Mibinettes eilen dorthin. Ein Spion! Wo? Sturm auf das Hotel du Phare. Wo? Ein deutscher Kellner — Die Frauen freischen, ballen die Hände — Flüche — Alarm — Alarm — Kinder wimmern am Boden. Pferdegetrappel. Genbarmen.

Der Adjutant stieg das Gäßchen hinauf, von dem die Rue de Salamandre abzweigt. Eine stille, saubere Straße, die Häuser fest verschlossen. Und dort das modern gebaute Haus der Studentenwitwe. Am Hochparterre sind die Vorhänge herabgelassen.

Der Adjutant schellte. Es gellte durchs stille Haus, aber niemand ließ sich sehen. Er klopfte an das Drahtfenster der Küche. Niemand. Er stieß seinen Degengriff gegen die Haustür und horchte. Hinter dem Draht am Küchenfenster ein Rispeln, und das runde, gentile Gesicht der Witwe mit dem gewellten, graumelierten Scheitel wird sichtbar. »Sind Sie es, Monsieur de Pont-

Neuve?« zwitscherte es hinter dem Drahtfenster. »Ach, bitte, gehen Sie wieder fort; ich kann Sie nicht hereinlassen.« Er trat dicht heran. Und da flüsterte sie: »Die russischen Studenten wollen es nicht —« Er wollte losfluchen. Da winkte ihre rundliche Hand hinter dem Draht: »Still, still! Sie lauern droben hinter den Fenstern auf die Deutschen; sie sind bewaffnet.«

Jetzt fluchte Monsieur de Pont-Neuve wirklich, drohte, er würde die ganze Bande füsilieren lassen, wenn sie nun nicht sogleich den Riegel zurückschiebe. Da ächzte sie mühsam auf Gitzjohlen aus der Küche heraus und öffnete.

Pfeifend trat der Adjutant in sein Zimmer. Zum Pfeifen war die Sache ja nun freilich nicht. Ein Abenteuer, das mit einem Schuß vor den Kopf enden konnte. Bien, wenn es sein muß, hat man auch Courage. Und schließlich kam man nun mal aus dem schlaffen Leben heraus. So ein Krieg regt doch etwas auf. Ganz nett regt er auf. Man glaubt fast, man hat — ja wahrhaftig, man hat Herzklopfen. Sehr hübsches Gefühl. Seit er auf Kriegsschule ging, hatte er schon kein Herzklopfen mehr. Das kommt davon, das kommt davon ... Er pfeift es, er summt es. Und sucht und ordnet da manches in den Schubladen. Briefe, Bilder — man kann nicht wissen. Man will schließlich nicht seinen Nekrolog mit schlechter Wäsche in der Hinterlassenschaft verunreinigen. Er steckt die Bilder in die Ofenröhre. Kommt er wieder, dann holt er die lächelnden Fragen aus dem Kienruß heraus. Kommt er nicht wieder, dann haben sie hier ein anständiges Krematorium. Er griff nochmals in die Ofenröhre und nahm eins der Bilder wieder heraus. Nein, dieses nicht. Eine Baronesse legt man nicht zu Midinetten. Also in die Brusttasche, mitten aufs Herz, auf das klopfende Herz. Komisch! Er hat gar nicht die Empfindung, als ob Baronesse dort behaglich liege. Ist ja sonst wie geschaffen zu ihm. Feines durchgeistigtes Gesicht, wie Marmor, mit Abelslinien. Ein lebenswürdiger Mund, warme, dunkle Augen, reine, strahlende Augen, noch keine Leidenschaft darin. Das braune Haar fast zu schwer auf dem zarten Kopfe. Und überstrahlend auch die Gestalt, wie ein Strich. Pariser Schönheit. Sie könnte umbrechen wie ein Strohhalbm, wenn

man laut niest, dachte Marcel de Pont-Neuve und steckte das Bild ein.

Wieviel Uhr? Um fünf sollte er in der Zitabelle sein. Auf denn zur Monturkammer!

Diese Nacht liegt man entweder hinter der deutschen Front und starrt mit der toten Nase in den Mond, oder man wird Yvonne um einen Kuß bitten. Ein nie geküßter Mund, nichts auf dem Erdenrund so wonnig, so süß wie dies —

Droben im Toreingang zur Zitabelle wartete schon das Auto mit der Fahne des Roten Kreuzes. Jehotté als Chauffeur in eiliger, verschwiegener Geschäftigkeit.

»Hä la! Der Motor muß laufen.«

Ein Soldat kam mit der Benzintanne. Es tropfte zu Boden.

Jehotté tupfte dem Manne auf die Schulter. »Vorsicht, mon ami, dieser Krieg wird mit Benzin geführt.« Er lief unruhig in den Kasernenhof zurück, ein schlantes, düres Kerlchen, fast zappelig, aber brennend vor Begierde zum Kampf. »Ist Major Laroché noch beim Garnisonchef?«

Der Soldat wußte nichts; sie wußten alle nicht, was nun vorging.

Da lief Jehotté die Treppen hinauf, nahm gleich zwei Stufen jedesmal. Beim Chef traf er den Major und den Adjutanten. »Fünf Uhr passée.«

»Wir sind fertig.«

Die Herren nahmen die Papiere zu sich, Legitimationen mit dem Stempel einer deutschen Kommandantur, auch nachgedruckte Einberufungsscheine.

»Halt, noch die Passierscheine aus der Festung heraus!« rief der Major.

Sie lagen beiseite, beinahe vergessen.

Der Chef sagte, daß außerdem noch in Rivegnis und an die Wachmannschaft bis zum äußersten Fort Bescheid gegeben sei.

»Nun noch die Parole.«

Der Chef trat abseits und schrieb in die Handfläche; ein Wort schrieb er: Liberté. Er trat zu jedem, hielt ihm die Hand vor. Und jeder nickte, stumm, schweigend. Dann rief der Chef die Handflächen gegeneinander: verschwunden das Wort, das inhaltsschwere Wort, das fiebernd erdachte Wort, um das Belgien kämpfen will. Es hinterließ keine Spur, nicht einen Fetzen Papier für einen lauernden Verräter.

»Messieurs, die Stunde ist da. Sie ver-

langt von Ihnen vielleicht das Opfer Ihres Lebens. Und sie verlangt es schon im Anfang dieses unseligen Krieges, wo Sie noch von größeren Heldentaten träumen. Es hängt viel von dem Erfolge Ihrer Mission ab, vielleicht alles. Die Herren Ingenieure bleiben auf dem Schloß zurück. Sie, meine Herren Offiziere, sehe ich morgen früh wieder — oder nie mehr. Es lebe das unabhängige Belgien!»

»Es lebe das unabhängige Belgien!« scholl das Murmeln durch den Raum.

Der Chef reichte allen die Hand und sah ihnen nach.

Drunten ein Flüstern: »Apparate zur Stelle?«

»Alles verpackt unter den Sitzen.«

Keine Menschenseele in den weiten Höfen. Die Soldaten, sogar die Wache, in den Mannschaftszimmern. Die Torwache hielt bis zur Abfertigung des Autos ein Offizier.

Es war ein offener Wagen mit Halberbed. Unter diesem ward der Abjutant als Schwerverwundeter gebettet, eingehüllt in den Mantel, sein bleiches Gesicht in einem sachgemäßen Kopfverband.

»Was habe ich zu tun?« fragte er.

»Schlafen, schlafen, mon cher.«

Los furrte der Motor. Siebzig Kilometer Geschwindigkeit bis Vivegnis. Dann Vorsicht. Die Landstraße war teilweise aufgebrochen, die Bäume umgehauen und über die Straße gelegt. Sie mußten Feldwege nehmen. Der Major hatte die Generalstabskarte auf den Knien. Sie mußten auf die holländische Grenze zu, dort in einem Bogen nach der Ostfront der Festung und auf Visé zu, wo der Sturm der Deutschen auf die Forts einsetzte. Hier nördlich ins Land hinein war der Boden noch vom Feinde unberührt, keine Geschosse, wenig Drahtverhau.

»Halt!« Eine Kavalleriepatrouille tauchte aus dem Gebüsch auf. Mitten im Weg hielten drei Reiter.

Der Major wies die Passierscheine vor.

»Parole?«

»Liberté.«

»Passez!«

Los! Deutsches Fähnchen aufstecken. Ruckel andrehen. Raucht der Motor? Geschwindigkeitshebel. Neunzig Kilometer — hundert. Die Hügel fliegen, die Wälder treifen. Vorn am Wagen, hinten am Wagen

die flatternde weiße Fahne mit dem roten Kreuz. Ein Zug Reservisten von Brüssel her. Eine Munitionskolonne lagert auf der Landstraße, richtet die Abwehrkanone. Spähenende Blide in die Luft. Ein Flieger freist hoch in den Wolken. Bauerngespanne, einsame Gehöfte, die ragenden Eisengerüste der Telephonstationen. Was kommt denn dort heran?

Ein Wälzen und Schieben und Lärmen. Ein Trupp Menschen, ganz wirr, ganz trostlos. Sie schleppen Körbe, Kleiderbündel, schreiende Kinder auf dem Arm, halb nackt, die Frauen nur den Rock auf dem Hemd. Ein Wagen mit altem Hausrat, ein Greis, der das schnaufende Pferd lenkt. Und noch über die Felder läuft's, rennt's heran, aus den Höfen, aus den Dörfern, einer ruft's schredensbleich dem andern zu: »Die Deutschen! Die Deutschen!«

Über Zäune und Gräben steigen sie. Ein Mann mit einem quiekenden Schweinchen unterm Arm. Eine Frau mit Bettzeug und dem Kanarienvogel. Zwei Frauen, mit einem Waschkorb Küchengeschirr, schleppen sich müde, weinen, fluchen, drohen und stürmen gegen das Auto an, der ganze Trupp, die wirre Schar. Sie halten die Offiziere mit der grauen Uniform für Engländer. »Hilfe, Freunde! Die Deutschen in Visé! Sie schießen das Dorf zusammen. Ah, guter Gott! Lieber Gras fressen und in einer Höhle verhungern, als den Deutschen in die Hände fallen!«

Der Major winkt die Männer an den Wagen heran. Sie sollen berichten, was vorgefallen ist, wie weit die Deutschen vorgeückt sind. Aber sie sind wirr wie die Frauen. Visé wird beschossen, die Einwohner flüchten. Viele nach Holland hinüber, aber sie wollen gleich nach Brüssel hinauf, wo der König ist, denn wo der König ist, kann ihnen doch nichts mehr passieren. Ah, man hat's ihnen heimgezahlt, den Allemands, man hat vom Dach runter, von den Bäumen, aus den Kellern geschossen wie bei der Treibjagd des Grafen von Glanbern. Er, der's erzählt, hat selbst einen Offizier erschossen, gerad' als er die Leute von Visé um sich versammelte und ihnen in saublerem Französisch auseinandersetzte, daß sie sich ruhig verhalten sollten. Hã, jawohl. Knax — Bum! plakte ihm eins in den Rücken, und er fällt um — er fällt um,

sacridiu! Ja, und da hat man ihn, den Mann von Visé, den tapferen Wallonen, der sein Vaterland verteidigte, vom Dach herunterholen und an die Wand stellen wollen — hä, jawohl, er sprang über den Schuppen und fort ins Feld.

»Brav!« lobte der Major. »Ihr habt ihnen also in Visé die Betten nicht zu weich gemacht.«

»In Visé wird kein Allemand schlafen. Sie haben ihr Zeltlager vor Visé.«

»Ihr Zeltlager vor Visé,« wiederholte der Major. »Wo treffen wir die ersten Deutschen, mein Lieber?«

»Nicht weit mehr, sie schießen jetzt schon auf die Waffenfabrik.«

»Von Herstal?«

»Ja, ja.«

»Merci bien!«

»Keine Ursach.«

Die sonnheiße Landstraße hinauf lärmte der Zug weiter mit Karren, Kindern und Körben. Da hatte man schon die ersten Vorboten der anrückenden Deutschen. Vertriebene, Flüchtlinge, hinter ihnen brennende Häuser, Donner der Geschütze, Gewehrsalven, brüllendes Vieh in verlassenen Höfen.

Supp, Stoß. Die Straße ist aufgerissen. Ob von einer Granate? Nein, quer herüber aufgegraben. Versteufeltes Hindernisrennen. Noch solch ein Stoß, und der Reifen pläht. Aber Feldwege sind unmöglich. Alles ringsum ist verbarricadiert, von Granaten aufgewühlt. Und jetzt — da — dort drüben in der Wiese die ersten Deutschen in Sicht. Fernglas ans Gesicht. Ein paar Soldaten jagen den Hühnern nach. Und weiter drüben — fast scheint es eine Feldküche zu sein — ja, ganz deutlich die Zelte des Lagers. Parbleu! Jetzt in Positur. Auf Tod und Leben. Das Abenteuer beginnt.

Der Wagen schwankt, schlingert, steht. Diable! Jetzt hat man die Chose. »Schnell nachsehen! Bitte, die Herren Ingenieure.«

Ob man da nicht Dedung nehmen kann? Ein Hof drüben im Fedenweg. »Allez, Jehotté, den Bauer mit Gespann herholen!«

Jehotté läuft querfeldein.

Hinter einer hochwuchernden Hecke versteckt sich das Bauernhaus. Niemand ist in Sicht. Das Weidevieh steht unruhig in den Wiesen, jämmerlich brüllend, die Euter geschwollen. Stills, todsstill liegt das Haus hinter der

Hecke. Da sieht er, daß am Giebel das Dach eingestürzt ist. Er steht vor einem Bretterzaun, schwingt sich hinüber, springt ab — springt auf etwas — etwas Weiches — Dieu! Was ist das? Ein Mensch — ein Toter — der Bauer — starr offen die verglasten Augen — entsetzlicher Anblick. Die Pistole in der festgetrampften Hand. Eine sonderbare Waffe, unfertig, wie die Waffenfabriken sie in Heimarbeit geben, ohne Schaft, noch nicht brüniert, ein langer Lauf mit selbsttätiger Hülsenwalze. Fünf Schüsse, einer fiel noch.

Jehotté ging um das Haus. Die Augenmauern standen noch. Innen die Wände zusammengebrochen, das Haus wie ein leerer Kasten, nur mit Geröll angefüllt.

Langsam schritt Jehotté davon, den Kopf gebeugt, aber in den blanken Blicken den Haß, den erbitterten Haß. So sah es aus, das Gesicht des Krieges, die furchtbare, mörderische Frage. Ah! Wann kommt der Augenblick, da sein Degen tropfen wird von warmem Feindesblut? Wann?

Die Antwort donnert ihm von den Horts zu, und überall in der Glur, wo es jetzt aufkunkt, deutsche Artillerie. Ein Gausen und Brausen durch die Luft. Ein Knattern und Blitzen in der Sonne. Trompetensignale hier, dort, Rossgewieher, Lastautos.

Der Major winkt ihm zu. Der Wagen ist repariert. Los! Und kühn hinein mitten ins feindliche Lager.

Jehotté hat eine alte Mutter daheim. Die alte Mutter gab ihm als Talisman einen Rosenkranz mit. Diesen Rosenkranz mit den Perlen aus dem Holze der Olivenbäume von Jerusalem preßt er jetzt zwischen den Fingern und denkt an die alte Mutter und betet.

Halt! Langsam fahren! Zwei Feldgraue als Wache an einem Tunnel. Sie salutieren. Der Major dankt lässig. Legt sich wuchtig in den Wagen zurück: ein forscher deutscher Rittmeister. Gott sei Dank! Unbehelligt weiter. Das Donnern und Krachen wird nun fürchterlich. Der Boden bröhnt. Die weiße Luft zischt von glühendem Eisen. — Ah, mon dieu! Was ist das? — Echt! — Wie ein Wasserstrahl über sie hinweg ein Luftstoß, der das Auto fast umwirft — mit schurfenden Rädern rutscht's gegen den Baum, der Chauffeurfig beult ein — was war's?

Dicht im Gestrüpp neben der Landstraße war ein Geschütz eingegraben, nahezu unsichtbar. Und in diesem Augenblick zischte das Geschütz heraus.

Die Bedienungsmannschaften krabbeln aus ihrer Versenkung, lachende, pulvergeschwärzte Gesichter. Hurra! Und wieder in die Versenkung hinunter. Hurra! Schallt's noch heraus.

Die Blide der Offiziere treffen sich in stummem, tödlichem Haß. Ihre Mienen sind ebern, starr wie Totengesichter. Und weiter geht die Todesfahrt. Zwei Mann einer Radfahrerabteilung, Gewehr über dem Rücken, sausen vorüber in der Richtung auf Herstal zu.

Und dann mit einem Male rechts und links vom Wege die auffpringenden Feldgrauen. Es wimmelt plötzlich von ihnen auf der Landstraße. Ein Kommando schallt aus dem Wald nebenan: »Die Fichtenhöhe besetzen, nach links entwickeln! Anschluß an die 5. Kompagnie hinter dem Bahndamm. Marsch! Marsch!«

Die schweren Stiefel klatschen auf den Boden nieder, eiserne Schritte, deutsche Wehr. Ein Offizier auf wiehernem Roß sprengt über die Straße und ist schon im Walde verschwunden.

Drohnen, Holpern, Rasen aus dem Tal herauf. Staubwirbel auf der Landstraße. Pferdeköpfe stoßen daraus hervor, wallende Mähnen, sprühende Rüster. Ein Munitionswagen, ein zweiter, ein dritter. Sie peitschen die Pferde. Die Räder springen. Galopp, Galopp! Der Artillerie fehlt's an Munition. Straße frei! Auto halt!

Wie aus dem Erdboden steigt eine Abteilung 25er auf, etwa zwölf Mann. Ihr Führer hält, halt gebietend, den Degen quer, grüßt und tritt an den Wagen. Er schlägt die Faden zusammen und steht stramm. Ein junger Hüne, blondköpfig, helläugig, als juchze der Heldenmut darin. Die Nase leicht gebogen, Schall und Übermut im Mundwinkel. So steht er da, die schmutze Uniform prall um den Gladiatorenkörper.

Ein Gluch zwischen den Zähnen des Majors. Diab! ein Lügner!

Der Hüne meldet: »Franz Borgers, Offiziersstellvertreter, 1. Rheinisches Infanterieregiment, Aachen. — Gestatte mir, darauf aufmerksam zu machen, daß die Straße hier

unter Feuer genommen wird. Das ganze Tal ist gesperrt, unpassierbar.«

Er mußte beiseitespringen. Ein Hagel von Erbkumpen, Splintern, Steinen trommelte auf ihn nieder. Im Straßengraben platzte eine Granate, wühlte sich feuerzischend in die Erde ein und fraß ein klaffendes Loch in den Boden, breit wie das Bassin eines Springbrunnens. Mit einem Ruck turlbelte auch das Auto rückwärts und hielt vor einer Schneise.

»In der Halle,« raunte der Major.

Jehotte zischelte über die Schulter zurück ihm zu: »Ich bin dafür, daß wir durch das Feuer sausen. Hier sind wir sowieso verloren.«

Da kam auch der germanische Hüne wieder heran. »Der Verbandplatz ist hinterm Walbe, wenn wir uns eilen, können wir den Verwundeten noch vor dem Feuer durch den Wald bringen. Der Wagen muß freilich hier stehenbleiben.«

Forst und kurz erwiderte der Major: »Geht nicht. Wie Sie sehen, ist der erste Verband bereits angelegt. Der Herr Leutnant muß ins Lazarett. Wir bringen ihn nach Schloß Sainte-Barbe, koste es, was es wolle.«

»Nach Schloß Sainte-Barbe?« In den Augen des Hünen bligte es auf, ein blankes, freudiges Licht. »Dahin wollen Sie? Ich kam heute morgen von dort. Es ist fast kein Platz mehr, die Verwundeten liegen bis in den Park hinein.«

Der »Verwundete« schlug die Augen auf, ein mißtrauischer Blick fligte nach dem Germanen hinüber.

Der Major brach kurz ab: »Wir wollen versuchen, hier durch die Walbschneise mit dem Auto zu kommen. Es wird schon gehen. Vorwärts, Chauff—!«

Aber Franz Borgers machte einen langen Schritt und streckte wieder seinen Degen vor. »In die Walbschneise fährt jetzt Artillerie an. Ich darf niemand durchlassen.«

»Auch dann nicht, wenn der Rittmeister es Ihnen befiehlt?«

»Ich hab' den Befehl meines Hauptmanns.«

»Vorwärts, Chauff—!«

»Dann zwingt man mich zur Gewalt.«

»Tun Sie, was Sie wollen!«

»Marschier! auf! Zum Schuß!«

»Schießen Sie los! En avant!«

Hort surrte das Auto durch die Waldschneise.

Verblüfft stand Franz Borgers da. Was war das? Wie war ihm denn? Klang das nicht — Na ja, ein Deutscher sagt auch mal schon was mit einem französischen Schnabel — Donnerwetter, wie das Vehikel dort Sprünge macht! In rasender Fahrt auf dem holprigen Waldweg. So 'nem Verwundeten müssen ja alle Abern plagen. Herrgott, sollte —? Was tun? Die Leute stehen noch Gewehr zum Schuß. Zum Teufel! Er kann nicht mir nichts dir nichts auf deutsche Offiziere und Verwundete schießen lassen. Aber die Sache ist mies, sehr mies. Also los: dem Hauptmann Meldung machen. Eigentlich ein merkwürdiger Verwundeter — mit einem Blid sah der ihn an, als er sagte, daß er vom Schloß herkäme — Teufel! Jetzt wallt ihm das Blut in den Kopf. Ein Esel ist er, ein Quadratesel — läßt ein verdächtiges Auto durch.

»Leute, dem Rasten nach! Schießt!«

Da sah man das Auto schon aus der Schneise heraus und in den Lichtstreif der jenseitigen Straße einbiegen.

»Sauvé!« ächzte der Major in einem langen Atemzug.

Der Adjutant fluchte los: »Wenn die jetzt noch glauben, daß wir mit einem Blefsierten so herumhopsen, dann sind die noch blödsinniger, als ich sie mir vorgestellt habe.«

»Still! Jetzt kommen wir erst recht in den Tumult. Raum durchzukommen in dem Gebränge von Wagen und Reitern.«

»Die haben jetzt mit dem Aufmarsch genug zu tun.«

Ein ganzes Regiment marschierte an. Eins, zwei — eins, zwei — Gewehr geschultert, Tornister bepackt, Mantel gerollt, Brotbeutel mit Liebesgaben gefüllt. Die munteren Stimmen hallten und schallten. Da und dort löste einer mit ungeschickten Fingern das Silberpapier von der Schokolade. Und einer lief ihnen aus der Wiese heraus mit milchgefülltem Helm nach: er hatte schnell eine Weibkub abgemelkt, die Hände mit den Bechern streckten sich ihm entgegen.

Donnerledder, wie sie loslachten! Verbe Scherze und gutmütige Rederei. »Französische Würste, französischer Sekt und deutsche Liebe — hei, wie das schmeckt!«

»Und belgisches Pulver, das Ihr leckt!« Inurrte Jehotté.

Sein Gluch wurde von einem tosenden Geräusch eingeschludt. Ein Riesenschornstein der Coderillwerke, himmelhochragend wie ein Turm, stürzte unter der Erberschütterung der Geschütze zusammen.

»Herr Kamerad,« rief ein vorüberreitender Offizier den Major im Auto an, »Augen auf, falls Ihnen ein Mercedeswagen mit einem Herrn und zwei Damen begegnen sollte. Man fahndet auf den Direktor der Coderillwerke. Ein richtiggehender Deutschenfresser. Soll mit einem Signalapparat unterwegs sein. In dem zusammengerapelten Schornstein haben wir schon eine ganze Station entdeckt. Guten Abend, meine Herren!«

»Stellen Sie höchste Geschwindigkeit ein!« raunte der Major Jehotté zu. »Die Sache scheint mir verdächtig.«

Einer der Ingenieure nickte. »Es liegt wohl eine Verwechslung mit uns vor.«

»Scheint so.«

»Sagt Jehotté, daß er sich rechts den Walbrand entlang hält,« dirigierte der »Verwundete«. »Die erste Kreuzung führt nach dem Schloßpark zu.«

»Mais oui, aber um den Wegweiser lagert wieder ein veritables Biwa!«

»Auch die Straße herauf marschiert ein Regiment.«

»Wo diese Allemands ihre Soldaten aufbringen! Am Samstag erst Mobilmachung.«

Jehotté fluchte, der Major fluchte, und der Verwundete fluchte. Ihre Flüche erstikten in einem rauhen, starken, immer mehr, immer wuchtiger anschwellenden Schall. Deutscher Kriegsgefang. Germanische Stimmen. Marsch, Marsch in gleichem Schritt und Tritt. »Es braust ein Ruf wie Donnerhall!« Die Stiefel klatschen in dumpfen Schlägen. Feste, markige Gestalten. Entschlossen, in zuversichtlicher, eiserner Ruhe. »Lieb Vaterland, magst ruhig sein.« Treuherzige Augen, stahlharte Gesichter, kühne Freude. »Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein.«

Jetzt die Kreuzung. Rechtsab fahren. Hinterm Wegweiser hervor tritt ein Wachtmeister und hebt den Arm.

Die Ruhe des Majors ist hin. Jetzt anschnauzen, gründlich anschnauzen. — Hilft nicht. Der Wachtmeister hat Befehl. Ein

deutscher Wachtmeister wird sich eher den Säbel in den Leib bohren lassen, als von einem Befehl abgehen.

In nervöser Hast nestelt der Major die Briefftasche hervor und stößt dem Wachtmeister wütend die Legitimationen in die Häuste. Der sieht sich in gelassener Ruhe den Paden an, beginnt bedächtig, ein Blatt ums andre gründlich zu studieren.

Starr sitzen die Ingenieure, Jehotté lugt unauffällig über die Schulter zurück. Der Verwundete wird um eine Schattierung blässer.

Und der Major? Plötzlich erdbabl. Er kämpft gegen jähe Bewußtlosigkeit. In der Aufregung hat er in dem Bündel Papiere die belgischen Passierscheine gelassen. Die sind jetzt in der deutschen Barentage und nicht mehr herauszukriegen. Das Herz steht ihm still. Jetzt ein rettender Gedanke! Aber das Hirn wie hohl — keine Idee, kein Ausweg. Einfach aus der Hand reißen, losfahren! Unsinn, nein, nein.

Der Major greift mit spitzen Fingern das verhängnisvolle Papier auf, um es den berben, festklemmenden Fingern zu entreißen. »Das gehört nicht dazu.«

Der Wachtmeister ist überrascht, verbugt — eine blitzhafte Sekunde der Unentschiedenheit. Dann siegt die Überlegenheit des Offiziers über den Untergebenen. Und dahin surrt schon das Auto. Die Fähnchen flattern zwischen den Federn ...

»Das Schloß in Sicht,« sagte Pont-Neuve, sich halb aufrichtend, »hier beginnt schon der Park.«

Ein Aufatmen. Jetzt noch ungehindert ins Schloß, und ist man erst einmal drin, kann man sich schon vorsehen.

»Daß mich nur kein Arzt zwischen die Finger nimmt!« murmelte der Adjutant und legte sich zurecht.

Der Major tupfte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Diese letzte Aufregung griff an seine Nerven. »Ich bin der Ansicht, daß wir die Fahne abhissen und glatt einfahren. Auch Pont-Neuve soll den 'Verwundeten' ablegen.«

»Sie fürchten —«

»Nicht nur, daß ein Arzt Sie in die Hände kriegt.«

»Ah — man könnte uns verfolgen?«

»Dieser Lüthower!«

Der Adjutant schnellte auf und riß den

Verband ab. Er nahm den Spiegel aus der Manteltasche und bürstete sich das Haar.

»Bon — dann mit grandiofer Frechheit durch und sagen, daß wir deutsche Signalstation einzurichten haben. Sehen wir alles auf eine Karte.«

Das prächtige schmiedeeiserne Tor des Parkes stand weit offen. Ein breiter gelber Kiesweg führte bis zum Schloß. Die Empfangshalle im Erdgeschoß war offen, Betten standen aufgereiht, Palmbüthen dazwischen. Die Ärzte waren bei der Arbeit. Verwundete lagen auf den Rasenplätzen und auf der Treppe. Dienerschaft ging ab und zu mit Schüsseln voll Wasser und blutgetränkten Tüchern. Man eilte hin und her. Die Wirtschafterin in weißer Schürze füllte aus einer Kanne Wasser mit Rotwein in die Becher.

»Kaffee!« riefen die Frauen. »Kaffee!«

Der Oberarzt sah flüchtig auf. Wieder ein Auto? Verwundete? Nein. Und er kümmerte sich weiter nicht darum. Sein langer, blonder Unterarzt eilte einem Trupp entgegen, der hinter dem einfahrenden Auto hertrabte. Zwei Soldaten, die auf einer Tragbahre von Baumästen und Laub einen Schwerverwundeten einbrachten, einen, dem die Rinnbade weggerissen war. Er gab noch Lebenszeichen von sich.

Die fremden Offiziere sprangen aus dem Auto und schritten schnell durch die Halle. Jehotté fuhr auf einen Wink des Adjutanten ums Haus auf die Remise zu.

Die Verwundeten reckten die Köpfe auf und führten unwillkürlich die Hand zum Gruß an die Schläfe. Pont-Neuve schritt voran, dankte mit Händewinken, eine graziose, fast barmherzige Bewegung. Der Major teilte im eiligen Vorübergehen Zigaretten aus. Ein flüchtiges Wort, mehr nicht. Seine Pulse schlugen. Die entscheidenden Augenblicke nahten. Seine fiebernden Gedanken kreisten. Auf seine Schultern war die Verantwortung dieser Mission gelegt.

Der Adjutant stand schon an der Treppe, die aus der Halle hinaufführte.

In diesem Augenblick kamen von oben herunter flüchtige Schritte, trippelnd auf dem Marmor. Schattenhaft zeigte sich eine Gestalt im glänzendschwarzen Seidenkleid, das weich die Formen umschmeigte. Aus dem weiten Halsausschnitt leuchtete die matte Haut des feinen Halses und Nackens.

Darauf saß ein schmaler Kopf mit einem durchgeistigten Gesicht.

Die Baronesse wich einen Schritt zurück.

Pont-Neuve aber war schon mit einem Sprung zu ihr hinauf und raunte ihr zu: »Kein Wort, Yvonne, wenn Ihnen mein Leben lieb ist!«

Da trat sie kühl und fremd beiseite und ließ ihn vorübergehen.

Der Major murmelte nur seinen Namen und ging gleichfalls vorüber.

Langsam, sicher und beherrscht stieg die Baronesse die Stufen nun vollends hinunter und schritt auf den langen Blondon zu. »Docteur, kann ich helfen?«

Er lächelte fast schüchtern, der Lange, der sich bei Frauen so unbeholfen fühlte. »Wenn Sie meinen Leuten ein paar Karten in die Heimat schreiben wollten?«

»Ah ça! Also zu allem andern untauglich.«

»Das nicht — aber meine Leute genießen sich.«

»Vor mir?«

»Ich glaube fast.«

Ein köstliches Lächeln glitt über ihr Gesicht. »Wissen Sie, daß das sehr, sehr schön ist, wenn ein rauher deutscher Krieger sich vor einer Dame geniert.«

»Ein deutscher Barbar, nicht wahr?«

»Pst! Keine Politik zwischen uns. Das haben wir doch ausgemacht, pas?«

»Bitte, das haben Sie mit dem Lützower ausgemacht.«

»Oh, mit ihm ist nichts auszumachen. Ich fürchte, er ersticht mich noch.«

»Das würde ich ihm aber sehr übelnehmen.«

Sie lächelte ihm zu und glitt weiter. Es fiel ihm auf, wie unruhig sie war. Da hörte sie droben durch das offene Fenster die Stimme ihres Vaters, überrascht, froh. Und heftig klorrte das Fenster zu. Vom Kapellentürmchen tunkte es licht und hell in den finsternen Abend.

Marcel de Pont-Neuve fiel dem Baron als tödliche Überraschung ins Zimmer. Dann saßte dieser sich und umarmte den jungen Mann. Er begriff im Augenblick. Marcel in deutscher Uniform, also eine wichtige Mission. Groß, vornehm, elegant stand er da, nur an den Schläfen ergraut, die Fältchen liebenswürdig fulanten Lächelns

um die Augen. Er saßte den jungen Offizier an beiden Schultern und drängte ihn zum Niedersitzen.

Der versank in dem Polster des Sessels. Vorerst eine Zigarette und dann loschießen. »Papa Georg,« begann er, denn er war schließlich doch schon der Sohn hier im Hause, »Papa Georg, du hast diesen Deutschen doch wohl noch nicht deine letzte Veuve Cliquot geopfert? Denn auf französischen Sekt und Pendülen haben die Allemands es ja abgesehen.«

»Du hast dich vermutlich nicht hierher gewagt, um mich das zu fragen, mon ami?«

»Eh bien, ich will dich ja auch nur hinhalten, Papa Georg.«

»Hinhalten?«

»Bis Jehotté brunten ausgepakt hat.«

»Jehotté packt aus?«

»Ja, eine tragbare drahtlose Station und einen Signalapparat.«

»Und der soll hier —?«

»Soll hier im Turm angebracht werden, Papa Georg.«

Der alte Herr sprang auf, machte zwei Schritte ins Zimmer hinein und stand wieder dicht vor dem Adjutanten. Seine Brauen zuckten. »Mon ami, dann laß nur wieder einpaden. Die Deutschen haben hier schon eine Station eingerichtet.«

Marcel fuhr aus dem Polster heraus. Aber dann wieder schlaff und überlegen: »Eh bien, du hast ja doch mehrere Türme. Sitzen die Deutschen da, so können wir ebensogut dort sitzen. Wir brauchen nichts voneinander zu wissen, bis vielleicht zur Nacht einer von uns einschleicht, den stationierten Beamten hinlegt und den Apparat zerstört und dafür vielleicht selbst sein Leben opfert.«

Der Baron versenkte beide Hände in die Taschen. Aus seinem Gesicht war das weltmännische Lächeln weggewischt. »Du riskierst deinen Kopf. Sehr ritterlich. Aber du bist so freundlich, auch meinen und die meiner Familie zu riskieren nebst meinem Anwesen, das du der Vernichtung preisgibst. Bien, auch davon abgesehen. Aber es stehen andre im Schutze meines Hauses, über die du nicht verfügen kannst.«

»Die Verwundeten — wie? Haben die Deutschen darauf Rücksicht genommen, als sie ihre Apparate dir in den Turm stellten?«

Ein tiefer Atemzug des Barons. »Sie

sind nun einmal hier als Sieger — vielleicht nur vorübergehend, aber sie sind's. Mein Schloß als Lazarett steht unter dem Schutz der deutschen Waffen. Dieses ganze Gelände ist in deutschem Besitz. Es ist nicht anzunehmen, daß ein belgisches Geschloß sich noch hierher verirrt. Eine belgische Gefahr besteht für das Schloß nicht mehr. Demnach konnten sie sich mit ihren Apparaten hier einrichten, ohne damit die Verwundeten in die Gefahr feindlicher Beschießung zu bringen. Ich bitte, halte das auseinander. Du aber willst hier ein tödliches, abenteuerliches Wagnis beginnen auf Kosten von so und sovielen Hilf- und Schulblosen. Und dem widersehe ich mich.«

Jetzt verließ auch Marcel die Ruhe. In bebender Nervosität sprang er auf. »Du wirst nicht annehmen, Papa Georg, daß wir diese gefährliche Fahrt bis hierher unternommen haben, um wie heimgeschickte Schuljungen zurückzukehren.«

»Die Verantwortung trifft euch nicht. Sie trifft auch mich nicht. Wir stehen alle unter einem furchtbaren zwingenden Geschick.«

»Papa Georg!« Marcells ganzer Körper bebte in zitternder Aufregung. »Du hast dir dein wallonisches Herz zerbrühen lassen.«

Da griff der Baron seine Hand, preßte sie und hauchte tonlos: »Ja, Marcel, zerbrüht — aber es blutet. Mehr kann es nicht und darf es nicht.«

Ihre Hände wurden warm ineinander. Jetzt verstand der Junge den Alten. Was mußte es leiden, das zuckende wallonische Herz, wenn es den eisernen deutschen Schritt durchs Schloß klirren hörte!

Es klopfte leise, und schon tat sich die Tür auf. Der Major trat heftig ein. »Nun?«

Der Adjutant ging schnell zu ihm. »Eine Unmöglichkeit.«

»Es gibt keine Unmöglichkeit in diesem Falle.«

»Eine deutsche Signalstation ist bereits —«

»Weiß ich. Und trotzdem!«

»Nun denn — der Baron weigert sich.«

»Dann wird der Herr Baron die Güte haben, dieses Zimmer nicht mehr zu verlassen. — Herr Baron, Sie sind mein Gefangener, Sie werden mit mir dieses Zimmer bei Tag und Nacht teilen. Nehmen Sie Platz. Es darf Sie nicht belästigen, wenn ich den Revolver hier vor mich hinlege. Es

steht ja bei Ihnen, ob ich ihn gegen Sie richten muß oder nicht.«

»Das geschieht mir in meinem Hause und von Offizieren meiner Nation?«

»Ich habe die Ehre, Sie daran zu erinnern, daß die Nation Ihr Opfer fordert.«

Drunten erscholl Fußgellapper und rasender Galopp über den Kiesweg. Der Adjutant flog ans Fenster. Ein Reiter auf schweißdampfendem Pferd ritt in den Hof, Schaum flogte vom Gebiß des Pferdes, der Kies spritzte unter den Hufen auf.

Ein Ruf ins Zimmer zurück: »Der Lühower!«

Ein Wort wie ein Donnererschlag.

Und noch durchs Parttor — Marsch, Trab — zwei Reihen Feldgrauer, geführt durch den Wachtmeister vom Wegweiser.

Der Major nahm den Revolver in die Faust und knirschte zwischen den Zähnen hervor: »Drei Deutsche auf meine Leiche — billiger kommen sie nicht weg.«

Der Baron faßte ihn beim Arm, um ihn mit sich fortzuziehen. »Kein Blutvergießen in meinem Hause!«

Er rief nach Marcel. Doch dieser war verschwunden.

Drunten in der Halle tönten Stimmen. Ein Kommando. Die schweren Schritte des Lühowers Franz Borgers kamen die Treppe herauf. Seine laute Stimme drang durch den Korridor. Er rief nach dem Baron.

Da ging am Ende des Ganges, neben der Nische, wo die blanke Ritterrüstung stand, eine Tür auf. Ein Lichtstreif fiel aus dem Zimmer heraus. Und in diesem Lichtstreif stand wie ein hineingemaltes Schattenbild Baroness Yvonne.

Ihre Stimme klang hell und zart: »Oh lala! Sie schreien wie ein Schußmann, Monsieur.«

Seine wuchtigen Schritte stampften zu ihr hin. Aber sein gebräuntes Gesicht ging ein Leuchten. »Darf ich da hinein?«

»In mein Zimmer?«

»In Ihr Zimmer.«

»Möchte erst wissen, warum?«

»Sie glauben nicht, wie es einem Kriegsmann wohl tut, nach dem Lärm da draußen in einem Damenzimmerchen zu sitzen.«

»Sie riefen doch nach dem Baron.«

»Er ist vermutlich bei Ihnen.«

»Wieso?«

»Ich rieche seine Zigarette.«

Er schnupperte die Luft auf. Es schien ihm, als läche die Baronesse sehr gezwungen. Er schob sich aber schon in das Zimmer.

Das Zwielicht zitterte durch den Raum. Durch die herabgelassenen gelbseidenen Vorhänge drang der Laternenschein aus dem Park herüber. In der Fensterecke hing eine geschnitzte japanische Laterne mit Perlenbehang. Baronesse knipste das Licht an, und rotglühend floß es aus dem Schnitzwerk. Unter der Laterne stand ein Ongrisch mit zwei Savonarolastühlchen. Mit eleganter Handbewegung wies sie ihm Platz an, mechanisch, wie abwesend. Er griff an die Lehne des zierlichen Stühlchens. »Hält das stand?«

Sie schnellte auf und wehrte mit beiden Händen ab: »Ah non, mon dieu!« und wies zum Sofa hinüber.

Er sah sich um. Sagen wollte er: Schön wie im Märchen, aber der Augenblick war verdammt wenig danach angetan. »Also der Baron ist wirklich nicht hier?« fragte er etwas starrköpfig.

»Sehr komisch, Monsieur, Sie setzen sich zu mir und fragen nach dem Baron. Wollen wir ihn suchen, ja?«

»Nein, bleiben Sie!«

Sie folgte seinem Blick. Dieser Blick haftete plötzlich auf einem Stehbild auf der Platte des Zierspindes. Das Blut kochte ihm zu Kopf. Dieses Gesicht — Herrgott, das hatte er doch gesehen, das kannte er doch! Oder —? Ach was, so täuscht man sich nicht. Das Gesicht war ihm gleich aufgefallen, es schwebte ihm noch vor den Augen, als das Auto mit der roten Kreuzfahne schon längst außer Sicht war. Und dieser Kerl stand nun am Ehrenplatz in ihrem Zimmer! Na ja, sagten die Autoherren nicht, daß sie nach Schloß Sainte-Barbe wollten?

Er stand auf, heftig stand er auf, die Blide noch auf dem Bild, jetzt in feindseligem Zorn. Dieser Kerl da, der in dem Märchenreich ihres Zimmers thronte ... Ein heißer Blutstrom nach dem andern wallte in ihm auf. In diesem Schlosse Verrat —? Er will's nicht glauben, er will's nicht. Aber der Kerl, auf den er fahnden muß, thront da — in dem Heiligtum ihres Zimmers.

Die barsche Frage galoppierte ihm nur so heraus: »Wie kommt dieses Bild hierher?«

»Oh!« Ihre Augen flammten. »Monsieur, es ist mein Verlobter, Marcel de Pont-Neuve-la-Bassée.«

Dicht an das Bild heran trat er. »Der Herr trägt die Uniform des belgischen Jägerregiments.«

Sie antwortete nicht. Da sah Borgers zu ihr zurück. Sie stand hoch und schlank aufgerichtet, das Gesicht stolz und abweisend.

»Baronesse wird die Güte haben, mir zu antworten.«

»Hat Monsieur Borgé« — »Borgé« französisierte sie — »die Absicht, mich zu ver- hören?«

»Ungefähr, ja. Dieser Herr ist hier im Schloß.«

»Eine ungeschickte Frage. Wenn es so wäre, würde ich ja keinesfalls darauf antworten.« Es zuckte ironisch um ihren Mund.

»Dann müßte ich mir eben das Recht nehmen, nach ihm zu suchen.«

»Das Schloß durchsuchen?«

Er sah sie mit blanken, harten Augen an. »Ja.«

»Oh — suchen Sie!«

Ihre ruhige, gewandte Überlegenheit machte ihn irre. Sollte er sich täuschen? Nun denn: ritterlich sein, Hand hinstrecken, um Entschuldigung bitten. — Ei, Donnerwetter! Was ist denn das? Auf dem Teppich Zigarrenasche, und einen Schritt weiter wieder — und so bis zur Zwischentür an der japanischen Ede, als hätte Asche an der Schuhsohle geklebt. Die Tür angelehnt — die Tür zu ihrem Schlafzimmer. Zu dieser Tür hin war ein Mensch geschritten, dem die Zigarrenasche — halt! Der Stummel einer Zigarette vor der Tür, fast in der Spalte —

Die Blide des Hünen starrten düster auf diese Spur. Seine breite Brust arbeitete, ein Ruck ging durch seinen Körper wie ein Erstarren, eifrig und unerbittlich.

Sie sah nicht hin, sie fühlte, daß nun sein Blick auf dieser Spur war, sie fühlte es an dem heißen Jagen ihrer Pulse. O Gott, was wird jetzt geschehen? Der nächste Augenblick entschied. Noch ein Atemzug, dann ... Wird er? Wird er nicht? O Seigneur, hilf du über diesen furchtbaren Augenblick hinweg!

Ein kurzer, tobender, nervenzerreißender Kampf in ihm: Pflicht, Zorn, Mitleid — Herrgott, er kann's nicht, er kann einfach nicht! In ihr Schlafzimmer eindringen, den

Mann an die Wand stellen und niederknallen, der ihr gehört — nie, nie! Und wenn er nun als elender, feiger Kerl hingehen muß — nie!

Grüßend wirft er die Hand an die Schläfe, macht eine kurze, frostige Verbeugung und geht.

Sie steht noch regungslos, ihre Blicke schimmern ihm nach. Dieser Germane, hartköpfig, unbezwinglich — sie hat ihn bezwungen! Heiß strömt die strahlende Freude über sie hin. Sie muß ans Herz greifen, so überwältigt es sie.

Die Tür ließ er offen. Die bumpfen Schritte hallen noch fern, immer ferner über den Läufer hin den Gang entlang.

Sie gleitet an das Eßtischchen zurück unter das Glühlicht der Laterne. Den Kopf aufgestützt, die bebenden Hände an die Schläfen gepreßt, das Gesicht zuckend in schmerzender Angst.

Und so über das Buch gebeugt, als lese sie, flüstert sie es vor sich hin, hörbar dem Laufenden im Nebenzimmer: »Er ist fort — schnell durchs Fenster auf den Balkon des nächsten Saales hinüber — durch die Bibliothek, über die Dienertreppe und zu Madame d'Avigne hinauf!«

Drinne klirrte leise das Fenster auf. —

Am Ende des langen Ganges stand wartend ein brüchiger alter Mann mit grauen langsträhnigen Bartfoteletten, der Kammerdiener des Barons. Er öffnete die dunkelgebeizte Flügeltür zum Herrenzimmer: »Der Herr Baron läßt bitten.«

Franz Borgers fand sich in einem mit Kerzen erleuchteten Raume. Bronzene Armleuchter, die auf dem Ramin standen, erhellten mit gedämpften Lichtstreifen das Zimmer bis zu den Klubesseln hin. Aus einem der Sessel erhob sich der Baron und begrüßte den Deutschen. In seiner zurückhaltenden Freundlichkeit lag trotzdem eine gewisse Wärme.

Borgers stellte, ohne Platz zu nehmen, kurz und ablehnend seine Frage: »Hat der Herr Baron mir eine Mitteilung zu machen?«

»Keine Mitteilung, aber wenn Sie fragen wollen — ich antworte.«

»In Ihrem Schlosse halten sich feindliche Offiziere versteckt.«

»Mein Schloß hat drei Eingänge und einige freiliegende Terrassen. Man kann nicht verlangen, daß ich in dieser unruhigen

Zeit weiß, wer unberechtigterweise in mein Schloß kommt.«

»Das ist keine offene und ehrliche Antwort, Herr Baron.«

In dem Weltmannsgezicht zuckten befremdet die Brauen auf. »Mit dem ersten Schritt, den deutsche Truppen auf mein Gebiet machten, hatte ich die feste Absicht, korrekt zu handeln. Ich habe sie heute noch. Meine Antwort sagt Ihnen das, was Sie wissen wollen — mehr kann ich nicht.«

»Gut, so muß ich die Maßnahmen ergreifen, die mir Ihre Antwort auferlegt, Herr Baron.«

»Ich werde Sie nicht daran hindern.«

Borgers könnte jetzt gehen, aber eine Regung von Menschlichkeit kommt über ihn. »Sie wissen, wenn mein Verdacht sich bestätigt, wenn in diesem Hause Deutschfeindliches geschieht, dann hat das Schloß aufgehört zu existieren.«

Der Baron trat dicht vor ihn hin, seine schmale Hand legte sich auf den Arm des Lühowers, und seine Worte kamen langsam und betont: »In meinem Hause werde ich nichts zulassen, nichts gewähren, nichts begünstigen, was dem Zeichen des Roten Kreuzes, das mein Schloß schützt, widerstrebt. Mein Kavaliervort darauf! Genügt Ihnen das?«

»Genügt.« Borgers wandte sich und ging.

Der brüchige Alte stand noch immer vor der Tür im Gang. Als Borgers heraustrat, knipste er das Licht an, daß es in blendender Helle durch den hallenartigen Gang und in die Nischen flutete, wo nach Jahrhunderten geordnet die Ritterrüstungen auf Eisengestellen standen, steif, klobig wie umschmiedete Skelette.

Das wellgelbe Gesicht des Dieners saß steif zwischen den Schultern, ein versteckter, verbissener Blick schlich hinter dem Feldgrauen her. Sein Mund verkaute ein paar Worte, lautlose Worte, eine giftige Bemerkung auf englisch. Dann horchte er jäh auf. Auf der halben Treppe kam dem Grauen der Wachtmeister entgegen. Der Diener schlich ans Geländer und lauschte. Er konnte jedoch nichts verstehen, zog sich zurück und geisterte durch den Gang weiter.

Borgers schritt hastig mit dem Wachtmeister durch die Halle und in den Park hinaus. »Das Auto in der Remise, sagen

Sie? Wissen Sie bestimmt, daß es das-
selbe ist, das den Wegweiser passierte?»

»Auf Eid! Kommen Sie nur, ich will
Ihnen was zeigen.«

»Vorsicht! Man soll uns nicht in die Re-
mise gehen sehen.«

»Nee, soll man auch nicht. Wir gehen
durch den Pferdestall.«

Im Pferdestall stiegen sie durch das
Gutterloch in die Remise. Das Auto war
in den Stand eingereiht, wo sonst das des
Barons stand.

Der Wachtmeister schmunzelte. »Fein
ausgedacht — nicht wahr? Im Stand des
Barons untergebracht, also kann's das vom
Baron sein. Aber nu sehen Sie bloß mal
hierher!«

In einer Schraube des Motors saß
eingeklemmt ein Stück weißes Zeug. Der
Wachtmeister glättete es sorgsam auf der
Hand. »En Hemdzipfel ist es doch wohl
nich, was meinen Se? Die Kerle hatten
doch 'ne Rote-Kreuz-Fahne an der Ma-
schine, nu, und das ist en Fehelche davon.
Ins Schloß sind se also ohne das Fähnche
eingefahren.«

»Sehr logisch.«

»Haben Se eine Ahnung, was die Schub-
jade hier wollen?«

»Espione natürlich.«

Da holte der Wachtmeister unter dem
Klappbedel am Chauffeursitz ein dort bau-
melndes Stück Leitungsdraht heraus. »So
was hängt doch wohl mit Elektrizität zu-
sammen — nich?«

»Donnerwetter, ein Telephon!«

»Nu ja, so was Drahtloses mit 'n bißchen
Draht. Wissen Sie vielleicht, von wieviel
Mann so was bedient wird?«

»Zwei, drei.«

»Und im Automoppel saßen fünfe —
was? Drei werden also im Schloß bleiben,
und zwei fahren wieder ab.«

»Na, Sie Sherlock Holmes!«

»Und nu mal berechnen, wann die zwei
wieder abfahren.«

»Diese Nacht natürlich.«

»Dann müssen wir auf Posten sein und
aufschnappen.«

»Ich habe Wachen ums Schloß stellen
lassen.«

»Ich werde mich in der Remise versteckt
halten.«

»Raum glaublich, daß sie noch das Auto

benutzen. Sie schleichen los, verschaffen sich
irgendwo Pferde oder schlüpfen in Bauern-
häusern unter.«

Der Wachtmeister schmunzelte noch, sehr
überlegen schmunzelte er: »Nee, sie fahren
doch per Auto — mit dem Auto dort.
Achtung!« Er rigte ein Streichholz an und
leuchtete in den Stand hinein. »Sehen Sie
an der Vede was? Das ist doch 'n Hebe-
kran — was? Und hier am Hafen die
Ketten. Summa Summarum: das Auto
hier kann man mit Hebekran dort hinauf-
befördern. Der Barong hatte hier zirkla
drei Autos einstecken, und das in dem Stand
hier war eine Rennmaschine für Bergfahrt,
Zuverlässigkeitsfahrt oder so was. Nu, und
hinaufgeklettert bin ich auch schon. Sollen
wir's noch mal machen?« Er wartete die
Antwort nicht ab, sondern schwang sich
schon an dem Hafen hinauf. Borgers folgte.
Der Wachtmeister brückte die Falltür hoch,
Borgers half. Zugluft drang herein. Sie
standen draußen auf einem Höhenrücken. Im
schwärzlichen Dämmer des anbrechenden
Abends sahen sie eine kurvenreiche Berg-
straße, zu ihren Seiten Pfähle mit Schild-
ern: »Rennbahn des internationalen Auto-
klubs«, Haltzeichen und Kilometersteine.

Zweifellos: auf diese Weise war die Flucht
verabredet. Mit oder ohne Vorwissen des
Barons? Einerlei — jetzt hieß es handeln.
Die Nacht brach schon an. Die Espione
waren noch im Schloß und warteten auf den
günstigen Augenblick zur Flucht. Man mußte
sie herankommen lassen, man würde dann
sehen, wer ihre Helfer sind. Dann in dem
Augenblick abfangen, wenn sie die Remise
betreten. Ein paar Soldaten zur Stelle —
aber wo unterbringen, ohne Verdacht zu er-
regen?

Wenn man nun die Soldaten an der
Bergstraße aufstellte, das Auto ungehindert
herauforgeln ließ, sie umzingelte, wenn sie
eingestiegen sind — man braucht sie dann
nicht einzeln abzufassen, hat sie hübsch bei-
sammen. — Gut, so wird's gemacht.

»Aber vorsichtshalber den Magneten und
den Vergaser aus der Maschine heraus-
schrauben, Benzintank anbohren!«

Der Park lag in dunklem Grauen. Das
Gewölk war zerrissen, aber die blanke Mond-
scheibe glitt hinter den klumpigen Wolken-
schatten durch und bligte hie und da auf.
Der Kanonendonner war verstummt. Nur



Phot. Franz Linhardt, Berlin-Grünwald

Wilhelm Wandtschneider: Pionier Klinker vom Kriegerdenkmal in Spandau

noch das rasende Tempo der Maschinengewehre drang von irgendwo durch die Nacht, dazwischen vereinzelt der trodene Schlag von Gewehrschüssen.

Der Wachtmeister sagte: »Wenn die Nacht mondbell wird, funkts unsre Artillerie los.«

Borgers hatte sein Glas an die Augen genommen und machte ihn aufmerksam auf die roten Laternen tief in der Nacht, die zur Zielrichtung aufgestellt waren. »Es geht schon los.«

»Wissen Sie, was unser Emmich gesagt hat? Wir gehen nicht mehr schlafen, es sei denn in Lüttich.«

»Stimmt, er wird nicht einmal unsre schweren Belagerungsgeschütze abwarten.«

»Ich mein' schon, ich hör's: Sturmblasen!«

Sie standen an dem Neptunbassin vor der Schloßterrasse. »Wann treffen wir uns diese Nacht?« flüsterte der Wachtmeister.

»Um elf Uhr jeder auf Posten. Sie in der Remise, ich mit sechs Mann an der Bergstraße. Die übrigen Mannschaften bleiben als Wache ums Schloß. Gute Nacht!«

Unter der Terrasse hervor trat ein Feldgrauer mit vorgehaltenem Gewehr, erkannte den jungen Offizier und grüßte. Der winkte ihm schweigend, zurückzutreten.

Im Schloß empfing ihn der Kammerdiener. Der Herr Baron lasse zu Tisch bitten. Der Baron war mehr als korrekt, er zog die Barbaren zur Familientafel.

An dieser Tafel hatte Borgers schon neben der Baronesse gegessen und auf ein paar Stunden Krieg und Haß vergessen. Diese zierliche, schlagfertige Baronesse kam wie aus einem Märchen. Der wallonische Zauber war um sie, die schimmernde Oberflächlichkeit, die eine vorüberhuschende Erholung aus dem blutigen Ernst der Zeit war, das Unergründliche, Schlängelnde ihres Wesens — na, kurz und gut, amüßant war's, verteuelt amüßant. Weiter nichts. Abgemacht. Er wird sich doch nicht den Kopf verwirren lassen. Verrückt! Morgen konnte man mit einer Kugel im Kopf daliegen. Man zieht doch nicht in den Krieg, um »Eroberungen« zu machen. Diese verdamnte wallonische Art! Man hält sie für was Besonderes, weil sie so ganz und gar keine deutsche Art ist. Ach, der gottverdamnte Deutsche! Immer in Erwartung des Romantischen, auch in der Kriegsmontur. Freund Willi,

dieser Hurakanaille, ist's doch auch so ergangen. Vertnagt sich in die zigeunerhafte Honorine des Notars da in dem Franktireurdorf. Und kam nun in die sehr pfefferige Lage, kurzerhand ihr Haus zusammenzuschießen und den Notar festzunehmen. Na also: Finger davon! Diese Nacht fängt er ihr den Verlobten weg — basta! —

»Franz, nimm mich mit!« Der lange Doktor ruft es, auch ein »Aachener Jong«.

»Hör' mal, du, einen Grad hab' ich leider nicht umgeknallt, ich muß also wohl mit Miststiebeln an die ablige Futterkrippe ran.«

»Baronesse wird nicht kommen.«

»Du sagst das so geradheraus,« schnarrte Borgers unwirsch. »Ob sie nun kommt oder nicht — ganz egal für meinen Hungermuskel. Glaubst du, daß es Forellen gibt?«

Der Doktor hielt seinen Gedanken fest. »Ich fand sie sehr angegriffen, da hab' ich sie zu Bett geschickt.«

»Ach nee, du schickst nur so?«

»Hast du etwas gegen sie?«

»Durchaus nicht! Ich meine bloß — sie hat sich gern schiden lassen.«

»Verstehe ich nicht.«

»Morgen früh weißt du es.«

Die Tür zum Speisezimmer flog auf. Ein Raum wie die Sakristei einer Kirche, mit alten Riesenschränken auf Kugelbeinen, geschmückt mit biblischen Intarsien auf den Türfelbern. Auf dem Tische das schwere Silber des Hauses und Kristallgläser mit Weinen aus Südfrankreich. Die Schloßkellerei von Sainte-Barbe war bis Paris hinunter bekannt. Man sagte, dieses Weinkellers wegen sei der Baron im Schloß geblieben und habe seine Gemahlin allein nach der Riviera reisen lassen.

Die Diener huschten hinter die Stühle, hinter jeden Stuhl einer, den aufmerksamsten Blick auf die Bewegungen des Gastes gerichtet. Neben Borgers blieb ein Stuhl frei. Zwei Rosen lagen beim Besten, eine rote, eine gelbe, mit schwarzem Band zusammengeknüpft. Schwarzrotgelb — die Landesfarben. Der übliche Strauß für Baronesse. Also wird sie trotzdem kommen? In schwarzem Gewand, wie eine grande dame ihr Vaterland betrauert.

Der Oberarzt kam noch. Der Baron gab der Dienerschaft einen Wink, und das Mahl begann. Man möge Baronesse einstweilen entschuldigen.

»Sie überanstrengt sich.« sagte der Oberarzt, der bedächtig von der Vorspeise nahm, »sie tut uns gute Dienste bei den Verwundeten, wirklich. Bin sonst nicht für die Hilfe von jungen Damen, sie verlangen so viel Rücksicht. Aber Baronesse — Hochachtung!«

Ein Schlag klorrte draußen nieder. Die Wände erbeben.

»Der Kanonendonner beginnt wieder,« sagte der Baron.

Der lange Doktor warf einen Blick durchs Fenster. »Der Mond geht auf. Eine wunderbare Nacht zum Gefecht.«

»Da werden wir Ärzte wieder Arbeit bekommen,« nidte ernst der Oberarzt.

Der Baron legte das Bested nieder, der Arm des Dieners schnellte über seine Schulter weg, der Teller verschwand. »Glauben die Herren denn, daß es diese Nacht zum Gefecht kommt?«

»Ausgeschlossen!« sagte Borgers entschieden.

»Mais — écoutez! Man hört doch Gewehrfeuer.«

»Unsre Infanterie, die der Artillerie das Gelände freischießt, damit sie die Batterien einbauen kann.«

»Stundenlang war's still, und nun wieder sehr heftig; es bringt die Nerven herunter.«

»Die Stille vor dem Sturm,« wandte der Lange ein. »Du, Franz, den Sturm auf die Festung haben wir doch wohl stündlich zu erwarten?«

»Weiß ich nicht.«

»Eine entsetzliche Schießerei! Das ist vielleicht schon der Sturm, du, Franz?«

»Blamier' dich nicht, Jung! Die Unterbrechung im Kampf wird manchmal gemacht, um den Feind in die Feuerlinie zu locken. Und dann funkt's um so wilder los. So kriegen wir die Lütticherin bald sturmreif —« Mund zu! Hier ist Feindesland. Es war ihm plötzlich, als stierten aus allen Ecken dieses Hauses die Verräteraugen.

Der Lange legte sein Bested hin, obwohl er noch nicht fertig war. Das war eine Nachricht! Lüttich sturmreif! — Husch, nahm der Diener den Teller weg. Na, so was! Halunke! Den nächsten Teller wird er mit dem Daumen festhalten. Unheimliche Geschwindigkeit!

Die Herren erhoben sich. Baronesse kam unhörbar über den Teppich. Der Oberarzt küßte ihr die Hand.

Lautlos, wie sie gekommen, glitt sie neben Borgers auf den Stuhl. Ein feiner, sich schnell verflüchtigender Duft umschwebte sie. Ihre schmale Hand lag fast neben seiner auf dem Tische. Sie steckte ihm eine Rose zwischen die Finger, die dunkelrote. Dem Doktor die gelbe, dem Oberarzt das schwarze Band ans Knopfloch, dem Papa eine Fußhand. Dabei schienen ihre Augen leer, fast gelangweilt. Ober zuckte doch ein unruhiger Schein?

»Monsieur Borgé, Sie stecken meine Rose nicht an?«

»So was Unvorschriftsmäßiges an einer preußischen Uniform? Wissen Sie, was ich tun müßte, wenn ein Vorgesetzter 'reinkäm'? Runterreißen müßt' ich sie. Also melde gehorsamt: ansteden kann ich sie nicht.«

»Etwas Ähnliches haben Sie mir schon einmal gesagt, als ich Ihren Soldaten Blumen pflückte. Wie sagten Sie doch?«

»Unpraktisches Gemüse.«

»Fi donc!«

»Baronesse, wenn man von Aachen her ohne Aufenthalt bis vor Lüttich marschiert ist, die Geldtasche, der Brotbeutel leer, und bekommt dann nur Blumen serviert —«

»Hör' auf, Franz! Du wirkst brutal,« sagte der Lange.

»Nicht vom Brot allein lebt der Mensch,« sagte der Oberarzt, sehr vertieft in einen Hühnerschenkel.

Baronesse klopfte Borgers auf den Arm.

»Er will den Barbaren herauskehren, damit wir uns ärgern. N'est — ce pas?«

Borgers lehnte sich unauffällig vor, um nach der Standuhr zu sehen. Zehn Uhr vorüber. Die Unruhe schoß ihm plötzlich heiß zu Kopf. Jetzt mußte er da raus, absolut raus. Das Essen zog sich merkwürdig lang hin. Ober meinte er das bloß? Der Baron nötigte zum Trinken. Er lehnte ab — nein, doch! Keinen Verdacht erregen, keine Hast zeigen. Die Leute in Sicherheit wiegen.

Der Baron? Wer konnte in diesen Zeiten noch für die Ehrenhaftigkeit eines Menschen bürgen? Sie waren eben die verhaßten Preußen, die Eindringlinge ins Land, ins Schloß. Jedes Mittel war erlaubt, sie schleunigst wieder hinauszuschaffen.

Im Herrenzimmer standen die Schnäpse bereit. Rauchzeug und bequeme Sessel. Borgers entschuldigte sich. Er sei marode, er könnte im Stehen schlafen.

»O parbleu! Sie kommen mir nicht ohne ein paar Litöre weg.«

Wie loskommen? Halb elf ... Verdammt, wenn hier Absicht vorlag. Langsam folgte Borgers ins Herrenzimmer. Seine Gedanken waren fieberhaft am Arbeiten. Ein Ausweg, unauffällig, ohne Verdacht zu erregen — es hing viel davon ab, es hing alles davon ab. Spione im Haus, die man entwisphen läßt, belgisches Militär. Herrgott, über halb elf!

Der alte Diener trat zu dem Baron hin und flüsterte ihm etwas zu. Der Baron sprang auf. »Die Herren wollen mich erlösen. Soeben trifft Einquartierung ein.« Er warf einen Blick auf die Rättchen, die der Diener ihm gereicht hatte — »Prinz Wilhelm zu Lippe und Generalmajor von Bülow.« Er grüßte und ging.

»Der Bruder des früheren Reichskanzlers,« flüsterte der Doktor. »Hohe Tiere. Drüden wir uns.«

»Sie wollen davonlaufen?« neckte die Baronesse.

Borgers stieß seine Zigarre in den Aschbecher. »Allerdings, das ist nämlich der Augenblick, wo ich die Rose aus dem Knopfloch reißen muß!« Er nahm die Fäden zusammen, machte eine kurze Verbeugung und ging. Was stand in ihrem Blick? War das wirklich so, als ob sie ihn noch halten — Na, zum Teufel! Sie machte ihn irr und wirr. Er verlor schier das Gleichgewicht. Also nur baldmöglichst aus dem Schloß raus. Kampf, Kugelpfeifen. — Donnerwetter, schon ein Viertel vor elf! — Nanu, die Herren auf der Treppe? Der Prinz dunkelbärtig, mit sinnenden, nachdenklichen Augen, fast trauervoll; der andre ein echter Bülow, Feuerauge, ein Gesicht, das immer hellhörig zu wachen schien.

Die Herren verschwanden in einer der Türen des langen Ganges. Die Dienerschaft flog. Der Tisch wurde frisch gedeckt.

Der Alte kam herzu, wollte dem Hünen vorausgehen, um ihm sein Zimmer anzuweisen. Auch das noch.

»Muß erst noch die Wache revibrieren,« fuhr Borgers ihn an.

Eine schnelle Frage an die Wache auf Posten. Nichts Verdächtiges? — »Nichts. Der Herr Wachmeister läßt sagen, daß alles bereit sei.«

Schön. Alles bereit, aber wenn der alte

Schleicher jetzt bemerkt, daß der Preuß' nicht auf sein Zimmer hinaufsteigt, dann sind die Kerle im letzten Augenblick noch gewarnt. Also um jeden Preis des Scheines halber aufs Zimmer hinauf. Und dann sehen, wie man unsichtbar wieder hinunterkommt.

Er rief den Soldaten an, der solle auf alle Fälle eine Leiter bereitstellen und die Fenster des Schlosses im Auge behalten. »Wo ein Schein ausblitzt, so ...« — er ließ sein Taschenfeuerzeug aufblinken —, »da stellst du die Leiter an, mein Sohn. Dafür bekommst du vier Zigarren und ein paar Soden von mir. Also Ohrklappen spannen und Augen auf!«

Doben wartete der Alte noch auf ihn, um ihm die Treppe hinaufzuleuchten. Jetzt lotst mich das Luder wahrhaftig bis zum Dach hinauf! Endlich machten sie vor einer Tür im zweiten Stockwerk halt. Ein hohes, lustiges Fremdenzimmer mit Alkovenbett tat sich auf. »Gute Nacht!« Tür zu. Abschließen. Gott sei Dank. Jetzt ans Werk. Lichtsignal. Drunten regt sich nichts. Wo ist der Wachmann? Er öffnet das Fenster — wieder Lichtzeichen. Nichts. Die Nacht lärmt. Und da rasselt's vom Schloßurm. Elf harte Schläge. Herrgott, jetzt kein Zögern mehr. Ein Blick in die Tiefe. Unmöglich, dort hinabzukommen.

Unterm Fenster ein Galerie Sims, der bis zum Erker hinläuft. Nicht an den Erker stoßen die riesigen Kastanienbäume. Einen Ast fassen und auf den Baum. Schön. Aber erst den Erker erreichen. Der Sims ist schmal und hat nur eine fußbreite Ornamentik. Macht nichts, es sei gewagt.

Borgers schwang sich zum Fenster hinaus, nachdem er den Revolver zu sich gesteckt hatte. Er klammerte sich an das Fensterbrett und setzte vorsichtig einen Fuß vor den andern. Eins, zwei, drei — Schwupp, ans andre Fenster — und weiter, und an das Hirschgeweih neben dem Erker — und jetzt auf das Erkerdach. Spitz wie ein Zuderhut — sacht an der Zinkverkleidung hinab — so, und jetzt fassen die Füße auf dem Fensterbrett Stand. Er langt nach einem Ast aus. Ob er ihn trägt? Na, er braucht ja nicht bis Neujahr drauf sitzenzubleiben — eins, zwei, drei ... Das Laub rasselt, die Zweige knaden — schrump. am Stamm hinunter! Heil und sicher auf der Erde.

Eine unverkündete helle Nacht. Er brückt sich ins Partdunkel bis zur Remise. Alles still dort. Ober ruft da einer? — Revolver zur Hand —

»Deutschland über alles...« flüstert's aus dem Dunkel.

»Herr Wachtmeister?«

»Alles bereit. Die Leute warten droben auf der Bergstraße.«

»Gut, ich schwing' mich 'nauf.«

Er pochte gegen die Falltür. Die Leute öffneten. Glutender Mondschein. Zurück in die Verstecke. Warten, atemlos warten.

Fürchterlich begann die Nacht zu toben. Feuer lobte zum Himmel hinauf. Brennende Dörfer in der Runde schickten ihre Qualmsäulen empor. Das entsetzliche Zischen durch die Luft, Geheul der Granaten, Tinken und Pfeifen und Plagen — singendes Eisen.

Halb zwölf. Nichts regt sich in der Remise. Ein Käuzchen sitzt auf der Tornase, pfeift schrill und wild. Das Stampfen der Pferde im Stall. Die vom Prinzen und vom Generalmajor. Mitternacht. Noch immer nichts. Auch die Wache meldet nichts. Man ist todmüde, könnte einschlafen. — Knarrt das Tor? Nein, wieder nichts. Wenn die Kerle doch noch schlauer wären!

Ein Uhr. Atemloses Warten. Niemand kommt, alles ruhig. Zum Schlafen still. Dem Wachtmeister fallen die Augen zu.

Als er sie wieder öffnet, steht ein heller Schein im Tor der Remise. Lautlos ging das Tor auf. Im hereinflutenden Mondschein wurden vier Männer sichtbar.

Sa, endlich! Atem halten, nicht mucksen. Tor zu. Sie schleichen zum Stand. Leise klirren die Ketten. Flüstern. Ein Ruf — eine Antwort: »Liberté!«

Das Knirschen der Schraube. Die Falltür knarrt — hebt sich — hebt sich höher — Mondschein von oben — die Walze rollt, schnurrt.

Droben steht das Auto. Der Major darin, Jehotté am Steuerrad. Der Ingenieur, der beiseitetritt, damit die Maschine vom Hebebrett abfahren kann. Jehotté kurbelt an — Diable! Was klappt da nicht?

Der Ingenieur ruft etwas in die Tiefe hinunter. Als er sich wieder umdreht, stehen sechs Männer um das Auto.

»Im Namen des Kaisers!«

Der Ingenieur springt zur Seite.

Fort über den Hügel — Halt! Stehen!

Die Kugeln pfeifen. Er schlägt die Arme in die Luft, sinkt hintenüber.

Der Major will noch das Letzte retten, spielt den Empörten, den deutschen Offizier und greift nach seinen Papieren. Doch hat Jehotté sich schon durch eine Flut von französischen Verwünschungen verraten.

»Ihre Degen, meine Herren!«

Der Major schnallte ihn stumm und ergeben ab. Jehotté warf ihn hin.

»Herr Wachtmeister, sind Sie unten?«

»Ja wohl, zur Stelle.«

»Dann steigen Sie nur wieder ein, meine Herren, wir orgeln wieder hinunter.«

Die Soldaten brachten den schwerverwundeten Ingenieur. Borgers' Blick ruhte spähend auf ihm. Nein, ein fremdes Gesicht; Marcel de Pont-Neuve war es nicht. Wo war er? Wenn der Wachtmeister ihn nicht abgefaßt hatte —

Der Wachtmeister hatte ihn nicht abgefaßt. Es war wohl ein Mann brunten geblieben, um den Kran in Bewegung zu setzen, aber der entfloß, als er das erste Geräusch hörte.

Wo war Marcel de Pont-Neuve? ...

Der Donner der Nacht schlug bröhnend in die Erde. Die Hölle spie aus den Fests von Lüttich. Mit tosendem Geräusch raselte eine Munitionskolonnen über die Landstraße. Rufe, Flüche, Schreie gellten durch die Nacht. Ein Lazarett wurde von Granattireuren beschossen.

Eine Ordonnanz sprengte an. Offiziersstellvertreter Borgers hatte mit zwölf Mann als Schloßwache zum Schutze der Verwundeten zu bleiben bis auf weiteres.

Neue Verwundete trafen ein. Man klopfte ans Schloßtor.

Soeben war einer an Mundstarre gestorben. Man schaffte ihn in den Park hinaus. Aufgebahrt lag er dort unter freiem Himmel, die strahlenden Kerzen über ihm.

Weit, weit im Feld ertönte der Gang anrückender Truppen:

Die Vöglein im Walde, sie sangen so wunderbar-wunderschön.

In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen ...

(Fortsetzung folgt.)



Ernst Eitner: Holsteinisches Bauernhaus

In dem Hefchen „Ernst Eitner“ von G. F. Kallberg

Aus roter Erde in blaues Land

Gedicht von Margarete Windthorst

Er pflügte rote Erde mit harter Bauernhand.
Hoch über ihm der Himmel war weites blaues Land.
Früh sah er auf zum Winde, wie Gottes Wille steht,
Spät neigte er die Stirne, das war sein Nachtgebet.

Ein Weib ging ihm zur Seite, helläugig, blond von Haar,
Und ihres starken Leibes sechs Söhne sie gebär.
Der laue Sand der Senne baut stille Heimatflur.
Der Jüngste nahm das Erbe, der Älteste Tonsur.

Der Alte lag zum Sterben, da rief er seinen Kreis,
Da standen um sein Lager die Sechse auf sein Geheiß;
Links der im Leinenkittel und mit dem Bauernschuh,
Rechts der im schwarzen Rode, die andern vier dazu.

Der Bauer gab zur Linken die Hand, er gab sie fest
Und gab mit lauter Stimme all seines Lebens Rest:
„Zu gleichem Glück geboren hat euch der Mutter Schoß,
Nur einem frommt das Erbe, so ist es Bauernloß.

Mein Jüngster, sieh, dein Reichtum ist schwere Bauernlast,
Doch hör', was du vor allem noch mehr zu sorgen hast. —
Du, Weib, was soll dein Greinen? Steh auf von deiner Bank
Und bring von deinen Broten das größte aus dem Schrank.“

Die Sechse sahn verwundert, gehorsam ging das Weib
Und brachte auf den Händen des Brotes braunen Laib.
Der Bauer sprach: „Mein Jüngster, du, vor den andern reich,
Nimm dieses Brot und teil es in Stücke, gleich um gleich.

Begehr' der Brüder Hände und leg' das Brot hinein,
Es soll dir nur zum Zeichen, zum Sinnbild soll es sein.
Die ihr mit dieser Spende im frommen Sinn begabt,
Wißt, daß daheim im Hofe ihr eure Heimat habt.

Es bringt die rote Erde ihr braunes Brot hervor;
Wenn sich mein Auge schließet, bleib offen hier das Tor.
Das merk' dir, Sohn, kommt einer müd an dem Hof vorbei,
Daß alle Tag den Fünfen ein Platz am Herde frei.“

Sie teilten mit dem Brote, so wie er es befahl,
Indessen in ihr Auge sich still die Träne stahl.
Der Bauer gab zur Rechten die Hand und hob die Brust,
Die ringend ihres Atems, des letzten, sich bewußt:

„Mein Sohn, du Gottgeweihter und mit dem Priesterkleid,
Wenn mir die Hand erzittert, ist's weil mich Ehrfurcht weicht.
Und leg' ich sie in deine — nicht daß mich Frevel rührt,
Nur weil des Vaters Händen des Sohnes Hand gebührt.

Auch du aus deinem Schreine bring uns dein weißes Brot,
Zur Speise für das Leben, zum Segen für den Tod.
Laß es die andern wissen, wenn sie der Hunger quält,
Daß sich mit diesem Brote die Kraft im Blute stählt.

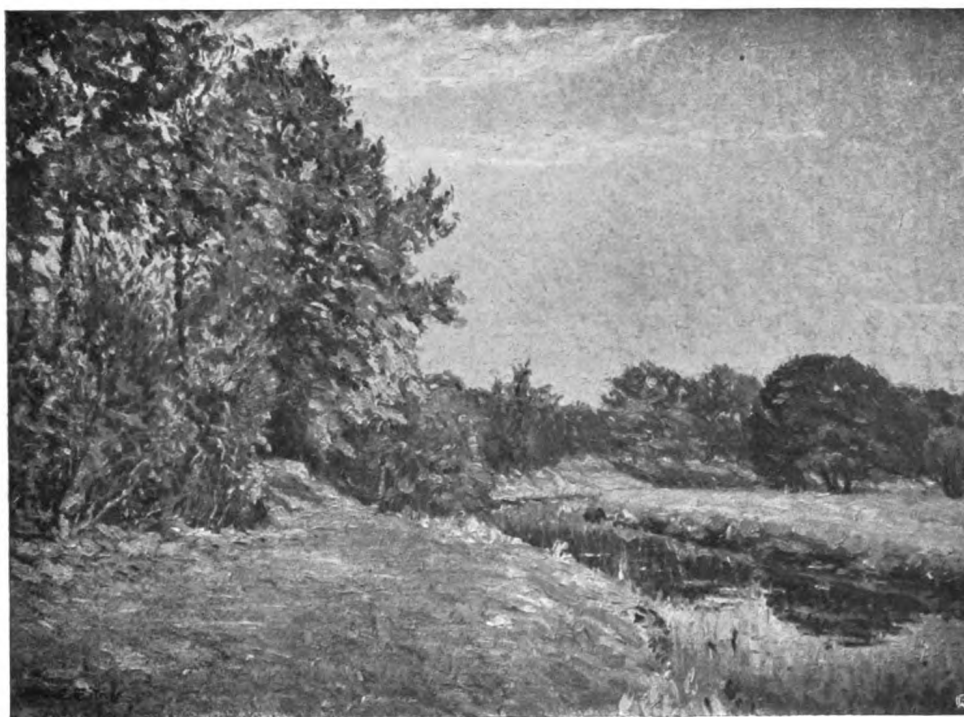
Des Bauern Feld und Ähren, die Ernte, all sein Korn,
Das Land der roten Erde, sein Quell und all sein Born,
Das Keimen und die Reife und was im Halme sprießt,
Nur dem wird es zum Segen, der dieses Brot genießt.“

Sie knieten um das Lager des Tages in der Früh.
Er hob sich aus den Kissen zu allerletzten Müß.
Ein Strahl vom jungen Morgen hell in dem Raume hing;
Von einem zu dem andern der Gottgeweihte ging.

Dann trat hinweg der eine, der andere zum Brevier.
Des Bauern stilles Lager umstanden noch die Vier.
Er sah sie an, er winkte: „So seid ihr gut gestellt,
Wie man euch voll die Schale jedweden Brotes hält.

Ich gab für Leib und Seele euch einen sicheren Hort.
Vergeßt es nicht und merket noch dieses letzte Wort —“
Er hob noch mal die Hände, sank an des Bettes Rand —:
„Wir gehn aus roter Erde in Gottes blaues Land.“





Altstertal im Herbst

Ernst Eitner, ein hamburgischer Künstler Von E. J. Rullberg

Die einfarbigen Abbildungen sind nach Aufnahmen von Phot. Franz Koppel in Hamburg wiedergegeben

Es ist nicht leicht, eine Bezeichnung für hamburgische Kunstbestrebungen zu finden, ergibt sich doch ohne weiteres kein notwendiger Zusammenhang zwischen Kunst und öffentlichem Leben in dieser reichen Handelsstadt. Man bemüht sich vielleicht lange vergeblich darum, wirklich auch einen Einblick in dieses Leben zu gewinnen. Was sich rein äußerlich zeigt, in großen und kleinen Zügen, stellt einfach den großartigen Wettkampf im wirtschaftlichen Leben dieser Stadt dar. Der Hamburger ist Kaufmann. Seine Interessen gehören ganz dem Handelsgewerbe. Politisch und sozial kämpft er für seinen Stand. Die Hingabe, mit der dieser Han-

delsstand seine Aufgaben erfüllt, gibt ein seltenes Beispiel wirklicher und echter Berufstreue. Es wäre töricht, auch nur ein Wort darüber zu verlieren, ob die Nüchternheit in den rein rechnerischen Anschauungen

dieser über alles fleißigen Menschen an sich etwas bedeutet oder nicht. Als Tatsache bleibt, daß Hamburgs Handel in der Welt als Macht gilt. Das genügt.

Mit solcher unbedingten Hochachtung vor der Größe Hamburgs soll nun gerade nicht der ganze Kaufmannsstand, so wie er ist, in Schutz genommen werden. Das wäre nicht gut. Wenn Kaufleute künstlerische Neigungen verneinen oder gewaltsam gar unter-



Selbstbildnis



Stickerinnen

drücken wollten, alsdann stünde es schlimm um Kunst und Kultur. Hervorragende Kaufleute sind Aristokraten und zeichnen sich als bedeutende Menschen immer aus. Von ihnen weiß man, daß sie, Emporkömmlingen gegenüber, stets ihre eigne Stellung eingenommen haben. Die in gutem Ansehen stehende Patrizierfamilie unterscheidet sich in allem grundsätzlich von jener Art Prozen, die weder guten Geschmack haben noch irgendeine Gewähr dafür bieten, daß sie von guter Kunst etwas verstehen. Das Patrizierhaus älteren Datums offenbart das wahre Wesen des Hamburgers völlig. Im feinsten und echtesten Sinne findet man dort Geschmack vertreten. Ja, überrascht wird man sich zuweilen sagen müssen, daß man dem Hamburger so viel Kultur gar nicht einmal zugetraut hätte. Die öffentlichen Bauten, von den schönen alten Kirchen der Stadt abgesehen, wirken nicht hervorragend. Die unvergleichliche Lage der Stadt an der Alster bleibt ewig schön. In den engen Straßen der Altstadt findet man hier und da noch ein schönes altes Haus.

Alles in allem darf man wohl sagen, daß Kunst im hamburgischen Bürgerleben nie

eine hervorragende Rolle gespielt hat. Nach den Voraussetzungen, die wir kennen, wäre das auch wohl kaum anders denkbar. Privatgalerien waren vorhanden. Auch heute bestehen noch einige. Immerhin hätte man schließen können, daß dort, wo viel Geld vorhanden, auch mehr freudiges Interesse für Kunst gezeigt worden wäre. Um zu starken künstlerischen Taten aufzufordern, ist es notwendig, Kunst auch zu unterstützen. Das ist aber kaum geschehen. Hamburgische Kunstaufgaben von Bedeutung sind von hamburgischen Künstlern nicht ausgeführt worden. Man beklagt es, daß der heimischen Kunst nirgend eine Stätte bereitet wurde. Der Mangel ist fühlbar. Um so erfreulicher ist es, daß sich in hamburgischem Familienbesitz Bildnisse befinden, die von Hamburger Malern gemalt worden sind. Das 19. Jahrhundert zählt Ph. Otto Runge, die Brüder Spedter, Hermann Rauffmann, Oldach, Gensler u. a. zu den hier Schaffenden. Runge war kein Hamburger, während die außer ihm genannten eingeboren sind. Die Künstler damaliger Zeit gingen noch im Bürgertum auf. Sie schufen fleißig und treu im engen Rahmen kleiner Wirksamkeit,



Der Radierer

mit Ausnahme Ph. Otto Runges vielleicht, der größere Gedanken entwickelte, sich auch theoretisch mit der Freilichtmalerei besser auseinander setzte als praktisch. Otto Spedter hat neben dem Buchbilderschmuck als Bildniszeichner für den Steindruck recht gutes geleistet. Hans Spedter ist früh verstorben. Aber ihn läßt sich berichten, daß er einer der wenigen war, dem ein größerer Auftrag aus hamburgischen Privatreisen zuteil wurde. Nach Rückkehr von der Akademie in Kopenhagen erhielt er von Senator Abendroth den Auftrag, Fresken für den Festsaal im Hause des Senators zu malen. Dieser Auftrag wurde nicht ganz erledigt. Hans Spedter starb, nachdem er zwei Bilder fertiggestellt hatte.

Lichtwark, der 1886 die Leitung der Hamburger Kunsthalle übernahm, bemühte sich, aus dem Besitz der Kunsthalle zunächst einmal durch Neuordnung eine ausgeprägt hamburgische Kunstsammlung zu schaffen. Diesen Leitgrundsatz seiner Sammeltätigkeit hat er bis ans Ende seiner Wirksamkeit im großen ganzen aufrechterhalten. Er war der Mann, der, zu Anfang wohl oft angegriffen, es dennoch gut verstanden hat,

den Hamburger persönlich zu nehmen. Das lehrte die Folgezeit. Es entwickelte sich aus seinen persönlichen, künstlerisch reichen Anlagen, die das rein Gegenwärtige beobachten sollten, die Form, wie sie heute, nach 28 Jahren, als Lichtwarks Lebenswerk in der Hamburger Kunsthalle zum Ausdruck kommt. Richard Muther urteilte schon 1900 über Lichtwarks Tätigkeit als Museumsleiter: »Was ich weiß, ist, daß man, um die moderne Kunst von der besten Seite kennenzulernen, nicht in die Münchner Neue Pinakothek oder in die Berliner Nationalgalerie, sondern in die Hamburger Kunsthalle gehen muß. Was der Hamburger Kunsthalle gegenüber andern Galerien ihr ganz einziges Gepräge gibt: der Mann, der seiner bescheidenen Berliner Wohnung einen so persönlichen Geschmack verlieh und in seinem Hamburger Heim wie in einem Schmuckkästchen lebt, hat auch der öffentlichen Sammlung, der er als Beamter vorsteht, so sehr den Stempel seines Wesens aufgedrückt, daß man nicht, wie beim Durchwandern von Galerien gewöhnlich, ein Herbarium zu durchblättern glaubt, sondern Stunden angeregter, intimer Kunstfreude in der Gesell-

schaft eines feinsinnigen Amateurs genießt. Hat Lichtwardt es nun auch wohl verstanden, den Hamburger für sich und seine Aufgaben zu gewinnen, so weiß man doch nicht, welchen Erfolg die von ihm ausgehende Bewegung für die hamburgische Kunst, vertreten durch Hamburger Künstler der Neuzeit, gehabt hat.

Das zu untersuchen, gelingt am besten, wenn man sich mit einzelnen Malerpersönlichkeiten, ihren Werken und ihren Verdiensten um hamburgische Kunst ehrlich auseinandersetzt.

wird aber noch nicht erreicht, daß er auch schöpferisch etwas zu leisten vermag. Von gewissen Vorbedingungen hängt es nun einmal ab, ob einer der geborene Maler, Bildhauer oder Musiker ist. Alles läßt sich erlernen, soweit es sich dabei um das rein Handwerkmäßige einer Kunst handelt. Das wahrhaft Schöpferische hingegen lebt nur angeboren. Diese geborenen Künstler, weit davon entfernt, leichter als andre zum Ziel zu gelangen, haben doch eins vor andern voraus, nämlich etwas selbstverständlich zu



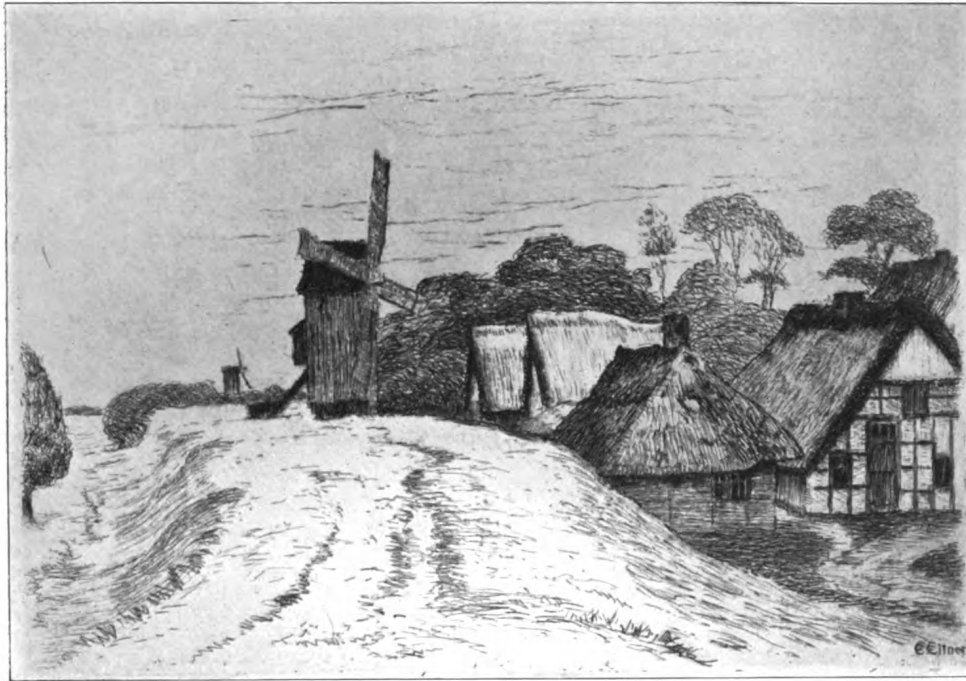
Raten am Wasser (Steinzeichnung)

Ernst Eitner, dem dieser Aufsatz gewidmet sein soll, ist ein gebürtiger Hamburger (geb. 30. August 1867). Ursprünglich Zeichner und Lithograph, widmete er sich bald der Malerei. Seine malerische Ausbildung hat unter Schönlebers Anleitung in Karlsruhe begonnen. Fortsetzung dieser Studien wurden in Holland und Belgien, auf Reisen für Studienzwecke in Süd-deutschland, der Schweiz und Italien gemacht. Erwähnenswert für die Ausbildung sind schließlich noch Besuche der Städte Paris und London.

Ein Künstler kann viel lernen. Dadurch

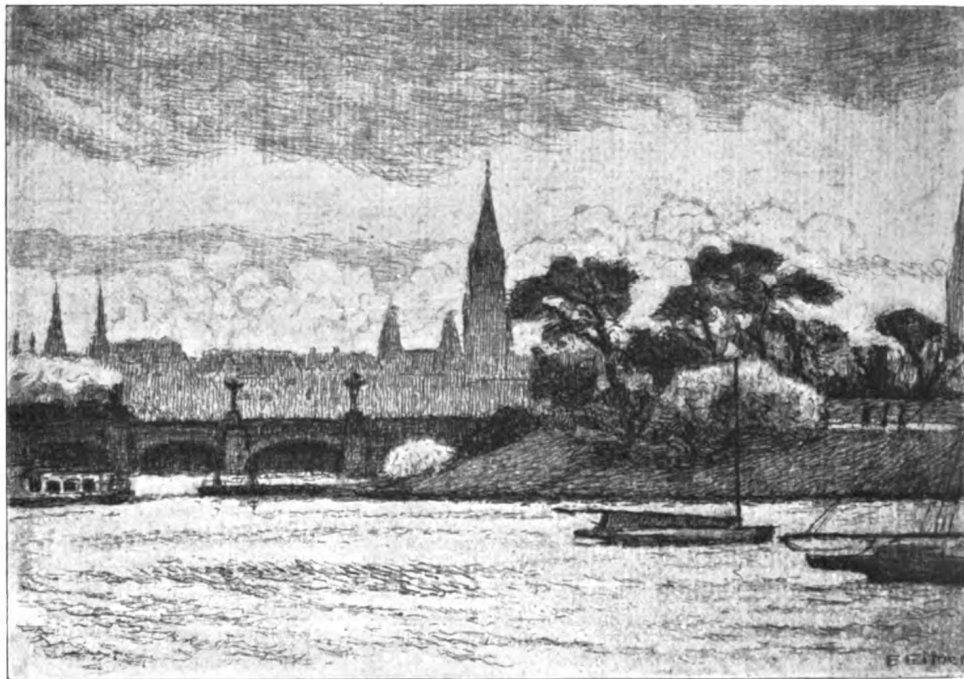
finden, nach dem andre schwer, ja zuletzt ergebnislos herumsuchen.

Im wahrhaft schöpferischen Sinne bevorzugt, ist Eitner wohl der geborene Maler. Was er in koloristischer Hinsicht stufenweise erreichen konnte, grenzt, denkt man an letzte Bilder von ihm, nahezu ans Fabelhafte. Es ist ohne weiteres wohl anzunehmen, daß ein gut ausgebildetes Malerauge alles im ganzen Umfang richtig erkennt: Form und Farbe, den Gesamtton, nicht aber zugleich die Gesamtwirkung im Rahmen eines Bildes. Aus den ersten Eigenschaften heraus hat schon mancher geglaubt, er sei Maler.



Elbdeich bei Balje (Radierung)

Merkwürdig auch beschränkt sich das erste Erfassen immer auf den Eindruck. Erst später, oft nach jahrelangen Studien, erwacht das Bewußtsein, daß zum Ganzen doch noch etwas mehr gehört als der allgemeine Gesamteindruck eines Bildes. Seit-



Combarbsbrücke in Hamburg (Radierung)

dem in der Malerei die Freilichtauffassung zum Sieg gekommen ist, sind die gewaltigen Probleme ums Licht erst erweckt worden. Wie ein höheres Wesen steht es als scheinbares Rätsel überall und immer wieder dahinter. Es darf behauptet werden, daß keine Tageszeit in der Natur auch nur annähernd richtig in der Farbe wiedergegeben werden kann. Das Lichtfluidum ist etwas Geheimnisvolles, das über die beschränkten Darstellungsmöglichkeiten weit hinausgeht.

Es wäre also umsonst, so malen zu wollen, wie es das Licht in der Natur tut. Diese Erkenntnis hat jeder Maler durch sich selbst. Hätte er sie nicht, alsdann würde er sie in der Praxis bald erlernen müssen. Denn diese Erfahrung richtig auszuüben, bedeutet Maler zu sein.

Wenn wir bei Eitner untersuchen, inwieweit er als Künstler die Kraft besessen hat, aus praktischen Erfahrungen zu lernen, so erkennt man sofort an einer Reihe älterer Bilder von ihm in der Hamburger Kunsthalle, vielleicht auch noch in dem großen Gemälde, das im Lübecker Museum sich befindet, wie bald er mit seinen aus sich selbst entwickelten Erfahrungen bei der Ausführung in Widerstreit geraten mußte. Was das große Bild »Frühling« in der Hamburger Kunsthalle so besonders anziehend macht, das ist der starke Stimmungszauber, der in der gewagt großen Leinwand mit der

ganzen Kraft einer jugendlich-frischen Künstlerseele anschaulich festgehalten worden ist. Verblüffend einfach ist das Bild entstanden, ohne jede Absicht auf Wirkung. Das ist besonders lehrreich, weil man anderseits doch erstaunt fragen muß: Wie hat Eitner es fertiggebracht, gleich im Anfang dieses Bild zu malen? Eine Antwort hierauf ist nicht schwer zu finden. Herzbewegend klingt sie gegenüber dem späteren, oft bitter schweren

Schaffensweg des Künstlers: dieses Bild entstand in der hoffnungsvollsten Zeit seines Lebens. Der leichtbewegliche, von echter Leidenschaft durchglühte Mann fühlte, daß er berufen sei, glaubte auch, wie schwer er noch zu kämpfen haben würde, entschieden an eine Zukunft. Nicht zuletzt auch war es das junge Glück seiner Ehe, das in diesem Bilde so rein zum Ausdruck gekommen ist. Und vielleicht noch eins kam hinzu: bereben-



Bildnis E. F. Kullbergs

falls noch jugendlich-tapfer für sein Ideal kämpfende Galeriedirektor Lichtward glaubte einem so begabten Maler wie Eitner entschieden versichern zu dürfen: »In einigen Jahren werden Sie so weit sein.« Das hieß mit andern Worten, sorgenlos in die ferne Zukunft schauen zu dürfen, zu glauben, daß Lichtwards persönlicher Einfluß auf die Hamburger stark genug werden könnte, um einem jungen, tatenfreudigen Malerfreis die Aufträge zu verschaffen.

Das war der Anfang. Im Zeitmaß viel-



Im Schatten der Bergwand

leicht molto vivace, sollte es bald furioso werden. Die Ereignisse folgen sich rasch. Seitdem Eitner im Jahre 1890 von Gothmund an der Trave endgültig nach Hamburg übergesiedelt war, hat er als Künstler mancherlei erlebt. Soweit es beziehungsreich in sein Schaffen aufgeht, mag es auch uns interessieren, zu wissen, wie die ersten Jahre in Hamburg verliefen.

Hatte sich in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bei der Künstlerchaft mit überraschender Sieghaftigkeit der rein impressionistische Zug in der Malerei durchgesetzt, war es andererseits nicht leicht, das Publikum für

diese neue Art der Malerei zu gewinnen. Überall wurde um diese neue Art gekämpft. Geschmack und Überzeugung sahen vorläufig in den neuen Dingen noch keinen Fortschritt.

Wollte man nachgeben, so hieß es, plötzlich den bequemen Standpunkt zu verlassen, um sich mit gereiften Anschauungen auf einen neuen Boden zu stellen. Der Anregung der jüngeren Künstler-schar folgten sofort alle leichtbeweglichen Naturen. In Hamburg waren es, außer Lichtwark, Männer mit stark künstlerischem Empfinden, die auf die Werte der modernen Malerei eingingen. Sie brachten den Künstlern



Am Fenster

Verständnis entgegen und gaben ihnen hin und wieder wohl auch wertvolle Anregungen. Dabei aber blieb es für lange Zeit. Ebenso eifrig war die Gegenpartei geschäftig, ihren alten Standpunkt wader zu verteidigen.

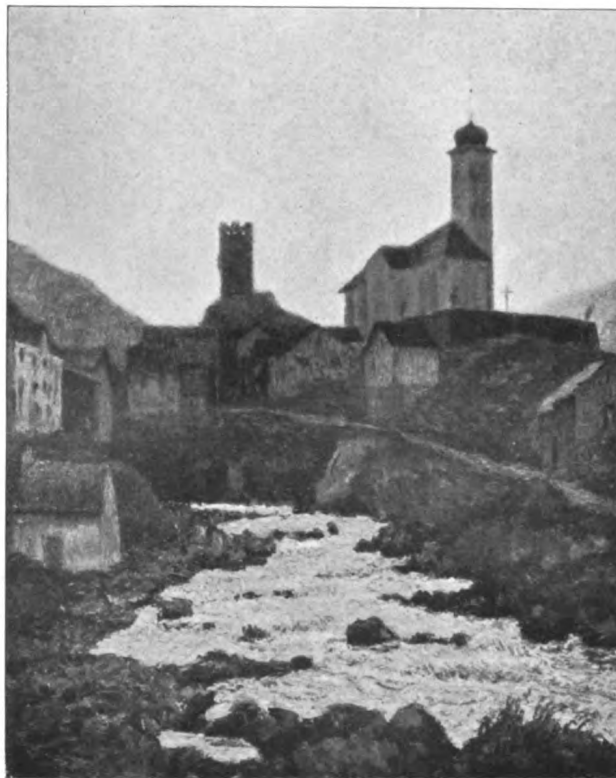
Die jungen Hamburger: Eitner, Illies, Schaper, Kapfer u. a., stellten zuerst als »Hamburger Gruppe« im Jahre 1901 in Berlin aus. Diese Ausstellung war nicht sonderlich von Glück begünstigt, weil die Berliner Kritik einstimmig die Bilder, die gezeigt wurden, verurteilte.

Aber was galt das! Für den Augenblick vielleicht nicht gerade angenehm empfunden, gab solcher Empfang den Künstlern eher Mut, in der Art, wie sie begonnen hatten zu malen, auch fortzufahren. Aus Eitners unmittelbar wahrnehmendem und empfindendem Schaffen ist in der Folge erst recht ein zielbewusstes geworden. Bilder wie »Früh-

ling« konnten nicht zwei- oder dreimal gemalt werden. So besonders dieses Bild als Leistung dasteht, wir hätten dennoch keinen Grund, zu wünschen, andre, ähnliche möchten ihm gefolgt sein. Dahingegen entstand jetzt (Herbst und Winter 1902) der »Lebensabend«, ein Jahr später als das Bild »Frühling«. Viele Studien am Ort (Heilige-Geist-Stift in Lübeck) waren erforderlich gewesen, ehe sich das Ganze zu der Komposition zusammenschloß, wie sie das im Lübecker Museum hängende Bild darstellt. Man erkennt sofort, daß Eitner mit

diesem Bild aus einem unmittelbar wahrnehmenden und schaffenden Künstler in kurzer Zeit schon ein zielbewußt überlegender Maler wurde, der an Aufgaben herantrat, die seinem Mut das beste Zeugnis ausstellen. Daß die Wandlung sich nicht mühe-los von heute auf morgen vollzogen hat, steht nur zu deutlich in dem Bilde selbst geschrieben. Ein Jahr lang hat sich Eitner mit diesem Bilde beschäftigt. Gegen den Vorwurf wäre manches einzuwenden. Den-

noch bewundert man unbedingt, daß die rein literarische Note doch wiederum durch die drei Komponenten Architektur- und Landschaftsbild und Figurenbild glücklich ineinander verwoben sind, so daß diese gut ausgeglichen erscheinen. Es kommt, was der Vorwurf wohl befürchten ließ, zu keiner Geschmacksentgleisung. Die Gefahr hat der Künstler mit richtigem Blick, glücklicher Hand und ebenso fröhlichem Herzen vermieden.

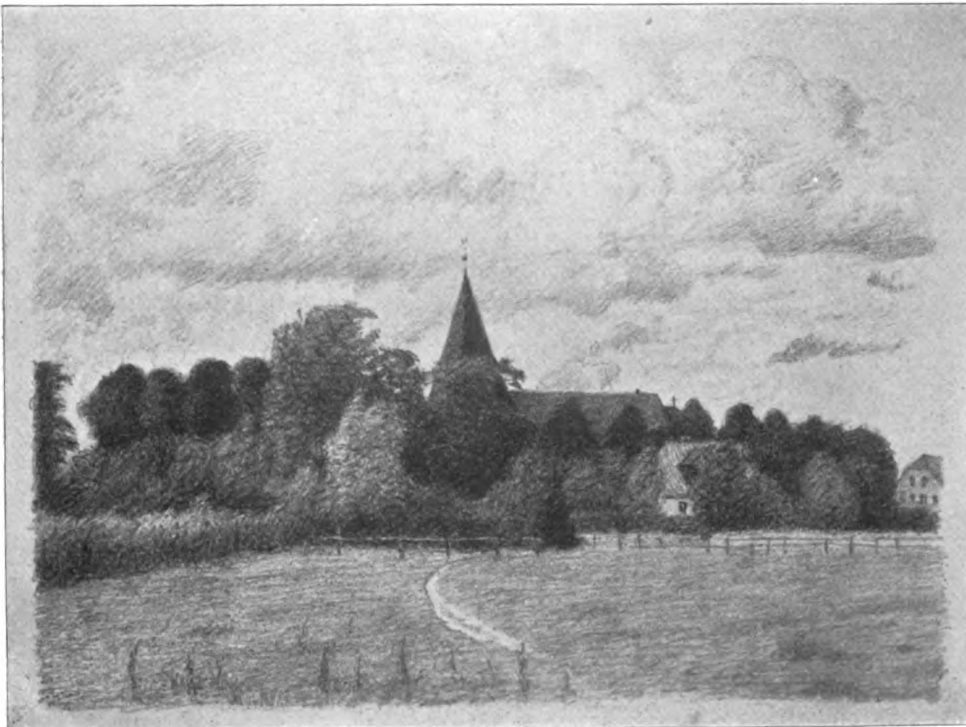


Hospental am Gotthard mit Kirche

Was wir so oft bei ihm erleben, ist auch hier der Fall: Eitner versteht es, ganz Alltägliches in Feststimmung zu sehen. Es wäre zuviel behauptet, wollte man sagen, es geschieht fast immer. Indessen, wie sehr das Gemüt bei einem Künstler den Ausschlag gibt, erweisen bei Eitner schon die nächsten Jahre künstlerischer Entwicklung. Es stehen darin immer die Gegensätze als Wirkungen dem unbedingten Künstlerwillen stark gegenüber. Bilder großen Umfangs wie »Frühling« und »Lebensabend« entstehen so bald nicht mehr. Dagegen wendet



Sturm an der Ostsee



Dorfkirche (Steinzeichnung)



In den Serien

der Künstler unermüdblichen Fleiß an die Aufgabe, nicht nur schöpferisch sein Gebiet zu erobern, sondern auch eifrig in der Kultur der Farbe ein Ziel zu finden.

In dieser Schaffensperiode ist er der Landschaftler geworden, der mit waderem Fleiß nach der Natur malt und hier erst zu den ganz verborgenen Quellen hinfindet, die seines Wesens Eigenart völlig erschließen. Viele Jahre brauchte Eitner dazu, um das innere Bild der Seele vor die Wirklichkeit zu stellen und endlich derjenige Künstler zu werden, bei dem im Ausdruck ein so starkes Lebensgefühl mitschwingt.

Die Bilder dieses Zeitabschnitts zu betrachten, ist ganz besonders lehrreich. Offenbar wurde es dem Maler nicht leicht, sofort in Form und Farbe den richtigen Ton zu treffen. Es spielen noch zu oft Nebenerscheinungen hinein, die ihn stark beeinflussen können. Das, worauf es gerade ankommt, wird oft verfehlt. Indessen leuchtet doch schon aus allem das wahre Element, die Malerzukunft uns entgegen.

Zögernd, oft schrittweise nur kommt Eitner vorwärts. Aber ein eigentlicher Stillstand ist nirgend zu verzeichnen. Des Künst-

lers starke Eigenart hält am gewissen zähen Eigensinn fest. Bedeutende Menschen entschließen sich nicht leicht von heute auf morgen, etwas zu ändern, etwas Neues zu wollen oder gar auf eine bedeutende Stimme hinzuhorchen. Und das ist gut. Solches Selbstvertrauen belohnte sich in der Folgezeit bei unserm Künstler. Mag es auch unter schweren Kämpfen geschehen sein — vorwärtsgekommen ist er. Der eine Gedanke, der für sein Werden und Wachsen mitbestimmend wurde, hat den Künstler fast selbstverständlich dahin gebracht, wo er nach allen Anzeichen auch sein Ziel finden mußte. Wir dürfen gleich hinzufügen, was gesagt werden muß, um das freie Schaffen eines rechten Malers zu beleuchten: Eitner hat, wenn er auch, um zu verdienen,

manche Zweekaufträge erfüllen mußte, seine künstlerische Selbständigkeit nie preisgegeben. Was das aber heißen will im Kampf des täglichen Lebens, kann nur der ermessen, dem die Verhältnisse unsers heutigen Kunstmarktes bekannt sind.

Sowenig es nun einen Stillstand im Schaffen Eitners gibt — denn die soeben besprochene Periode füllt Lücken seines Könnens aus —, ebenso rastlos war der Maler tätig, um das Gebiet seiner Kunst nach seinen Fähigkeiten stetig zu erweitern. Vielleicht hat Lichtward hier und da noch ein Wort mitgesprochen, indem er auf besondere hamburgische Kunstaufgaben hinwies. Ein Mann wie Eitner konnte aus eigener starker Seele heraus solchen Winken besser folgen als andre vielleicht, eben weil er die Fähigkeiten gewonnen hatte, nicht nur die Landschaft, sondern auch das Porträt, das Interieurbildnis und häufig selbst das Blumenstilleben in sein Schaffen einzubeziehen. Das innere Erleben seiner Kunst wird immer größer, und in der Technik bringt er es nun ganz zu einem eignen Stil. Sein Gefühl für Raumentwicklung entfaltet sich mehr und mehr. Daneben stellt sich in rein

geistiger Beziehung eine Vertiefung nach der inhaltlichen Seite seines Schaffens heraus, die vorher nicht in dem Maße vorhanden war. Nicht mehr Gegenstand, sondern Schöpfung bedeuten einzelne seiner Bilder nun. Damit hat der Künstler auch jene Stufe erreichen dürfen, die weit höher liegt als das Ziel früherer Erwartungen, zu denen sein Talent berechnete. Es ist ihm gelungen, sich selbst über seine Aufgabe zu stellen und sein reiches Können voll zur Entwicklung zu bringen.

Schwer ist es andererseits wieder für einen so ernststrebenden Künstler, wenn er für das Beste, das er will, kein Verständnis findet und darum sich gezwungen sieht, ab und an einmal Durchschnittsbilder zu malen. Wie anders wirken diese als jene in Feerstunden der Seele entstandenen Werke! Aber daraus soll dem Künstler kein Vorwurf gemacht werden.

Der Auftrag, den Eitner zuletzt von Lichtwark erhielt, war das Bildnis Gustav Falts für die Hamburger Kunsthalle. Jedenfalls ist des Dichters Bild so vortrefflich gelungen, daß es ruhig neben Liebermann seinen Platz behaupten kann. Die seelische Vertiefung, die bei vollkommen einfachen Darstellungsmitteln gerade in diesem Fallebildnis stark zum Ausdruck gebracht wurde, läßt erkennen, wie der Maler selbst kleine Einzelzüge im Wesen des Dargestellten gut beobachtet hat. Sehen und Erlauschen sind zwei sehr verschiedene, aber auch zwei deutlich unterschiedene Fähigkeiten eines Bildnis-malers. Die Zahl der Eitnerschen Bildnisse ist nur gering. Ohne Anteil an der Person des Darzustellenden zu nehmen, wird Eitner überhaupt kein gutes Bildnis schaffen. Er gesteht lieber ehrlich: »Ich kann das nicht«, anstatt drauflos zu malen.

Als ganz außerordentliche Entwicklungsstufe in der Zeit der künstlerischen Reife darf man wohl die Schweizer Landschaften des Malers betrachten. Die neuen Ein-



Maria Eitner

drücke haben hier zunächst einmal die Folge, daß das bewußt Neue nicht ganz selbstverständlich verarbeitet werden kann. Der norddeutsche Landschaftler, gewöhnt an Form und Farbe seiner heimatlichen Umgebung, mit dem sicheren Blick für die besonders stillen Reize in der Natur, endlich auch der Maler, der das Meer in leuchtender Unbestimmtheit der tausend wechselnden Lichter, die übers Wasser hinziehen, erkennt, mag sich um die Erfassung eines gänzlich neuen Stoffgebiets reblich bemüht haben. Aber es gelingt wie ein Wunder. Gewiß hat der Maler lange Zeit dazu gebraucht, um sich als Maler mit der vollen, reichen Farbenentwicklung der Schweizer Höhenlandschaft auseinanderzusetzen, ehe er sich dem Gegenständlichen zugewendet hat.

Wären die Bilder für unsern Künstler nicht so verblüffend neu gewesen, möchte man weniger erstaunt darüber sein. Die Schweizer Studien bedeuten eine wertvolle Ergänzung seines Schaffensgebietes. Die Leuchtkraft der Farbe und ihre völlige Durchsichtigkeit bis in die tiefsten Schatten hinein darf als das Ziel gelten, dem der Maler beharrlich entgegentrebte. Umsonst

nicht sind gerade seine Schöpfungen aus jüngster Zeit Kunstwerke von Bedeutung.

Ein Viertelsjahrhundert reichlich hat der Maler emsig schaffend dazu gebraucht, um zu eignen Zielen sich Bahn zu brechen. Keine Sippschaft, kein engerer Anschluß an sogenannte Kunstfreunde, die vielleicht zu finden gewesen wären in der reichen Handelsstadt, haben dem Maler seinen Weg bereitet. Sein treuer Schaffenswille hat das Ziel gesucht und gefunden. Bilder aus dem täglichen Leben malt der Künstler neuerdings immer seltener. Die rein phantasievollen Stoffe liegen ihm nicht besonders. Dagegen weiß er sich mit Interieurbildern außerordentlich gut zu behaupten.

Als Zeichner und Radierer erwirbt sich Citner mehr und mehr Beachtung. Auch als ein auf Buchwirkung fein hinstrebender Kolorist darf man ihn betrachten. Seine Graphik und Illustrationen, seien es nun Bilder zu Andersen oder zu Grimms Märchen, offenbaren einen so geistvollen Tatensinn, daß man wünschen möchte, recht bald die

ganze Reihe dieser Schöpfungen in guten Wiedergaben zu besigen. Einstweilen scheint sich dem Künstler keine Gelegenheit geboten zu haben, diese feinen Blätter gesammelt herauszugeben. Im Jahre 1906 hat er im Auftrage der Lehrervereinigung in Hamburg farbige Illustrationen zu Andersen's Märchen veröffentlichen können. Dieser Auftrag blieb leider vereinzelt.

Aber es ist wohl zu hoffen, wenn sich nur wieder einmal die Zeit beruhigt haben wird nach dem Kriege, daß gerade dann der gesunde Sinn am natürlichen Schaffen eines Künstlers wie Citner mehr Freude empfinden wird als bisher. Denn in der Zukunft tut uns ehrliche Freude an guter Kunst not. Die wir fast im Ritsch der Unkultur unrettbar verloren gewesen wären, wenn es noch eine Zeitlang so weitergegangen wäre, wollen von den welterschütternden Katastrophen erwarten, daß, sobald sie einmal überwunden sind, gesunde Hoffnungen wieder aufleben. Zu gesunden Hoffnungen aber gehören in erster Linie Kunst und Kultur.

Jungdeutscher Heerbann

Ein Soldatenlied rauscht die dröhnenden Straßen hinauf,
Das singt von Heimat und klingt von des Krieges Taten,
Gleich grauen Schlangen hügelan wälzt sich Haufe bei Hauf,
Jungdeutschlands Soldaten.

Hinter Landsturmruppen mit schwarzer Mütze und lichem Bart
Knabengefichter. Hände, die Kolben umschließen,
Unübersehbare Scharen wie Ketten zusammenschießen,
Gleichen Wollens alle und gleicher Art.

Unaufhörlich rinnend, ein unverfiegbarer Born,
Strömt der jungdeutsche Heerbann durch Gaue und Wassen,
Eins allen gemein: hellflammender Zorn,
Siegwille, Gottglaube und furchtbares Hassen.

Die Jungregimenter hält es nicht länger zu Haus,
Wo die Erde erzittert in gleißenden Völkerkriegen,
Sie tragen jubelnd und singend ihr junges Herzblut hinaus
In den Kampf der Männer, zum Sterben, zum Siegen.

Ich sah einen wuchtenden Eichbaum in Deutschland stehn,
Der trug im Kriege am Stamme blühende Ruten
Aus Froststarre: nimmer wird Deutschland vergehn —
Wenn seine Männer fielen, werden die Knaben bluten.

Hellmuth Unger



Museum der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft. Eine der Stiftungen, aus denen, auch baulich, die Frankfurter Universität hervorgegangen ist

Die neue Universität zu Frankfurt a. M.

Von Dr. Kurt Runze

Bürgerinn ist das erste tönende Wort, das auf den Einladungen steht, die zur Eröffnung der neuen Universität in alle Welt hinausgehen sollten: »Frankfurts Bürgerinn hat den Grund zur Universität gelegt.« Im Frieden geschaffen und lange vor dem Klirren der Waffen zur Einweihung vorausbestimmt, ist die Alma mater am Main ihrem innersten Wesen nach eine wahrhaft zeitgemäße Schöpfung. Denn sie verdankt zwei Tugenden ihr Entstehen: Gemeininn und Opfermut, jenen Idealen mithin, deren Kraft wir Deutsche erschütterten Herzens täglich von neuem verspüren. Der Sieg des Gemeinschaftsgedankens, den die stolzen Augusttage von 1914 so wunderbar schön über uns brachten, hat schon seit hundert Jahren das öffentliche Leben mehr und mehr durchwirkt und neben den lauten auch schon manche stillen Triumphe gezeitigt. Einer dieser letzten stillen Triumphe ist die Universität Frankfurt, ins Leben gerufen durch freiwillig gestiftete Mittel. Jede »Stiftung« ist ein Sieg des Gemeinfinns und legt Zeugnis ab von dieser schönsten staatsbürgerlichen Tugend. Aber selten nötigt eine zu mehr Bewunderung wegen der weitausholenden Größe des Ziels und um des idealen Zweckes willen als die Stiftungsurkunde der Frankfurter Universität.

»Frankfurts Bürgerinn hat den Grund zur Universität gelegt, der Wille und die

Suld S. M. des Kaisers und Königs ruft sie ins Leben.« Das ist das Entscheidende: Bürgerinn und Staatsgebante mußten sich zusammenfinden, um diese Schöpfung zu zeugen. Die staatliche Anerkennung war nicht von vornherein ein Teil des Programms. Im Gegenteil. Man träumte von einer »Freien Universität«, die unbelastet und ungestört vom Staate eine reine Stätte aller schönen und hohen Bestrebungen sein sollte. Der Idealismus der Männer aus der Paulskirche wirkte in dem Frankfurter Plan fort. Und es ist interessant, daß der schon aus dem Mittelalter stammende Gedanke einer Frankfurter Universität gerade nach 1866 neu belebt wurde, zu der Zeit also, wo die politischen Schicksale Frankfurts endgültig geregelt waren. Die Geister wandten sich damals von der für Frankfurt undankbaren Politik weg in das freie Reich der Wissenschaft. Und wiederum ist interessant, daß der Plan einer neuen Universität so lange stockte, als er sich fern vom Staate hielt. Erst als Abides und alle die verdienten Männer um ihn, die jetzt zum Teil auf den neuen Lehrkanzeln stehen, dem Staatsgedanken für ihre besondere Absicht, eben die neue Universität, zum Siege verhalfen, ging es mit gewaltigem Rud vorwärts. Im Jahre 1848 kamen Männer aus Frankfurt nach Berlin und verlangten, daß Preußen sein festes Staatsgefüge zertrümmere,

den preußischen Staatsgedanken aufgeben zugunsten ihrer problematischen Gabe, der deutschen Kaiserkrone. In unsern Tagen zogen wiederum Männer aus Frankfurt nach Berlin. Sie brachten ebenfalls ein wenn auch kleineres Geschenk mit. Aber sie forderten nicht mehr Freiheit vom Staate für diese junge Schöpfung, wie noch kurz vorher eine starke Partei in Frankfurt wollte. Vielmehr erbatene sie für jene Einrichtung den Segen des Staates. So rühmt die neue Universität den Sieg des Gemeinschaftsgedankens und den Sieg des Staatsgedankens in gleicher Weise.

Es fehlte schon längst nicht an glänzenden und zahlreichen Stiftungen, die Zeugnis ablegen von dem Bürgerfinn der Frankfurter Patrizier, aber es fehlte lange Zeit der rechte Mann, der sie in der rechten Weise zusammenschmolz. Der Altbürgermeister Dr. Franz Adies, Eggellenz, hat alle die zahlreichen Gaben zu dem einen Punkte hingeführt und es vermocht, zu den von alters her bewährten Stiftungen neue Gönner zu finden. Es zeigte sich, daß der Geist und die Opferwilligkeit Stäbels, des ehlen Stifters der über Deutschland hinaus bekannten Galerie, des Arztes Sendenberg, der das nach ihm benannte Naturwissenschaftliche Institut einrichtete — Goethe meinte, daß sich seiner »keine Akademie zu schämen« brauchte —, und der Freiin von Rothschild, der Stifterin der von Rothschild'schen öffentlichen Bibliothek, fortwirkten. Bald wuchs die Reihe der Stifter, die dem neuen Gedanken dienten, bis an die Hundert. Zwei der größten Vermächtnisse brachten die Entwicklung der Universität um ein wesentliches Stück vorwärts. Die Stiftung Tügel's ermöglichte den Bau der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, die als Gebäude und Institution von Anfang den Kern der Universität bilden sollte. Der Tod der Frau Franziska Spener endlich rüdte durch ein Vermächtnis von »ungeheuren Summen« das Projekt dem Abschluß nahe. Als daher die Stadt ihren Anschluß kundgab, war der Grund für die Stiftungsuniversität Frankfurt gelegt. Die Stadt brachte als Morgengabe die Stadtbibliothek dar und konnte mit ihren städtischen Krankenanstalten im großen und ganzen die Medizinische Fakultät hinzufügen.

Das war im März 1910. Dann folgten Verhandlungen mit den Ministerien, und bereits 1912 wurde der Stiftungsvertrag von zehn vertragsschließenden Parteien unterzeichnet. Schon die Anzahl von reich ausgestatteten Stiftungen legt an und für sich Zeugnis ab für die Fülle der mannigfachen Bildungsbestrebungen in der Mainstadt. Durch bloßen Zusammenschluß konnten sie schon den Unterbau für eine Hochschule abgeben.

1912 hatte der Kaiser seine Zustimmung zum

Plan gegeben und den Entwurf einer Satzung eingefordert. 1913 hielt das Ministerium »den Nachweis der erforderlichen Mittel für erbracht«. In der Kabinettsorder vom 10. Juni 1914 wurde die Universität »hierdurch in Gnaden errichtet«.

Im Frieden von langer Hand her und unter Zusammenfassung aller Kräfte des Bürgertums vorbereitet, ist die neue Universität neben ihre älteren Schwestern doch recht als ein Kind des Krieges getreten. Der Kaiser hat die Satzung mit dem Datum des 1. August, dem Tage der Mobilmachung, unterschrieben. Am Tage vor der Abreise zu seinem Heer wurde die Bestallung der fünfzig Ordinarien vollzogen. Diese Urkunden erhalten über ihre formale Wirksamkeit hinaus erhöhte Bedeutung: der Staat steht mit der gewappneten Macht schützend vor allen Werken seiner Bürger und strast das alte Wort Lügen, daß dort, wo Mars die Stunde regiert, die Mufen feiern.

Die rauschenden Feste, die von hochgemutem Bürgerfinn weithin Kunde geben sollten, sind unterblieben. Aber wer die Eröffnung miterlebte, der möchte diese von wunderbarem Ernst, sittlicher Würde und herzlichem Willen überschattete Stunde nicht um der rauschendsten Feste willen missen. Wie zwei schwarze Inseln saßen im Gelb der tausend Stühle der Aula die Häuflein der Professoren und Studenten. Alle erfüllt von Gedanken an die Größe der Zeit. Und das, was sie fühlten, brachte der erste Rektor der Frankfurter Universität, Professor Dr. Richard Wachs-muth, in reinen Worten, ohne jede Phrase zum Ausdruck: daß diese Eröffnung ein Kraft- und Nachtbeweis des Volkes in Waffen sei. Daß hier eine neue Stätte der Wissenschaft ihre friedliche Wirksamkeit beginne, während die Kommilitonen mit unsern andern deutschen Brüdern draußen in den Schützengräben gegen eine halbe Welt von Feinden kämpften.

Der Kaiser und das Kultusministerium hatten in warmen Worten der alma mater Francofurtensis gedacht und wünschten — um Worte des Kaiserlichen Telegramms zu gebrauchen — »eine kräftige Blüte in glücklicheren Tagen«. »Möge«, so hieß es dort weiter, »die treue Arbeit der Lehrer und der Fleiß der zu ihren Füßen sitzenden deutschen Jugend allezeit aetragen sein von dem Geiste einmütiger Liebe zum Vaterlande, der jetzt unser deutsches Volk so stark und unbefieglbar macht.« Die Glückwünsche waren sonst nur in bescheidener Zahl eingegangen. Um so freudiger wurden die wenigen begrüßt, besonders als Gestarke aus dem verbündeten Österreich kamen. Auch dort wurden im Kriegsärm zwei neue Universitäten eröffnet, in Debreczin und Prekburg. Man vermiste eigentlich die Glückwünsche der deutschen



Ernst Eitner: Frühlingsabend

Zu dem Aufsatz „Ernst Eitner“ von E. J. Kulberg

Schwestern, die — außer Bonn! — nur summarisch durch das Schreiben eines in Friedenszeiten erwählten Sprechers ihre Existenz bezeugten, gar nicht. Rührte sich innerhalb der einen oder andern eine freudigere Zustimmung, wie z. B. die Glückwünsche der Medizinischen Fakultät der Universität München darlegten, so wirkte das wiederum um so mehr.

So hat nach einem Wort des Kultusministeriums die Universität Frankfurt im Jahre 1914 ihre Arbeit ebenso still begonnen wie die Universität Berlin im Jahre 1810. Ist sie auch durchaus als Staatsuniversität so gut und so schlecht wie die andern neben die andern getreten, so entbehrt sie außer der Einzigartigkeit der finanziellen Organisation doch nicht des Besonderen. Sie knüpft bewußt an die Frankfurter Ortsüberlieferungen auch darin an, daß nicht bloß alle vorhandenen Ansätze zur Weiterbildung der Bürger für ihren Unterbau benutzt wurden, sondern auch dem Bildungswillen des Bürgertums, insbesondere der Fortbildung der berufstätigen Akademiker, Rechnung getragen wurde. Jede über achtzehn Jahre alte Person ist berechtigt, einen Hörschein zu lösen. Und alle Bildungswilligen der akademischen Berufsstände finden in akademischen Gesellschaften, die unter der Leitung der betreffenden Fachordinarien zu Seminarübungen zusammentreten, die gewünschte Anregung und systematische Förderung. Alle diese Einrichtungen haben schon an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften bestanden. Jahrelange Übung hat gezeigt, daß damit der Wissenschaftlichkeit ihrer Lehrer kein Eintrag geschehen ist. Die angestrebte gegenseitige Durchbringung von Wissen und Leben ist mit der eigentümlichsten Punkt des Frankfurter Programms.

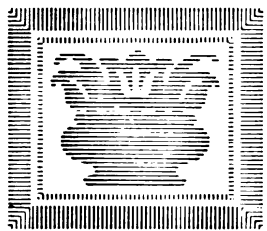
Keine der Fakultäten ist völlig neu, wie einstens Athen aus dem Haupte des Zeus, der Stunde der Eröffnung entstieg. Sie waren an der Akademie schon längst vorbereitet, und wie die Medizinische Fakultät in den städtischen Krankenanstalten fast fertig durchgebildet war, so hat der Lehrkörper der Handelshochschule den Bestand der Wirtschaftswissenschaftlichen und Philosophischen Fakultät gebildet.

Auch die Einrichtung einer Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, in der Theorie und Praxis der Volkswirtschaft in gleichem Maße betrieben werden, ist bisher in Deutschland ohne Beispiel. Eine letzte Eigentümlichkeit der neuen Schöpfung besteht darin, daß sie ohne Theologische Fakultät geblieben ist.

Auch hatte die Akademie schon eine Studentenzahl erreicht, die sich mit der von manchen Universitäten messen konnte. Es ist keine Frage, daß Frankfurt in glücklicheren Zeiten, wie der

Kaiser wünscht, großen Zugzug finden wird. Sie wird in die Reihe der Großstadtuniversitäten neben Berlin, München und Leipzig treten und als Universitätsstadt es immerhin mit diesen Orten aufnehmen können. Durch ihre Lage ist sie begünstigt wie kaum eine andre ihrer Schwestern. Mit der Straßen- oder Eisenbahn und für wenige Groschen schon fährt der erholungsuchende Musensohn und — um ihrer nicht zu vergessen — auch die Musentochter in den Taunus mit seiner wunderbar gelösten Landschaft. Alle Lieblichkeit des deutschen Mittelgebirges ist hier zu finden, und von den Randhöhen schweift der Blick in die weite, scheinbar unermessliche Mainebene, von der jenseits bei klarem Wetter Odenwald und Spessart grünen. An Stätten, die Anziehungskraft besitzen und sozusagen vor den Toren Frankfurts liegen, fehlt es nicht. Homburg v. d. Höhe mit der Saalburg, Rausheim, Mainz, Wiesbaden, Gießen, Darmstadt und ein wenig weiter Limburg mit dem Lahntal, die wunderbaren Idyllen des Hessischen Landrückens, dann Heidelberg, Mannheim mit dem Schlosse Schwetzingen, der Rhein bei Bingen, der Main bis Aschaffenburg, all das sind Städte und Orte, wo die Studenten gern weilen werden. Die Nennung dieser Namen wirkt in den schweren Tagen des Krieges wie ein Gebet an die Vorsehung. Denn noch nie haben wir die Schönheit der deutschen Lande so als kostbarste Gabe empfunden wie jetzt, wo drüben hinter den Bergen die Kanonen blühende Orte fressen und die Kolonnen der Heere die Gegend zerstampfen.

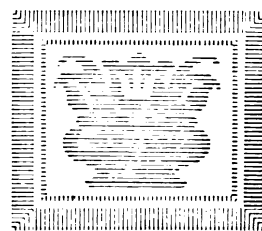
Alle Pläne weitschauender Frankfurter Bürger sind heute erfüllt. Seit 1384, wo der allzu kühne Plan aufstach, die infolge der Kirchenspaltung von Paris ausgewanderten deutschen Professoren zu gewinnen und mit ihnen in Frankfurt die erste Universität auf deutschem Boden zu gründen, ist mancher Frankfurter Hochschulplan gescheitert. Aber »Deutschlands Geldloch« — wie Luther die Stadt nannte — wollte sich auf die Dauer nicht ausschließlich der Herrschaft des Goldes unterstellen. Immer und immer wieder brach der Plan einer Universität in den Köpfen seiner besten Bürger, die tüchtige Kaufleute und vornehme Menschen in einem waren, sich Bahn, bis ihm heute in der Häusergruppe an der Viktoriaallee eine würdige, wenn auch schlichte Verwirklichung geworden ist. Frankfurter Bürgersinn hat den Grund gelegt, Frankfurter Bürgersinn — daran zweifelt niemand — wird für ihren Ausbau sorgen. Aber nicht diese Hilfe allein wird den Glanz der neuen Universität bestimmen. Ihre Bedeutung wird von denen abhängen, die mit ihrem Geist der jungen Gründung eine wirkende Seele geben.



Monegund

Roman von Ottomar Enking

VII (Schluß)



Rai brauchte, suchte Gesellschaft. Er konnte nicht auf die Dauer mit seinen Nachbarn zerfallen bleiben. Er knüpfte hie und da an und wurde auch ohne Schwierigkeiten wieder aufgenommen, da er ja keine verrückten Ideen mehr hatte, so von sozialer Zeitungsschreiberei, von Kompromissen mit den Liberalen, von — Gott steh' uns bei! — medlenburgischer Wahlverfassung und — einfach hahnebüchen! — Koalitionsrecht der Landarbeiter und was sonst noch derlei fabelhafte Phantasieausgeburten waren, mit denen er sich befaßt hatte und die ja auch vielleicht ganz nett auf den Mond hinpaßten, aber nicht auf diese Erde im allgemeinen und erst recht nicht nach dem lieben Medlenburg insbesondere.

Rai kam von neuem in den Kreis hinein, dem er seiner Abstammung nach angehörte, und er tat jetzt alles, um sich ganz die Denkweise seiner Freunde anzueignen. Er meinte, jetzt sei er am richtigen Ort. Weiterer Menschen bedurfte er nicht.

Er folgte den Einladungen und lud wieder ein. Trunt und Lärm auf dem Dusenbjohrschhof wie zu Zeiten, da Kais Vater hier hauste. Und je mehr er sich diesem Treiben hingab, desto lauter wurde natürlich auch die Stimme seines Gewissens, desto eifriger aber strebte er auch wieder danach, sie zu über-täuben.

Die Bitten Monegunds, er solle nicht so furchtbar gegen sich wüten, verflogen ungehört. Ein einziges Mal griff, von seinem Kummer genötigt, der Professor ein. Aber er erhielt so barsche Antwort, daß er, um seiner Tochter willen, davon Abstand, fernerhin noch ein Wort zu sagen.

Lebenslust nannte Rai seine jetzige Weise und wollte, daß Monegund sich auch ins Treiben stürze. Da sie sich weigerte, so nannte er sie temperamentlos und folgerte aus der Kälte, womit sie ihm seiner Meinung nach begegnete, für sich das Recht, seine eignen Wege zu gehen. »Du repräsentierst nicht. Nirgend läßt du dich sehen. Keine Dame kommt zu dir.«

»Es ist zwischen mir und den andern

Damen wohl nicht das Bedürfnis, daß wir einander viel besuchen. Indessen, lieber Rai, versichere ich dir: wer hierherkommt, soll sich nicht über unhöfliche Aufnahme zu beklagen haben.«

Während seines Aufenthalts bei Hofe hatte Rai neue Freundschaften geschlossen. Man bat ihn zu Jagden. Er rüstete sich auf das stattlichste mit allem aus, was ein adliger Weibmann haben muß, und freute sich, oft außer Landes zu kommen. Monegund sah ihn Monate nicht, aber dann herrschte wenigstens keine Wüstenei in ihrem Hause.

Aurelie wirkte unterdessen unablässig für ihren Bruder. Das Fürstenpaar wurde durch sie mehr und mehr auf Rai aufmerksam, man empfing ihn gern im Schlosse, er bildete sich zu einem immer geschickteren Hofmanne heran, und seine Schwester erreichte es: Herr von Tennt-Jek wurde fürstlicher Kammerherr. Das war Aureliens erster Triumph, und mit aller Sorgfalt arbeitete sie nun vorwärts, ihr Ziel fester im Auge haltend als der geübteste Schütze das fernstehende Wild.

Einmal, aus der Residenzstadt, schrieb Rai kurzerhand an seine Frau: »Otnib kommt Ostern nach Plön.«

Monegund lehnte sich nicht gegen diese Bestimmung auf.

Sie hatte nicht ohne Erfolg versucht, die allzu wilden Sitten ihres Sohnes zu lindern, und es war ihr gelungen, eine Zärtlichkeit für sie in ihm zu erwecken, die sich bisweilen in leidenschaftlichen Ausbrüchen Luft machte. Aber dann kamen auch wieder Tage, wo sie gar keine Macht über den Knaben hatte. Er entlief, man suchte ihn in Wald und Feld, und man fand ihn mit dem Kinder-säbel und dem unschädlichen Schießgewehr ausgerüstet, wie er sich einbildete, auf der Pirsch zu sein, oder wie er hoch zu Ross die Räuberhorden tötete, wie er sich mit Hegen und Zauberern herumzuschlug und als König unter lautem Drommetenschall in Burgen einzog, deren Wälle und Mauern nur er sah.

Schlachten schlagen, Sieger sein: das war der Inhalt seines Wesens und seiner Träume.

Wonegund hielt ihn nicht bei den Büchern fest, wenn im Hofe Fußgeklapper zu hören war. Er behandelte die Roßtäuscher, wie sie es verdienten; er kannte die Eigenschaften, die ein edles Pferd haben muß, fast schon genauer als sein Vater. Alles an und in ihm: seine sehnige Gestalt, dieser scharfgeschnittene Kopf mit der ausgeprägten Nase und den bligenden Augen in dem eigentlich viel zu reifen Gesicht, seine Abneigung gegen alles Weiche und Gemüthvolle, seine Sprache, die rasch aufgeregt wurde und sich im Zorn überschlug, seine Leidenschaft für Geschichte, sein Verstandnis für die Zahlkunst, während er die Wissenschaften sonst ziemlich verächtlich anschaute, alles wies diesen Jungen auf den kriegerischen Beruf hin.

Sollte Monegund sich da widersetzen, daß er das wurde, wofür ihn die Natur augenscheinlich bestimmt hatte? Was konnte sie, wenn sie ihn nicht von sich ließ, an dem Kinde bewirken? Doch höchstens, daß er durch ihren Einfluß zur Halbnatur wurde, wie ihr Mann es seiner Ansicht und Klage nach geworden war. Daran, daß Otnib es zu leiden haben würde, wie sein Vater es mußte, wollte Monegund nicht schuld sein.

Mochte also ihr Sohn unter feinesgleichen aufwachsen und ganz zu feinesgleichen gehören. Ihre Mutterliebe, die ihm gern auf Schritt und Tritt gefolgt wäre und ihn behütet und zu dem geleitet hätte, was sie als gut und wahr erkannte, mußte eben zurüdtreten, um Otnib freie Bahn zu lassen.

Tennt-Jessens Befehl wurde ausgeführt. Monegund selbst brachte ihren Sohn auf die Rabettenanstalt.

Er hatte kaum Zeit, seiner Mutter auf dem Bahnhof Lebewohl zu sagen, so nahm ihn das neue Leben mit eins gefangen. Von dem Augenblick an, wo er den Plöner Boden betreten und den ersten Kameraden in Uniform gesehen hatte, war er nur noch Soldat.

Beinahe hätte er der Mutter beim Abschied den Kuß verweigert. Denn: schiedte es sich wohl für einen Soldaten, sich küssen zu lassen? Und er stampfte auf die Erde vor Zorn gegen sich selbst, als ihm dann doch, da die Mutter vom Zuge hinweggetragen wurde und ihm noch zuwinkte, die Tränen kommen wollten.

Zähne zusammengebissen! Soldaten heulen nicht! Kehrt! Bataillon marsch!

Monegund ließ ihrem Weinen um so reichlicheren Lauf. Dann barg sie die Wange an das Kissen und blickte, soweit ihre überschleierten Augen es ihr gestatteten, auf die köstlichen Seen und auf die stolzen Buchenwälder, an denen sie vorüberfuhr.

Ihr war zu Sinne, als hätte sie nun schon für alle Zeit ihre Pflicht an ihrem Knaben getan, als hätte sie ihn für immer weggegeben. Wirklich? Sollte es bereits ein Ende haben mit ihrem Muttersein? Und wenn das war: konnte sie sich die Schuld daran auferlegen? Hatte sie ihr Kind nicht genug geliebt? Hatte sie es mit falschen Mitteln erzogen und also nie gewinnen können? War etwas an dem Worte, das ihr Vater so haßte: Wer sein Kind liebt, der züchtigt es?

Alles in ihr lehnte sich gegen das Wort auf. Was Liebe nicht erreichte, Strenge würde es sicherlich bei einem Charakter wie Otnid nie erzwungen haben. Es hatte sich jetzt wenigstens so gestaltet, daß der Knabe ihr gut war, und wenn sie Fehler bei seiner Erziehung begangen hatte, so bestrafte sie sich dafür, indem sie aus Liebe zu ihm das Opfer brachte, ihn so jung von sich zu lassen, auf daß er etwas Ganzes, ein voller Mensch nach seinen Gaben und Anlagen wurde.

So fuhr sie heim. Ihre Gedanken waren immer bei ihrem Kinde, und an Liebeszeichen für den kleinen Kriegermann, dessen Briefe von der Schilderung seiner Kabinettsherrlichkeit frohten, versäumte ihr Mutterherz wahrlich nichts.

Und indessen nun Kai bald auf Dufend-
johrshof seinen fruchtlosen, ihn nur erregen-
den, nur weiter in Geldschwierigkeiten zie-
henden Verkehr pflegte, bald als gern be-
grüßter Gast auswärts weilte, fing Mone-
gunn an, den Kreis um sich zu bilden, der
die Lebenslust für sie enthielt.

In ihres Vaters Hause erfreute sie sich an dem feinen Geistigen, das der alte Gelehrte noch immer mit Fleiß zusammentrug und in sich verarbeitete.

Sie sah dort auch zum erstenmal nach langen Jahren Martin Joerges wieder. Das Zusammentreffen geschah so plötzlich. Er stand, starrte sie an — griff sich in den dichten roten Bart. »Monni — Frau von —«

»Immer noch deine Freundin Monni!«

»Ja? Das ist famos. Du hast dich aber wahrhaftig gar nicht verändert!«

»Bist du unter die Frauenschmeichler gegangen, Martin?«

»Nein du, dazu habe ich wirklich keine Zeit gehabt. Was denkst du? Schulmeister spielen und dabei noch Privatdozent sein? Da sieht man nicht viel von Geschöpfen, denen man schmeicheln könnte. Aber es hat genügt, Monni. Ich habe mich durchgesetzt! Paß auf! Ich kriege meinen Ruf nach München. Da weiß man zu schätzen, was wir Norddeutschen für Kerls sind. Paar Jahr Außerordentlicher, und dann tut sich schon irgendwo ein Loch für mich auf, und dann werden wir ein großes Tier im Stalle der Gelehrsamkeit, Monni!«

»Und das große — na ja — das nimmt sich dann eine liebe Gefährtin mit an die Krippe.«

Run flog doch ein Schatten über Martins selbstichere Miene. »Ach, das — eigentlich — weißt du: die ollen Griechen sind ja auch eine ganz nette Gesellschaft. Da braucht man im Grunde keine andre, wenn man nicht gerade die kriegt, die man —«

Monegund fragte weiter nach den Plänen ihres Jugendfreundes. Von der Gefährtin wurde nicht mehr gesprochen.

Frau von Tennst-Jes sah dann Martin, solange ihm Zeit für Lüttbusen blieb, des öfteren. Was war es für eine Freude, diesem jungen, für seine Wissenschaft mit allen Fasern begeisterten Manne zu lauschen! Doch sie fand auch sonst noch in ihrer Vaterstadt Geist von ihrem Geiste.

Da lebte der alte Arzt, der mit sorgfältigem Geschmaç die Altertümer Lüttbusens sammelte; da sprach sie ihres Vaters Kollegen, dessen Kunst es war, in den orientalischen Schriften der früheren und der heutigen Zeit zu lesen; da lehrte sie die Malerin, ein älteres, tief gebildetes, bescheidenes Mädchen, ganz begreifen, welch eine Schönheit die durchblumte Wiese eben vor dem Schnitt in sich barg.

In dieser Weise waren noch mehr still und anspruchslos für sich arbeitende, ihre Eigenart pflegende Menschen in Lüttbusen, denen sich Monegund angeschlossen.

Sie kannte ja die Tüchtigen seit ihrer Jugend, aber es ging ihr damit nicht anders, als es etwa einem von uns geht, der

täglich an einem lebendigen Quell vorüberstreitet und sich am hellen Plätscherpiel erfreut: richtig kennen und lieben lernt er das quide Wasser erst, wenn er einmal seinen Durst daraus gelöscht hat; dann kann er gar nicht mehr vorbei, ohne die Hand hohl zu machen und sich ein Wellchen für seine Lippen einzufangen.

Aber das Nehmen hinaus begann aber Monegund, deren Haus beinahe keine Kraft von ihr forderte, auch zu geben.

Es hockte Armut und Krankheit in Gölle unter den niedrigen Dächern der Stadt. Frau von Tennst-Jes vereinigte andre Frauen um sich, die bereit waren, mit ihr zu helfen, und so betätigte sie sich mannigfaltig — wobei sie freilich viel weniger die Gemahlin des Kammerherrn als die Tochter des Professors war.

Immer und immer aber spann in der Ferne Gräulein Aurelie zu Ehren ihres Namens an ihrem Gewebe, und es war, als seien auch ihre Gedanken von dunkellila Farbe, genau wie die Seide, die sie in ihre Wappentissen hineinstickte.

Faden um Faden — in aller Heimlichkeit und Schlaueit.

Und dann kam sie so allmählich mit dem Gesponnenen hervor.

Sie hatte Urlaub und — natürlich, Tennst-Jes war auf Dufendjohrshof — Heimweh. Sie kam und brachte eine Freundin mit.

»Denke dir, liebe Monegund, Frau von Hsen hat noch nie die Osee gesehen! Da sagte ich: Dann wird es aber höchste Zeit, mein Kind! Und es traf sich ja ausgezeichnet, daß ich eben hierherwollte.«

Tennst-Jes kannte die Baronin Hsen schon von der Residenz her.

Hobe, volle Figur. Dunkles Schnurrbärtchen. Leise vibrierende Rüstern. Augen, die plötzlich warm aufleuchteten und dann wieder wie unter einem feuchten Schleier ins Traumhafte versanken. Weich mobelierte Wangen, eine ziemlich niedrige Stirn, um die herum eine glänzendschwarze Haargloriole lag. Um den Mund jener eigentümliche, wie Lächeln anmutende Zug, den Frauen haben, wenn sie an Glück zurückdenken und auf künftiges warten. Eine Stimme von tiefem Wohlklang. Bewegungen von äußerster Selbstbeherrschung. Liebenswürdigkeit und Verbindlichkeit die ganze Gestalt und in allen ihren Ausbrüden.

Aber im übrigen: drei Schritt Entfernung! Nicht wahr? Ich bitte sehr!

Wonegund empfing den Gast freimütig-freundlich und tat ihr mögliches, um der Baronin die Zeit auf dem medlenburgischen Gute angenehm zu machen. Nur das war ihr peinlich: es mangelte im Hause an allerhand, was eigentlich zur Aufnahme und Bewirtung einer solchen Fremden gehört hätte. Aber, so dachte Wonegund dann, ein Schelm gibt mehr, als er hat. Sie führt sonst das ganze Jahr hindurch das Luxusdasein der reichen jungen Witwe, so kann es ihr nicht schaden, wenn sie bei uns etwas Einfachheit kennenlernt.

Kai freilich beruhigte sich nicht so leicht. Er schämte sich, wenn etwas fehlte. »Es schnürt mir die Kehle zu, wenn ich auf unsern Tisch sehe. Dies Geschirr, zusammengeflüdt aus allen möglichen Sorten!«

»Es ist lange nichts erneuert,« antwortete Wonegund gleichmütig.

»So muß eben jetzt für neues gesorgt werden!«

Und es wurde beschafft, was immer für einen so vornehmen Gast nötig schien, und die junge reiche Witwe kam dem Dufendjahrshof ziemlich teuer, nicht allein durch die Ausgaben, die besonders ihretwegen gemacht wurden, sondern auch dadurch, daß sie die Ursache für vielen sonstigen Besuch wurde. Denn mit einem Schlage, seitdem die Baronin da war, ging es auf dem Hofe zu wie in einem Taubenschlag: immer aus und ein. Die abligen Damen der Umgegend, die sich zu andern Zeiten nie blicken ließen, kamen in vollen Schwärmen herbeigezogen. Das war ein Getue, ein Wispern, ein Glirren von hohen Frauenstimmen. Eine erwies der andern immer größere Ehre und erwartete dann freilich dafür, daß sie um so tiefer beknigt wurde.

Um Wonegund, die sich das Getriebe lächelnd betrachtete, kümmerten sich die Damen wenig. Alles schwang um die Baronin und um Sie.

Sie saßen, nippten Tee und stippten mit dem Biskuit ihre Medisancen hinein. Das süße und doch so boshafte Gezwitzcher riß gar nicht ab.

»Hat Reizwitz noch immer seine alte Liebe bei der Oper?«

»Ja, natürlich.«

»Himmel! Dauert das eine Ewigkeit!

Sie kann ja keinen Ton mehr herausbringen. Und sie sieht aus —!«

»Was wollen Sie? Seine Frau ist noch unappetitlicher.«

»Das ist eine Ahlefeldt — nicht?«

»Bewahre, Beste, wie können Sie das verwechseln! Sie ist doch die Schwester von dem Bizewitz!«

»Der setzt das Regiment in Hannover bekommen hat?«

»Nein, nein! Aber Sie sind auch gar nicht im Bilde! Der in Hannover ist ja ein Vetter —«

»Ach so, ganz recht, verzeihen Sie. Der hat ja die Hocholl! Deren Mutter war mit meiner Großmutter entfernt verwandt.«

»Wirklich? Wie interessant!«

»Ja, gewiß — sie sind zusammen in Meinungen am Hofe gewesen.«

»So was! Das ahnte ich ja noch gar nicht!«

»Abigens Meinungen — ist da noch der Feldern, der die ganzen Damen in sich verrückt machte?«

»Ach, ob der oder ein anderer — in irgendetwas sind die ja immer verrückt.«

»Nein, er ist nicht mehr da, wenigstens nicht lebendig. Er hat sich nämlich ein bißchen erschossen.«

»So? Na, das war ja schließlich auch das Vernünftigste, was er tun konnte.«

»Läßt du dir für den Abend bei Pressentins ein neues Kleid machen?«

»Fällt mir nicht ein! Für die langweilige Geschichte! Außer uns kommen höchstens noch ein paar aus der Stadt. Mein Mann wollte bloß nicht absagen. Die sind immer so schrecklich leicht beleidigt.«

»Die Reuß soll eingeladen sein.«

»Begreife nicht, wie Pressentins die mit solchen Leuten zusammenbringen mögen.«

»Gott, anständige Gesellschaften erlebt man heute überhaupt nicht mehr. Na, vielleicht ist auch noch der Intimus des Hauses da, du weißt wohl: Basedow.«

»Der? Ein himmlischer Mensch, find' ich!«

»Sie kennen ihn näher? Bitte, erzählen Sie von ihm. Sein Bruder hat doch neuerlich die famose Partie gemacht.«

»Aber nein, das sind doch die andern Basedows! In welcher Welt leben Sie denn eigentlich, daß Sie die wichtigsten Sachen nicht wissen! Der Bruder von diesem hat doch bloß eine Müller.«

»Was?!«

»Verlassen Sie sich darauf! Müller!«

»Unglaublich! Ach so, Pardon, gnädige Frau! Mißverstehen Sie uns ja nicht. Wir meinten nur —«

»Oh, bitte sehr, meine Damen,« sagte Monegund mit dem heitersten Gesicht.

Das war so ein Stück von der Unterhaltung, die Tennt-Jessens Frau wohl oder übel als höfliche Wirtin jetzt mit anhören mußte.

Frau von Ysen war entzückt vom Medlenburger Lande. Die Ostsee fand sie süß. Und dann das ernste Herrenhaus. Und die romantische Ruine. Und der stimmungsvolle Park. Ganz reizend!

»Ja, es ließe sich viel daraus machen,« sagte Aurelie.

Kai bewegte sich mit lebhafter Ritterlichkeit um die Baronin herum, und Monegund dankte ihm dafür, denn so nahm er ihr manche Pflichten ab. Sie konnte dieser Frau, die bei allem wirklichen Feingefühl und bei allem scheinbar regen Eingehen auf jegliche Frage doch immer an der Oberfläche der Dinge haften blieb, nicht nahekommen. Es lodte sie auch nichts dazu. Die Baronin verlangte weiter nichts von ihr.

Aureliens freie Zeit ging zu Ende, und die beiden Damen reisten wieder ab. Die Baronin schrieb dann von ihrem Wohnsitz aus ein paar außerordentlich nette Briefe an Monegund, worin sie in jenem Stil, der lauter Ergebenheit zu beteuern scheint und schließlich doch so glatt ist, daß man nie einen Inhalt der Worte zu fassen kriegt, ihren nie verlöschenden Dank für die entzückende Gastfreundschaft ausdrückte, die sie in Dusenbjörshof genossen hatte.

Diese Versicherungen standen auf einem fleischroten, mit goldenen Tupfen überstäubten Papier und waren in großen, vorwärtsdrängenden, unten sich verbidenden und abrundenden Buchstaben mit einer dunkelgrünen metallischen Tinte geschrieben. Leicht zu lesen waren sie nicht, aber sie sahen sehr nach vornehmer Leidenschaftlichkeit aus.

Die aristokratischen Damen der Umgegend ließen nach der Abreise der Baronin den Dusenbjörshof abermals verödet daliegen, und Kai war unzufriedener und unzufriedener als zuvor. Seine tägliche Rede ging davon, daß ihm doch nichts anderes übrigbleiben werde, als das Gut loszuschlagen. Aber

was dann? Als Kammerherr konnte er doch unmöglich eine Agentur für Fahrräder übernehmen! Das müsse Monegund doch einsehen, nicht wahr?

O ja. Monegund sah stillschweigend vieles ein ...

Eines Vormittags, ganz plötzlich, ließ Kai seine Koffer packen. »Zu Hof. Man wünscht mich da.«

Monegund waren seine sprunghaften Entschlüsse nichts Neues.

Als sie nach Kais Abschied durch sein Zimmer schritt, streifte ihr Blick zufällig auch über seinen Schreibtisch hin. Da sah sie schräg auf dem weißen Löschblatt neben der achtlos hingeworfenen Schere — ein kleine Störung für ihren Ordnungssinn — einen schmalen Rand Papiers liegen, wie man ihn zum Öffnen eines Briefes seitwärts vom Umschlag abtrennt: fleischfarben. Die Sonne flimmerte auf den Tisch. Eine Spur goldener Betupfung glänzte auf dem Rot.

Also hatte Kai heute früh einen Brief von Frau von Ysen empfangen, und das war der Grund, wenigstens mit der Grund für seine hastige Fahrt gewesen.

Monegund schritt die Terrassentreppe hinten am Hause hinunter und ging durch den Park. Langsam und schwer. Sie war längst nicht mehr die schlanke, biegsame Gestalt mit den etwas nach vorn sich runden Schultern. Ihre Brust war breit geworden. Ihre Haltung war voll aufrecht, in der braunen Pelzjacke sah sie sogar üppig aus.

Gegen die Mäße des Weges hielt ihre eine Hand das Kleid gerafft, die andre saßte eben unter dem Kasse in den weißen Seidenschal, den sie sich über das Haar geschlungen hatte.

Mit ihren ernsten Augen schaute sie gerade vor sich hin wie in ein Unbestimmtes, das sie durchbringen wollte und von dem sie doch eigentlich schon wußte, was sie darin finden würde.

Ihrem Antlitz waren frühe Falten nicht erspart geblieben, und ihre Lippen hatten sich verschmälert. Sie war sehr blaß, ruhig, aber blaß. Sie hatte in den letzten Tagen viel geweint. Gott war nicht immer so mächtig in ihr gewesen, daß sie ihr Leid auf ihn werfen und sich seiner getrösten

konnte. Dann hatte sie sich gefaßt, die Lider getrodnet, war still und entschlossen geworden. Aber die Spuren solcher Frauen-tränen, wie Monegund sie vergießen mußte, graben sich in das Angesicht mit derselben Gewalt, womit ein reißender Regen den Uferabhang durchfurcht. Die Rillen bleiben, auch wenn die Sonne wieder scheint. Lange, lange muß der alles ebnende und ausgleichende Wind arbeiten, bis der Abhang wieder glatter daliegt, und dann hat sich auf der Fläche so manches gewandelt: so manches Sandkorn rollte ins Meer, das ganze Ufer sank ein.

Frostig war es Monegund ums Herz, als sie dahinschritt, frostig trotz ihrer warmen Hülle. Immer und immer stieg ihr das Bild der ehemaligen Frau von Tenn-Jes auf, von der sie vernommen hatte, die auch vom bürgerlichen Stande her zu diesem Geschlecht kam. Man fand sie erfroren im Walde...

Doch Monegund redte sich: sie wollte der armen Erfrorenen nicht gleichen, sie rettete sich, bevor die Sippe, das hieß: die ganze Welt da draußen, die ihren Mann jetzt für sich einnahm, überstark wurde!

So gelangte sie an das Gartenhaus, wo sie einst und nun schon lange nicht mehr mit Kai trauliche Stunden verlebt hatte. Ihr allein war es kein Vergnügen gewesen, den Raum zu betreten. Es sah wieder staubig und kahl da drinnen aus. Das Fenster war offen gelassen und schlug hin und her, ein kalter Zug bewegte die feuchten Gardinen.

Das Stammhaus da drüben, völlig in Schutt gesunken, keine Ruine mehr zu nennen, nur eine Unsauberkeit im Gelände.

Und Monegund wandte sich und folgte dem gewundenen Pfad durch den Buchenwald. Es war Vorfrühling. Auf den Wegen sproßte schon hier und da ein vor-eiliger Keim Unkrauts oder Grases. Die Knospen harrten des Gesprengetwerdens durch eine laue Lenzesnacht. Aber die Zeit aller Erwartung des köstlichsten Entfaltens sprach dieses Mal nicht zu Monegund, wenigstens verstand sie ihre Sprache nicht.

Hier führte nun der Steig aufwärts durch das Unterholz — zu der Birkenlaube, zu jener Stätte, wo Monegund einst und nun schon lange nicht mehr mit Kai Stunden der seligen Aussprache genossen hatte.

Die Frau gewann die Höhe, da lag wieder

alles vor ihr: das Herrenhaus, die silberne Döppernitz mit den jetzt freundlich scheinenden Dächern von Drevitz dahinter, die Meeresbucht mit der an ihr gelagerten Stadt, die Ader, teils noch schwarzschollig, teils mit dem Grün der Winterfaat geschmückt.

Und dies sie früher so lausig dünkende Gewirre der Zweige und Äste rund um sie herum!

Sie stützte sich an den Tisch, der aus dem Mühlenstein gebildet wurde, und blickte traurig bald hierhin, bald dorthin in die Ferne. Weißgraue Wolkenschwaben zogen träge über ihr Haupt hinweg.

Wie glücklich war sie früher gewesen, wenn sie hier oben stand!

Dem allem, was ihr Blick erreichte, ein Segen zu werden, das war ihre lichte, schöne Hoffnung gewesen! Aber es war anders gekommen. Segen? Nein, den hatte sie dem Dufendjohrshofe nicht gebracht. Und weshalb nicht? Traf sie deswegen eine Schuld? Man konnte es so nennen: sie hatte nicht umbenten gelernt, sie war nicht geworden wie Kai und seine Schwester, sie war Monegund Irdmann geblieben, und ihr Mann war damit nicht unzufrieden gewesen, ja, es hatte eher so ausgesehen, als ob er sich nach ihr umbilden wollte. So war es gekommen, daß sie ihm nicht zum Hindernis wurde auf dem Wege, den er einschlug, um ein tätiger Mann zu werden. Er konnte diesen Weg vielmehr gerade deshalb gut betreten, weil sie ihn für den durchaus richtigen ansah.

Aber es war nur abwärts gegangen, und sie war mit dafür verantwortlich, denn sie hatte sich nicht genug in Kais Wesen vertieft, oder sie hatte ihn zu sehr nach sich selber berechnet, so viel sie ihn auch liebte. Sonst hätte sie nie dulden dürfen, daß er in Dinge hineingeriet, die ihm mißlingen mußten, weil sie seiner innersten Natur widersprachen, weil er ganz und gar nicht die rechten Mittel fand und anwandte, um zu den Erfolgen zu gelangen, nach denen er geizte.

Sie hatte einmal davon gehört: mit den Geschlechtern war es nicht anders als mit den einzelnen Menschen. Nach geleisteter Arbeit müssen sie rasten. Raffen sie sich zu früh auf, so erlahmt die noch nicht genügend erholtte Kraft schnell, sie streben vergebens,

Großes zu vollbringen. So war es am Ende mit der Familie, der Kai angehörte. Sie hatte in der Vorzeit gewirkt, sich Macht, Ansehen und auch Gut geschaffen, und jetzt war eine Zeit, wo sie sich ausruhen mußte, um neue Schaffensfreude in sich wachsen zu lassen. Kai hatte vielleicht zu rasch wieder ans Werk gehen wollen, es war überall — er sagte es ja selber — nur etwas Halbes mit ihm geworden, und selbst mit ihr, die er aus Liebe nahm, hatte es nichts Ganzes werden sollen.

Auch daran war sie nicht ohne Schuld.

Als er zu ihr kam und sie um ihre Hand bat, da lebte noch Geist von der Lehnsmanntochter in ihr, die sich freute, eine Herrin werden zu sollen. Dieser Stolz zusammen mit jener Mädchenliebe, die immer, ach! so wenig weiß, was sie denn nun eigentlich an dem sie begehrenden Manne liebt, beides war in eine Bewunderung für Kai ineinandergefloßen, in das schlichte Glückgefühl, des ritterlichen Mannes Eigen zu sein. Und da sie sein Weib war, sank das Glück erst lange noch nicht ab. Es machte sie regsam. O die tausend guten Pläne, die sie für ihn und sein Haus barg! Wie hoch wollte sie sich anfangs schwingen, damit sie ihm recht gleich, in ihrer Frauendemit nannte sie es: ebenbürtig wurde. Aber seltsam: ihr flugbereites Gemüt stieß sich sehr bald gerade an dem, wovon sie meinte, daß es weit über der gewöhnlichen Erde schwebte. Die Lehnsmanntochter hatte sich Herrschaft und Herrlichkeit als den Inbegriff aller Freiheit gedacht, und nun mußte sie erfahren, daß sie selbst in ihrer ursprünglichen Enge viel freier gewesen war, als sie es sein durfte, da sie Herrin war. Sie wollte sich gern von den noch so lindenden Banden ihres Vaterhauses lösen und nahm erst recht Bande auf sich.

Wohl begriff sie: die Gebundenheit, worin Menschen wie Kai und seine Schwester lebten, war mit das Edelste, was sie besaßen, aber sie konnte nichts dafür: ihre Hände wehrten sich nun einmal dagegen. Sie konnte nichts dafür, und doch maß sie sich diesen unwillkürlichen Widerstand jetzt ebenfalls wie eine Schuld zu.

Freilich — war das Wort Schuld das rechte, bezeichnende?

Ihr Gewissen strafte sie nicht. Solche Schuld, ja, die ruht im Blute. Wir Men-

schen können uns kein andres geben, als wir bekommen haben. Unser Wollen, unser Sehnen, auch unser Lieben ist etwas andres als unser Blut. Alles das kreuzt sich in uns, verwirrt uns — wir irren.

Es war ihr klar geworden in so manchen Tagen, die sie einsam verbrachte: sie hatte sich geirrt.

Nicht in ihrer Liebe, aber sonst in so unendlich vielem.

Und darum, so bitter es für sie sein mochte, sie konnte und durfte sich der Erkenntnis nicht verschließen: ihr Leben auf Dusenbohrshof stand jetzt vor dem Ende.

Sie hatte wohl den langen und starren Blick verstanden, womit ihre Schwägerin sie ansah, als sie mit Frau von Yen abreiste. Diesen langen und starren Blick brauchte das Fräulein von Tennt-Jetz immer, wenn sie jemand ohne Worte etwas sagen, wenn sie jemand fester von etwas überzeugen wollte, als sie es mit vielen Worten hätte tun können.

Und Monegund mußte jetzt noch, in der Erinnerung an die stählernen Augen, leise niden: Aurelie hatte ja recht. Die beiden Schwägerinnen waren sich, wahrscheinlich zum ersten, wirklichen, aber zum Glück auch zum wichtigsten Male einig.

Zwar stieg in Monegund dann und wann die Eifersucht auf. Wer hat wohl gern, daß ihm ein anderer den Sieg raubt? Und es konnte so scheinen, als ob Kais Schwester Siegerin geworden sei. Indessen Monegund wußte es doch genau: sie selber würde eher die Hand ans Ziel legen als Aurelie.

Denn Aurelie dachte nur an das, was ihre Familie anging. Monegund aber wollte aus Liebe zu Kai handeln, und so gab es keinen Zweifel: die größere Kraft zu siegen war bei ihr.

Der Sieg aber — was sollte er bedeuten?

Nichts Geringeres, als daß Kai ihrer immer gedenken konnte, ohne daß er sich vor ihr zu schämen brauchte. Daß er sich sagen durfte: was da geschah, das geschah aus reiner Vernunft, es geschah vor allen Dingen auch um Monegunds willen, denn sie wollte und mußte sich selber gerade so gut retten wie ihn.

Monegund sah nicht fern die öde, graue, langweilige Notwendigkeit, die Kai und sie auseinanderzwingen würde. Oder das Dasein schleppte sich, wenn sie zusammenblieben,

so hin, wie es jetzt war, nicht minder öde, langweilig und grau.

Eine Möglichkeit, in diesem Leben, das jetzt ihre Ehe war, zu verharren und gleichzeitig glücklich dabei zu werden, gab es nicht.

Und die furchtbare Gefahr war außerdem noch da: daß ihre Liebe zu Kai schließlich Schaden litt, wie die seine Schaden leiden mußte, vielleicht schon gelitten hatte.

Dann kam es so weit, daß sie beide einander zermürbten und in einer fürchterlichen Alltäglichkeit wie in einem ellen Sumpf ersticken. Das durfte nicht sein! Dafür war sie sich selber zu wertvoll, dafür sollte ihr Kai immer zu hoch stehen.

Deshalb hieß es: nicht warten, bis etwa der Dufendjohrshof in andre Hände überging, und nicht warten, bis sich zwischen Kai und ihr der böse Überdruß erhob, vor allen Dingen: nicht warten, bis sie das, was sie jetzt aus freien Stücken vorhatte, nicht mehr aus Liebe tun konnte, sondern aus Kälte und Gleichgültigkeit tun mußte. Und gerade diese Gefahr war die drohendste und größte von allen, die Monegund wahrnahm.

Noch vertraute sie darauf, daß ihrer beider gemeinsames Eigenstes rein geblieben war. Die Menschen, unter denen Kai jetzt immer ohne seine Frau war, glaubten daran wohl nicht. Aber es war doch sicherlich so: Kai war nicht imstande, ihr eine Untreue anzutun. Mochte er jedoch noch so reblich an seine Frau denken, mochte er seine Sinne noch so sehr im Zaum halten, mochte er noch so aufrichtig dagegen kämpfen, wenn sich andre Empfindungen neben seiner Liebe zu ihr einzunisten versuchten: die Verlodung war nun doch einmal da, und wie lange konnte es dauern, daß er frei von Zwiespalt in sich blieb?

Jene Freunbin Aureliens — nein, Monegund wollte keine bestimmte Gestalt heraufrufen; es war ja die ganze Welt dort draußen, die ihn nun ganz zu sich forderte, weil er doch eigentlich ein Teil von ihr war!

Wie lange noch, bis er dann seine Frau als eine Last betrachtete, die er mit sich tragen mußte und die ihm nie ein Aufatmen in der ihm natürlichen Luft gestattete!

War dieser Drud erst auf ihm, wie leicht gewann da die Sehnsucht nach etwas anderem in seinem Herzen die Oberhand, wie leicht konnte er dann doch nicht mehr so

stark sein, daß er auf die Dauer ihrer beider gemeinsames Eigenstes völlig rein erhielt!

Also aus Liebe, solange es noch Zeit war, ihn retten und sich selbst!

Sogar für ihren Sohn mußte sie das Opfer bringen, das Aurelie, deren Absichten Monegund bis ins kleinste durchschaute, von ihr verlangte. Aurelie hatte recht. Der Dufendjohrshof war kein nur äußerlicher Besitz der Tenn-Jesse, sondern er war mit ihrem Wesen verwachsen. Dnib sollte dereinst sein volles Erbe, dies hier und das in ihm, antreten, ein freier, froher Herr werden.

Deswegen, selbst wenn Monegund in die Gefahr geriet, daß niemand an ihre Liebe zu ihrem Manne und zu ihrem Kinde mehr glaubte, mußte es sich hier — einen andern Ausweg sah sie nicht — völlig verändern. Deswegen mußte sie, die Mutter, gehen.

So sagte die Frau, dort oben an den Steinisch gelehnt, dem Dufendjohrshofe Lebewohl.

Schwer und langsam ging sie in das Haus zurück. Als dann ihr Mann wieder da war, da zauberte sie wohl erst noch, über das mit zu ihm zu reden, was sie beschlossen hatte, denn sie hoffte, beinahe gegen sich selbst, immer noch — ja, worauf hoffte Monegund?

Auf nichts Geringeres als auf das Wunder, daß Kai sie umschlingen und ein Nie! sprechen würde, bevor noch die Frage, die sie an ihn richten wollte, über ihre Lippen gekommen war.

Aber sie hörte es nicht, dies in ihrer tiefsten Seele erwartete Nie.

Kai war nicht anders gegen sie, als er es sonst zu sein pflegte, wenn er nach Wochen des rauschenden Verkehrs in die Enge seines Hauses zurückkehrte. Höchstens noch ein wenig mürrischer mochte er gegen früher geworden sein. Wehvoll merkte sie, daß er sie manchmal anblidte, als ob sie ihm im Wege war.

Sie wich ihm dann gern aus, so weit es nur ging, schließlich jedoch gebot es ihr die Pflicht gegen sich selbst, sich vor einem ferneren, den Namen des Zusammenlebens nicht mehr verdienenden Zusammensein zu bewahren. Sie suchte ihren Mann auf.

So recht liebevoll trat sie zu ihm hin, sagte seine Hände, sah ihm mit aller Milde und Freundlichkeit ins Angesicht und sprach: »Kai, ist es nicht am besten, wenn wir wieder auseinandergehen?«

Nicht völlig mehr war Rai des Vertrauens würdig, das Monegund noch in ihn setzte. Die von Aurelie klug ausgewählte, klug vor ihn hingeschobene Baronin hatte seine Sinne schon gefesselt. Der Zwiespalt, den Monegund für ihn erst in späteren Zeiten fürchtete, war schon in ihm. Er versuchte freilich noch, ihn zu überschütten, aber das klappte immer wieder, immer weiter auf. Die Scham, die Monegund ihm ersparen wollte, er spürte bereits, wie sie ihm ins Gesicht stieg.

Gedanken, Vorstellungen von einem ganz andern Leben, als wozu er jetzt genötigt war, erregten ihn und fraßen auch wie Gift an seiner Liebe zu Monegund.

Hier seine ernste Frau, die nicht ruhte, bis sie jeglicher Sache auf den Grund gekommen war; dort ein Flirren, ein leichtes Hin- und Her über noch so schwierige Fragen. Hier das, was er Armut nannte; dort ein Schwimmen im Luxus. Hier nicht darauf zu hoffen, daß es jemals selbst unter den günstigsten Umständen viel besser wurde; dort die ungeheure Macht des Geldes und des gesellschaftlichen Ansehens, denen, so dachte Rai, es eine Kleinigkeit war, alle Unannehmlichkeiten des Lebens für immer in den Abgrund zu stoßen. Rai glaubte jetzt schon fest an die Wahrheit des Wortes, das sein Vetter ihm gesagt hatte: Idealismus ist etwas Schönes, aber gesunder ist es, wenn man sich nicht zu viel damit abgibt.

Er hatte seine Ehe nur aus Liebe geschlossen; die Frau indessen, die er brauchte, hatte er nicht bekommen.

Nun zeigte sich ihm die andre, lächelnd, verheißend — sie, die er seinem Blute nach von vornherein kannte, und mit der er sprechen konnte, als seien sie lange, lange Jahre schon immer zusammen gewesen.

Genug, als Monegund, noch bangend um die Kämpfe, in die sie ihn bringen würde, mit ihrer Milbigkeit vor ihm stand: »Ist es nicht besser, daß wir wieder auseinandergehen?«, da war er schon viel weiter von ihr entfernt, als sie wähnte.

Gewiß, er fuhr auf: »Das ist also die Lösung, warum du dich so rätselhaft gegen mich benommen hast? Den Gedanken mußt du schon lange mit dir herumgetragen haben!«

Aber obschon er zornig tat, so war seine Miene doch noch mehr die eines Erschrocke-

nen. Der Schreden war keineswegs erheuchelt, aber er rührte nicht davon her, daß sich ihm durch Monegunds Frage nun plötzlich der ihm furchtbare Ausblick in eine Zukunft ohne Monegund eröffnet hätte, sondern daher, daß ihn die Angst packte, irgendwie möchten seiner Frau die in ihm selbst wühlenden Gedanken und merkwürdig lodenden Wünsche entdeckt worden sein.

Seine Angst war nicht unbegründet, denn Monegund erwiderte: »Es kommt jetzt alles darauf an, daß du aufrichtig gegen mich bist. Ich flehe dich an: sei es! Denn sonst erlebe ich eine Enttäuschung an dir, die meine Liebe nicht ertragen kann. Sage mir, Rai, habe ich den Gedanken nicht erst von dir bekommen?«

Ihr Ton hatte eine große Ruhe. Jedes ihrer Worte klang, wie wenn es aus langer, genauer Überlegung heraustrat und gerade so gesprochen werden mußte, wie sie es sprach. Nur bisweilen ein Zittern unter ihrer Stimme, das ließ ihn dann zusammenzucken, während er ihr sonst mit einem Gesicht zuhörte, das Gelassenheit ausdrücken sollte, mit dem er aber schließlich doch auch nur mühsam verschloß, was in ihm aufgerührt war und immer mehr aufgerührt wurde. »Hab' ich oder hab' ich nicht, Rai?«

Vor der Furcht und der Spannung in ihren Augen konnte er nicht anders, er mußte die Wahrheit gestehen: »Wie das hier alles geworden ist, konnte er mir ja allerdings wenigstens nicht ganz fremd bleiben, Monegund.«

Ein klein wenig wollte sie, dann hatte sie gleich die Ruhe wiedergefunden: »Gottlob, Rai, ich habe einen Mann geliebt, der nicht lügen kann.«

»Du hast ihn geliebt?«

»Ich liebe ihn auch jetzt noch. Und darum will ich ihm so viel Glück bringen, als ich nur kann. Mit mir hab' ich es getan. Es war nicht genug, um dich ganz auszufüllen. Nun denn, wo es nicht anders geht — ohne mich.«

Nun kamen wohl Wochen der Kämpfe, aber sie waren von Rai nicht so durchaus reblich gemeint. Wohl wachte seine Liebe zu Monegund, die unter fremder Leidenschaft lauer geworden war, noch wieder stark auf. Dann konnte er gar nicht fassen, daß sie von ihm wollte. Er

versprach ihr, daß er sich in Arbeit, und wäre es auch die seinen Neigungen widersprechendste, hineinstürzen werde. Diese seine Beteuerungen waren manchmal so warm und herzlich, daß Monegund Stunden hatte, wo ihr wieder und wieder die Hoffnung kommen wollte, es könne doch noch jene andre, viel schönere Rettung für sie beide erblühen. Aber dann ließ sich Kai wieder trostlos in die Entmutigung versinken, dann war ihm auf Dufendjohrshof wieder alles verleidet.

Seine Tage waren nur eine Reihe von elenden grauen Schatten.

Aber das, was Monegund geredet hatte, schrieb er nichts Deutliches an Aurelie, doch ihr scharfer Spürsinn entdeckte zwischen seinen Zeilen leicht die Fährte, die sie gehen mußte. Sie wirkte und wirkte und bohrte ihr Trachten tief in das Hirn ihres Bruders ein. Unter diesem Einfluß, der geradezu etwas Unheimliches hatte, erschien es Kai auf einmal gar nicht als undenkbar, im Gegenteil, als eine leichte Sache, seine Ehe zu lösen. Was konnten zwei Menschen, die nach Jahren einsaßen, daß sie beieinander doch nicht das ihnen Notwendige fanden, Gescheiteres beginnen, als ihren Fehler wieder gutmachen und sich trennen? Vor allem kam es doch darauf an, daß Monegund selbst es nicht anders wollte.

Kai machte es sich bequem, um seinen eignen Wünschen entgegenzukommen: er bildete sich ein, daß er seiner Frau sogar noch groblos dürfe! Sie sollte doch nicht davon sprechen, daß es Liebe sei, die sie zu ihrem Entschluß gebracht hatte. Aus Liebe von jemand gehen? Eine eigentümliche Art der Liebe! Man hatte dafür richtiger die Bezeichnung: sie war des Lebens an seiner Seite satt. Das nannte sie allerdings, sich eine Rettung schuldig sein. Beides war schließlich ein und daselbe, und warum denn ihr die Freiheit vorenthalten, nach der sie sich sehnte?

Sofort nach derlei Grübeleien, deren Ungerechtigkeit und Gehässigkeit er selbst nur zu gut merkte, marterte ihn dann wieder die Scham, daß er nicht alle ihm jetzt von gefälligen Händen erbauten Brücken ins Land des Wohllebens hinter sich abbraich und nicht so viel Mannes war, sich mit seinem Weibe durchzuringen, und wäre es auch durch die schlimmste und schlechteste Zeit, und wäre es

selbst, um nie in ein Herrenbafeln hineinzugelangen! Innerlich mußte er es sich bekennen: er konnte nicht daran zweifeln, wie Monegund es in Wahrheit mit ihm meinte, und er fühlte recht gut, wenn er ihr Vorwürfe machte, daß sie weder ihn noch ihren Sohn liebe, so wollte er damit doch bloß seine Gewissensbisse stillen. Die aber schonen ihn nicht, weil es ihm gegen sein Herz, das immer noch für Monegund schlug, wie eine Erlösung vorschwebte, wenn er wieder für sich allein dastehen würde!

So trachtete er oft danach, seine Frau ins Unrecht zu setzen, damit nur auf ihn selbst der Schein fiel, als sei er der Nachgebende, Gezwungene.

Kämpfe, die sich seelenfolternd hin und her zogen, bis Monegund eines Tags der Pein ein jähes Ende bereitete. Zum letztenmal durchschritt sie das schmiedeeiserne Tor vor dem Herrenhause und begab sich zu ihrem Vater, verhehlte ihm einstweilen vieles, kehrte aber nicht nach dem Dufendjohrshofe zurück.

Da wurde denn Kai von Tennt-Jes zuletzt ehrlich genug, so unehrlich zu sein, daß er für den äußeren Glanz seines Namens an seiner Liebe zu Monegund Verrat übte. Aurelie bewies der Schwägerin unbefchränkte Hochachtung: »Das ist eine Handlungsweise, so korrekt und taktvoll, wie man es wirklich sonst nur in unsern Kreisen erwarten kann. Ich habe ja überhaupt nie etwas gegen sie gehabt, bloß eben — nun ja — Gott sei Dank, daß sich die Geschichte in so allseitig befriedigender Weise löst. Und da sie selber betont, daß sie alles ihretwegen tut — was ich übrigens begreifen kann —, so brauchen wir ja nicht das peinliche Gefühl zu haben, daß wir ihr irgend etwas schuldig sind. Tatsächlich! Ein ganz vorzüglicher, reinlicher Ausweg.«

Nach der andern Seite hin hatte sie kein schweres Spiel.

Sie erzählte ihrer lieben Freundin, der Frau von Ysen, sehr viel von ihrem Bruder und umgab ihn mit einem Schimmer von Besonderheit. Dabei tat sie, als müsse sie ihn entschuldigen: »Die kleine Esalapade ins Politische ...«

»Aber das macht ihn eigentlich gerade fabelhaft interessant, finde ich,« meinte die Baronin. Daß die Ehe mit der Bürger-

lichen ihre Endschafft hatte, sah Frau von Men als etwas Selbstverständliches an.

Und als daher die Zeit gekommen war, daß Kai aller Bande lebig dastand, da gelang es der treu sorgenden Schwester zunächst, ihm eine besonders ausgezeichnete Stellung am Hofe zu verschaffen, und dann, je nun, solche Fahrt nach Indien als Hochzeitsreise an der Seite einer sehr vornehmen, sehr schönen und sehr begüterten Gemahlin, die war immerhin geeignet, allerhand peinigende Gedanken zurückzudrängen. Und nachher führte man ein großes Haus in der Residenz, so wie es sich gehörte und wie es sein mußte, mit Routs und Bällen — dabei kam man glücklicherweise auch nicht recht zur Besinnung.

Das Herrenhaus des Dusenbohrshofes, dem Verfall drohte, wurde umgebaut. Der Park wurde herrlich erneuert. Aber Tenn-Tsch ließ sich dort nicht sehen, nur Aurelie schaute dann und wann nach dem Rechten.

»Schadet nichts,« bemerkte sie zu ihrem Bruder, »wenn du in der ersten Zeit nicht hinkommst. Ich verstehe es ja, daß du eine gewisse Scheu davor hast. Wir sind nun mal so feinfühlig, und außerdem hast du dort ja nicht allzu ruhmreich gehaust. Aber die Hauptsache ist: wir haben den Dusenbohrshof behalten!«

So lag das Tenn-Tschische Erbe verlassen da. Und niemand freute sich an den hohen Rüstern und Buchen, von denen das Haus umrauscht wurde.

Ruhig blickte Monegund von ihrer Mädchenstube aus auf jenes Ufer hin, wo sie ihr Leben einst gelandet hatte. Die Laubwand da drüben hatte sich wieder dicht für sie geschlossen, sie schaute nicht mehr hindurch, es war ihr fremd und fern, was dahinter lag, wie es ihr innerlich — sie konnte es nicht leugnen — immer fremd und fern gewesen war.

Monegund verbrachte ihre Tage arbeitssam bei ihrem Vater, der über ihren Entschluß, Kai zu verlassen, erst schwer bekümmert den Kopf geschüttelt hatte. Seinem Empfinden ging das an die Ehre: Eheleute durften sich nicht wieder scheiden! Und wenn er auch nach und nach seiner Tochter einigermaßen zugeben mußte, daß ihr das Zusammensein mit einem Manne, der nicht die Macht über sich besaß, sein Schicksal in die eignen Hände zu nehmen, und den sie

doch zu sehr liebte, um es mit anzusehen, wie er zugrunde ging — ja, wenn er auch eingestehen mußte, daß der Bruch das Notwendige und Natürliche war, so betrachtete er es doch als eine ihm nicht faßbare Härte in Monegunds Herzen, daß sie sich den Sohn so völlig nehmen ließ.

Sie fuhr nicht nach Plön, und Otnib kam nicht zu ihr nach Lütthusen, sondern verbrachte alle seine freie Zeit im Hause seines Vaters oder, wie man besser sagen muß: im Hause seiner Stiefmutter.

Ein für allemal wollte es dem Professor nicht einleuchten, daß bei Monegund eine Mutterliebe im Spiele war, viel stärker als die gewöhnliche, die das Kind unablässig an sich zu schließen trachtet.

»Ich denke jetzt oft,« meinte Erdmann, »du hättest in deiner Jugend darin geübt werden müssen, Widerstände zu besiegen, mein Kind. Wer weiß, ob du dann nicht jetzt dort drüben doch als eine glückliche Frau wohnstest. Du hättest dann wohl die Kraft gehabt, dort die Zügel zu ergreifen und den Wagen so zu lenken, wie es dich gut dünkte.«

»Hab' ich das nicht getan?«

»Ja, in gewisser Weise; freilich anders, als es mir eben vorschwebte. Sei es denn! Nur dein Kind —«

»Kann etwa jemand auf zwei verschiedenen Spuren zu gleicher Zeit fahren?«

»Dann mußte der Junge ganz zu dir herüber!«

»Um eines Tags herauszuspringen und mich zu schelten, weil ich ihn auf einen falschen Weg gebracht hätte?«

»Fürchtest du? So laß mich das wissen, Monegund: Hast du mich, als du dann nicht glücklich wurdest, auch jemals deswegen gescholten?«

»Nein, Vater! Ich war dir sogar dankbar, daß du es mir selber überlassen hast, Herr zu werden über das, was einem den Weg verlegen will.«

»Monegund haben wir dich genannt, die Kämpferin in Gedanken, und mir scheint, du trägst deinen Namen nicht umsonst. Ich bin dir vielleicht ein zu guter Vater gewesen, und meine zu große Liebe, die dir immer alles Unangenehme, Störende und Häßliche forträumte, mag ein Fehler geworden sein, aber ich bin zu ihr gelangt, weil ich sah, wie öde und leer es anderswo zwischen Eltern und Kindern herging. Was

hat Rothe mit all seiner Zucht erreicht? Seine Frau sitzt vergrämt, sein Sohn ist längst verschollen und hat ihm nichts hinterlassen als einen Fluch. Da ist es doch wohl noch immer besser, ein Vater handelt, wie ich an dir gehandelt habe. Zwar soll man eins nie vergessen: wir mögen unsern Kindern tun, was wir wollen, Liebes oder Unliebes, ganz gerecht werden wir der Seele des Kindes und ihrem heimlichen, auch unaussprechbaren Verlangen nie, denn das Kind ist eben ein andrer, von vornherein zum Hinauswachsen über uns bestimmter Mensch; und wir, die wir uns kaum selbst kennen, wir sind wahrlich erst recht nicht imstande, einen andern Menschen, und fließt auch unser eignes Blut in ihm, zu kennen. So tasten wir herum, versuchen, dem Kinde das Beste auf der Welt zu geben, was wir denn unter dem Besten verstehen, dieses und jenes, und sehen doch zu guter Letzt, daß wir mit all unserm wohlgemeinten Erziehen manche Schuld auf uns gehäuft haben. Da ist es dann Sache des Kindes, uns zu verzeihen.»

Je länger Monegund bei ihrem Vater weilte, desto enger schlossen sich die beiden Gemüther aneinander, und das »Haus in der Stille«, unter Minnas Zepher, war eine Stätte des tiefsten Friedens. Professor Erdmann erlebte auch noch das Glück, daß er keinen Menschen, der seine Straße kreuzte, nur im geringsten mit Groll zu betrachten brauchte. Denn als er seinen siebenzigsten Geburtstag feierte, da kam eine Abordnung der Dreißigjährigen-Gilde zu ihm und lud ihn ein, er möge zu einer Versammlung in der Nikolaiskirche erscheinen. Erdmann folgte dem Rufe, da er aus den Mienen der Abgesandten nichts als Gutes erhoffen konnte.

In der Abseite der Kirche brannte schon das Licht. Die Dreißigjährigen saßen mit dem blauen Bande um die Schultern, das bei besonders hervorragenden Festlichkeiten ihre Zier bildete, und sie nötigten den Professor auf einen erhöhten Sitz; der Apotheker selbst aber war es bann, der vor ihn hintrat und zu ihm sprach: »Die Gilde sieht ihr Unrecht ein. Wir wollen gutmachen, was wir gutmachen können. Wir bitten Sie, unser Ehrenvorsitzer zu sein.«

Die Dreißigjährigen hatten sich erhoben und blickten, den Worten des Apothekers

durch ihre aufrichtig bittenden Mienen Nachdruck verleihend, zu Erdmann hin. Er drückte allen stumm die Hand.

Das war nur ein kleines, ja, nur ein winzig kleines Geschehnis für die große, große Welt, und doch war damit für eine andre, eine kleine Welt, Christian Erdmanns Herz, ein großer Wert geschaffen: er glaubte fester denn je an das Gute im Menschen, an die alte siegende Kraft der Liebe. Und diese Liebe bei allen, die ihn kannten, in seinem Hause, bei seinen Mitbürgern und bei seinen Schülern, sie blieb ihm treu bis zur letzten Stunde. Sogar der sonst so bittere Tod erwies sie ihm noch.

Erdmann saß auf dem Katheder und traktierte seinen geliebten Homer. Die Augen leuchteten ihm, während er die wundervoll dahintrollenden Verse las. Seine Hand erhob sich zu einer begeisterten Gebärde — da, auf einmal, wurde diese Hand schlaff, das Haupt neigte sich, indem die Augen zufließen, auf die Schulter, der ganze Leib wollte zu Boden gleiten. Die Schüler, die bestürzt hinzusprangen und ihren Lehrer aufgingen, hielten einen Veratmennden in den Armen.

Noch ein verklärtes Lächeln, noch ein Versuch, sich aufzurichten, dann war der alte Professor nicht mehr. —

Und es läutete das große Geläute von St. Nikolai, und die tiefen Töne summten hinab in die Kirche, vor deren Altar nach dem Rechte der Gilde der Ehrenvorsitzer unter einer Fülle von Blumen aufgebahrt lag. Eine große Gemeinde füllte den heiligen Raum.

Der Superintendent saß krank, ein von ewigem Fluchen auf die Sünde gebrochener Jeremias, daheim, und so sprach für ihn, nach Monegunds Willen, Immanuel Greger sen am Sarge, schlicht, alle Lobpreisungen meidend, die der dahingefahrenen bescheidenen Seele nur wehtun konnten.

Dann ordnete sich der Zug. Als erste die Schaffner, ihre Schwerter wie Kreuze vor der Brust haltend, hinter ihnen die Dreißigjährigen, alle mit einem langen Flor von der linken Schulter herab. Darauf die Schüler mit ihren roten, blauen und grünen Mützen, deren goldene und silberne Streifen schwarz verhüllt waren. Nun der einfache Wagen, der den wackeren Mann zur letzten Ruhe trug, und endlich schier unübersehbar

das Gefolge aller derer, für die Christian Irdbmann seine lieben Worte, seinen ehrlichen Händedruck, seinen geraden Blick gehabt hatte.

Hinaus vor die Stadt.

Die Erde hatte zu Ehren des Gerechten, der nach seinem lauterem Wandel auf ihr in ihren Schoß zurückkehrte, ein Feiertagsgewand angelegt.

Die helle Wintermittagssonne lag auf frischem Schnee und spiegelte sich in den Millionen Kristallen, die so rein und fein waren wie die Empfindungen, die in Christian Irdbmanns nun still gewordenem Busen gewohnt hatten.

Langsam sich vorwärtsbewegend, erreichte der Zug den Friedhof.

Die Dreiundzwanziger hoben den Sarg auf und trugen ihn bis auf die beiden über das Grab gelegten Bretter.

Der letzte Segen — Monegunds letzter, bitterster Abschied von dem kleinen Hause, gegen das jenes »Haus in der Stille«, wo ihr Vater so gern gewohnt hatte, noch eine Stätte des Lärmens und des Unfriedens genannt werden mußte.

Noch einen Gruß sandten die Schüler ihrem Lehrer:

Integer vitae, scelerisque purus ...
so schallten die Jünglingsstimmen in die Gruft hinein und zum Himmel hinauf, und nie hat dieses herrliche Lied wahrer Gefungen, nie ist es tiefer nach seinem Sinne verstanden worden als hier.

So ging Christian Irdbmann dahin. Sein Leben war nicht groß, aber wohl jedem von uns, wenn wir seinen Reichtum besitzen!

Auf das Grab, wo er neben seinen Eltern und seiner Gattin schlummerte, wurde, so hatte er es bestimmt, die Sonnenuhr aus seinem Garten eingepflanzt, damit sie jedem Vorübergehenden ihre Mahnung zeigte: *Una nostrum ultima tua.*

Kindelein, liebet euch untereinander ...

Monegund sah ihr Leben vor sich liegen wie ein hügeliges, bis fern an den Horizont reichendes Ackerfeld, ihr von Gott zum Bestellen hingebreitet.

So rührte sie freudig die Arme. Sie zog die Jugend zu sich und lehrte sie Dinge, für die auf dem Stundenplan der Schule kein Platz war, und auch sonst hatte sie in ernster, ruhiger Liebe und Arbeit so viel Ge-

nüge, daß sie beinahe glücklich war. Etwas aber fehlte ihr doch: ein Gefühl war in ihr, das immerdar noch forderte, zufriedengestellt zu werden, und das war ihre Mütterlichkeit.

Sie ließ nicht ab, sich zu bezwingen. Sie drängte in keiner Weise, daß ihr Sohn zu ihr kommen solle. Aus den knappen Briefen, worin er ihr für ihre Gaben dankte, wußte sie, daß seine ganze Neigung dem Meere gehörte. Seeoffizier werden! Das war seine Schwärmerei. Sie erfuhr auch, daß er von Plön nach Kiel auf die Marineakademie gekommen war, und so viel sie seiner gedachte: sie schrieb ihm nur wenig, sie vermied mit Grausamkeit gegen sich selber alles, was ihn ihr hätte nähern können. Doch ihr Herz widersprach ihr, denn es hatte ganz einfach Sehnsucht nach Kindesliebe, und fast wäre ihr Herz in diesem Sehnen noch irregegangen.

Und das ereignete sich so:

Martin Joerges, der eifrige Verweiser uralter Weistümer an der Münchener Universität, war in Lütthusen und kam oft zu Monegund. Und einmal — es war ein Sommerabend wie einst jener, als er seinen Freiplatz bekommen hatte —, da fragte er Monegund: »Hast du Lust? Soll ich dich wieder mal rubern?«

»Gern.«

Er ließ den Rahn mit kräftigen Schlägen bis weit in den Hafen gleiten, dann hielt er an.

Ja, ein Abend wie damals ...

Die Sonne zerfloß, und ihre sinkende Pracht vergoldete die ganze Welt.

Da faßte Martin in seine Brusttasche: »Monni! Ich hab' sie noch. Weißt noch?«

Er holte die alte Mundharmonika hervor, setzte sie an die Lippen und blies die alte Melodie:

Goldne Abendsonne,
Wie bist du so schön,
Nie kann ohne Wonne
Deinen Glanz ich sehn.

Monegund sang leise mit. Als er geendet hatte, flüsterte sie: »Abendsonne!«

Da sprang er im Boot auf und nahm sie fest bei den Händen: »Monni, wenn du nur willst! Es kann das schönste Morgenrot daraus werden!«

»Ach, Martin — ich alte Frau!«

»Eine Frau ist nie älter, als wie der Mann sie ansieht! Kannst du's dir denn

gar nicht vorstellen, Monni? Als du heiratetest, weiß Gott, ich bin da kein Junggefell aus unglücklicher Liebe geblieben. Ich hatte ja eben zu arbeiten, aber trotzdem: daß mir keine andre in die Augen gefallen ist — wer ist anders schuld daran als du? Jetzt bist du wieder frei, und ist's nicht ein Stück Schicksalsfügung, daß ich es noch bin? Ja, Monni?»

Sie ließ sich zu keiner Antwort zwingen, aber als sie nach der Landung durch den Garten aufwärts zum Hause schritten, bildete sie es, daß er ihr den Arm um die Hüfte legte und seine Wange an die ihre schmiegte.

»Ja, Monni?«

»Um Weihnacht will ich es dir sagen.« —

Monegunds Graulichkeit war noch immer jung und rege genug, um eines Frauenglückes fähig zu sein, um ein Frauenglück auch noch manchmal zu wünschen, und sie wußte: es gab keinen treueren Lebensgefellen als Martin Joerges. Sie fühlte: sie war dieses Menschen erste und letzte Liebe, und nichts war in seinem Wesen, wovor sie auch nur im geringsten zurückgeschreckt wäre. Daß sie etliche Jahre mehr hatte als er — nun, ihr Herz glaubte es seiner schmeichelnden Rede nur zu gern: sah er sie nicht für älter an als sich selbst, so durfte sie sich wirklich auch so viel Augenblicklichkeit zutrauen, daß sie beide gleichsam in ein und demselben Lebensjahre standen. Sie hatte also viel darüber nachzugrübeln, wieweil eine Antwort sie Martin Joerges um Weihnachten geben wollte.

Unter Sirenengeheul kamen Torpedoboote in die Lütthufener Reede hereingeflüht. Jetzt lagen die kleinen, über und über beruhten Ungeheuer, scheinbar mit Grimm sich gefesselt lebend, am Kai.

Die Mannschaften, froh, die Glieder nach dem Gefrauche in den engen Gängen und Räumen tüchtig rühren zu können, sprangen von Bord und verteilten sich durch die Straßen, jeder Trupp eine bewundernde Schar Jugend hinter sich.

Die Offiziere folgten den Leuten, und ein Seekadett löste sich von seinen Kameraden, durchschritt eilends die Stadt und ließ sich von Minna — »Kennen Sie mich noch? Sie haben mich oft auf dem Arm gehabt! Aber ich wollte immer nicht, was? Ich strampelte! Ja!« — zu Monegund führen.

Gast so stramm, als ob er im Dienst sei, stand der Jüngling vor seiner Mutter, der ebenfalls zuerst bekümmert zumute war.

»Ich habe«, so begann Otnid, »von meinem Vater einen Gruß an dich zu bestellen.«

Monegund nickte dankend.

Otnid sprach weiter: »Weißt du, wir hatten neulich mal so 'ne Männerstunde unter uns beiden allein. Da hörte keiner was davon. Und da hat mir mein Vater viel erzählt, so aus seinem früheren Leben und natürlich auch von dir. Und allerdings, das muß ich sagen, ganz anders hat er da von dir gesprochen, als wie ich sonst was über dich zu hören bekommen habe — so von Tante Lie, kannst dir ja denken, nicht wahr? Und dann hat mir mein Vater aufgetragen, wenn wir mal in Lütthufen einliefen, sollte ich zu dir gehen und dir mitteilen: es täte ihm vieles leid.«

»Das macht mich traurig. Ich wollte nur Gutes für ihn.«

»Ja. Das erkennt mein Vater auch an. Und die Sache ging ja damals auch nicht anders. Darüber sind wir uns ja vollständig klar und einig. Aber, Mutter —«

Als er das Wort aussprach, flog so ein heller, kindlicher Schein über sein frisches Gesicht.

»Mutter!«

Und als er das Wort wiederholte, da löste sich seine ganze Strammheit, er stürzte auf Monegund zu, umklammerte sie mit aller Gewalt und preßte sie stürmisch an sich.

»Mutter!«

Dann beugte er den Kopf auf ihre Schulter nieder und schluchzte leidenschaftlich: »Warum habe ich das denn so lange nicht sagen dürfen? Warum hast du mich denn immer bloß zu den andern gelassen? Warum hast du mich denn gar nicht ein bißchen liebgehabt? Mutter! So eine schöne, liebe Mutter hat man nun! Und alle die Jahre friegt man sie nicht zu sehen!«

Und siehe, da strömte es wundervoll warm und lösend durch Monegunds Brust. Sie nahm ihres Sohnes Haupt in beide Hände und küßte sich an seinen Lippen, die ihr mit aller dürstenden Kindesinbrunst begegneten, satt, so recht mütterlich!

Doch dann redete sich der Junge wieder und machte sich frei. »Donnerwetter nochmal! Soldat weint nicht, und Soldat sagt die Wahrheit, und deshalb, Mutter, nimm

es mir nicht übel, aber Vater sagt, du bist eine gescheite Frau, und das glaub' ich auch, man braucht dich ja bloß anzuschauen. Aber darin, daß ich in den Ferien nie zu dir durfte, darin bist du doch tatsächlich, ich kann mir nicht helfen, nicht so ganz auf deiner Höhe gewesen!»

»Vielleicht doch klüger, als es dir jetzt scheint, Otnib. Du hast nun ohne mich erst einmal etwas werden können. Was wir fortan zusammen haben —«

»Ja, Mutter! Mußt dir ja nicht einbilden, daß du mich jetzt wieder loswirfst! Was soll ich denn eigentlich bei den andern? Tante Lie — schneidiges Weib, ja, aber na — die Zunge! Die ist sogar mir zu schneidig! Und meine Stiefmutter, nun, die hat ihre drei Bälger. Was gelt' ich da? Und schließlich mein Vater, wenn man bei dem ist, und es sind sonst keine Leute da, da wird er immer furchtbar düster. Ist kaum ein Wort aus ihm herauszutreiben. Ich tue gewiß mein mögliches, um ihn ein bißchen lustig zu machen, aber — hilft nicht viel. Na, muß seinen Willen haben. Konnte ja nun mal nicht anders kommen. Also du siehst: wo soll ich sonst hin als zu dir? Besonders, Mutter, da mich nun mein Vater sogar selber schickt.«

»So komm' denn, Otnib, sooft es dich treibt!«

Als die Torpedoboote aus dem Hafen liefen, stand Monegund am Ufer und winkte ihrem Sohne mit dem Tuche nach. Dann ging sie in tiefen Gedanken heim.

Wie ein Sturz war das über sie gekommen, wie einer jener warmen Regenschürze am Morgen nach einer Frostnacht.

Die Bäume stehen eisüberglast da, jetzt kommen die großen Tropfen, pochen die weißliche Rinde entzwei, werfen sie auf den Erdboden hinab, um sie dort vollends zu schmelzen, und die Zweige und Äste heben sich, schwerer Last ledig, empor, als ob der Baum atmete.

Gerade wie solch ein Sturz war es über Monegund gekommen! Das Empfinden einer großen Versöhnung, ein inniger Dank gegen Gott für die Befreiung ihrer von ihr selbst unterdrückten Mütterlichkeit, das war es, was sie erfüllte.

Sie hatte Kai Frieden schaffen wollen.

Hand er ihn nicht, so durfte sie sich seiner aus ihrer nie ganz vergehenden Liebe heraus um so freundlicher erinnern.

Sie hatte ihrem Sohn ein einfaches Geschick bereiten wollen, und sie hoffte: das war ihr gelungen. Jedenfalls wollte sie auch fernerhin nicht so in sein Leben greifen, daß er etwas andres in sich fühlte, als ein Tennt-Jeg zu sein.

Nein, Reue über irgend etwas stieg nicht in ihr auf, mochte sie ihre vergangenen Jahre auch noch so prüfend durchforschen; nur das eine mußte sie sich eingestehen, daran hatte sie nicht gedacht: sie strebte danach und entbehrte dafür, daß ihr Kind nirgend in seinem Werden und Wachsen behindert war und ganz in seinem Geiste dem lauschen konnte, was das Gedächtnis seines Blutes ihm sagte und von ihm forderte.

Dies Gedächtnis seines Blutes jedoch — mit Wonne ward sie sich dessen bewußt — rebete ja in dem Jüngling natürlich auch von ihr! Trotzdem: nur als Spenderin, nie als Verlangende wollte sie sein Leben begleiten.

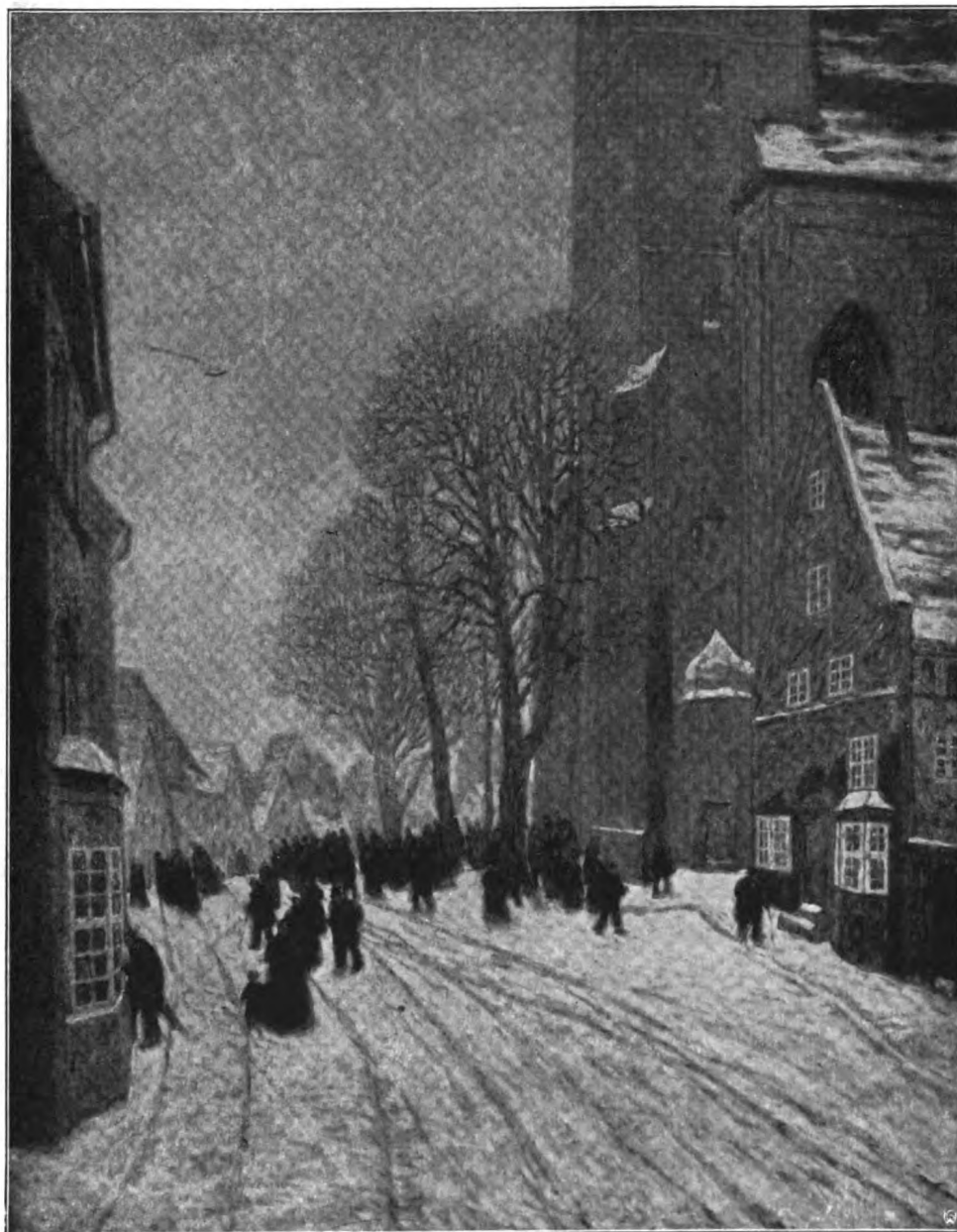
Und in dieser Stunde der Heimkehr in ihr stilles Haus verschwanden auch die Zweifel, die sie bis dahin um Martins willen in sich hegte. Denn was sie gespürt hatte, als er seine Wange an die ihre preßte — es war nichts andres gewesen, als was sie durchdrann, da Otnib sie umschlang: die Sehnsucht, Mütterlichkeit üben zu dürfen.

Sie zauderte nicht bis Weihnacht mit der Antwort, sondern sie schrieb alsbald nach München: Hab' an mir als an deiner Freundin genug ...

Und nun aderte sie auf ihrem Felde, daß es eine Freude war. Saaten des Segens streute sie aus, wo sich nur ein Feld dafür bot. Viel manches auch auf steinigtes Gelände, des fruchtbaren gab es doch mehr. Sie war eine Dienerin Gottes, eine Lehrerin der Suchenden, ein Beistand der Gefährdeten, eine Trösterin der Armen und Elenden, und es war wohl etwas Wahres daran, wenn die Menschen sie einen guten Engel nannten.

So erreichte Monegund Irdbmann auf ihre Art, was ihres Wesens, ihres Glückes war.

Möge jeder von uns danach streben, daß er es sich auf seine Weise erringe.



Phot. Germ. Boll, Berlin

R. Rostock-Neuthen:

Richtag



Mathilde Wesendonck

Nach dem Gemälde von C. Dörner (1860)

Mathilde Wesendonck als Dichterin ihres Wagner-Erlebnisses

Eine späte Entdeckung. Von Prof. Dr. Richard Zimmermann (Lübeck)

Beim Blättern im Katalog der Lübecker Stadtbibliothek stieß ich kürzlich auf die Einzeichnung: Mathilde Wesendonck, »Odysseus. Ein dramatisches Gedicht. Dresden 1878«, und alsbald hatte ich ein gepreßtes, goldverziertes Oktavbändchen von etwas über hundert Seiten in der Hand. Die Lü-

becker Stadtbibliothek hat es aus dem Nachlaß des Komponisten Carl Grammann erhalten, und diesem ist es von Mathilde Wesendonck selbst dediziert worden. »Freundlichst, die Verfasserin. April 23/1881.« So steht von ihrer Hand auf der Titelseite geschrieben. Das Gedicht zerfällt in zwei Teile:

Westermanns Monatshefte, Band 118, I: Seite 703

Odysseus bei Kalypso und bei Nausikaa. In bibliographischen Nachschlagebüchern ist das Werk zwar verzeichnet, auch zählt es Wolfgang Goltz in seinem Nachruf (Nekrolog Bd. 7, 1902) unter den Werken der Verstorbenen auf; im übrigen scheint es aber völlig unbeachtet geblieben zu sein; wenigstens habe ich an keinem Orte, wo eine Besprechung zu erwarten wäre, eine solche gefunden.

Ich will nun zwar keineswegs behaupten, daß demnach mir die Entdeckung einer Dichtung zugefallen sei, die um ihres künstlerischen Wertes willen verdiente, der Vergessenheit entrissen zu werden. Dagegen wird sie allerdings Bedeutung beanspruchen können als ein inneres Zeugnis für die Art der Beziehungen Mathilde Wesendonks zu Richard Wagner, als ein Zeugnis, das darum von besonderem Interesse ist, weil hier sie den Griffel geführt hat.

Damit habe ich bereits ausgesprochen, was ich als meine Entdeckung mitzuteilen habe. Mathilde Wesendonks »Odysseus« ist, wenigstens im zweiten Teil, der homerisch eingeleitete Abschied Richard Wagners vom grünen Hügel in Zürich, und der antike Schleier ist so dünn und durchsichtig, daß man ohne weiteres statt des Palastes des Alkinous die Villa Wesendonk setzen kann, für Odysseus Richard Wagner und für Nausikaa Mathilde!

Den ersten Teil der Dichtung, Odysseus bei Kalypso, will ich nur kurz erwähnen. Mathilde Wesendonk hat die homerische Situation in ein Venus-Tannhäuser-Duett umgedichtet; überall schlagen die Anklänge an Wagners Worte an unser Ohr. So spricht Kalypso zu ihrem mißvergnügten Gaste:

Hast du so bald vergessen, wie du einst
Gelitten, während jetzt du dich erfreust?
Wie diese Hand vom Tode dich errettet?
und Venus sprach:

Hast du so bald vergessen, wie du einst
Gelitten, während jetzt du dich erfreust?
Stört hier außerdem allerlei Talmi-Antike in der Sprache der Dichterin (Odysseus ruht in Morpheus' sanften Armen), so hat sie im zweiten Teil dagegen mit ihrem Herzblut geschrieben und ist hier, wo sie eine große Empfindung ausatmet, stellenweise zur wirklichen Dichterin geworden. Allerding steht sie auch hier zum Teil unter dem Einfluß von Wagners Worten, und zwar sind es Stellen aus den »Briefen und Tagebuch-

blättern«, die auf ihre Dichtung formgebend eingewirkt haben. So spricht Odysseus-Wagner im Palaste des Alkinous:

In diesem edlen Kreis, erhabene Frauen,
Hat ein Gefühl der Heimat mich beschlichen,
Wie ich's Ansel'ger lange nicht gekannt.
Und wenn ich scheide, wird mir wieder sein,
Als irrte ich fort in unwirtbare Fremde.

Hiermit vergleiche man die Stelle aus Brief 55: »Ich kann der Welt mich nicht wieder zuwenden, ... nachdem ich diesen Herd zertrümmern mußte, den Freundschaft und edelste Liebe mir gründeten. — Von hier fortgehen ist gleichbedeutend mit untergehen.« Als Nausikaa in der Abschiedsszene dem Helben ihre Liebe immer deutlicher zu erkennen gibt, verliert Odysseus-Wagner die Selbstbeherrschung:

Wo lebt der Mann, den nicht der Lenz bezwingt!

— — — — —
Um alles Elend, das mein Herz ertragen,
Nur einen einz'gen, vollen Himmelsblick,
Dann still, mein Herz, dann sei's genug, genug!

Im Tagebuch vom 18. September 1858 spricht Wagner denselben Gedanken ekstatisch aus, er sei nun endgültig befriedigt, wenn er auch nur in einem höchsten Augenblick des Lebens die Liebe, die er in der Kunst so oft verherrlicht, wirklich erlebt habe. Den tragischen Umschwung in der Situation konnte innerhalb der homerischen Schranken die Dichterin nur so herbeiführen, daß Odysseus, der einen kurzen Augenblick an Nausikaa's Brust geruht hat, sich mit dem Geständnis losreißt, er sei vermählt. Nachdem sie beide ihre Fassung wiedergefunden haben, brüden sie ihre Gefühle völlig wieder so aus, wie es dem Züricher Herzensdrama gemäß ist.

N a u s i k a a.

Ein jeglich Wesen reißet dem Geschick,
Das eine langsam, nach und nach, das andre
jäh —

Ich bin gereift an dieser schwersten Stunde
Und von der Kindheit Traum emporgetragen
Durch deine Liebe zu der Menschheit Höhen!

O d y s s e u s.

Oh, dieses hohe, dieses schöne Herz zu lieben,
Zu heilen, ach, die Wunden, die ich schlug —!

N a u s i k a a.

Oh, wähne nicht so hinfällig und klein
Ein Herz, das sich zu dir emporgerungen!

O d y s s e u s.

Vor deiner Hoheit reinem Tempel steh' ich
Wie vor der Gottheit hehrstem Heiligtum.

Ich aber scheide aus den lichten Hallen,
Und vor mir liegt's wie Chaos, Nacht und
Dunkel.

Daß es nicht Nacht auch hier im Busen werde,
Ich danke dir's — dein göttlich Bild, ich
Trag' es mit mir hinweg!

Rausika.

Es gibt ein Scheiden, größer als Besitz.

— So zieh in Frieden,

Du vielgeliebter, hochgeinnter Mann!
Nimmst du mir viel, so gabst du mir noch mehr,
Der Männerwürde hohes Ideal,
Und meinent hält die Liebe ihren Schilb
Auch über dieses Augenblickes Qual.

Odyseus.

Rausika! Du Seele meiner Seele!

(Er stürzt ins Schiff.)

Rausika

(zusammenbrechend).

Leb wohl!

Odyseus' letzte Worte sind von der Dichterin offenbar nach dem letzten Gruß geformt, den Wagner noch beim Scheiden aus Zürich brieflich an sie richtete: Du liebe Seele meiner Seele (Br. 57).

Die mit Wagner beschäftigte Welt steht noch unter dem Eindruck des fast bizarren Gegenfases, den Wagner durch die beiden miteinander unvereinbaren Zeichnungen von Mathildens Wesen hingestellt hat: in den »Briefen und Tagebuchblättern« ist sie die erste und einzig wahrhaft geliebte Frau, die Muse, Freundin, Trösterin, Erlöserin — in den Lebenserinnerungen die wenig bede-

tende junge Frau, die in einigen Mißverständnissen und kleinen Irrungen befangen ist. Daß nach so wilden Lebensfluten und Tatenstürmen innerhalb von zehn Jahren Mathildens Bild in Wagners Seele etwas abblaßte, ist wohl natürlich; dennoch aber ist ein gewisser Grad von Undank in der Darstellung, die er Frau Cosima in die Feder diktierte, Mathilde Wesendonk gegenüber nicht wegzuleugnen.

Um so wohlthuender berühren uns da die vornehm-eblen Worte, mit denen Rausika-Mathilde in ihrem »Odyseus« es als eine Vorahnung ausspricht, daß ihr Bild in seiner Erinnerung bald verwehen werde:

Wohl zu beneiden scheint der Wandrer mir,
Ihm wechselt in der Seele Bild auf Bild,
Die Lieben, die du liegest, sind vergessen,
Und andre Lieben werden dich geleiten
Und deiner wert sein...

Die Empfängerin der »Briefe und Tagebuchblätter« hat übrigens »Mein Leben« sicherlich nicht kennengelernt. Die wenigen Auserwählten, denen der Meister den Geheimdruck seines Lebensbildes anvertraute, werden sich keine taktlose Mitteilung haben zuschulden kommen lassen. Veröffentlicht ist »Mein Leben« erst nach Mathildens Tode. Im Leben selbst aber gestalteten sich und blieben die Beziehungen des Meisters zur Familie Wesendonk so rein und ungetrübt, daß diese Dichterliebe im Buche des deutschen Idealismus für immer eine Ehrenstelle behaupten wird.

Deutschland

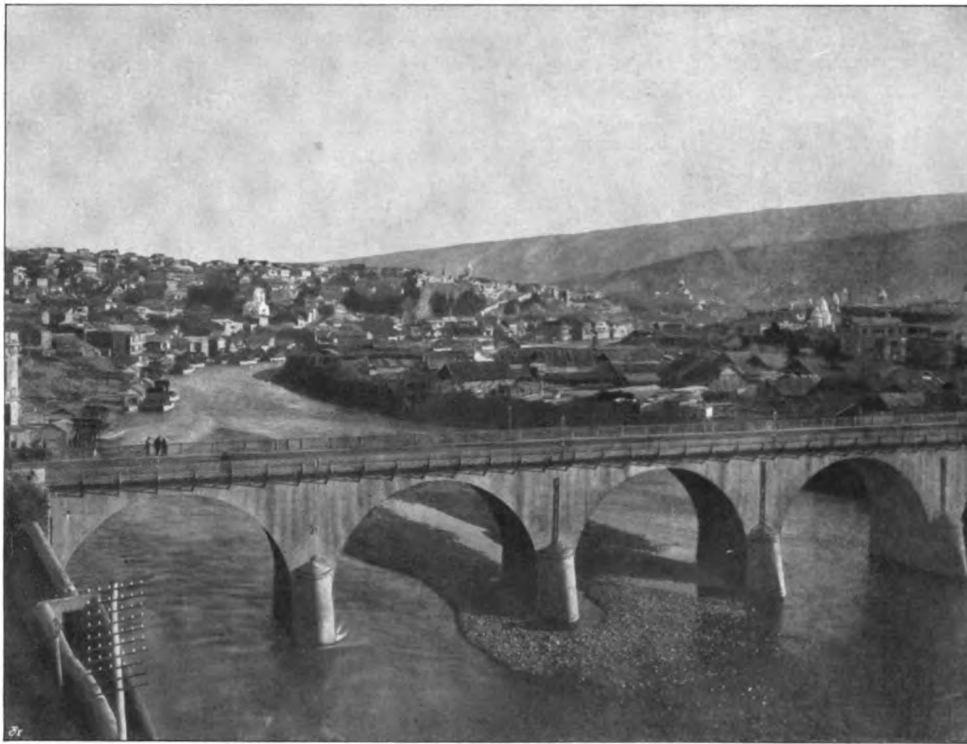
Unser Einquartierung vom Monat August, einem braven Landwehrmann aus Briesen, hatten wir ab und an ein Feldpostpaket an die Front geschickt. Seine Karten wären Dank genug dafür gewesen. Aber nein! Zu Weihnachten kommt von seiner alten Mutter in Altliegegoride ein Korb mit eigengebauten Äpfeln. »Sonst hätte sie der Junge bekommen — jetzt sollen Sie sie haben« ... Deutschland.

Ein Sechzehnjähriger mit einem Kindergezicht, aber 1,90 groß, ist als Kriegsfreiwilliger eingetreten. Zum erstenmal darf er in seiner funkelnagelneuen feldgrauen Uniform ausgehen. Auch in der Familie eines seiner Freunde stellt er sich vor. Der Hausherr begrüßt ihn: »Wann werden Sie denn hinausgehen?« und schaut aus seiner Mittelhöhe zaghaft zu dem mächtigen Kerl hinauf. — »Ach, bitte, nennen Sie mich du — wie früher!« ... Deutschland.

Im Hof bläst ein Trompeter. Man sieht's ihm an, daß er sein Brot einst anders als in so naher Nachbarschaft zur »Bettlei« verdient hat. Einer wirft ihm zwei Zehnpennigstücke hinunter. Aber sie fallen aufs Gitter, prallen ab und gleiten in den verschlossenen Vorgarten. Der Herr erneuert seine Gabe und ist diesmal geschickter. Nach einer Viertelfunde schickt der Trompeter die mit Hilfe der Portiersleute aus dem Vorgarten aufgefundenen Geldstücke wieder ... Deutschland.

H. D.

5*



Nikolaibrücke in Tiflis

Der Kaukasus und seine Völker

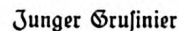
Von Felix Lorenz

In den buntfarbigen Jugendträumen einigermaßen romantisch veranlagter Menschen spielt der Kaukasus ungefähr eine ähnliche Rolle wie die Heimat Lederstrumpfs oder »Schwarzadlers«, des letzten Apachenhäuptlings. Die Vorstellungen von einer ungebändigten Urnatur, einem Phantasieleben voll glücklicher Zügellosigkeit treten hier wie dort vor die nach Abenteuern lechzenden Sinne — aber die Wahrheit ist in beiden Fällen eine sehr verschiedene. In den Urwäldern und Pampas Amerikas hat die Überzivilisation, der »business«-Trieb der eingewanderten Angelsachsen, alle Ursprünglichkeit und Romantik des Farmer-, Trapper-, Cowboy- und Indianerlebens längst zerstört; der wilde Westen ist äußerst zahm geworden. Aus den vielgeliebten, noch mehr geschmähten Schmökern der Pennälerzeit hat er die Erinnerung an sich höchstens noch in einige mühsam zurechtgestellte Filmdramen hinübergerettet. Ganz anders verhält es sich mit jenem

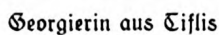
zauberischen Lande auf der äußersten Grenzscheide Europas und Asiens, mit dem Reiche des Kaukasus, das da zwischen zwei nur wenig befahrenen Meeren, dem Schwarzen und dem Kaspischen, die Eisspitzen seiner ungeheuren Gebirge in einen von Sagenwolken umzogenen Himmel sendet.

Hier ist trotz uraltesten Vergangenheiten noch Jugendboden, Wundererde ... Knut Hamsun, Norwegens stärkster Dichter von heute, der sich auf so etwas versteht, hat Kaukasien in einem seiner schönsten Bücher kurzweg »das Märchenland« genannt. Es ist auch ein Märchenland, weil es noch so viel Natur hat. Seine wilden Gebirgsherrlichkeiten, die Abgeschlossenheit seiner tiefverschluchteten Täler, die Ursprünglichkeit seiner Bewohner, deren Stammes- und Sprachenverschiedenheit ohne Beispiel ist, die Eigenart des Reisens in diesem Gebiete und die unendliche Farbigeit des ganzen Lebens zwischen Araxes und Terek (den Grenzflüssen im Süden und Norden) — dies alles umspinnt den Abendländer mit Traum

Wenn dies Märchenland politisch seit einem halben Jahrhundert auch zu Rußland gehört, so ist seine geographische Lage doch unverkennbar asiatisch. Es ist eins von jenen mystisch-östlichen, schon halb sagenhaften Ländern, in denen die Wiegenlieder der Menschheit gesungen wurden, wie Mesopotamien und Babylonien etwa, wo auch



Paradiesesluft ... Ja, selbst die Gelehrten der früheren Generation mußten etwas von dieser verspürt haben: manche behaupteten mit aller Bestimmtheit, nirgendwo anders als im Kaukasus habe die Wiege der beiden ersten Menschen gestanden. Und der südlich benachbarte Ararat bewahrt zudem eine andre uralte biblische Legende: wir erinnern uns alle, daß Vater Noah mit seiner wohlversorgten Arche nach bitterlichen Irrfahrten dort wieder Land fassen konnte. So ist Kaukasien von alten Wundergeschichten schon früh umwoben. Noch inniger aber umklammert die griechische Sage das mächtige Felsenland des Ostens, das jenseit des Schwarzen Meeres den Alten in geheimnisvollem Dunkel lag. Diese alles beseelende Sage fuhr abenteuernd vom alten Mutterlande aus, überquerte die Ägäis, streute in der Meerenge des Hellespont die liebliche Liebesgeschichte von Hero und Leander, im Bosphorus die Mär von der in eine Kuh verwandelten schönen Io aus und ward beim Eintritt in



das ungastliche Schwarze Meer (den Pontus Eurinus der Alten) plötzlich tief ernst. Wo die Bergklippen des Bosporus höher, wilder, finsterner werden und Festungen den Eingang ins weite Bett des Schwarzen Meeres decken, ragen düster grüßend die Basaltfelsen der Symplegaden auf — sie zeugen von Jason, dem Argonautenfahrer, der von hier aus nach Kaukasien, dem alten Kolchis, Medeens Heimat, zog, das Goldene Vlies zu erobern. Eins der wunderbarsten Beispiele für die Entstehursachen solcher Sagen hat uns Kaukasien selbst bewahrt: im blütenreichen Stromtal des Tschoroch sah ich, wie die Schafhirten die Felle, die sie getrocknet hatten, in das Flußwasser hielten, um sein feinrinnendes Sandgold darin aufzufangen.

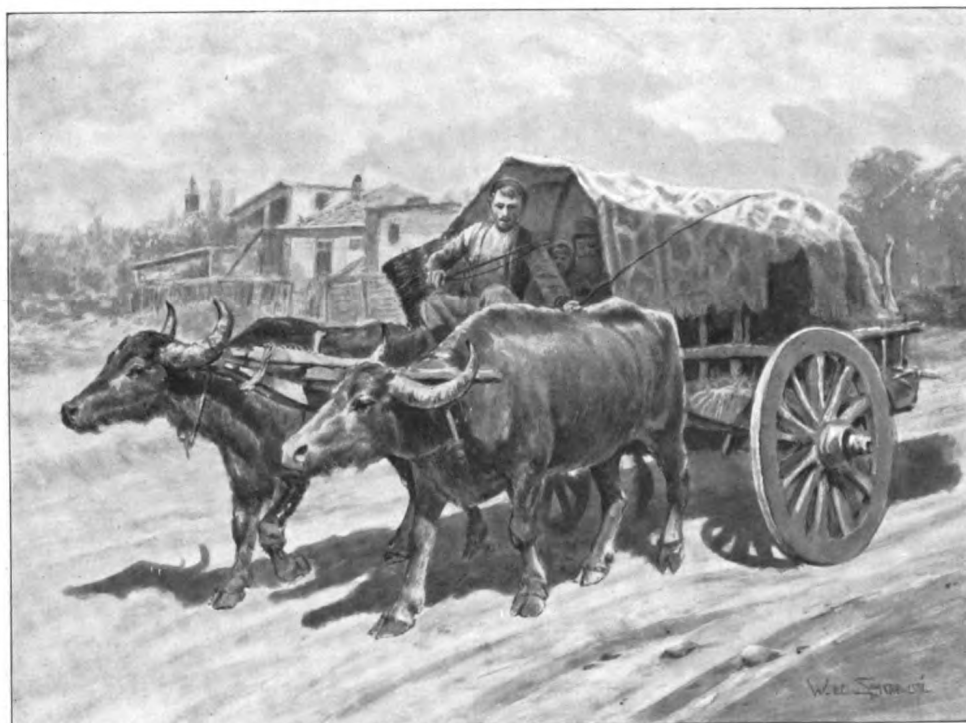
Es ist erwiesen, daß das breite Gebirgstal des Rionflusses, der die Hauptbahnstrecke des Landes, Batum—Tiflis, begleitet, das alte Kolchis ist, wenn auch von Jason und Medea nichts mehr Kunde gibt. Aber tief im Eisherzen des Gebirges hat die größte und gewaltigste der Griechensagen ihre Heimat: an die unbarmherzige Felsenwand des Rasbek hat sie den Gottesfunkenräuber

Prometheus geschmiedet, ihn, der sich für die Menschheit zum Opfer brachte ...

So hatte Kaukasien mit seinem unnahbaren Gebirge für die altbiblische Legende wie für die altgriechische Sage etwas wie aus der Welt Liegendes. Wer hatte es je gesehen, dies Märchenland? Und von diesem fremden Zauber ist ihm auch heute noch so viel verblieben. Niemals war es ein »übliches Reiseland«, und es wird hoffentlich auch nie eins werden.

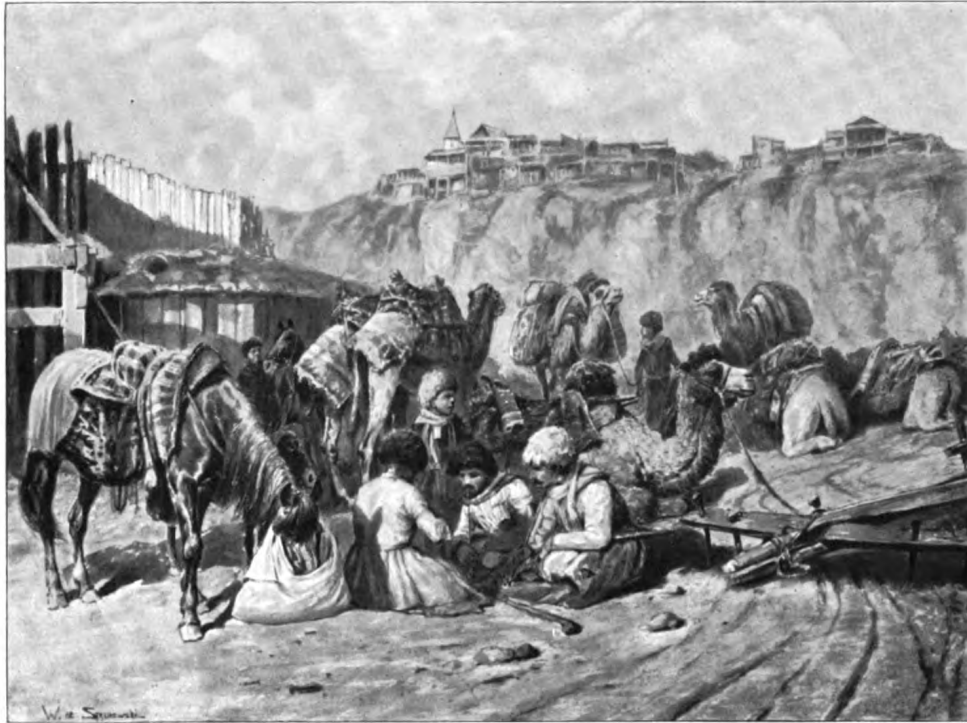
Weil es nicht »modern« ist. Zwar in den schmutzigen Hafenstädten Kaukasiens: Batum, Batu, Noworossisk, in denen Milliarden Puds von Getreide, Riesenladungen der alkoholischen Nationalgetränke, vor allem der Hauptreichtum des Landes, das Naphtha, in Säcken, Tonnen, Tanks gespeichert liegen, oder in den von Rosafanregimentern überfüllten Gouvernementsstädten wie Wladikawkas findet man modernes Leben genug, sofern man es sucht. Aber drinnen im zyklopischen Gebirge schläft die Vergangenheit einen tiefen, tiefen Schlaf.

Eines Morgens landet man vor Batum und sieht in der kühlen Frühe aus weißwolkigem Himmel mit blendendem Leuchten



Personenbeförderung im Kaukasus

Nach einer Zeichnung von W. von Stachowski



Tatarischer Kamelhof bei Tiflis

Nach einer Zeichnung von W. von Stachowski

einen Riesenfranz von Berghäuptern in einer weithingebreiteten wilden Eisherrlichkeit aufsteigen: sie weilt und bleibt und strahlt in unermesslicher Höhe des Himmels. Deutlich zeichnet sich der mächtige weiße Doppelzipfel des Elbrus ab, dessen Höhe selbst den Montblanc erdrückt. Plötzlich erblaßt und schwindet alles — eine Gata Morgana hat uns wundersam betrogen ... Herausgestiegen war ein Spiegelbild der ganzen Kaukasusmajestät und wie ein Morgen- traum wieder entschwunden. Kein späterer Glanz der Riesenberge kann den dieses Zauberbildes wegwischen.

Die Stadt Batum ist die verkörperte Nüchternheit. Darum ist Glucht hier das Gebotenste, um so mehr, als das nahe Tal des Tschoroch* mit seiner Tigerlilien- und Rhodobendronpracht in einen ganz kaukasischen Zauber lockt. Einer Rosenbedeckung vertraut man sich mit einem gelinden Schauer an, wenn man vernommen hat, daß ein Jahr vorher ein paar wagemutige Engländerinnen von einer eben solchen »Be-

* Dieses Tal (türk. Tschuruf) hat in dem jetzigen Kriege schon eine bedeutende Rolle gespielt.

deckung« unterwegs ausgeraubt und niedergemacht wurden. Dafür sind wir unter russischer Oberhoheit! Das Schönste, was ich trotz der zweifelhaften Bedeckung im Tschorochtal fand, waren die Taron-Erinnerungen, die ich vorhin erwähnte, war ein buntpfarbiger Zug nomadisierender Kurden, waren alte, stille, poetische Türkengräber am Wege. Und überall glühendrote Rhodobendron und gelbflammende Tigerlilien!

Die Fahrt von Batum nach Tiflis, der alten Perser- und Georgierstadt, führt durch prangende Gebirgslandschaften und das Tal des Rion, die alte kolchische Ebene. Zwölf Stunden Fahrt ... Tiflis, als Hauptstadt Kaukasiens, hat unter der russischen Herrschaft viele von ihren ursprünglichen Reizen eingebüßt. Die Hochberühmte »am rauschenden Kur« ist eine neue Stadt mit zweihunderttausend Einwohnern geworden, und die Zeiten sind recht lange schon vorbei, da Bodensiedt hier seinen Mirza Schaffo, den eblen Schusterphilosophen, die schöne Georgierin anfangen ließ: »Schlag die Tschadra zurück —!« Aber es läßt sich beschwören, daß die Georgierinnen noch genau so schön sind wie damals, wenn auch die reizende

Ischadra-Verschleierung längst gesunken ist. Tiflis, die »stromdurchrauschte Gartenstadt«, sieht noch asiatisch genug aus mit ihren fahlgebrannten Bergen und den grün und feuerrot angestrichenen Dächern. Bunt ist das innere Leben dieser Stadt: sie umschließt noch immer eine große Fülle morgenländischen Lebens in rastlos wechselnden Bildern und Staffagen. Alle Sprachen, Stämme, Bekenntnisse des Kaukasus wirbeln da durcheinander: die Mohammedanerrinnen tief verschleiert, die christlichen Geor-

wundernimmt, daß es nicht ebenfalls in den vierzig verschiedenen Sprachen des Landes zu blöken, grunzen und schreien anhebt. Aber allem aber thront die mächtige Ruine der zerstörten Perserfestung, die den herrlichsten Ausblick über dies merkwürdige Ganze bietet.

Die Stadt strebt weit in die Gebirgstäler der Umgebung hinein, deren kahle Felswände in der Sonne glühen. Vergebens sucht das Auge den Schutz dichter grüner Wälder. Doch sind die Witterungsverhält-



Weg von Rodjori nach Tiflis

Nach einer Zeichnung von W. von Stachowski

gierinnen mit ihrer eigenartigen Haartracht, grünbeturbante Meffapilger, glattgeschorene, zerlumppte Tataren, armenische Priester in ihren Magierhüten, die Perser mit meterhohen weißen Lammfellmützen und langen Raftans, phantastisch mit Fegen behängte Sektierer, Feueranbeter und Derwische, schreiende Früchtkäufer, dazwischen unglaublich vollgepackte Lastträger und die herrlich gebauten Sprößlinge der Bergvölker in der stolzen Tscherscheßka. Dazu Gekier aller Art, das, wie überall im Orient, mit dem Menschen gemeinsam die Straße beherrscht, und von dem es mich hier nur

nisse durchaus nicht ungünstig, und stattliche deutsche Kolonien in der Nachbarschaft, wie das schmucke Helenental, oder Sommerfrischen wie Rodjori zeigen, wie hier unter gütiger Sonne ein erbliches Wohlbehagen gedeiht.

Aber eines Morgens heißt es doch Abschied nehmen von der Stadt am Kur, denn es lodt das Gebirge und seine Eismwelt: die Fahrt über die Grusinische Heerstraße, die Tiflis mit Wladikawkas im Norden verbindet und neben dem zweiten Hauptpaß, der im Westen zum Meer führenden Osetischen Straße, den großartigsten Einblick ins Herz der Kaukasuswildnis gewährt.



Eilpost- und Passagierwagen auf der Grusinischen Heerstraße zwischen Tiflis und Wladikawkas
Nach einer Zeichnung von W. von Stachowski

Auf dieser bis zum Kristowipaß in einer Höhe von 2379 Metern ansteigenden Hochgebirgsstraße bringt man aus der heißen Ebene von Tiflis bis in die Eisregion vor, die in ihrer Erhabenheit das Innere erschauern macht. Kein Alpenpaß läßt sich



Catarischer Priester gibt der Dorfbevölkerung politische Ratschläge Nach einer Zeichnung von W. von Stachowski

(was den grandiosen Wechsel der Szenerie betrifft) dem Kristowipaß an die Seite stellen — nirgend wie hier treten die gewaltigen klimatischen, geologischen, zoologischen, botanischen Unterschiede so dicht nebeneinander. Die Überquerung dieser zweihundert Werst langen Straße — an der von 1811 bis 1864 gebaut worden ist — gehört zu jenen Ereignissen, die die Erinnerung festhält und um nichts preisgeben will.

Man kann den großartigen Paß mit dem

nehmbaren Imbiß. Bei der Station Mlety haben wir sogar das zufällige Vergnügen, einen eigentümlichen Kindertanz mit anzusehen.

Die Straße, das Gebirge jäh durchschneidend, folgt zwei wilden Bergströmen, erst der Aragwa, dann dem reißenden Terel. Der Blick geht oft in abzweigende Seitentäler hinein, in denen die seit den Tagen der Völkerwanderung hierher verschlagenen Völkerstämme ein höchst romantisches Dasein führen. Von fern sieht das alles wie ein Traum aus, wie eine plötzlich lebendig



Rast eines Warentransportes auf einem Gebirgspass zwischen Tiflis und Tābris
Nach einer Zeichnung von W. von Stachowski

nach europäischem Muster eingerichteten Postwagen befahren; wer gut zu Pferde sitzt, reitet besser. Für die Fahrt muß Sommer- und Winterkleidung zugleich heran. Aus Tiflis, im südlichen Georgien, fährt man im leichtesten Reisejackett ab, aber auf der eisumstarrten Paßhöhe sucht man sich in die dickste Wolle zu wickeln, während man, der Endstation Wladikawkas näherkommend, reumütig zu der Ausrüstung eines Tropenreisenden zurückzukehren wünscht. Auf den kleinen Stationen am Wege gibt es kurze Rasten, dürftige, aber einigermaßen saubere Nachtlager und hier und da sogar einen an-

gewordene Erinnerung aus lange vergessenen Zeiten — jenen Zeiten, da noch das alte Königreich Georgien unter der glückseligen Regierung der Königin Tamara (von der nur noch Ruinen im Lande reden) seinen Glanz in Morgen- und Abendland verstrahlte — bis seine Macht den entfesselten Horden Timurs erlag. Aus diesen Zeiten ragen noch Denkmäler genug am Wege: in der ältesten Hauptstadt Mzchet — heute ein Dörfchen — die als Festung gebaute Kirche, alte Burgen in Trümmern, Wachtürme ohne Zahl. Uralt ist alles im Gebirge; die Dorfhäuser, die Pfahlbauten



Junge Frau (Kaukasierin) zum Besuch ihrer Eltern reitend

Nach einer Zeichnung von W. von Stachowski

gleichen, sahen in den Tagen der Ureinwohner, der Iberer, gewiß genau so aus. Bis in die Grenze des Schneereichs klettern die Siedlungen, die mit den Felsen durchaus verwachsen scheinen und in unendlicher Einsamkeit träumen — bis an die Grenze der Eismwelt suchen sich auch die vielen Tausende von Schafherden ihre färgliche Weide.

Immer höher steigt die Straße — immer wilder wird die Welt. In grausenhaften Tiefen bleiben die Täler zurück; in zahllosen Kurven winden wir uns um die Felswände in die Eisregion hinein und eilen dann, von blendendweißen Berghäuptern begleitet, auf die Paßhöhe zu, die in feierlichstem Schneeschweigen ruht. Ein Riesenfranz von Fir-

Jetzt ist der gellende Krieg in dieses Gebiet eingedrungen, und es lohnte sich wohl deshalb schon, die Blicke auf das Land und die Völker zu richten, die davon be-

Nach einer Zeichnung von W. von Stachowski



Bauer mit Büffeln und Urba (Büffelwagen) von der Feldarbeit heimkehrend
Nach einer Zeichnung von W. von Stachowski

jes Gebietes und seine Geschichte geben schon zu denken genug. Von allen Völkern, die seit Tausenden von Jahren auf den nördlichen und östlichen Grenzstraßen vorüberwanderten, sind hier, in der Abgeschiedenheit einer gewaltigen Bergwelt, zahllose Teile und Reste versprengt und erhalten worden, so daß der Kaukasus heute noch als das stämme- und sprachenreichste Gebiet der Erde gelten muß. Man zählt im ganzen etwa vierzig verschiedene Völker und ebenso viele verschiedene Sprachen; um die Eisgiganten des Elbrus im Norden, des Abai Choch und Kasbek im Zentrum des Gebirges sammeln sich die eigentlichen Bergvölker, darunter der Hauptstamm der Georgier (Grusini); die Mingrelen, deren Frauen die sittsamsten und schönsten von allen sind; die gastfreundlichen Abchasen, die Chemsuren, Pschawen, Tscheten und viele andre — Völker mit sehr wechselnden Gebräuchen, die sich höchstens in den breiteren Flußtälern oder an den Abhängen des Gebirges, wo sich Städte entwickelt haben, ähnlicher werden. Ist fast allen diesen Stämmen eine natürliche Vornehmheit des

Benehmens eigen, so kann man bei den im Norden wohnenden Tscherkessen einen geradezu vorbildlichen ritterlichen Anstand finden. Neben den Georgiern vertreten die Osseten den Typus der kaukasischen Rasse am reinsten. Außer den Bergvölkern aber sitzen in den Städten Kaukasiens zweieinhalb Millionen Russen, Hunderttausende von Armeniern, Kurden, Juden, Griechen und namentlich um die Hauptstadt Tiflis herum auch etwa dreißigtausend Deutsche. Selbst buddhistische Kalmüden fehlen nicht.

So sieht das Völkergemisch in Kaukasien aus!

Nur durch die Eigenart des sammelnden und gleichzeitig wieder trennenden Gebirges ist es zu erklären, daß zwischen diesen unendlich verschieden gearteten Völkern während der letzten zwanzig Jahre politisch einigermaßen Ruhe herrschte. Unter den Bergstämmen selbst hat es freilich nie an inneren Zusammenstößen gefehlt; das alte Latenblut aus der Völkerwanderung gab da nicht Ruhe! Denn wie diese Bergstämme immer Hirtenvölker wie zu Nochs Zeiten geblieben sind — der Besitzer der



Letzte Siedlungen nahe der Pashöhe der Grusinischen Heerstraße

größten Schafherden erfreut sich der Gürstenwürde —, so sind sie auch gleichzeitig immer Krieger geblieben. Schwert und Pistole sitzen ihnen locker genug; niemand, der ohne Waffen ginge; man kommt mit ihnen auf die Welt, und der kleinste Knirps füllt sich die Tuchhüllen seiner Tcherketa mit Patronen, um Feinden des Nachbarstammes zu Leibe zu rücken. Auch auf den großen Warentransporten (die Daghestaner sind vortreffliche Teppichweber und Kupferschmiede) steckt alles in Waffen. Wie mit

dem Roß verwachsen saust der Reiter über die Bergstraßen, weit den Postwagen mit seinen acht schweren Gäulen überholend, der da die gefährlichen Kurven der Grusinischen Heerstraße zu bezwingen sucht — und sein Weib reitet im Männerjattel hinter ihm drein, der Heimathütte zu, auf deren Bretterdach die ganze Familie die Stunden des Faulenzens zu verbringen pflegt, während unter ihr, in den »Zimmern«, dickwollige Schafe blöken.

Denn diese Bergvölker hängen an Jahr-



Kindertanz auf der Station Mlety an der Grusinischen Heerstraße

tausende alten Überlieferungen und Bräuen. Wehe, wer ihnen die rauben wollte! So gebraucht der kaukasische Bauer, der zur Feldarbeit auszieht, heute noch die Arba, einen einfachen Büffelfarren, den schon Abraham im Lande Ur zu Chalbäa zu schätzen wußte. So haben die russischen Eroberer des kaukasischen Gebietes diesen Bergstämmen, die sie erst nach sechzig Jahren in langen, schweren Kämpfen einigermaßen bändigen konnten, auch die vierzig angestammten Fürsten belassen müssen; diese

bet, um die lawinendonnernden Hochpässe und die friedlichen Berghütten seiner Völker, immer bereit, sie von neuem zum Schwerte zu rufen, um die Schmach dem Zarentum heimzuzahlen und die alte goldene Freiheit zurückzuholen.

Denn die Russen, die gegen die Türken kämpfen, werden sich nicht darüber täuschen dürfen, daß sie nicht nur diese zu fürchten haben. Im Inneren des Kaukasus selbst, wo unzählige Tausende zu der Fahne des Propheten schwören und den Ruf des Ka-



Der Terekstrom bei Wladikawkas

haben nach der Annektion zwar nichts mehr zu sagen, vertreten aber dem Grusinier, dem Mingrelen, dem Osseten und allen andern immer noch die Größe und Würde der alten Zeit. Nach außen hin sind sie dem Herrn der Knute in Tiflis unterworfen; aber er, der den finsternen Groll dieser Unwägbaren fürchtet, hat bisher nicht eigentlich gewagt, ihn herauszufordern. Seitdem der Nationalheld dieser Bergvölker, der leidenschaftlich entflammte Schamyl, nach den ungeheuerlichsten Widerständen vor der Übermacht der Eroberer weichen mußte, schwebt sein Geist um die Eispipfel des Kas-

lifen vernommen haben oder noch vernehmen werden, wird der mühsam verhaltene Zorn und das Verderben über die frechen Räuber hereinbrechen. In den Eismildnissen, aus den verstecktesten Felsenhöhlen, aus dem höllischen Brausen und Grausen der Darialschlucht wird die Stimme Schamyls wieder ertönen, ganze Völkerschaften werden sich erheben zum Rachestoß, und das schöne wilde Märchenland wird vielleicht noch einmal jene frohen, heiteren Jugendtage wiedererleben, die es unter der Regierung der holdseligen Königin Tamara sah. Die aber ist gewiß längst unter die Geen versetzt worden.

Wilhelm Schmidtbonn

Von Peter Hamecher

Ein neues Lied der Weltfreude erschallt aus dem Munde der Dichter; ein jauchzendes Lied der Kraft, das von einer erneuten Menschheit Siegerschritt kündet. Großes geschah im Zeitraum des letzten Jahrhunderts. Die Fortschritte der Wissenschaft und des Wirtschaftslebens revolutionierten unsre äußere und innere Welt. Dadurch war das ganze Dasein in allen seinen Beziehungen und Verhältnissen unsicher geworden, und nirgendwo war mehr dem Geiste ein fester Punkt gegeben, von dem aus er das Geschehen deuten und begreifen konnte. Das Weltgefühl der Menschen wurde von dieser Situation beirrt, und ihre Lebensstimmung nahm die Farbe des Zweifels und der Verzweiflung an. Alles erschien problematisch. Die Problematik des Daseins aber ergriff am stärksten die Dichter und tränkte ihr Lied mit Klage und Anklage und gab ihm den schmerzlichen Ton der Sehnsucht. All ihre Gebilde wurden auf diese Weise brüchig und problematisch; wo sie aber unser Herz am stärksten rührten, geschah es durch den sehnsüchtigen Klang, der in ihrer Stimme wohnte.

Wie eine Sturzflut war das Neue über die Menschheit gekommen und hatte sie überwältigt. Sie vermochte die Dinge, die mit übermächtiger Gewalt auf sie hereinbrachen, nicht zu fassen und unter die Herrschaft des Geistes zu bringen. Sie sah sich ihnen preisgegeben und unterwarf sich einem stumpfen, willenlosen Fatalismus. Aber allmählich erwachte der Wille wieder und suchte Herr zu werden über das Chaos, in das er sich gestürzt sah. Und wie das Flutende wieder Gestalt annahm, regte sich der Geist, den Sinn des Geschehens zu erfassen, sich neu in der veränderten Welt zu orientieren. Er suchte die schöpferische Kraft zu begreifen, die zeugend am Anfang stand und sich in neuen und immer

neuen Weltgeburten offenbart. So wurde das Dasein wieder deutbar, und das Neue erhielt seinen Inhalt, der mit dem ewigen Weltinhalt identisch ist. Vertrauen zu den Dingen beginnt wieder das Leben zu erfüllen und Sicherheit; ein neues Gefühl der Einheit, das aller zwiespältigen Problematik ein Ende macht. Wir sind auf dem Wege zum Positiven.

Noch steht nicht die Form des Daseins, in der das werdende sich zur Gestalt vollenden muß, klar vor uns. Aber schon spüren wir das Wehen des Geistes, der sie endgültig schaffen wird, und unserm Willen zeigt sich schon die Richtung, in der unsre Kraft im Einklang mit dem ewigen Entwicklungswillen zu wirken hat. Ein Rausch der Kraft, der Lebensfreude geht durch die Welt, und schon verstummen die klagenden Weisen einer ins Ferne schweifenden Sehnsucht vor den neuen Liedern, die von dem Lebensglauben einer neuen Zeit singen. Aber den Ozean scholl Walt Whitmans prophetische Stimme, und ihr Widerhall drang schon in die sehnsüchtigen Verkündigungen eines Johannes Schlaf und tönte aus den gedankenschweren Rhapsodien Dehmels. Der Amerikaner war der erste, der die Gesichte des Kommenden sang und das kosmische Gefühl

der Gegenwart Rhythmus werden ließ. Heute aber ist seine Stimme nicht mehr einsam, und das Welterlebnis, das seine hymnischen Ausbrüche schuf, formt die visionären Bilder Verhaerens und die innigen Melodien Dauthendays, den Prosarhythmus Joh. V. Densens und die Strophen Franz Werfels. Eine neue Weltgläubigkeit, eine neue Weltfreudigkeit, eine religiöse Hingabe an das Dasein befeelt die Worte der Dichter, und der Atem des Lebens ist in ihren Werken. Das Leben selber in seiner göttlichen Selbstbejahung will ihnen wieder Wort und Klang werden. Ein neues Lied erschallt, in dem nicht



Phot. Friede Hoftrup, München

Wilhelm Schmidtbonn



PHOT. HERMANN BOLL, BERLIN

WILLY TER HELL: MÄRKISCHE LANDSCHAFT

AUS DER GROSSEN BERLINER KUNSTAUSSTELLUNG IM SOMMER 1914

die Sehnsucht eines Einsamen klagt, sondern in dem der Rhythmus der Welt erbraust. Ein Dichtergeschlecht kündigt sich an, das aus dem neuen Bewußtsein des Gleichgewichts von Ich und Welt heraus vielleicht die große Kunst schaffen mag, die der Menschheit auf dem Wege ins Zukunftsland wie eine Feuerfäule voranwandelt; in der diese Menschheit von heute mit ihrem tiefsten Wollen und Hoffen, ihren Aufschwüngen und ihren Niederlagen sich verkörpert findet.

Zu diesen Sängern des neuen Weltgefühls gehört auch Wilhelm Schmidtbonn, dessen Name seit einem Jahrzehnt unter uns gegenwärtig ist, und der heute an der Wende steht, wo es sich zeigen muß, ob er die Fähigkeit besitzt, zu seinen großen Gestaltern zu werden. Ehrlichkeit und Reinheit des Willens und eine starke, ungebrochene Kraft des Ergreifens waren die Eigenschaften, die sein erstes Auftreten wertvoll machten, und diese seine Tugenden sind ihm bis heute treu geblieben. Er hat die klaren, weit aussehenden Augen und die stählernen Muskeln der Schiffer, die den Strom seiner Heimat, den alten Rhein, befahren. Was aber seinen bisherigen Weg auszeichnet und Hoffnung weckt, ist seine stete Erneuerungsfähigkeit, seine Kraft des Wachstums, die aus einer gesammelten, zielstärkeren Spannung des Willens stammt. Bauernkraft, die mit festen Füßen auf der Erde steht, zäh und ausdauernd.

Sein erstes Werk* war das Schauspiel »Mutter Landstraße. Das Ende einer Jugend«. Es ist das Thema vom verlorenen Sohn, das er hier variiert; die Abrechnung des Heimkehrenden, der auszog, um sich sein Leben selber zu bauen, und der da draußen elend Schiffbruch litt, mit den bewahrenden Mächten der Heimat. Vater und Sohn stehen sich gegenüber, harte Schädel, die der Weichheit des Herzens keinen Zoll ihres unbeugsamen Persönlichkeitsstrotzes opfern. Und am Ende ringt der Jüngere seine Sehnsucht nach dem Frieden des heimischen Herdes nieder und geht erhobenen Hauptes hinaus auf die Landstraße, zur Mutter der Fahrenden, ein Bettler an äußeren Gütern, aber ungeschmälert am inneren Besitz, an dem stolzen Recht an sich selber. Nicht glücklos ist er; denn er hat sich selber nicht verloren, und dies ist das Glück: die Einstimmigkeit mit sich selber, die innere Unabhängigkeit des Willens.

Dieses Werk war jugendlich unvollkommen, aber in all seinen Mängeln stark. Der Kampf zwischen Vater und Sohn war fast bis zur Karikatur übertrieben. Aber daß hier Menschen waren, die wieder wollen konnten, daß hier wieder Kampf war um ein Höchstes des Lebens,

das gewann der Dichtung die Herzen. Man fühlte: hier ist eine Kraft, die nicht den Verhältnissen erliegen will, die in sich selber Sicherheit hat. Und so war auch die Form sicher, einheitlich, schlanke und fest und voll kühnem Vorwärtsdrang. Die Worte aber blühten auf in einem unmittelbaren Lyriismus von solcher Gefühlsinnigkeit, wie er lange nicht vernommen worden war. Die Landstraße, die freie Natur wurde zu einem Sinnbild der Freiheit, dem der Dichter ein eignes Leben lieb, aus einem Naturgefühl heraus, das die große Welt der Schöpfung in liebender Verwandtschaft umarmte. Dies lebensbige Naturempfinden war vielleicht das Beste an jenem kleinen Drama. Es war, wie die ganze Gestalt Schmidtbonns, ganz unproblematisch und unzerlegt, ganz heidnisch vital, wenn auch noch nicht kosmisch umfassend, wie es sich späterhin im »Lobgesang des Lebens« und in dem Legendenbuch »Der Wunderbaum« äußert. Dieser Dichter war der Natur nahe in einem innigen Eingefühl, und er selber wirkte wie ein Stück Naturkraft aus dem innersten, einheitlichen Kern des Wesens. Die Frage seines Werdens war nur eine Frage der Vergeistigung, des geistigen Wachstums.

Nach diesem Drama veröffentlichte Schmidtbonn ein Novellenbuch »Uferleute«. Auch hier wieder waren es zwei Elemente, die vor allem sich als ursprüngliche Persönlichkeitsbestandteile bemerkbar machten: die ungebrochene, fast animalische Lebenskraft und das reine Naturgefühl. Besonders war das der Fall in der Geschichte »Die Sünde im Wasser«, deren erste Hälfte wundervoll ist, und in dem Prachstück »Der Eisgang«, das einen Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei Menschen auf einer abgetriebenen Eisscholle schildert. Wie zwei Tiere kämpfen hier zwei Wesen um die Behauptung ihres Lebens. Menschliche Kräfte wirken wie Naturkräfte, instinkthast, in brutalem Egoismus.

Immer aber ist dies das Thema Schmidtbonns: der Wille zum Glück, zur unabhängigen Freiheit, in der das Individuum sich selbst zu erfüllen vermag. Durch sein ganzes Werk zieht sich dieses Motiv. Seine Arbeiter, die aus dem Elend der industriellen Entwicklung nach einem Traum von einfachem patriarchalischem Dasein Ausschau halten, suchen es, und jener seltsame Pelland der Armen, dem es Glück ist, sich für das Glück anderer fortzuschlecken; der Graf von Gleichen, der nur fertig werden kann in der Liebe zweier Frauen, und der sich seine Seligkeit mit starken Händen vom Himmel reißen will, und Achill, der nur das eine Glück kennt, seine Arme im Schwerterkampf zu regen, und der krank wird, als er, durch seinen jörnigen Troß in sein Zelt gebannt, seine Glieber nicht nach dem Klang der Schwertmusik tanzen lassen darf, und der jauchzend in den Tod geht, als seine Klinge

* Alle Werke Wilhelm Schmidtbonns sind erschienen bei Egon Fleischel & Co in Berlin.

endlich wieder auf dem Erz der Panzer klirrt. Glücksucher sind alle Menschen Schmidtbons, und jeder sucht sein Glück, in dem seines Wesens Blüte sich erschließt. Freude, Glück des Daseins ist aller Wesen Ziel, und sie finden es, wo sie sich in Einstimmigkeit finden mit dem geheimen Willen ihrer Natur, der der Weltwille ist. Kraft, die zu sich selber will, ist das innerste Gesetz des Seins. Es ist ein Einheitliches, das sich in der Vielfältigkeit der Erscheinungen kundgibt; im Kampf der unzähligen Willensmanifestationen, in denen die Urkraft sich ausgießt. Dieser Wille zum Glück bedingt den Kampf unter den Wesen; aber dahinter steht die unendliche Harmonie, und die Stimmung der Weltfreude siegt über die Trauer und das Leid der Kreatur, die dem Kampfe nicht gewachsen ist. Jedes will sein Glück, und jedes hat sein Recht darauf; denn es ist sein Recht ans Leben.

Diese Weltanschauung ist durchaus dramatisch; denn sie ist auf Kampf gestellt, und Schmidtbonn ist auch in erster Linie Dramatiker. Aber bevor er auf dem Boden der Bühne weiter-schritt, mußte er seine Seele in epischer Darstellung von Einbrüden befreien, die schwer auf ihm lasteten. Die sozialen Kämpfe des Proletariats hatten ihn überwältigt, und es galt für ihn, mit ihnen fertigzuwerden. Aus seinem innersten Wesen aber erfaßte er die Glücksehnst der Armen und formte ihnen ein Lebensideal, in dem sein eigener anarchistischer Individualismus in bescheidener Armut sich spiegelt. Mit stumpfen düsteren Farben malt er den Zug der kummer- und notgebeugten Arbeits-tiere, der sich unter einem grauen Herbst-himmel schwer daherschleibt. Alle Wünsche, alle Schwungkräfte sind in ihnen zerbrochen, und in ihren Augen ist kein Leuchten mehr. Das sind nicht die ihrer selbst bewußten Arbeiterbataillone des Sozialismus, die das Reich der demokratischen Gleichheit aufzichten wollen. Sie haben keinen Idealismus und kein Gemeinsamkeitsgefühl, aus denen ein Großes sich gebären könnte. Ihre letzte scheue Sehnsucht ist: ein Gärtchen, ein Häuschen und freien, ungehinderten Blick. Die Zeit hat sie überrannt, und aus den Verhältnissen, in denen sie sich nicht zurechtfinden können, träumen sie sich zurück zu einem Leben, das einfach und bescheiden war, aber Sicherheit gab. Und sie träumten sich zur Natur zurück, der gütigen Mutter, der ihre Häßlichkeit und Armut fremd ist. Aber in diesen banger Träumen, die nur ganz zag sich äußern, birgt sich ein Phantasiefunkel, der zur mächtig lodernnden Flamme wird, wenn der Zündstoff eines Märchens mit ihm in Berührung kommt; wenn ein schwärmerischer Narr ihnen das Bild eines glücklichen Nirgend-heim vorgaukelt. Da wartet eine alte Frau auf das Glückschiff, und der Fanatismus ihres Glaubens entzündet auch in andern den Wahn. Kin-

der suchen das Schlaraffenland. Der Heils-bringer aber, ein Schiffer, dem die Not der Armen am Herzen frisst, und dessen ungelentetes Hirn in einem phantastischen Plan ein Mittel gefunden zu haben glaubt, um die aus den Fugen geratene Welt wieder einzurichten, fanatisiert mit seiner Verkündigung des kommenden Reiches die Menge, daß sie sich bedingungslos seiner Führung anvertraut, bauend auf sein Versprechen, ihnen die Pforten des Heils zu öffnen.

Die beiden Bücher, in denen Schmidtbonn die sozialen Probleme in seiner Weise gestaltet, tragen im Gesamtwert des Dichters den Charakter des Vorläufigen, des Zwischenstadiums. Die Dinge sind hier auch noch durchaus in ihrer zeitlichen Bedingtheit und nicht vom großen Weltstandpunkt aus gesehen. Immerhin wird man einzelne Geschichten des Bandes »*Aben-lieben*«, während heute über der »*Legende von heute: der Heilsbringer*« verbunkelnd der machtvollen Schatten des Hauptmannschen Gott-schauers Emanuel Quint liegt. Schmidtbons Heilsbringer ist ein unklarer pathologischer Sozialreformer, der sich an einigen Aussprüchen der Bibel irr gelesen hat. Auch bedt sich der Legendenstil nicht mit dem Stoff und erreicht nur in Episoden Wirkung, die Größe hat. Ein paar Gestalten sind prachtvoll in ihrer harten, gotischen Plastik und stehen groß gegen die Luft der Rheinlandschaft. Aber in dieser Modellierung wie in der Gegenüberstellung der Figuren zeigt sich mehr die Neigung zum Dramatischen als zum Epischen.

Mit diesen Werken ist Schmidtbonn in sich frei geworden, und die Persönlichkeit beginnt zu wachsen und sich zu dehnen. Das Lieb vom Glück bekommt einen volleren Klang und wird zur starken Lebensmelodie in dem Drama vom *Grafen von Gleichen*. Der Glückswille wird in diesem Werke zur tragischen Schicksalsmacht, die die Wesen treibt. Hart und trozig sind diese germanischen Menschen, der Graf und die Gräfin; weicher, hingebender, vegetativer steht daneben die Türkin. Zwischen den beiden Frauen, zwischen Blondhaar und Schwarzhaar durch das Leben hinzugehen wie über eine blühende Frühlingswiese: das hat das lange liebe-verwaiste Herz des Mannes sich schön geträumt, und sein unbeuglicher Wille möchte dieses Bild in die Wirklichkeit zwingen. Der Gräfin aber dünkt die Teilung ihrer Liebe ein Unmögliches. Ihr Traum vom Glück ist ein anderer, und aus dem Konflikt wächst das Unheil heraus, dem die Türkin zum Opfer fällt, und das den Grafen und die Gräfin auseinanderreißt und in die Einsamkeit treibt.

In diesem Drama bedient Schmidtbonn sich zum erstenmal des Verses, und zwar des fünf-füßigen Jambus, der aber von dem inneren Gefühlsrhythmus gelodert und beinahe aufgelöst

wird. Hebungen und Senkungen gehorchen den Gesetzen einer natürlichen Rhythmik, die der Empfindung entspricht. Die Sprache selber aber ist wie eine blühende, feste Haut, unter der das Blut lebendig pulst und atmet. Hier zeigt sich das Wesen des Schmidtbonnschen Dramas, und zwar als Stilismus, nicht als kühle Architektonik, sondern als der Formausdruck des innersten Weltgefühls. Es drängt hier alles zur großen Linie, und man kann wohl sagen, daß Schmidtbonn die stärkste dramatische Begabung ist, die wir augenblicklich haben. Das ungebrochene Wollen seiner Gestalten ist echt dramatischer Antrieb. Die Gestalten selber aber haben eine monumentale Plastik.

Es fragt sich nur, ob dieser Dramenstil auch auf moderne Stoffe sich anwenden läßt. In der Komödie »Hilse! ein Kind ist vom Himmel gefallen« ist der Dichter offenbar durch die Anekdote gefesselt, die zu kleinlich und läppisch war. Doch glaube ich, wenn er erst die großen Kämpfe unserer Tage in ihrem Ewigkeitsrhythmus erfaßt, daß er wohl das moderne Stildrama schaffen könnte. Die Kraft des Zusehens hat er

Nach dem »Grafen von Gleichen« schuf Schmidtbonn das Drama vom »Jorn des Achilles«. Hier ist er in der Forderung des Verses noch weiter gegangen, indem er sich eines freien Sprechrhythmus bedient, der der inneren Gefühlsspannung entspricht und die größte Bewegungsfreiheit ermöglicht. Das Motiv ist hier der Kampf des selbstherrlichen Einzelwillens der genialen Persönlichkeit gegen den Nützlichkeitswillen der Gemeinschaft. Die Gestalt Achills ist groß gesehen, und in dem Verhältnis Achills zu Patroklos ist eine Stufe der Vergeistigung erreicht, die dem Dichter in der Behandlung des Erotischen, das er oft allzu triebhaft-animalisch nimmt, sonst nicht immer eigen ist. Der Fehler der Dichtung liegt darin, daß er den Kampf Achills zu eng persönlich faßt und der Troß des Helios infolgedessen mehr als Eigensinn denn als großer Machtkampf von weltentscheidendem Charakter erscheint. Das Ziel des Wollens ist zu klein gegenüber dem Einsatz. Noch steht nicht das Ewige hinter dem Subjektiven. Man ahnt nicht, wie im »Grafen von Gleichen«, den Weltstandpunkt hinter den Dingen trotz den künstlerischen Fortschritten gegenüber jenem Werke.

Dies ist der Weg, den Schmidtbonn gehen muß und der sich auch in seinen folgenden Büchern ankündigt: der Weg vom Ich zur Welt; die Auflösung des egoistischen Begehrens in einen im großen Sinne formerschöpfenden Individualismus. Nicht das Ich, sondern die Welt muß ihm das Ziel werden. Jener Wille zu den andern, der nur in den »Raben« zu kleinlich mittelbäusig sich äußerte, muß aufs neue fruchtbar in ihm werden, und daß dies in ihm sich

vorbereitet, zeigen die rhapsodischen Dichtungen »Der Lobgesang des Lebens«. Hier weitet sich seine Welt, geistig und stofflich. Im breiten Strömen der freien Rhythmen fließen die Bilder und Hymnen daher, die die unendliche Schönheit und Kraft des Lebens feiern. Geh hart mit mir um! jauchzt er dem Leben zu,

daß ich dich spüre
und jauchzend weiß,
daß mehr ist als ich,
daß mehr ist
als unsre Erde und wir darauf.

»Freude« ist der Ruf, mit dem er das Welt anhebt. Freude, die Glück der Kraft, des Lebens ist, vernimmt er im singenden Kreisen der ewigen Weltbewegung, und er läßt sein Lied vom Atem dieser Weltfreude blühen und schwellen. Einen Hymnus allem starken Leben, das einen Ton der zeugenden, treibenden Urkraft ungebrochen schwingen läßt, dichtet er; ein heidnisch-feliges Bekenntnis zum Dasein, zur Kraft. Sein Naturgefühl wird zum kosmischen Alleinsgefühl, und sein Kraftwille erfaßt die Einheit des Wollens in allen Wesen. Hier ist ein Drang zum Ganzen der Welt, zum zentralen Erfassen des Lebensproblems, der ihm alle Erscheinungen erschließt, und er singt die Schönheit alter Legenden ebenso wie die Schönheit der modernen Technik; die Askese eines mittelalterlichen Heiligen wie den sich opfernden Arbeiter und den Luftpiloten. Eine Frommheit zum Leben, zur ewigen Werbekraft ist in ihm, die sein Herz im gleichen Takt zum Perzestakt des großen All mit der kleinen Menschenwelt schlagen läßt. Es ist die Religiosität des neuen Menschen, die Walt Whitman zuerst sang, dieser bedingungslose Wille zur Welt, zum Leben, und der beschränkte subjektive Glückswille der Schmidtbonnschen Gestalten steigert sich zum großen Allwillen, und all unser Tun und Begehren erhält einen neuen, transzendente-immanenten Sinn.

Zwei Dinge sind es, die uns auf Schmidtbonn eine Hoffnung setzen lassen: seine ungebrochene Lebenskraft und sein kühner Wille zu den Dingen. Auf dem Wege, der von dem »Lobgesang des Lebens« zu den neuen Gestaltungen weiterführt, gab er bisher nur ein paar Bücher, die man als Zwischenwerke ansprechen muß: die sinnheiteren Einakter: »Der spielende Eros«, das oratorienhafte Spiel vom »Verlorenen Sohne«, das das Motiv der »Mutter Landstraße« noch einmal aufgreift und in einen Feierklang reiner Menschlichkeit austönen läßt, und ein Legendenbuch »Der Wunderbaum«. Legenden erzählt er hier, in denen die Liebe das Wunder vollbringt. Sie überwindet Grenzen des Raumes und reißt durch ihren Willen die Schranken zwischen dem Menschen

und der Natur ein. Sie hält den schwirrenden Pfeil in der Luft fest, der den Geliebten verlegen soll, und belebt das Bild der Mona Lisa, so daß die Zeitgenossin des Lionardo leiblich aus dem Rahmen steigt, um mit drei jungen Schwärmern, die sie Tag um Tag anbetet, davonzugehen, in ihre Zigeunerbude auf dem Montmartre. Das größte Wunder ist aber dies: wie ein Kind durch sein erbarmendes Zutrauen Hasver von seiner ewigen Wanderschaft erlöst. Dieses seltsame Einheitsgefühl, das Schmidtbonn mit der Natur verbindet, gibt diesen Wundergeschichten einen Hauch naiver Echtheit, der das Unmögliche zum einzig Möglichen macht. Man glaubt an das Wunder. Tadeln muß man nur eins: daß das Erotische oft allzu animalisch, zu wenig durchgeistigt wirkt, und daß dieses allzu Sinnliche in einzelnen Stücken unnatürlich übersteigert wird. Und gerade auf Vergeistigung des Erdhaften kommt es jetzt bei Schmidtbonn sehr an.

Schmidtbonn steht offenbar an einer Zeitwende. Seine Vorzüge sind unverkennbar. Nichts an ihm ist unecht. Er hat die Kraft, die Dinge zu fassen und sinnliche Gestalt werden

zu lassen, und wenn ich ihn recht verstehe, muß es ihn drängen, das Bild unsrer Welt, das Monument unsers ehernen Zeitalters vor uns hinzustellen. Ob es ihm gelingen wird, das ist eine Frage der geistigen Läuterung, der geistigen Bezwingung des Stoffes. Nur dadurch kann seine Angebrochenheit Monumentalität werden, während sie im andern Falle nur Primitivität bliebe. Es liegt in dem Problem Schmidtbonn etwas von dem Problem seines Heimatgenossen, des Malers Müller. Auch er hatte diese starke Erdkraft, diese unzersekte sinnliche Lebenskraft. Aber als er sich vom Mutterboden lösen wollte, um andre Reiche zu erobern, versagte er. Die Schwere seines erbigen Temperaments zog ihn nach unten. Wohin Schmidtbonns Pfad gehen kann, zeigt der »Lobgesang des Lebens«; ob er dorthin gehen wird, ist eine Frage, die die Zeit wohl bald klären muß.

Immerhin: dieser Schmidtbonn ist einer im Chor der Dichter, die unsre neue Zeit im neuen Geiste singen, und deren Stimmen vielleicht einmal sich sammeln in dem Liede des Einen, der da kommen wird wie der junge Tag nach der Morgenröte.

Der Bahnwärter

Gedicht von Wilhelm Schmidtbonn

Unter einer Tanne mein Haus,	Ihr fahrt der Welt entgegen,
Oft am Tag der Zug vorbei:	Mein Leben ist beschlossen hier.
Ich trete vor die Tür hinaus	Ihr fahrt zu tausend Wegen,
Und grüß' die lange Fensterreih'.	Und keiner winkt heraus zu mir.

Ich seh' beim frühen Himmelsrot
 Schon in die nächtigen Gesichter,
 Seh' Kind und Greis, Verschwendung, Not
 Noch nachts beim Schein der Richter.

Oft packt mich meine Einsamkeit:
 Würf' ich die Tanne euch aufs Gleis —
 Viel weiter ging' dann eure Reif',
 Ihr führet in die Ewigkeit.

Doch steh' ich hier und seh' euch zu,
 Räum' von den Schienen jeden Stein.
 Ihr sitzt am Fensterglas in Ruh',
 Und ich bleib' hier allein.



Hoch über dem Sturm

Von Kurt Rüdler



Die Nacht war da, und die Geschütze schwiegen. Rotglühende, dampfende Kugeln standen am Horizont — brennende Dörfer und brennende Gehöfte. Sanitäts-soldaten trugen Verwundete von den Gefechtsstellen zu den Verbandplätzen. Schmerzlichcs Stöhnen klang durch die Nacht, halb unterdrückte Schreie, Kommandorufe, ferne Trompetensignale. Ein Soldatenlied kam irgendwoher — schwebend wie auf Flügeln: Die Vögel im Walde, die singen so wunderbar-wunderschön ...

In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen!

So viele hatten's gesungen, als sie auszogen, bunte Blumen im Gewehrlauf. Aber so vielen wölbte sich nun schon ein Häuflein blutgetränkter Feindeserde.

In der unverehrten Küche eines halb zerstörten Bauernhauses, sorglich auf eine Ofenbank gebettet, lag ein junger Flieger. Ein Schrapnellsplitter hatte ihm das Fleisch überm Knie zerrissen, als er hoch in der Luft mit dem begleitenden Leutnant die Stellungen der feindlichen Batterien anzeigte.

Er lag wach. Die gut verbundene Wunde schmerzte ihn nicht. Kein Mensch war sonst im Zimmer. Er schaute mit weit offenen Augen in das Dunkel hinein. Seltsam, er hatte Furcht, oder was es sonst war. Irgend etwas bedrückte ihn, marterte ihn. Hart schlug sein Herz, er spürte, wie das Blut gegen die Schläfen pochte und den kalten Schweiß aus der Stirn herauspreßte. Die Schatten im Zimmer waren wie schwere Wolken, die auf ihn einbrangen, wie schreckliche, schwarze, unheimlich geformte Ungetüme, die sich zerdrückend auf seine Brust legten. Ein Schrei drängte sich ihm in die Kehle, er hob abwehrend die Hand und versuchte sich aufzurichten. Aber kraftlos, angstvoll stöhnend sank er zurück.

Da ging die Tür. Ein Hauptmann seiner Abteilung trat ein, und ein Soldat folgte mit einer flackernden Ölfunzel, deren spärliches Leuchten mit gelben Fingern in die Schatten hineingriff und sie zerteilte.

Der Hauptmann kam mit seinem leichten und frohen Schritt näher. »Na, wie geht's

Ihnen, Herr Leutnant?« rief er hell und frei zur Ofenbank hinüber.

Der Flieger drehte müde den Kopf. »Herr Hauptmann — gut, daß Sie kommen. Ich schäme mich, es zu sagen — ich habe Angst!«

»Angst?«

»Ober was es ist — etwas Unsagbares — Grauenhaftes — schrecklich Qualendes — gut, daß Sie kommen!«

»Unsinn! Hören Sie nicht, was ich sagte? Wie geht's Ihnen, Herr Leutnant?«

Der Flieger lächelte flüchtig. »Leutnant?«

»Jawohl, mein lieber Junge, Sie sind Leutnant mit Ihren achtzehn Jahren. Eben kommt die Mitteilung aus dem Hauptquartier. Und hier ein Stückchen Eisen, das ich Ihnen an die Brust stecken soll. Zweiundvierzig Batterien haben Sie gestern durch Ihre famose Aufklärung zum Schweigen gebracht und heute morgen sechzehn. Teufel auch, man könnte Sie beneiden!«

»Ich danke Ihnen, Herr Hauptmann.«

»Was denn! Ich danke Ihnen! Sie junger Bursch! Mensch, so freuen Sie sich doch!«

»Ich freu' mich auch, Herr Hauptmann.«

»Mit so einem Gesicht? Tut Ihnen das Bein weh?«

Der verwundete Flieger schüttelte den Kopf.

»Na also! Sie sind doch sonst ein so forschker Kerl. Himmel Herrgott! Achtundfünfzig Batterien zum Schweigen gebracht!«

Der junge Flieger fuhr jäh hoch. »Herr Hauptmann —« Es klang wie ein lange zurückgehaltener schmerzlicher Schrei, wie ein Aufstöhnen aus unendlicher innerer Qual, wie ein letzter Ton aus einer zerstörten Trompete. Dann sank er wieder zurück.

Besorgt nahm der Hauptmann die Hand des Fliegers und winkte den Burschen heran. Er nahm ihm eine schon geöffnete Flasche Sekt aus der Hand und eine Tasse, eine buntbemalte Bauerntasse mit den lustigen Farben und Arabesken der fröhlichen Champagne, und füllte sie bis hoch hinauf, daß der weiße zischende Schaum über den Rand wogte. »Nun trinken Sie mal. Ein

bißchen Wundfieber haben Sie, weiter nichts.«

Der junge Flieger trank mit durstigen Lippen und streckte dem Hauptmann die Tasse hin: »Noch einmal, Herr Hauptmann.«

»So ist's recht, mein Junge. Wir wollen die Lebensgeister schon wieder auf die Beine bringen! So! Und nun komm ich dran! Auf Ihr Wohl, Herr Leutnant! Das ist ein trinkbarer Kaffee, was?«

Es war tief in der Nacht. Der Fliegerleutnant war nach kurzem Schlaf wieder aufgefahren. Furchtbar, diese Angst, dieses Entsetzen im Herzen. Auf einem Stuhl neben der Ofenbank stand die Alfunzel und fladerte traurig. Das gelbe Licht fuhr in die Schatten und zerriß sie zu schwarzen, drohenden Gestalten. Und in die schwankenden Formen mischten sich rotglühend die Bilder der Schlacht, die der junge Flieger auf seinen Luftfahrten erlebt hatte. Während des Fluges hatte er das alles mit unempfindlichem Gehirn aufgenommen, wie Geschehnisse, die weit außerhalb seines Bewußtseins lagen. Mit eiserner Energie hatte er seine Gedanken in die Aufgabe hineingezwängt, über den feindlichen Batterien zu kreisen wie ein Adler um seine Opfer; nichts anderes lebte in seinem Hirn als dies eine. Nun aber, in der Einsamkeit, in der Schweigenden Nacht, brachen die Zellen seines Gehirns vor der Masse der aufgespeicherten schrecklichen Gesichte, entluden ihren grausamen Inhalt und traten vor seine ermattete Seele, die sich des blutroten Ansturms nicht erwehren konnte.

Früh am Morgen war er mit dem begleitenden Leutnant aufgestiegen. Der Motor ratterte seine kampffreudige, fröhlich erregende Melodie; die stählernen Muskeln der Maschine bebten in Erwartung einer langen Arbeit, und in den breiten, graugelben Tragflächen sang der frische Wind ein feines Lied, das klang wie munteres Bienensummen. Schön und sicher, erschauernd vor verhaltener Kraft, wie ein edles Rennpferd vor dem Ablauf in den Glanzen bebt, löste sich die Maschine vom Boden, kreierte in schönen Kurven zum Himmel hinauf und pfeilte dann wie ein eiliger Vogel in gerader Linie nach Westen. Tief unten waren die deutschen Schützenketten wie wimmelnde Ameisenreihen, die deutschen

Geschütze lagen in langer Kette wie eine Schnur schwarzer Perlen ...

Der Apparat sauste dahin; das eiserne Herz des flüggen Vogels zuckte, pochte und tobte; in den Tragflächen knatterte und rauschte es, wie wenn Sturmwind in Seide wühlt. Und über allem die strahlende blaue Kuppel des Himmels. Immer höher, immer höher — tausend Meter — zweitausend — wie ein Spielbrett mit Baustückchen und Holzfigürchen lag tief unten das Gelände des Schlachtfeldes. Wie dünne Striche sahen die Schützengräben aus, wie schwarze Pünktchen die Batterien.

Mit einem Male schrie der Leutnant etwas. Ganz fern, ganz fern, wie aus dem Unendlichen kommend, klang seine Stimme: »Die feindlichen Schützengräben! Sehen Sie! Die roten Hosen!«

Der Flieger schaute nach unten. Lange, feine, rote Striche, wie rote, in unregelmäßigen Kurven durchs Feld gelegte Fäden: die Schützenlinien der Franzosen.

Weiter brauste das Flugzeug.

»Die Artilleriestellungen! Hurra!«

Vom Säusen des Windes und vom toben- den Lärm des Motors in Fegen gerissen, drang der jauchzende Schrei dem Flieger ins Ohr.

»Herunter!«

In engen Ellipsen sank die Maschine. Der Leutnant streckte die Hand aus, die eine Rauchbombe gepackt hielt. Der Arm vibrierte im Rhythmus des Motors. Die Bombe zündete, fiel, ein schwarzer Rauchstreifen zog eine dicke Linie vom Flugzeug bis zur Stellung der französischen Batterie.

»Hoch!«

Der Flieger riß das Höhensteuer herum. Die Maschine bäumte sich wie ein Pferd, dessen Kopf von den Zügeln hochgerissen wird, und kletterte in engen Kurven himmelwärts. Es war die höchste Zeit. Dicht unterm Apparat zerplatzten Schrapnells, aus weißen Rauchwölkchen spritzte schwarzer Eisenhagel, Infanteriegeschosse piffen. Aber sie hörten nicht, ob der Apparat getroffen wurde. Das Gausen und Knattern des Motors überschrie alle andern Geräusche.

Und nun gings von einer Batterie zur andern. Die Rauchfahnen mit ihren geheimnisvollen Zeichen: zu kurz — zu weit — mehr rechts — mehr links, sanken zur Erde wie schwarze Schleier des Todes. Wo

sie die Erde trafen, donnerten wenige Minuten später die deutschen Kanonen ihre mörderischen Geschosse hinein, alles zerschmetternd, alles Leben schrecklich zermalmend. Verzweifelt wechselten die französischen Batterien die Stellungen, Steilfeuer stob wütend zum Himmel hinauf, aber sie entgingen den schwarzen Todesfahnen nicht. Immer Kühner zog der Flieger, umspritzt von den Eisensplintern der platzenden Schrapnells, seine Zirkel. Sie waren oft nur zweihundert oder dreihundert Meter über den feindlichen Stellungen und sahen mit furchtbarer Deutlichkeit den Tod, den sie schickten. Sie hörten gräßliche Schreie, sahen Kanoniere vornüberstürzen, mit aufgerissenen Leibern, erlebten, wie ein schweres Geschos mitten in einer Batterie explodierte und der ganzen Mannschaft die Köpfe wegriß: es war, als wäre eine schreckliche Sense über die Männer dahingefegt. Sie sahen tote Leiber über den Lafetten liegen, Pferde in wahnsinniger Angst, aus breiten Löchern blutend, davonrasen und einen jungen Offizier, der sich in Verzweiflung die Pistole auf die Stirn setzte und steif auf den Rücken fiel. Und immer neue Opfer — Menschen wie sie beide — arme, junge Menschen, die noch vor wenig Wochen durch einen hellen und gütigen Frieden geschritten waren.

Ein blutroter Nebel legte sich vor die Augen des Fliegers. Herrgott, er mit seinen achtzehn Jahren! Diese Hölle, diese donnernde rote Hölle! Aber er riß die fiebernden Nerven zusammen und warf seine Maschine mit hart zusammengekrampften Händen hin und her, auf und nieder, von Batterie zu Batterie, von Tod zu Tod, von Blutbad zu Blutbad. Unermüdblich griff der Leutnant neben ihm in den Bombenlasten, Rauchfahne nach Rauchfahne, laut zur brüllenden, zischenden, dampfenden, schreienden, stöhnenden, klirrenden Erde hinab. Vom Morgen bis zum Abend flogen sie ihre Todeskurven, selber umtobt und umschossen von wildsprühenden Geschossen, bis alle Batterien schwiegen, bis unten auf einer zerschossenen Kanone der Tod im roten Mantel mit einem grinsenden Lachen saß und kein Opfer mehr fand, so weit er aus gierig lauernden Augen über das Feld hin suchte.

Daß er selber, der Flugzeugführer, einen

Schuß ins Bein bekommen hatte, merkte er erst, als er nach raschem Gleitflug den Motor abdroßelte.

Nun saß er halb aufgerichtet auf seiner Bank und starrte in die wogenden Schatten und irrenden Lichtfegen, und all die schrecklichen blutroten Bilder tanzten vor seinen weit aufgerissenen, fiebrig heißen Augen, klagend, drohend, seine arme Seele furchtbar marternd. Seine Hände griffen in die Decke. Er wollte schreien, aber kein Wort kam aus seiner Kehle.

Was tun?!

Fliehen — fliehen! Heraus aus der Furchtbarkeit — weit weg — irgendwohin, wo kein Blut war, kein Feind, kein Krieg — wo Frieden war.

Und mit einem Male stand er auf und schritt, ein merkwürdiges Leuchten in den Augen, durchs Zimmer, durch die Tür und über den Hof. Da im Schuppen, da stand seine Maschine. Oh, sie war ihm treu, sie sollte ihn wegtragen aus dem Greuel, hoch hinauf in den reinen und freien Äther, über die Wolken hinaus in das Meer der weißen Sterne, in den schönen stillen Himmel.

Weit hinter den hohen Pappeln kam das glanzlose graue Licht des frühen Morgens herauf.

Im Schuppen schloßen ein paar Soldaten. Die wurden wach, als der Flieger mit unmerklich schwankenden Schritten hereinkam.

Ruhig und freundlich gab er seine Befehle, füllte Benzin in den Tank und gab Öl in die Düsen, prüfte die Propellerverschraubung und sah die Rohrleitungen nach. Dann schob er mit den Soldaten den Apparat hinaus, ließ den Motor anlaufen, schwang sich auf den Sitz und griff mit ruhiger Hand in die Hebel. Zehn Meter weit glitt die Maschine beben über den Erdboden, und dann stieg der herrliche Vogel schön und stolz in den jungen Morgen, in den von Osten her die Sonne ihre gewaltigen Lichtfluten hineinschickte.

Die Erde sank weg. Das Leben in den Schützengräben froch in sich zusammen. Häuser wurden Schächtelchen, Bäume kleine dunkelgrüne Wölkchen. Dann kamen die feindlichen Stellungen. Zerschossene Batterien, tote Menschen, tote Pferde.

Sanitätskolbaten dazwischen mit Bahren. Wie winzig klein das alles! Wie mechanische Figuren, von irgendeinem spielerischen Willen schwerfällig hin und her geschoben, unlösbar verbunden mit dem Boden, der sie trug, unfrei, gebückt in Mühsal und Angst, armselige Knechte, Geschöpfe des Staubes, Rekruten und Generäle — arme kleine Menschlein, die ein verblendeter Größenwahn gegeneinandertrieb, die sich gierig ineinander verkrallten und blutig zerfleischten, um Macht, Größe und Freiheit zu gewinnen!

Höher und höher hinauf stieg der Flieger. Die Sonne stürzte über ihn hin wie ein jubelndes Lied. Herrliche Ellipsen beschrieb der bebenende Vogel. Wie Silber schimmerten die metallenen Muskeln. Wundervoll sang der Wind in den rauschenden Tragflächen. Tauchzend hämmerte der Motor seine bröhnende Melodie. Die blaue Unendlichkeit, groß und kalt, tat ihre Tore weit auf. Auf hunderttausend Harfen spielten die Sphären ihren himmlisch ehernen Gesang.

Höher als der höchste Berg der Erde war er nun. Das Hügelland der Champagne lag zu seinen Füßen wie ein breit auseinandergefaltetes, buntbemaltes Tuch.

Was war Macht, Größe und Freiheit da unten? Wo blieben die Menschen? Heeres-säulen schmolzen zu Bataillonen zusammen, Bataillone zu Kolonnen. Alle Unterschiede verblaßten — wo war Freund, wo war Feind? Die Erde trank sie alle, sog sie auf wie Staubkörner. Was war das — Krieg? Ein Nichts im Auge des Alls, ein Tropfen Blut, ein bazillenhaft kleines Tröpflein Blut unter der Unendlichkeit des Himmels, durch den die Tausende der Weltkörper nach unfassbar heroischen Gesetzen ihre Bahn zogen.

Eine mächtige Wolke schob sich zwischen Flieger und Erde. Nun sah er nichts mehr. Nun sah er nur noch den Himmel. Hinauf in die Reinheit, hinauf in das Weltall voll rollender Welten, da war Macht, Größe, Freiheit und Erlösung.

Traum — o Traum! Aus dem furchtbaren, schmerzvollen, leidburchtobten, zur grauamen Hölle gewordenen Sein schwebte der Flieger mit rauschenden Flügeln hinauf in die träumerische, fromme Seligkeit des Nichtseins ...

Sein Blut erstarrte in den Adern. Mit eisigkalten Händen griff die Unendlichkeit an sein Herz. Er spürte es nicht, seine Seele glühte, seine Seele war heißer Traum.

Mit einem Male ein Knall und ein krachendes Getöse. Noch ein Schlag im Motor und noch einer — wie ein letzter furchtbarer Schrei. Ein verzweifelter Auspuffen der Gase — und dann schwieg das zuckende eiserne Herz. Eine kurze, atemzerbrückende Stille — dann ein Brausen und Sauchen — ein jäher, steiler Sturz in die Tiefe. Der Motor hatte ausgefehlt.

Der Mann am Steuer fuhr auf. Seine Augen erwachten. Seine Seele sprang jäh aus ihrer Bewußtlosigkeit. Ein kurzes Staunen des Verstandes und dann ein blitzschnelles, aus Gewohnheit und Erfahrung stürzendes Erfassen der Situation, ein entschlossenes Hineingreifen in die Hebel, und die Maschine setzte, halb widerwillig, halb gehorjam, zum Gleitflug an, ein paar hundert Meter über der mächtigen Wolkenwand.

Da schoß jäh ein Flieger aus der Wolke. In engen Kurven drängte er nach oben. Auf der Besspannung der Tragflächen lag die weiße Sonne wie Schnee auf hohen Alpenfirnen.

Ein feindlicher Flieger! Glühend zuckte ein Strom von Leben und Energie durch die Nerven des erwachten Träumers. Wo war die Unendlichkeit, wo die ungeheure Stille des Friedens? Weggesunken vor dem ersten Feind, vor dem ersten Gruß der in Leidenschaften und Haß brennenden Erde. Mit einem Hochgefühl sondergleichen griff der Flieger in die Hebel, der Motor sprang wieder an, und mit donnernder Musik stob das Flugzeug an dem feindlichen Flieger vorbei, der in rasenden Kurven zur Höhe stieg. Nun piffen die Kugeln herunter. Schlugen sie ein? Er wußte es nicht und kümmerte sich nicht darum. Er sank in die Wolkenwand hinein, die ihn grau und undurchsichtig umfing.

Rasch war die Nebelmasse durchflogen. Da lag die Erde ihm wieder zu Füßen, die alte Erde, die schrecklich erschütterte Erde, brennend von zehntausend Feuern. Krieg! Krieg! Grauweiße Rauchfetzen umflatterten ihn, Schrapnells plähten mit heiserem Lachen und versprigten eisernen Tod, feind-

liche Artillerie beschloß ihn ... Krieg, Krieg!

Er spürte, wie seine Maschine Treffer auf Treffer bekam. Aber es kümmerte ihn nicht. Dort unten war der Feind; weit, weit im Osten war das herrliche Deutschland, das große Vaterland, für das er in diesen Krieg gezogen war — für deutsche Freiheit — deutsche Größe. Was war das Weltall, das kalte, ungeheuerliche, nach ehernen Gesetzen geordnete Weltall gegen das heiße, stolze Leben im deutschen Vaterland, gegen das junge rote Blut der Hunderttausende, die da unten für Haus und Heim kämpften?!

Deutschland, Deutschland! Krieg, Krieg! Heran an den Feind! Dem Feind ins Herz! Und nun war er in Wahrheit erlöst.

Mit der linken Hand hielt er das Steuer, hart, ehern, mit der rechten griff er in den Bombentasten. Und eine Rauchfahne senkte sich auf eine feindliche Batterie herab, die gerade unter ihm stand. Nun kam der Tod für die da unten, ein Stücklein Sieg für Deutschland. Und glühend brannte, wie eine strahlende Sonne, sein tiefstes Gefühl.

Er schraubte sich wieder hinauf, nach einer andern Batterie auslugend. Aber Stahlstüde warfen ihm Tod und Verderben entgegen. Wütend beschloß ihn die Artillerie von unten und der feindliche Flieger, der ihm durch die Wolkenwand nachgeeilt war,

von oben. Mit einem Male eine weißgelbe Feuerlohe vor dem Apparat, eine platzende Granate — ein wildes Aufbäumen der Maschine — ein harter Schlag gegen die Schulter — eine zu Fetzen zerrissene Tragfläche — Rauch und Dampf und Feuer und rinnendes Blut. Der Motor brauste und donnerte weiter, aber der Propeller war weg, glatt abgeschnitten.

Wieder gelang es dem Flieger, mit letzter gewaltiger Anstrengung die Maschine zum Gleitflug zu zwingen. Wie ein wunder Vogel, mit zerfetzten Flügeln, glitt sie zur Erde. Der Kopf des Fliegers sank auf die Brust, die erstarrende Hand krampfte sich um das Steuer.

Krachen und Splintern — der Apparat fuhr in einen Baum, kippte und fiel steil zu Boden. Der Motor donnerte noch eine Sekunde, dann brach das prasselnde Lied jäh ab. Am Steuer saß der Flieger, aus der Schulter rann das Blut — es kam aus stillem, totem Herzen. In den Augen war noch ein Rest von Glut — nicht mehr die bittere, glühende Qual, sondern nur noch Liebe, Liebe.

Ein Offizier der deutschen Vorpostenabteilung, in deren Nähe er niedergegangen war, brückte ihm die Augen zu. Und strich mit der Hand leise über das Kreuz von Eisen, das der Tote auf dem grauen Waffenrock trug.

Soldaten

Rosen fielen aus wildem Wein
In unsere Lieder;
Kommen wir wieder,
Mädchen, wird lauter Freude sein.

Reißt mich die Kugel aus der Welt,
Sollst du nicht weinen;
Uns auch wird scheinen
Gottes Sonne auf fremdem Feld.

Wenn sich Soldatenblut ergießt:
Nichts bleibt verloren;
Aus tausend Toren
Taucht sein Leben empor und fliehet.

Steigt aus dem Korn nicht ewig mein Schwur,
Dir, dir erklingen?
Andere Zungen —
Unser Geist spricht aus ihnen nur.

Reißt die Nachtigall scheu im Bach
Singt froh die Kühle:
Im Blut die Seele
Echlürst sie und hält uns im Liebe wach.

Waldestrauschen und Frühlingswehn,
Sagen und Singen:
Sieghaft verschlingen
Tod wir und seliges Auferstehn!

Max Bittrich

1870 und die französische Literatur

Von Dr. Eugen Verth

Privatdozenten an der Universität München

Für ein siegreiches Volk ist es einfach und angenehm, sich seine Kriege zu erzählen. Nicht so für die Besiegten. In dieser Lage waren die Franzosen 1870 — in dieser Lage werden sie, wie wir hoffen und wünschen, auch diesmal sein. Da wird es interessieren, wie sie sich damals mit dem Mißgeschick ihres Landes abgefunden haben, wie die schmerzlichen Erlebnisse sich in den Werken ihrer Dichter spiegeln. Dabei erscheint es vielleicht überraschend, daß die Kriegsliteratur bei den unglücklichen Franzosen so viel reichlicher geflossen ist als bei den glücklichen Deutschen. Aber das ist kein Zufall. Die Sieger haben den Krieg schneller vergessen als die Besiegten, die die Wunde lieber weiterbluten als vernarben lassen wollten.

Das Unglück Frankreichs ließ sich auf verschiedene Weise darstellen. Man konnte als Republikaner alle Schuld dem Kaisertum Napoleons des Kleinen in die Schuhe schieben — diesen Weg haben unter andern Victor Hugo und Zola gewählt. Man konnte über den Mißerfolg der Großen, den Mißerfolg der Führer hinwegsehen und lieber Heldentaten im kleinen erzählen, Heldentaten von einfachen Leuten, von Frauen und Kindern, zwar nicht immer sehr heldenmäßig ausgeführt, aber durch den guten Zweck geheiligt. Man konnte sich schließlich über das vergangene Mißgeschick durch phantastische Revancheerzählungen hinwegtrösten. Alle diese Möglichkeiten sind benutzt worden, und so ist eine überaus umfangreiche Literatur entstanden, die jedoch, da insbesondere die Rachegeschichten die zahlreichen Klippen nicht immer glücklich umschiffen haben, nur zum kleinsten Teil der »Literatur« im eigentlichen Sinne angehört. Aus diesem Wust seien hier nur die wirklich wertvollen und bleibenden Werke herausgezogen, die neben dem sachlichen auch künstlerisches Interesse beanspruchen können.

Von der Lyrik ist in dieser Hinsicht höchstens Victor Hugos »Schredensjahr« bemerkenswert, das der siebenjährige Dichter 1872 veröffentlichte. Aber der Sinn für Maß und Harmonie war ja nie seine starke Seite, und so ist denn auch das »Schredensjahr« ein hemmungsloser Ausfall gegen die Deutschen und gegen Napoleon, aus grimmigem Racheburst geboren; aus diesen rollenden Tiraden gewinnen wir weder über die Stimmung der französischen Truppen noch über ihre Auffassung von den Deutschen ein klares Bild.

Mehr Sachlichkeit und Wahrheitsstreue dürfen wir bei den großen Romanschriftstellern jener Epoche erwarten, die man ja, im Gegensatz zu Victor Hugo (und zur jetzigen französischen Regierung und Presse!), als Realisten und Naturalisten bezeichnet.

Gustav Flaubert begann, als der Krieg ausbrach, sein fünfzigstes Lebensjahr. »Madame Bovary«, »Salammbo« und die »Sentimentale Erziehung« lagen hinter ihm. Nach dem Kriege gab er noch der »Versuchung des heiligen Antonius« die endgültige Fassung, ließ noch die »Drei Erzählungen« erscheinen und starb 1880, nachdem er eben noch die »Fettlugel«, jene Kriegsgeschichte, mit der sein großer Schüler Maupassant debütierte, kennengelernt und enthusiastisch begrüßt hatte. Er selbst hat den Krieg nicht behandelt.

Zola und Daudet erlebten ihn mit dreißig, Maupassant mit zwanzig Jahren.

Daudet hat den Feldzug als Offizier der Nationalgarde gesehen und ist als erster mit Kriegserzählungen hervorgetreten, besonders mit den »Montagserzählungen« und dem Roman »Robert Helmont«, beide von 1873.

Zu den »Montagserzählungen« gehört die »Billardpartie«: eine bittere Satire auf die Gewissenlosigkeit eines französischen Führers. Nach zweitägiger Schlacht stehen die Soldaten unausgeschlafen im strömenden Regen und harren der Befehle — aber es kommen keine. Warum? In einer prächtigen Villa sitzt der Herr Feldmarschall und spielt mit dem Herrn Hauptmann eine Partie Billard. Der Hauptmann bemüht sich mit Erfolg, recht schön langsam zu verlieren — was seiner Karriere bedeutend förderlicher ist, als draußen in Wetter und Wind auf Befehle zu warten, die nicht kommen. Allein — die Deutschen haben in ihrer bekannten Rücksichtslosigkeit nicht erst gewartet, bis der Herr Feldmarschall seine Partie beendet hat, sondern ihrerseits angegriffen. Kanonendonner und Pulvergeruch sind schon so nahe, daß der Hauptmann nervös zu werden beginnt und — aus Versehen beinahe gewinnt. Um so hingerissener spielt der Marschall, die einlaufenden Depeschen läßt er ungelesen, und als eben die Granaten in den Schlossgarten fallen, da gewinnt er die Partie ... Das Heer ist in wilder Flucht — der Marschall hat gesiegt ... Viel pflichtvergessener könnte ein russischer Befehlshaber auch nicht handeln.

Und wie der Führer, so die Soldaten. Im »Konzert der achten Kompagnie« zeigt uns

Daubet, wie sie einen Unterhaltungsabend veranstalten, wo die einen schlafen und die andern gröheln oder den zweideutigen Witz eines greifen Spaßmachers lauschen. Draußen tobt die Schlacht, grelle Blitze erleuchten von Zeit zu Zeit die Fenster — drinnen intoniert man schläfrig das Lied von der Kanaille: »Das ist die Kanaille . . . Na gut . . . ich gehör' dazu . . .«

Oder er führt uns die Tarasconier vor, die waderen Renommisten aus dem Süden, die wochenlang unter den bewundernden Blicken der Tarasconerinnen geübt haben und nun stürmisch den Ausmarsch fordern. Alles ist fertig. Der »Abschiedsgefang« ist eingeübt und klappt tabellos, und durch eine öffentliche Sammlung sind die Mittel zu einem großen Abschiedspunsch aufgebracht. Fehlt nur die Erlaubnis des Präfekten, die der wadere General Bravida einholen geht. Leider muß er erfahren, daß jeder einzelne der glorreichen Vaterlandsverteidiger insgeheim an die Präfektur eine jammernde Eingabe geschickt hat, er müsse unbedingt zu Hause bleiben. Mit dem Ausmarsch ist es also nichts. Betrübt kehrt der General zur Abschiedsfeier zurück. Aber der Punsch wird nun doch getrunken. Er ist ja bezahlt! Und dazu müssen natürlich auch zündende Reden geschwungen und begeisterte Lieder gesungen werden. Jeder weiß, daß die Wiedermänner zu Hause bleiben, aber das hindert nicht, daß die Abschiedsfeier sie alle bis zu Tränen rührt — und alle sind aufrichtig, auch der Herr General!

Andre Erzählungen sind weniger heiter. Wiederholt hat Daubet den französischen Bauern ihre Gleichgültigkeit und Selbstsucht vorgehalten, die sie über dem Geschäft das Vaterland vergessen läßt. Der reiche Bauer will dem armen Gastwirt, der ihm Mietzins schuldet, trotz allen Bitten die Pfändung nicht ersparen: er könnte ja bezahlen, wenn er nicht so dumm gewesen wäre, seine Wirtschaft zu schließen, um den Preußen nichts verkaufen zu müssen! Was sei ihn die ganze Soldatengeschichte eigentlich angegangen! Es ist ja doch Vorniertheit, eine Kanone abzuschießen, wenn man nicht muß! — Die andern schweigen. Denn der dicke alte Bauer sitzt im Gemeinberat . . .

Wenn Daubet den Bauern vorwirft, sie vergäßen über ihrem Geschäft das Vaterland, so können wir ihm selber den Vorwurf nicht ersparen, er habe zuweilen über seinem Vaterland Menschheit und Menschlichkeit vergessen. Sein Roman »Robert Belmont« erzählt von einem Maler, der, krank in einem verlorenen Forsthaufe in der Umgebung von Paris zurückgeblieben, den Donner der Kanonen und das Fieber der Ereignisse nur in der Ferne vorüberbrausen hört; einer der wenigen Menschen, die er zuweilen zu sehen bekommt, ist ein Bauer,

der sich von der Jagd auf Rebhühner und Gajanen ernährt und nebenbei feindliche Soldaten erlegt, indem er sie mit seiner großen Gartenschere meuchlings ersticht. Wo er einem einzelnen Preußen begegnete, dem »wurde seine Sache schnell besorgt«. Bei seiner zweiundzwanzigsten Mordtat findet er endlich den wohlverdienten Lohn. Nicht nur, daß Daubet diesem Meuchelmörder deutlich seine Sympathie schenkt — er hat auch in einer andern Skizze, die in seinen »Erinnerungen eines Literaten« steht, von einer »Besubelung« gesprochen, die die schöne Umgebung von Paris allein durch die Anwesenheit der Preußen erlitten habe: er werde sie erst wieder betreten, wenn die Preußen schon lange fort sein würden, damit sie »Zeit habe, zu gesunden«.

Eine rein menschliche, von jeder chauvinistischen Tendenz freie Erzählung ist dagegen seine »Belagerung von Berlin«, worin ein alter Kürassieroberst, der bei der Nachricht von der Niederlage bei Weißenburg vom Schlage getroffen worden ist, von Arzt und Enkelin mit immer neuen Siegesnachrichten kuriert werden muß. Während die Deutschen Paris belagern, redet man ihm ein, die französischen Truppen ständen vor Berlin. Schließlich findet er an dem Tage, da die Deutschen in Paris einziehen, so viel Kraft, um sich heimlich auf den Balkon zu schleichen, und wie er sehen muß, daß es deutsche Truppen sind, die da einziehen — da bricht er tot zusammen.

Da in fast allen französischen Kriegsgeschichten immer nur von den Preußen, den »Prussiens«, die Rede ist, niemals aber von den Deutschen, weil es dem französischen Volksbewußtsein offenbar nicht recht eingegangen ist, daß auch die Bayern, die Württemberger, die Sachsen und all die andern deutschen Stämme und Staaten mitgezogen sind, so wird es interessieren, wie Daubet die Frage beantwortet hat, was die Süddeutschen wohl bewogen haben mag, sich 1870 den verhassten »Prussiens« anzuschließen. Er habe es lange nicht verstehen können, meint er, aber wie er dann nach Bayern gekommen sei und gesehen habe, was für unenbliche Mengen schweren Bieres sie vertilgen, da habe er's begriffen . . . Es scheint eben doch etwas daran zu sein, daß die waderen Jecher ihren Schutengel haben, der sie gut und sicher geleitet.

Die übrigen Naturalisten sind mit Kriegsgeschichten erst später auf den Plan getreten. 1880 erschienen die »Abende von Médan«. Sie enthielten sechs Novellen: den »Sturm auf die Mühle« von Zola, »Kettflugel« von Maupassant, »Affe auf'm Buckel« von Huysmans, den »Aberlaß« von Henry Céard, »Nummer 7« von Léon Hennique und »Nach

der Schlacht» von Paul Alexis. Es war ein Manifest der jüngeren Naturalisten aus Zolas Schule, eine Huldigung an den Meister, dessen Ruhm damals im Zenit stand. In der Erzählung, die Zola selbst beisteuerte, in »Sturm auf die Mühle«, klingen die Herzenskämpfe einer Einzelnen mit dem großen Ringen der Völker zusammen. In der Mühle lebt der alte Müller und ein trautes Liebespaar, das morgen vermählt werden soll: die hübsche Müllers-tochter und ihr Bursche, ein Belgier. Da greifen preussische Soldaten die Mühle an. Die Müllers-tochter wird leicht verwundet. Rache-glühend schießt ihr Bräutigam einen Preußen nach dem andern nieder — auch dann noch, als die französischen Soldaten den tapferen Widerstand aufgegeben und sich ins nahe Gehölz zurückgezogen haben. Der Kommandant der Preußen will dem Freischütz das Leben schenken, wenn er ihm den Weg durch den Wald weist. Der Bursche weigert sich. Man gewährt ihm eine Nacht Bedenkzeit. Er benützt sie, um im Schutze der Dunkelheit, nachdem er den Wachtposten niedergemacht hat, in ein sicheres Versteck zu entfliehen. Nun sieht sich die junge Müllers-tochter vor eine schreckliche Wahl gestellt: der preussische Oberst, der ihre Mitschuld am Entweichen des jungen Burschen wohl erkennt, gibt ihr auf, den Entflohenen binnen zwei Stunden wieder herbeizuschaffen — wenn nicht, so würde man ihr den Vater erschießen! Verzweifelt eilt sie zum Geliebten, der sofort zurückkehrt und sich freiwillig den Feinden stellt. Nochmals schlägt man ihm vor, durch Verrat sein Leben zu retten; nochmals sagt er nein, und nun wird er standrechtlich erschossen. Für sein Mädchen aber ist es noch nicht genug des Grams: die Mühle wird abermals gestürmt, diesmal von den Franzosen, und dabei findet der alte Vater nun dennoch den Tod. Die Preußen unterliegen der Uebermacht und kommen sämtlich um, und der Führer der Franzosen begrüßt das junge Mädchen, das halb wahnsinnig zwischen den Leichen des Vaters und des Geliebten lauert, mit dem jubelnden Zuruf: Sieg! Sieg!

Merkwürdigerweise ist in den »Abenden von Médan« gerade Zolas Erzählung diejenige, die den meisten Patriotismus und den wenigsten Naturalismus aufweist: seine Schüler haben mit einem so wenig naturalistischen Gefühl, wie die Vaterlandsliebe es ist, nichts Rechtes anzufangen gewußt.

Suysmans schildert in »Alte auf'm Budel« die Irrfahrten und Abenteuer eines angehenden Juristen, der mitmuß, jedoch nicht die geringste Begeisterung in sich fühlt und »weder das Bedürfnis zu töten noch sich töten zu lassen« verspürt. Dementsprechend sieht er den Krieg denn auch grau in grau: überfüllte Eisenbahnzüge,

die wie Schneden schleichen; betrunkene, nach Schnaps stinkende Arbeiter, die die »Bürger« feindlich anstarren und in Psuirufe auf Napoleon ausbrechen; unordentliche Wirtschaft im Lager, wo es weder Essen noch Stroh noch Mäntel noch Gewehre gibt, sondern nur Dung und Läuse; meuternde Soldaten, die den Marschall Canrobert verhöhnen und nach Paris zurück wollen. Schließlich wird unser Held von dem schlechten, eisigen Wasser krank und kommt in ein Lazarett. Dieselbe Schlampererei: der eine Arzt schreit die Kranken an und verschreibt jedem ohne Unterschied Süßholzwasser; der andre hat das löbliche Bestreben, seine Patienten möglichst bald in ein andres Lazarett abzuschieben. Auf der Fahrt vergift die Intendantur, ihnen Essen mitzugeben, so daß sie ein Bahnhofsbüfett stürmen müssen. Natürlich profitieren sie von der allgemeinen Vorterei, um auf eigne Faust Ausflüge in die Stadt zu unternehmen, wobei sie sich tüchtig besaufen und galanten Abenteuern nachgehen. Auch eine junge, sehr hübsche Krankenschwester vermag unsern Helden nicht dauernd zu fesseln, und so ist er heilfro, als er endlich einen zweimonatigen Urlaub besorgt bekommt und nach Paris zu seinen Eltern zurückkehren darf, wo er endlich wieder in menschenwürdige Lebensbedingungen gelangt. Ob sich Stimmungen und Zustände in Frankreich seitdem verändert haben?

Im »Aberlaß« von Henry Céard kommen die Franzosen auch nicht besser weg. Die Szene spielt im belagerten Paris. Das ungebulbige Volk versucht den kommandierenden General — es ist Trochu, der jedoch nicht genannt wird — durch Drohungen zu einem Ausfall zu zwingen. Er versammelt seine Offiziere um sich und ließ ihnen eine Proklamation vor, worin er den Pariser auseinandersetzt, wie zahllos die Schwierigkeiten, wie weise sein Zögern und wie herrlich der künftige Sieg sei. Mit ironischem Lächeln liest er vor, und zerstreut hören die Offiziere zu. Die da draußen schreien wütend: »Kapitularden! Kapitularden! Macht doch endlich den Ausfall!« — »Die guten Spießer,« sagt einer der Offiziere, »sie sind zu übermütig, sie brauchen einen kleinen Aberlaß!« Plötzlich erscheint eine elegante junge Dame, ergreift die Proklamation und wirft sie zu Boden. Alle sind sprachlos. Es ist die Mätresse des Kommandanten — die Höchstkommmandierende. Sie schickt die Offiziere hinaus und bleibt mit dem General allein. Nun macht sie ihm eine Szene! Er sei ein unentschlossener Feigling, er sei schuld daran, daß alles schief geht, daß die Munition fehlt, daß man sich schlägt, wie's gerade kommt — kurz, er sei ein unfähiger Dummkopf. Und um ihn aufs äußerste zu reizen, zählt sie ihm in teuflischer Bosheit all die vielen, vielen Männer auf, mit denen sie ihn schon betrogen habe. Da

endlich rafft der General sich zu einem Entschluß auf: er jagt sie fort, wirft den Aufstand nieder, verhaftet die Räbelsführer und unterbrückt die Zeitungen. Frau von Pahauen aber geht nach Versailles, das die Deutschen besetzt halten. Doch es geht ihr nicht gut. Ihre Schönheit ist nichts ohne kosmetische Mittel, und die sind in Versailles nicht mehr zu bekommen. Sie sieht alt aus, ihre Geldmittel schwinden. Ihre Wirtin, eine biebere Essäfferin, Deutsche oder Französin je nach Bedarf, die vom Wucher mit Lebensmitteln und andern nicht sehr einwandfreien Geschäften lebt und sehnlichst wünscht, die Belagerung möge bis zu ihrem seligen Ende währen, will sie an einen höheren preußischen Offizier verpuppeln. Sie, die mit ihren Launen das ganze französische Heer tyrannisiert, Familien zugrunde gerichtet und Bankiers bankrott gemacht hat — sie soll sich wie eine Straßenbirne verkaufen? An einen Feind ihres Landes? Nur unter einer Bedingung: der Preuße muß ihr die Erlaubnis zur Rückkehr nach Paris erwirken. Ihr Wunsch wird erfüllt. Aber wie sieht die Lichtstadt aus! Man ist Hunde, Ragen und Ratten. Man friert. Die Begeisterung ist dahin. Der Kommandant denkt an Abergabe. Da erscheint sie — die Langersehnte. Er stürzt in ihre Arme. Aber sie stellt ihre Bedingung: den Ausfall! Sie wiederholt ihm all das dumme Geschwätz, das sie in Versailles aufgeschnappt hat. Er glaubt alles. Und sagt ja. Da fällt sie ihm um den Hals und bittet nur noch um einen guten Platz, von wo man ungefährdet alles mit ansehen kann ... »Acht Tage später fand der Ausfall statt« (die Schlacht am Mont Valérien, 19. Januar 1871). »Am Abend, nach einem Tage banger Sorge, las man bei flackerndem Streichholzschein die Meldung von der endgültigen Niederlage, von der unvermeidlichen Abergabe. Zugleich verlangten die Anschläge Leute, Pferde und Wagen, um die Toten und Verwundeten aus dem Kot herauszuziehen, die Toten und Verwundeten der Bürgerwehr, die da oben in den Wäldern aus allen Ädern blutete ...«

»Numero 7« von Léon Hennique führt uns in eine kleine französische Garnisonstadt, wo man die Preußen seit langen, langen Wochen vergeblich erwartet, und erzählt uns, wie die rohen Soldaten, hauptsächlich aus Langerweile, das Bordell der Stadt zerstören und die Mädchen niedermeßeln. Einer der Ihren war verwundet in die Kaserne zurückgekehrt und hatte erzählt, der Bordellwirt sei der Schuft, der ihm den tödlichen Schlag verfehlte. Niemand fragt, ob er die Wahrheit sagt, ob er den Streit nicht selber begonnen habe; unaufhaltsam bricht die langgehemmte Kampflust sich Bahn — gegen hilflose, schuldlose Frauennimmer, während der Wirt entkommt. Ein Offizier, der sich den

Rasenden entgegenstellt, wird niedergeschossen. Der Kommandant ist machtlos. »Warten Sie ab,« sagt er zu seinen Offizieren, »wir wollen sehen, wem die Sache leid tun wird. Die Kerle sind weiß Gott dümmmer als die kleinen Kinder. Sie haben sich ihr Spielzeug kaputt gemacht!« Wahnsinn der Massen ...

»Nach der Schlacht« von Paul Alexis, das die »Abende von Médan« beschließt, erzählt, wie eine bretonische Edelfrau ihren auf dem Schlachtfelde gefallenen Gatten in weißem Sarge heimholt und unterwegs einen armen Verwundeten ausliest, den sie in einer etwas weitgehenden Weise tröstet — wie weiland die Witwe von Ephesus. Und der Soldat ist ein früherer Priester.

Auch Maupassants »Fettfugel« ist zuerst in den »Abenden von Médan« erschienen. Maupassant hatte zehn Jahre vorher den Krieg aus eigener Anschauung kennengelernt. Als Zwanzigjähriger hatte er den Rückzug der französischen Armee auf Rouen mitgemacht, das im Dezember 1870 durch General von der Goeben besetzt wurde. Nur seine guten Beine hatten ihn vor der Gefangenschaft bewahrt. Und doch: auch er, in dessen klassischer Klarheit der französische Geist vielleicht seinen edelsten Ausdruck gefunden hat, auch er gab sich damals wie alle andern den seltsamsten Illusionen hin. »Die Preußen kommen in Eilmärschen auf uns zu. Was den Ausgang des Krieges betrifft, so gibt es keinen Zweifel: die Preußen sind verloren. Sie fühlen das übrigens sehr wohl, und ihre einzige Hoffnung ist, Paris mit einem Handstreich zu nehmen; aber wir sind auf der Hut, sie zu empfangen!« So schrieb er aus Paris an seine Mutter — drei Monate nach Sedan. Und das Wenige, was er davon gesehen hatte, genügte, um ihm den Krieg zeitlebens als das Fürchterlichste, als den Schrecken aller Schrecken erscheinen zu lassen. In einer Novelle, die »Das Entsetzen« betitelt ist, erzählt er den Rückzug von 20 000 aufgelösten, zerrütteten, demoralisierten, erschöpften Soldaten, wie sie verhungert durch den Schnee traben und alle Augenblick einen zurücklassen, der nicht mehr weiter kam, der sich nur eine Sekunde lang ausruhen will, aber nicht mehr aufsteht. »Und wir andern, die wir robuster waren, wir gingen weiter, bis ins Mark vereist, wie von einer mechanischen Kraft getrieben, durch die Nacht, durch den Schnee, durch die kalte, tobbringende Landschaft, erdrückt vom Kummer, von der Niederlage, von der Verzweiflung, zermalmt von dem abscheulichen Gefühl der Verlassenheit, des Endes, des Todes, des Nichts ...« Und als ein Mensch auftaucht, den sie für einen Spion halten, da wird er von der vertierten Masse zu Brei zersezt — und dabei war es

eine Frau, vielleicht eine Mutter, die ihren Sohn suchte ...

Maupassant war nach dem Friedensschluß noch fast zehn Jahre lang Beamter im Marineministerium, ehe er es wagte, sich gänzlich der Literatur zu widmen; und zunächst tat er's auch nur probeweise, indem er sich ein Jahr Urlaub geben ließ. Aber der Erfolg der »Zettfugel« war entscheidend. »Das ist ein Meisterwerk — ein Kleinod«, schrieb Glaubert.

Der Krieg bildet darin jedoch nur den äußeren Rahmen; was Maupassant beabsichtigte, war vielmehr eine Satire auf die äußerliche Ehrbarkeit, worunter sich gar oft die innerliche Schabigheit zu verbergen weiß. Ein Graf und eine Gräfin, ein reicher Weinhändler und ein Baumwollfabrikant mit ihren Frauen, ein Volksredner und zwei Nonnen — das sind die Vertreter der abgestempelten Tugend, die sich nichts würdig betragen gegenüber einer Dirne, der sie zu Dank verpflichtet sind. Diese zehn Personen sind sämtlich aus Rouen, das die Deutschen besetzt haben. Sie fahren durch tiefen Schnee in schwerfälligem Omnibus nach Le Havre. Nur die Dirne hat daran gedacht, sich mit Essen zu versorgen — die andern sehen sie hungrig an, und sie kann es nicht übers Herz bringen, allein zu schmausen. Nachdem der Volksredner den Anfang gemacht hat, nehmen auch die andern an. In Tötes wird Station gemacht. Der deutsche Kommandant fordert die Pässe. Und wie sie dann beim Abendessen sitzen, läßt er Fräulein Zettfugel zu sich rufen und bittet sie um ihre Günst. Aus Patriotismus weigert sie sich. Entrüstet kehrt sie zu den andern zurück. Alle sind entzündet über ihr würdiges Verhalten. Bald aber stellt sich heraus, daß der Preussien die ganze Gesellschaft nicht eher weiterreisen lassen will, bevor das Mädchen nicht nachgegeben hat. Allmählich ändert sich die Stimmung. Erst die Geschäftsleute, dann das gräßliche Ehepaar und schließlich auch die beiden Nonnen bemühen sich, der Dirne zu beweisen, daß der Zweck das Mittel heiligt und daß Gott nur das Herz ansieht. Endlich läßt sie sich bereden. Am nächsten Tage dürfen sie weiterfahren. Diesmal haben die andern sich wohl verproviantiert, nur Zettfugel hat es in ihrer Aufregung vergessen. Nun aber rüden alle von ihr ab. Weinend und hungernd muß sie die andern schmausen sehen. Der Volksredner intoniert zuletzt die Marseillaise:

Heilige Liebe zum Vaterland,
Führ', o führ' unsre rächende Hand;
Freiheit, der wir uns freuen,
Komm und hilf deinen Treuen!

Die Handlungsweise des deutschen Kommandanten, die wir, wenn sie uns überhaupt glaublich erschiene, aufs schärfste verurteilen müßten,

gilt den Franzosen nicht für allzu schlimm. Insbesondere eine der Bürgerfrauen in der Novelle bekundet das vollste Verständnis dafür. Man müsse dem Preußen sogar noch dankbar sein, daß er sich mit der »Zettfugel« begnüge ... Freilich betrügt er sich für unser Empfinden brutal genug. Ich wüßte jedoch nicht, warum derartige Schilderungen uns verletzen sollten: wir wollen und brauchen ja doch unsre braven Soldaten und ihre Führer aus den französischen Darstellungen nicht etwa erst kennenzulernen, wir wollen ja doch nur sehen, wie die Franzosen sie sich vorstellen. Und wenn wir Maupassant zugute halten, daß er deutsches Land und deutsches Wesen niemals aus eigener Anschauung kennengelernt hat, so werden wir verstehen, wie seine enttäuschte Vaterlandsiebe gelegentlich mit ihm durchgehen konnte. Auch liegt ihm nichts ferner, als zu verallgemeinern. Er läßt die Rouener Bürger erfreut konstatieren, daß die Feinde keine der Greuelthaten verüben, die das Gerücht ihnen auf ihrem Triumphmarsch zugeschrieben hatte; in vielen Familien speist der einquartierte deutsche Offizier mit am Tisch und ist »manchmal« sogar gut erzogen; die deutschen Offiziere zeigen den biederen Krämern schließlich nicht viel mehr Verachtung als die französischen Chasseurs, die ein Jahr vorher in denselben Kaffeehäusern saßen. Und die einfachen Soldaten sieht man für ihre Quartierwirtin Kaffee mahlen, Kartoffeln schälen, Suppe kochen, Holz spalten, Wäsche waschen und ihre kleinen Kinder auf den Knien in Schlaf wiegen. Auch hat der Dichter seine eignen Landsleute, die den Krieg benußen, um glänzende Geschäfte zu machen, keineswegs schont.

Freilich ist der Kommandant in der »Zettfugel« nicht der einzige deutsche Offizier, der sich bei Maupassant brutal benimmt. In der Novelle »Die Irre« läßt ein deutscher Oberst eine arme Schwachsinrige mit samt ihrem Bett in den winterlichen Wald hinaustragen, weil er sie für eine Simulantin hält, die ihm zum Trotz nicht aufstehen will. Sie wird es schon lernen! Allein sie lernt es nicht. Niemand sieht sie wieder. Die Wölfe haben sie gefressen!

Und noch in seinem letzten, unvollendeten Roman »Das Angelusläuten« tritt der deutsche Führer einer französischen Schloßdame in rücksichtslosester Weise gegenüber und macht dadurch das Kind, das sie unterm Herzen trägt, zeitlebens unglücklich.

Den Höhepunkt jedoch erreicht »Fräulein Ziffi«. Das ist der Spitzname eines unverschämten preussischen Leutnants, der sich in dem normannischen Schloß, wo er einquartiert ist, die Langeweile der endlosen Regentage damit vertreibt, daß er die kostbaren Kunstwerke durch kleine Pulverexplosionen zertrümmert, den

Spporträten der Schloßdamen Schnurrbärte anmalt, ihnen die Augen herauszieht und schließlich im Einverständnis mit seinem Vorgesetzten ein großes Fest mit Damen veranstaltet, die man aus einem öffentlichen Hause in Rouen herbeiholt. Dabei erreicht ihn endlich das Verhängnis: als er in der Weinlaune die französischen Frauen beleidigt, wird er von einem der Mädchen mit einem Dessertmesser erstochen.

Auch diese Begebenheit will Maupassant durchaus als Einzelfall hinstellen: den verantwortlichen Major läßt er disziplinarisch bestraft werden.

Und die »Zwei Freunde«, die sich als leidenschaftliche Angler mitten in der Belagerung von Paris bis dicht an den Feind heranwagen, um ihrer Leidenschaft zu frönen — dürfen sie sich, wenn sie als Espione angehalten und erschossen werden, über deutsche Grausamkeit beklagen?

Wie sehr es Maupassant auf den Einzelfall ankommt, der sich nicht verallgemeinern läßt, zeigen auch seine Erzählungen »Antonius« und »Mutter Sauvage«. Der reiche Bauer Antonius lebt anfangs mit dem strammen Pommeren, der bei ihm einquartiert ist, durchaus freundschaftlich, führt ihn von Kneipe zu Kneipe und läßt seine ganze Rache darin bestehen, daß er den waderen Krieger, der kein Wort Französisch versteht, allenthalben als sein »fettes Schweinchen« vorstellt. Allmählich aber beginnt der Deutsche diesen berben Spaß zu verstehen, und wie sie einmal wieder bis zur Sinnlosigkeit bezecht sind, geraten sie in Streit, in dessen Verlauf der Bauer seinen Preußen schändlich ermordet. Und auch die »Mutter Sauvage« kann sich über ihre vier Quartiergäste nicht beklagen, die ihr wiederum, wie gute Söhne ihrer Mutter, die ganze Hausarbeit verrichten, und sie handelt gewiß nicht aus persönlicher Rache, wenn sie ihnen plötzlich auf die Nachricht, ihr eigener Sohn sei im Felde gefallen, nächstlicherweile die strohernen Lagerstätten anzündet, so daß sie elendiglich verbrennen.

In andern Erzählungen hat es Maupassant an kräftiger Satire auf seine Landsleute nicht fehlen lassen. In »Walter Schnaffs« zum Beispiel bricht ein versprengter deutscher Soldat — ein sonderbarer Heiliger übrigens, der nichts fehnlicher wünscht, als möglichst schnell gefangen zu werden, um aller Gefahr enthoben zu sein! —, von rasendem Hunger getrieben, in die Küche eines Schlosses ein, und sämtliche Diensthofen und Herrschaften fliehen vor dem einzelnen Mann, weil sie in ihrer Angst vor den Preußen überhaupt nicht mehr überlegen. Walter Schnaffs ist ein Duzend Teller leer, vertilgt dazu das entsprechende Quantum Alkohol und versinkt in den Schlaf des Gerechten, aus dem er von zweihundert Mann Bürgerwehr heldenmütig aufgeweckt wird! Triumphierend

berichtet der französische Kommandant: »Nach hartnädigem Kampfe mußten die Preußen sich zurückziehen, unter Verlust von fünfzig Toten und Verwundeten, wovon mehrere in unsern Händen blieben...« »So wurde Schloß Champagnet nach nur sechsstündiger Okkupation dem Feinde wieder entzogen.« Der tapfere Oberst aber wird dekoriert.

Nicht weniger heroisch zeigt sich die Bürgerwehr in einer andern Erzählung, »Die Gefangenen«, wo sie eine kleine deutsche Streifwache, die von einer Frau listig in einen Keller gelockt worden ist, dadurch zur Übergabe zwingen, daß sie den Keller unter Wasser setzen. Da man die Heldentat mit Hilfe der Pumpen (pompes) vollbracht hat, so lautet der offizielle Bericht natürlich entsprechend pompös.

Überhaupt die Bürgerwehr! Nicht nur mit den Sprechwerkzeugen waren diese Leute gefährlich, die jetzt plötzlich regelrechte Schießgewehre trugen, während sie bis dahin nur mit der Woge zu tun gehabt hatten! Wehe dem, der unvermutet des Weges kam! Herumläufende Hunde, friedlich lauende und verbauende Kühe, franke Schimmel — sie alle mußten daran glauben! So berichtet Maupassant im »Staatsstreich«, wo nach dem Sturze Napoleons und der Proklamierung der Republik ein Arzt, der schon immer republikanisch gesinnt war, sich vergeblich bemüht, in seinem Provinznest bei den Einwohnern freudige Begeisterung über die neue Republik hervorzurufen. »Man verstand schon, daß die Republik wiedergekommen sei — man wußte nur nicht, welche...«

Wie Daubet die Bürgerwehr verspottet, haben wir schon gesehen.

Unter diesen Umständen dürfen wir Maupassant nicht böse sein, wenn er die Deutschen gelegentlich nicht sehr sympathisch darstellt. Mit uns ist er ja bei weitem glimpflicher verfahren als mit seinen eignen Landsleuten. Hat er doch den Franzosen in einem ebenso betitelten Aufsatz geradezu als *homme-fille*, als »Dirnen-Männchen«, bezeichnet! Er sei falsch, launisch, wandelbar, treulos, reizbar, jantisch, heftig, schwach und charakterlos wie eine Dirne. Das französische Abgeordnetenhaus sei mit »Dirnen-Männern« bevölkert, die Zeitungen seien voll davon, und der aufreizendste aller Dirnen-Männer sei sicherlich der Pariser, der Pariser der Boulevards. Das wagte Maupassant schon 1883 zu schreiben, als er durchaus noch nicht so berühmt war, um sich unbedenklich alles erlauben zu können! Wenn er demgegenüber uns Deutsche als »schwerfällig«, als »lourd«, bezeichnet, so wollen wir's uns gern gefallen lassen.

Von Zola, dessen »Sturm auf die Mühle« wir schon kurz skizziert haben, bliebe noch der »Zusammenbruch« zu erwähnen, jener große

Roman, der von allen Kriegserzählungen französischer Autoren in Deutschland vielleicht am bekanntesten ist — und mit Recht. Er erschien erst 1892, als Schlußstein der Rougon-Macquart-Serie, nachdem Zola eine kleine Bibliothek von Kriegsdarstellungen gesammelt und gewissenhaft studiert hatte. Er hat sich bemüht, Freund und Feind mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln — da er jedoch bei seiner Unkenntnis der deutschen Sprache ausschließlich auf französische Quellen angewiesen war, so ist es ihm nicht immer ganz gelungen. Von seinen deutschen Offizieren ist der eine ein bündelhafter Grobian, der andre eine komische Figur: um nicht für einen Barbaren gehalten zu werden, ahmt er ängstlich die Pariser Umgangsformen nach, und weil er dort den Kaffee schwarz trinken sah, schludt er ihn bei seinem Quartierwirt in Sedan ohne Milch und Zucker hinunter. Auf französischer Seite bildet der üppige Luxus des napoleonischen Gefolges einen wirksamen Gegensatz zu der Not, die das Heer erdulden muß; mit dem abgezehrten, vergrämten Aussehen des Kaisers kontrastiert das Wohlbefinden seiner Begleiter: tüchtigen, gewissenhaften Offizieren, die ihre Leute lieben und von ihren Leuten geliebt werden, die das Unglück des Vaterlandes mehr schmerzt als die eigne Wunde, und die sterben, als sie sehen müssen, wie alles zu Ende ist, stehen andre gegenüber, die nur an sich denken und an ihre Bequemlichkeit oder mitten im Kriege leichtsinnigen Abenteuer nachgehen; Freischärler, frühere Wildbiebe und Schmuggler, die der strengen Disziplin ein fideles Räuberleben vorziehen und die eignen Landsleute brandschäken, wechseln mit tapferen Soldaten voller Pflichtgefühl; treu ergebene Landbewohner mit Pariser Arbeitern, die feig und gleichgültig mittrotten, auf die Vorgesetzten schimpfen und beständig mit Meuterei drohen. Zahlreiche Einzelschicksale und Herzensromane sind in das große politische Drama, den Zusammenbruch des Kaisertums, die Katastrophe von Sedan,

den planlosen Marsch Mac Mahons, den Pariser Kommuneaufstand und seine Unterdrückung, mit eingeflochten. Den Höhepunkt bilden vielleicht die Hungerqualen der bei Sedan Gefangenen, die auch deutsche Frauenherzen zu Tränen gerührt haben. Freilich darf man nicht vergessen, daß dieses Elend einzig und allein durch die Unfähigkeit der französischen Intendantur verschuldet war, die nichts dafür getan hatte, die eignen Landsleute zu versorgen; man konnte doch nicht gut verlangen, daß die Deutschen ihre eignen Truppen zugunsten der fremden hungern ließen! Auch handelt sich's ja nicht um eine wissenschaftlich-historische Darstellung, sondern um ein Dichtwerk, in dem die Wirklichkeit notwendig ein wenig gesteigert und übertrieben werden mußte.

Manch interessantes Werk könnte noch genannt werden. So etwa der vierbändige Roman der Brüder Marguerite: »Unheil«, »Die Trümmer des Schwertes«, »Die Tapferen«, »Die Kommune«, um die Jahrhundertwende erschienen, worin sie, von ihrem Meister abgefallene Schüler Zolas, im Gegensatz zu ihm nicht den Zusammenbruch, sondern das stille Selbstentum des unglücklichen Heeres schildern wollen. Aber sie waren, als der Krieg tobte, zehn- und vierjährige Knaben und berichten nicht aus eigener Anschauung und eigenem Miterleben.

Was ergibt sich nun aus dieser flüchtigen Übersicht? Nebenfalls die auffällige Tatsache, daß die satirischen Schilderungen im großen ganzen so viel häufiger sind als die andern, die das eigne Volk verherrlichen. Wie die Franzosen mehr witzige, leichte »Chansons« besitzen als wir und weniger markige, fernige Vaterlandslieder, so haben sie auch mehr kritische und amüsante Kriegsgeschichten hervorgebracht als erhebende und begeisternde. An Selbsterkenntnis fehlt es ihnen — oder sagen wir vorsichtiger: ihren Schriftstellern — jedenfalls nicht.

Nachts

Der Brunnen hat sich müd' gerauscht,
Verschlafen treibt das Mühlenwehr,
Die Birken haben ausgeplauscht,
Und auch der Nachtwind weiß nichts mehr.

Die Stadt ist stumm. Die Ferne schickt
Nur ab und zu ein spät Geräusch,
Das in dem Schweigen jäh ersticht.
Dann ist es wieder still und leusch.

So still und leusch! Sogar die Zeit
Ward schlummermüß' und ging zur Ruh.
Ein Frieden, eine Einsamkeit —
Deß, heilige Stille, rede du!

Bruno Wunderlich



Kaiser Karl V. und
König Philipp II.

Mit Genehmigung des Verlages von J. Köny in Wien

Rudolf Ritter von Weyr

Ein Gedenkblatt für den Wiener Bildhauer von Otilie Natter

Während des Beisammenseins mit geliebten Menschen kann man
sich in den Zustand der Erennung von ihnen ebenso wenig hineinreden
wie in den des Todes. Marie von Ebner-Eschenbach

In Kraft und Lebenslust sehe ich Freund Weyr ganz so wie in den letzten schönen Herbsttagen, die wir zusammen am Traunsee verbrachten. Noch unter dem Eindruck seiner Gegenwart versuchte ich diese Künstlernatur in ihrer regsten Freudigkeit festzuhalten. Und so entstand die vorliegende kleine Aufzeichnung, als die Scheidewand noch nicht aufgerichtet war, die das Leben vom Tode trennt.

Es schmerzt, das leuchtende Licht der Gegenwart in den matten Schein der Vergangenheit umzuwandeln, wehmütig sagen zu müssen: unser Wiener Bildhauer Rudolf von Weyr, der vor kurzem noch in seiner sonnigen Leutseligkeit mitten unter uns weilte, schreitet nicht mehr in wuchtiger Männlichkeit stramm und mutig seinen Lebensweg vorwärts.

Denn der Künstler, schon an der Schwelle des Alters, erschien in seiner Hünengestalt jedem, der ihn kannte, als hätte er kaum noch den Höhepunkt seines Lebens erreicht. Mit hochgehabenem Kopfe lachte er fröhlich in die Welt hinaus. Sie war sein Wundergarten, den er

mit staunenden, doch klugen Kinderäugen begutete. Tausend Freuden wußte er, eine echte Künstlernatur, aus dem Geringsten, das ihn umgab, zu schöpfen. Woran die große Menge achtlos vorübergeht, was ihr zum Staub des Alltagslebens gehört, sprang dem schöpferischen Geist als eine schöne Merkwürdigkeit entgegen, die er freudig auf-
las, die sich ihm zu einer glänzenden Perle, zu einem Funde der höchsten Lebensfreude rundete. Also verwandelte unser großer Gestaltungskünstler alle Wallungen seines beweglichen Geistes und übertrug sie in den Gegenstand, der ihm zufällig begegnete.

Mit Leib und Seele machte er sich alles zu eigen, mit einem sinnlichen Erfassen, das aus seinen Augen bligte.

Alle, die ihm begegneten, fesselten ihn, und jeder bot ihm etwas Besonderes. Nicht allein das Seelische suchte er zu ergründen, auch die Gestalt, trotz allen Hüllen, wie er selbst sagte, schaute sein Künstlerauge und verfolgte den organischen Zusammenhang der menschlichen Formen. Dieses Erblicken des Körperlichen und dieses Suchen nach der Seele fügte sich ihm schnell zu einem harmonischen Ganzen. Aber-



Rudolf Ritter von Weyr

Westermanns Monatshefte, Band 118, I: Heft 703

raschend für den, der seinem Gedankengang folgen durfte, entwarf er in wenigen Worten, in scharfen Amrissen sein Urteil. Und das Ergebnis seiner Charakteristik wurde durch sein menschenfreundliches Wohlwollen erhöht, durch die Willkür seiner Phantasie reizvoll ausgeschmückt. Seine naive Künstlerseele, die bereitwillig das fröhliche Getriebe der Welt aufnahm, fand ihr besonderes Ergötzen in der Liebe zu Kindern. Jede Regung der munteren Schar, die so oft die hohe, breite Gestalt umjubelte, regte seinen Spürsinn an. Das Fallen des Säuglings sogar wurde ihm bedeutsam. Schnell verstand seine Phantasie die Jahre der Entwicklung zu überbrücken und zauberte ihm glanzvoll das zukünftige Bild seiner Lieb-linge vor. Seiner angeborenen Herzensliebenswürdigkeit verdankte Weyr seine bescheidene Gleichstellung im Verkehr mit andern. Und die Demut, die seine Menschenwürde abelte, war das Ergebnis seiner Selbstzucht, die er sich in dornenvoller Jugend errungen und seitdem bewahrt hatte. Jedoch eng neben der reichen Milde seines Herzens ruhte ein leicht aufwallendes Temperament. Es mag ihm schwer genug gefallen sein, in der Not des Lebens immer wieder gegen seine wilde Berserkerkraft anzukämpfen, die sogar dem alternden Manne noch zu schaffen gab.

Früh wurde dem Künstler der frische freie Flügelschlag jugendlicher Unbekümmertheit unterbunden. Selbst noch ein Schüler, hatte er für den kargen Unterhalt der Seinigen mitzusorgen. Gerade als er die Realschule in einem Vororte Wiens, in Schottensfeld, beendigt hatte, starb sein Vater. Er war ein ehrfamer, aber armer Handwerker gewesen. Noch drei jüngere Geschwister blieben für die Fürsorge der braven, aber mittellosten Mutter. »In der ersten Verzweiflung«, erzählte Weyr, »wußte die Mutter nicht, wie sie es anpachen sollte, um uns zu Hause zu behalten und uns beizustehen. Um das zu ermöglichen, war sie entschlossen, sich für niedere Arbeiten zu verdingen.«

Es brauchte nicht dazu zu kommen. Rudolfs Begabung und Fleiß waren seinem Zeichenlehrer in der Realschule, dem Ziseleur und Bildhauer Franz Cäsar, nicht entgangen. Er wurde von da ab sein Förderer. Die Nege zum Besuch der Akademie



Vachusjug, Teilansicht von dem Siebel des k. k. Hofburgtheaters in Wien

der bildenden Künste ebnete er ihm und gab ihm gleichzeitig Arbeit in seiner eignen Werkstatt. Während die jungen Kollegen sich Erholung gönnen durften, verwertete Weyr für geringe Besoldung seine Schulkenntnisse. Und die Kraftnatur des Jünglings konnte die Last dieser gesteigerten Anforderungen leicht bewältigen. Was er verdiente, floß in die Hand seiner guten Mutter, die es ihm oft nur mit einem Stück Brot am Tage lohnen konnte. Und doch



Bachusjug, Teilansicht von dem Sichel des k. k. Hofburgtheaters in Wien

hielt die ehrbare Frau den lebensdürstigen Feuergeist in strenger Zucht. »Die hat uns fest in der Hand gehabt,« erzählte mir Weyr, »mehr, als es der Vater konnte. So mit Wohlwollen und Zureden, aber stramm verstand sie mich zu leiten. Und ich war ein wilder Kerl ... Eine eigenartige Frau war sie,« fügte er nachdenkend hinzu. »Unsaßbare Ehrfurcht flößte sie ein mit ihren feurigen Lebensansichten und ihrer tiefen Moral. Habe ich mich doch noch redlich



Bachusjug, Teilansicht von dem Sichel des k. k. Hofburgtheaters in Wien



Das Grillparzer-Denkmal in Wien mit den Reliefs von Weyr

geschämt, als ich ihr später, schon ein selbständiger Mann, meine junge Frau ins Haus führte.«

Es waren starke Pfeiler, die den jungen Weyr stützten: hier die hohe Verehrung für seine tüchtige Mutter, dort die tiefe Dankbarkeit für seinen Gönner. Und gar schnell haben sich alle Hoffnungen erfüllt, die dem Akademikervorschwebten, die für ihn seine Beschützer ersehnten. Nur zwei Jahre fesselten den strebsamen Kunstschüler an die Akademie. Als er dann schied, wurde er mit dem Reichelpreise belohnt. Raum von seiner Lehrzeit befreit, durfte er sich als junger Meister fühlen. Mit einer

Naturgewalt, mit einer Elementarkraft, die plötzlich losbricht, bahnte er sich den Weg. Im mutigen Selbstgefühl schob er die drückende Not beiseite, ließ ihr nicht Zeit, das Mark seiner Jugendfrische zu vergiften. Zäh, plötzlich trat er hervor in seiner ganzen machtfreudigen Persönlichkeit. Und so stand er eines Tags mitten unter seinen älteren Kollegen und durfte ihnen frohen Mutes zurufen: »Auch ich bin einer!«

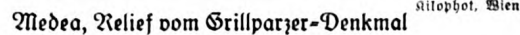
Es war eine stattliche Versammlung hervorragender Männer, der er sich zugesellen durfte. Das aufblühende Wien hatte sie herangezogen und vereinigt, die großen Architekten Semper, Hasenauer,



Skulptur, Wien

König Ottokars Glück und Ende, Relief vom Grillparzer-Denkmal

Ein gärendes, kräftiges Werden durchzog den Aufschwung jener Jahre, die die



Sappho, Relief vom Grillparzer-Denkmal Philophot, Wien

regenden Künstlerlebens. Nicht allein ihre Feste schmückte er; hilfreich stand er seinen Kollegen zur Seite und widmete ihnen seine kostbare Zeit. Bald wurde er der Führer der Künstlervereinigungen. Und das Wiener Künstlerhaus verdankte seiner machtvollen Leitung frisches Aufblühen. Sein spielerischer Trieb jedoch verlor sich nicht an die reizvollen Lockungen, die ihm winkten, nicht an die glanzvolle Welt, die ihn umgab. In ernster Einsicht ging Weyr seine eignen Wege, erfüllte alle ihm auferlegten Pflichten. Seiner Mutter lohnte er ihre liebende Sorgfalt; treu stand er seinen Geschwistern zur Seite; dankbar hielt er seinen väterlichen Freund Cäsar in Ehren.

Auf allgemeine Anerkennung hatte Weyr nicht lange zu warten. Und merkwürdig, mit sechsundzwanzig Jahren, in demselben Alter wie einst Grillparzer selbst, als er seinen ersten Erfolg feierte, gewann der junge Bildhauer das Preisausschreiben für das Denkmal dieses Dichters. Die Aus-

führung der Arbeit aber wurde zwischen Weyr und Kundmann geteilt.

Als nach kurzen Jahren das Denkmal im Kaisergarten errichtet worden war, flog Weyrs Name von Mund zu Mund. Von seinem Wien, dem der Künstler ganz gehörte, wurde er für alle Zeiten festgehalten. So ist denn auch Weyrs Kunst aus Wiens unerschöpflichem Jungbrunnen hervorgegangen. Nur Anregung, nur die Bereicherung seiner künstlerischen Anschauung holte er sich von auswärts. Bereits in der Studienzeit war ihm gegönnt, fremdes Schaffen zu bewundern. Schon an der Seite seines Lehrers Cäsar durchwanderte er die erste Weltausstellung in Paris. Und seither suchte Weyr immer wieder all die Stätten auf, die Kultur und Kunst geabelt haben. Nicht die Ruhe in einsamer Natur brauchte der Unermüdbliche; dort fand er seine Erfrischung, wo das Leben mächtig pulsiert. In reger Aufnahmebedürftigkeit durchstreifte er Stadt um Stadt, wo er alles, was des Menschen Geist in Formen gegossen und aufgespeichert hat, besehen und bestaunen konnte. So wandelte er unbeirrt seine Wege; ganz er selbst geblieben, betrat er wieder seine liebe Vaterstadt, gab sich freudigen Muts heimatlicher Stimmung hin. In den Lüften raufchte sie ihm entgegen. Allerorten begegnete seinen Blicken das einzig Reizvolle, das nur Wien ihm zu bieten vermochte und das seine Sinne freundlich umfing. Dort fand er den Geist, der allein es ihm angetan hatte. An Raimunds Zauberspielen labte sich seine Phantasie, an Nestroys Humor erfrischte sich sein Grohsinn. Und sein bildhauerisches Suchen und Sehen wurde immer wieder durch die reichgezierten Bauten und prachtvollen Denkmäler aus der Zeit des Barocks der alten Kaiserstadt angeregt.

Aus diesem Zusammenhang, jedoch eigenartig in anmutsvoller, formenreicher Gestaltungsart, hat sich seine wienerische Plastik entfaltet.



Phot. Aug. Stauda, Wien

»Macht zur See«, Brunnen vor der Kaiserlichen Hofburg in Wien

An eine Vorausbestimmung könnte man glauben, wenn man sieht, daß gerade Weyrs bildnerische Plastik dazu berufen wurde, Grillparzers dramatische Dichtungen zu verkörpern. Die Gestalten, wie sie aus dem Halbkreis der Marmorewand hervortreten, die den sitzenden bejahrten Dichter, Kundmanns Werk, umgeben,



Das Brahms-Denkmal am Karlsplatz in Wien

Phot. B. Härtig & Sohn, Salzburg

sind keine Theaterfiguren, sind die Ergebnisse ursprünglicher Auffassung. Nur ein österreichischer Künstler konnte so tief in den Geist Grillparzers eindringen. Die Menschen, die Situationen, die der Dichter schuf, hat der Bildhauer schöpferisch neu gestaltet. Auch Weyr erzielte mit diesen dramatischen Bildwerken, wie J. J. David von Grillparzer sagt, »die schönsten und reichsten Wirkungen durch eine Sprache von ungemeinem Wohlklang und glücklicher Sinnlichkeit«. Ganz durchdrungen und erfüllt muß des Bildners Vorstellung von des Dichters Gestalten gewesen sein, wenn er erzählte: »Die Grillparzer-Reliefs habe ich bloß so hingeschrieben, ohne Skizze, nur ein paar Bleistiftskizzen hatte ich mir gemacht. Manchmal trifft man gleich den rechten Akkord, und dann fügt sich eine Melodie an die andre.«

Ja, wie von Melodien getragen, hat Weyr aus Grillparzers Dramen sechs Schönheitsbilder herausgegriffen und entfaltet. In persönlicher Eigenart verstand der Künstler das Wechselnde, das Hintereinander, das beweglich Phantastische leicht und weich und doch mit plastischer Energie voll herauszurunden. Das seelisch zu-

sammengehörige hat er aus der tragischen Entwicklung verbunden und bleibend gefesselt.

Es sind Stimmungsbilder, wie sie dem Poeten, den die Musik zum Schaffen drängte, vorgeschwebt haben mögen. Von allen Zufälligkeiten des Irdischen losgelöst, in einem schönen Einklang, wie es der Bühnendarstellung kaum gelingen kann, zeigt sich diese plastische Kunst. Grillparzers Menschen treten uns neuartig, geheimnisvoll verwandelt entgegen. In eine andre Sphäre versetzt fühlt sich der Beschauer, bereichert durch die Umbildung der Form.

Die Gruppe der »Ahnfrau« bewegt sich im Rahmen einer ernsten romanischen Gruftkapelle. Zur letzten Erfüllung ihrer tragischen Mission treffen die dazu Auserkorenen zusammen. Auf den Stufen des Sarkophags hoch erhoben, halb schwebend steht sie, die Ahnfrau, als das Wesen, das die Triebkraft der unabwendbaren Handlungen versinnlicht. Soeben hat sie das milde Antlitz der jungen toten Berta, die in dem Sarge liegt, aufgedeckt. Noch hält die niedergestreckte Hand das Tuch fest, das sie eben weggezogen hat. Mit der linken, er-

hobenen Hand weist sie abwehrend gegen die Eindringlinge, die aus der Pforte im Hintergrunde stürmisch heraustreten. Und zu gleicher Zeit stürzt der von Leidenschaften gewühlte Jüngling, der zu Tode erschreckte Jaromir, vorn an den Stufen des Sarkophags zusammen... Schönheit und Kraft, ahnungsvolle Trauer, die ganze romantische Mystik

des Dichters ist hier verkörpert. In Wehrs Hand wird der Meißel zum Zauberpinsel. Dem harten Marmor entlockt er Bilder über Bilder. Aus zartem Lufthauch scheinen sie gefügt, und dabei sind sie fühnbewegte Darstellungen. Meisterlich beherrscht der Bildner das Material, das sich ihm leicht und mühelos zu fügen scheint. Und immer versteht er das dramatische Wirkliche herauszugreifen. Bei der Darstellung »Des Meeres und der Liebe Wellen« sieht der Beschauer die rauschenden Meereswogen heranstürzen. Er sieht, wie sie ihren Raub, den toten Leander, an das Ufer speien und noch an seiner Leiche ledern. Er sieht, wie die treue Tanthe die Zweige des Buschwerks zurückbiegt, die den armen Ertrunkenen gedeckt hatten. Bis an die äußerste Klippe war unterdessen Hero herangeeilt. Noch fliegt ihr Schleier, geschwellt vom meereinwärts wehenden Wind. Ihren Wehruf vermeint man zu vernehmen, wie sie erschreckt stehenbleibt, ihre Arme verzweifelt emporhebt und niederschaut auf ihren toten Geliebten. Im Hintergrunde dagegen, als Folie der dramatischen Szene, erscheint die ruhige, feine Architektur eines griechischen Tempels.

Die sechs Reliefs, welche die einzelnen



Das Kaiser-Karl-Denkmal in Wien (Peterskirche)

Dramen Grillparzers erläutern, sind an der inneren Fläche des leichtgeschwungenen Halbbogens angebracht, in dessen Mitte der Dichter selbst in einer architektonisch geschmückten Nische seinen Platz gefunden hat. Bereits diese ersten Arbeiten zeigten die ganze Eigenart des jungen Bildhauers, sie bahnten auch die Wege, die Wehr zu schreiten hatte. Und

mit Freude, ja mit Macht ergriff er den blütenreichen Strauch, den ihm die Kunst reichte. Alles, was sich ihm bot, wußte er zu fassen. An dem Kunterbunt des täglichen Lebens fand er sein Ergötzen. Zur Feststimmung wurde ihm jeder Spaziergang in den Straßen Wiens. Da schwang sich eine schlankte Gestalt, dort fesselte ihn ein schön ausgestattetes Schaufenster. Die Mannigfaltigkeit der modernen Kinos regte seine Wißbegier an. Alles, was er auf- las, wurde ihm zum Mittel seines höheren Zweckes. Sein Auge berauschte sich. Mit Seherblick verwandelte er das Alltägliche in Formen der Schönheit. In belebten Szenen, in malerischen Wirkungen hat sich seine Phantasie am liebsten ausgelebt. Das ewig Veränderliche suchte er festzuhalten, darin gipfelt das Geheimnis seiner Plastik. Aus der Triebkraft seines innersten Wesens, aus seiner beweglichen Lebendigkeit ist sein Schaffen geschöpft und mit genialer Verwandtheit in greifbare Gestalten verwandelt. In ihrer beschwingten Leichtigkeit streifen diese Bildwerke die Sphäre musikalischer Wirkung. Sie gemahnen an den unaussprechlichen Zauber, der in den Donauwalzern lebt, der uns in schwingende Bewegung versetzt und sehnsuchtsvoll süß erregt.

das Denkmal zunächst ohne diese Nebenfigur skizziert. Doch der in sich gefehrte Mann dort oben — so wollte es Weyr — sollte jedem sofort als ein Tondichter in die Augen springen; darum entwarf er die Muse der Musik in ihrer ganzen Ergriffenheit, und so versetzt sie nun den Beschauer in die andachtsvolle Stimmung, in die sie selbst versunken ist.

Mitten in der Altstadt Wiens hat noch ein Werk Weyrs seinen Platz gefunden. Ein reiches Hochrelief ist es, das Karl den Großen, den Stifter der Peterskirche, verherrlicht. Das malerisch wirkende plastische Bild nimmt die ganze Seite der Peterskirche ein und bildet den Abschluß der Goldschmiedgasse. Auf hohen Stufen vor seinem Thron steht Karl der Große. Hinter ihm erheben sich alte Festungsmauern. In der Ferne oben erscheint dem heranziehenden Volke, wie eine Vision, die Kirche in zarten Umrissen, zu deren Gründungsfezt Karl der Große herangenahet ist. Den Kronenhelmaufhoch-

erhobenem Haupt, umflossen von wallendem Bart und Haar, angetan mit dem prächtigen Kaisermantel, gestützt auf sein schweres Schwert, erwartet er in voller Majestät den Zug der Geistlichkeit und seines Volkes. Das Fest ist im Gange. Aber die Stufen zum Kaiser hinauf schleppen ein Soldat und ein Mönch ein schweres, mächtiges Kreuz. Das soll den Platz kennzeichnen, auf dem die Kirche sich erheben wird. An der Seite des Aufganges, der zum Thron führt, steht einer der Vasallen; er hält für das Gotteshaus das Kästchen mit den Reliquien bereit. Mit dramatischer Kraft ist alle Bewegung der handelnden Personen festgehalten. Die schweren Stoffe ihrer festlichen Kleidung fallen in breiten Falten hernieder, und in großen Massen entrollt sich der Vorgang.

Alle Ehren, die einem Künstler werden können, hat Weyr von seinem Vaterland genossen. Schließlich wurde er vom Kaiser mit der Erhebung in den Adelsstand ausgezeichnet. Aber all das konnte ihn nicht sich selber untreu machen. Ohne Pose, in bescheidener Selbstbewertung behauptete er seinen Platz. Streng und enthalten gegen sich selbst, forderte er auch Beschränkung von denen, die ihm am nächsten standen, für die er in väterlicher Liebe sorgte.

Den Sohn seines früh dahingeshiedenen Bruders stellte er an die Seite seines eignen Sohnes, seines Cäsar, der den Namen seines Wohltäters trägt. In seine Gegenwart, dank seiner lebhaften Vorstellung, verpflanzte er seine Vergangenheit. Sie erblühte ihm wie der Trieb eines frischen Sprosses, und damit freudig bereichert, gab er sich der Wechselwirkung im Leben hin.

Alles, was die Wissenschaft bringt, die Geschichte aufgespeichert hat, alles, was die großen Führer der Menschheit

gedacht und gebichtet haben, all das war ihm, dem fleißigen Leser, gegenwärtig und erklang beim leisesten Berühren. Gern war er mittheilend, als Meister des Wortes in klangvollen Reden, im gemüthlichen Zwiegespräch unter Freunden.

Manchmal jedoch, wenn er vor einem Erlebnis oder vor einem Buche in Begeisterung geriet, sprang sein starkes Temperament jugendlich hervor, seine Augen sprühten Feuer. Dann konnte er das, was ihn innerlich erregte, nicht schnell genug in kurzen Worten hervorstoßen. In der Weise hatten es ihm die Briefe der Kaiserin Maria Theresia angetan. Nicht zu fassen, nicht zu enträtseln schienen ihm die Gegensätze, die sie ausspricht. Er bewunderte die Majestät der mächtigen Kaiserin, ihre



Die Sage vom Stock in Eisen
Ein Teil der Verzierungen an den Corfüßeln des Palais
Equitable am Graben in Wien

furchtlose Kriegführung, und noch mehr bestaunte er ihre einfachen menschlichen Bemerkungen, ihre klugen mütterlichen Winke.

Überhaupt: was sein Vaterland berührte, was damit im Zusammenhang stand, machte das starke Herz des Künstlers im Innersten erbeben. Die Tage muß man mit ihm erlebt haben, als das furchtbare Gewitter am Völkerhorizont aufzog. Wie ein Jüngling fühlte der Siebenundsechzigjährige. Noch nie hatte er die Hindernisse seines Alters so empfunden wie eben zu der Zeit, als die schrillen Rufe der Kriegsfanfaren durch die Lande tönten. Zwar, als sein Sohn sich zum Kriegsdienst meldete, zitterte sein Vaterherz. »Und doch,« gestand er, »ich kann es ihm nicht verdenken, wenn er sich stellen will.« Mit stolzer Freude las er mir die Worte seines Cäsar: »Nun, liebster Vater, bitte ich Dich nochmals, Dich ja nicht zu beunruhigen. Die Feinde sind zwar in der Überzahl, die Besseren aber sind wir. Wir haben uns geschworen, auszuhalten bis zum letzten Mann und zum letzten Blutstropfen und der Welt zu zeigen, was brave Soldatenherzen wert sind.«

Und die Kraftnatur des alternden Künstlers wogte und garte fort und fort. Oft mußte er gewaltsam sein jugendlich aufwallendes Herz beschwichtigen. Und seine Kunst, zu der ja alles in Beziehung stand, was er im Leben erhofft, erfahren und bejessen hatte, war seine gütige Vermittlerin geworden, vergoldete ihm vergangene Eindrücke. Sein seelisch gesteigertes Empfinden schweißte gleichsam über eine schimmernde Perlenbrücke. Was ihn im Leben beschwerte, konnte er in die Tiefe senken; nur versöhnliche Töne der Erinnerung erreichten sein Ohr.

Verklärt war ihm das Andenken an seine

Frau, die ihm der Tod so früh entriß, die er aber doch ganz an sich gekettet hatte.

Die junge Gattin konnte sich nicht rüdhaltlos an die Seite ihres Gatten schmiegen. Wo ihr Blick hinfiel, wurde sie bedrängt. Da stand ihr geliebter Vater, der das Herz der Tochter für sich begehrte, dort wick das jugendliche Wesen als eine Fremde vor ihres Mannes Mutter scheu zurück. In Furcht schwankend, irrte die zagende, aufgeschreckte Seele, ruhelos Schutz suchend, von einem zum andern. Und als wieder die Gemüter der beiden Gatten in Übereinstimmung sich ineinander fanden, setzte das Schicksal ein.

Weyr war mit seinem Sohne von einer Osterreise gerade zurückgekehrt, als seine Frau nach einer plötzlich notwendig gewordenen Operation ihr Leben ausgehaucht hatte. Der tobende Schmerz um die Dahingekiebene fand erst Beruhigung, als Weyr zu seiner Kunst Zuflucht nahm und das Bild seiner Marie festzuhalten ging. Er gestaltete die Schriftstellerin, wie sie mit einem aufgeschlagenen Buche in der Hand an einem Brunnlein sitzt. Und dort, an ihrem geliebten Mondsee, wo sie oft im Leben sinnend hinausgeblickt hatte, fand das Denkmal seinen Platz. In natürlicher Größe, in ihrer schön gezierten Kleidung sitzt die junge Frau, das Köpfchen mit seinem reichen Haarschmuck anmutig ein wenig geneigt. Lebensvoll ähnlich, in edler Stellung, mit bewegter Wendung ist die zarte Gestalt aufgebaut. Aus tiefster Empfindung ist diese Erscheinung geschöpft. Und der Künstler hat über das Bildnis seiner ewig Geliebten, über das Tanagrafigürchen, wie er sie nannte, eine Weihe gebreitet, schwermütig und traurig schön, gleich einer ergreifenden Elegie.



Kaiser Franz Josef I.

Mit Genehmigung des Verlages von J. Köny in Wien

Verschiedene Heroen

Seht, welch erlauchte Heroengestalten,
Die droben am Fenster Ausschau halten.
Das ist nicht des Himmels Gnadelicht,
Was da heiligt der beiden Angesicht:
Das Leben ist es, das sie gelebt,
Die Hochgedanken, die sie gedacht,
All was sie Reines gewollt und erstrebt
Und beide in Treuen vollbracht.
Und der König spricht mit zuckendem Munde:
„Mein Volk in seiner Schicksalsstunde!“ —
Und es nickt der Kanzler und reckt sich hoch:
„Gottlob, es sind die Alten noch!“ —
Steigt zu den zweien ein Dritter empor,
Ein Männlein im schwebigen Juste-au-corps.
Wer kennt die leuchtenden Augen nicht
Und das leidgeprägte Denkergeſicht?
Schweigend grüßt er die herrlichen zwei
Und blickt hinab. Und dunkler blaut
Sein Auge, er stampft mit dem Krüſtſtock dabei:
So ſtolz und herrlich hat er geſchaut,
Wenn's Siegen hieß oder Untergehn!
„Mort de ma vie! So ähnlich,“ ſpricht er,
„Hab' ich das Ding ſchon einmal geſehn:
Mein Volk allein wider eine Welt!
Rings von Europas Raubtiergeſichter
Wie von lurgernden Wölfen umſtellt.
Genau wie Anno dazumal! —
Was meinen Sie, iſt die Sache fatal?“ —
Der Kanzler lacht. Und der König und Held
Weiſt ſtrahlend zu Thal!
Und der Friß, er nickt: „Na, ich denke doch,
Es wird gehn, ſie ſind ja die Alten noch!“ —
Da kommt ein Viertes mit watschelndem Tritte —
Was will denn das in der Edlen Mitte?
Herr Wilhelm, der huſtet und tritt beiſeit,
Der Küräſſier ſtellt die Beine breit;
„Quel monstre!“ flüſtert ganz perplex
Fridericus rex.
Der Feiſte ſchleppt ſeines Bauches Laſt
Zum Fenſter mit moppig keuchender Haſt —
Kein Zug in dem ſchwammigen Schlemmergeſicht,
Der von einer höheren Regung ſpricht,

Seht die vielen Völker alle, die ſich wider uns verſchworen,
Die vor dunkelhafter Ehrſucht völlig den Verſtand verloren;
Unverzagt nur, meine Helden! Trefft ſie mit dem Wetterschlage
Eures Zornes, eurer Hiebe, daß die Menſchheit künft'ger Tage
Dieſem Sturmſlauf ohnegleichen, dieſem Sieg der Minderzahl
Wider eine Welt von Neidern türm' ein bleibend Ehrenmal.

Rings von Not und Tod umgeben,
Denkt in eurem Racheſeſt,
Daß in dieſem harten Leben
Ohne Kampf und Sühnriß eben
Sich kein Ruhm gewinnen läßt.“

Eberhard König

Aber — vollendete Bügelfalten!
Und Bismarck: „Na — die lieben Ihren
Sind auch noch die Alten?“ —
Des Junkers Art ſcheint den Herrn zu genieren;
Er nißt mit einem träg-öſigen Blick
Den Friß, der ſo gar nicht tip-top und ſchick,
Und ſchnauft von hinnen. — „Donnerwetter!
Epicuri de grege porcus? Was?“
Ruft Friedrich. „Nun bitt' ich, wer iſt denn
das?“ —
„Ei, wer denn ſonſt, als der teure Herr Vetter!“ —
Schiefköpfig ſinnt er hinter ihm her,
Der große König: „Soſo, das iſt der?“
Und ſchöpft ſich 'ne Priße. „Hm — na ja —
C'est pourquoi!“ —
„Majeſtät, Kreuzſpinnen ſind meiſtens dick:
Mit Spinnentüde und Spinnengebuld
Hat er ſein klebrig Garn geſpult,
Genannt Einkreisungspolitik;
Er iſt des ſchuftigen Albion
Edelſte Blüte und reifſter Sohn,
Und unermeßlich iſt ſeine Schuld.
Der „Klumpen Materie“ — ja, iſt er's nicht
wert,
Daß England in ihm ſeinen Heros verehrt?“ —
„England!“ nickt Friedrich. „Wem ſagen Sie das?
Wirklich ein ſtilvoller Spaß.“
Dann lächelt er eigen: „Zu Freiberg war's,
Zu Freiberg im Frühling des ſechzigſten Jahrs:
Da baut' ich ein endlos langes Gedicht,
Aux Germains — es war mein ſchlechteſtes
nicht.
Keine Angſt! Ich will nicht das ganze Poem
Den Herren vorſetzen, doch wenn es genehm —
Der Kaiſer Wilhelm verneigt ſich, geſagt —
„Nur die letzte Strophen! Nur weil's ſo ſchön
paßt:
A tant de nations contre vous conjurées ...“
„Majeſtät, mit Verlaub! ...“ — „Ach ſo, ich ver-
ſteh':
Die Sprache Voltaires iſt verpönt bei euch jetzt?
Eh bien, man hat ja das Ding überſetzt:



Don Juans Erlösung

Roman von Artur Brausewetter

VII (Schluß)



Sigrig war in eine der zerstreut liegenden Villen des Sanatoriums hinübergezogen. Nun hatte sie auch Geheimrat Leupold, der im Gasthof einige Male nach ihr gesehen, zu der eigentlichen Untersuchung in sein Sprechzimmer bestellt.

Er war ein Mann von fünfundvierzig Jahren, nicht groß, aber sehr schlank, beinahe mager und in seiner Amtsführung von solch einem Ernst, daß seine Patienten behaupteten, ihn noch niemals lachen gesehen zu haben, er könne überhaupt gar nicht lachen. Dabei war er im persönlichen Verkehr arglos und heiter wie ein Kind. Etwas wunderbar Beruhigendes ging von seiner Erscheinung, von seinem Wesen aus. Sigrig hatte es nie so empfunden als während der genauen Untersuchung, die er mit ihr vornahm. Mit starkem Herzklopfen war sie in sein Zimmer getreten, jetzt war alles in ihr so still und friedlich, daß sie der Diagnose mit einer Gelassenheit entgegen sah, die beinahe an Gleichgültigkeit grenzte.

Allerlei Fragen stellte er an sie, schnelle, wunderbare, die ihr kaum zur Sache zu gehören schienen. Aber ob sie sich auch noch so zurückhielt, an dem scharf zfassenden Blick seiner grauen Augen merkte sie, daß er mehr hörte und wußte, als sie sagte.

Nun hatte er seine Untersuchung beendet. »Der Befund ist besser, als ich nach Ihrem Aussehen und den Berichten, die ich empfang, annehmen durfte.« Weiter kein Wort.

Ein Drud auf den Knopf einer elektrischen Anlage auf seinem Schreibtisch, und Schwester Martha erschien. Er gab ihr seine Vorschriften für die weitere Behandlung der Patientin, und Sigrig bemerkte jetzt mit einem leisen inneren Lächeln, wie genau, wie wörtlich beinahe der junge Assistenzarzt damals seinen Chef nachgeahmt hatte.

»Haben Sie persönlich noch irgendeinen Wunsch, Frau von Berkow?« wandte er sich zuletzt an sie.

»Ach ja, ich möchte bitten, daß man mir erlaubt, auf meinem Zimmer zu bleiben,

auch die Mahlzeiten dort einzunehmen. Ich habe ja einen Garten, in dem ich mich aufhalten kann; es wäre mir vorläufig unmöglich, unter Menschen zu gehen.«

»Ich will es Ihnen gestatten,« antwortete der Geheimrat nach einem kurzen Bedenken, »aber nur für kurze Zeit; dann müssen Sie am gemeinsamen Tisch erscheinen.«

Den ganzen Tag bis in den sinkenden Abend hinein lag Sigrig warm verpackt auf ihrem Ruhebett im Freien und blickte hinein in die Wipfel der Bäume, die sich mit jungem Grün schmückten, während über ihnen durch wandelnde Wolken hindurch das Auge des Himmels blaute, und hörte auf den Gesang der Vögel, die so froh und unbetümmert das Lob ihres Schöpfers verkündeten, als hätte er nur das Werden geschaffen und das Gute und nicht zugleich das Sterben und das Böse. Die wundervolle, gedankenbannende Stille und die frische Waldbesluft übten ihren Zauber auch auf sie. Sie wollte es gar nicht wahrhaben, sie tat auch kaum etwas dazu, es kam ganz von selber, sie konnte es nicht hindern: in ihre bleichen Wangen kehrte die Farbe zurück, die sie in ihrer Jugendzeit besaßen, und die dann, wer weiß wohin, geflohen; die Formen ihres Körpers streiften alles Edige ab und wurden weich und zart wie früher und erfüllt vom schwellenden Leben. Es war, als hätte der Lenz, als er durch die Berge zog, nicht an ihr vorbeikönnen und ihr schnell im Vorüberreifen ein neues Kleid geschenkt, wie den Bäumen des Waldes.

»Ich hätte nie geglaubt, daß Frau von Berkow so schön wäre!« sagte Schwester Martha, die ihrer jungen Patientin mit stiller Schwärmerei begegnete und auf die sichtbaren Erfolge ihrer Pflege stolz war, aus überströmendem Herzen zu Doktor Wattermaß.

Der erwiderte nichts. Aber in seine ärztliche Würde, die er überall mit gravitätischer Geflossenheit aufrechtzuerhalten wußte, kam ein Hauch von Unsicherheit, sowie er mit Sigrig sprach. Schwester Martha mußte sehr scharf achtgeben, damit ihr nichts von seinen Anordnungen entging.

Ein sonndurchglänzter Sonntagmorgen. Sigrig hatte sich früher als sonst erhoben und war in den Garten gegangen. Zu ihren Füßen leuchteten die Stiefmütterchen, Gliederduft schwamm in der warmen Luft, vom Dorfe her klangen die Kirchenglocken.

Schwester Martha kam, bettete sie in ihren Stuhl und stellte einen kleinen Tisch mit dem Frühstück neben sie. Ein sabbatlicher Hauch lag wie ein stiller Abglanz dieses Sonntagmorgens auf ihrem lieblichen Gesicht. »Heute muß ich Sie für den Vormittag allein lassen,« sagte sie.

»Wohin wollen Sie?«

»Es ist Sonntag.«

Nun verstand Sigrig. »Über den ganzen Vormittag dauert die Kirche doch nicht.«

»Nach dem Gottesdienst ist Kinderschule, da bin ich Helferin.«

»Sind Sie es gern?«

»Ich freue mich die ganze Woche darauf, es ist das Beste, was ich habe. Ich glaube, ich lebe nicht gern, wenn es keinen Sonntag gäbe.«

Sie war gegangen, Sigrig nippte an ihrer Milch und lehnte sich in ihren Stuhl zurück.

»Ich glaube, ich lebe nicht gern, wenn es keinen Sonntag gäbe —« Wo waren ihre Sonntage geblieben?!

Um sie war alles still, regungslos die Luft, kaum die Wipfel rauschten, nur die Glocken klangen lauter, rufender. Dann verstummten sie, nun war nichts mehr zu vernehmen.

Lange lag sie so. Und ihr war, als erfaßte sie eine unsichtbare Hand und führte sie fort über den dumpfen Traum der letzten Jahre, in dem sie einer Toten mehr denn einer Lebenden geglichen, in jene Zeit zurück, da auch für sie ein Sonntag ohne Kirchengang undenkbar war, da sie, gerade so wie jetzt Schwester Martha, unschuldige Kinder Augen um sich glänzen sah, wenn sie von Gott und seiner Herrlichkeit, von Christus und seiner Güte zu ihnen sprach.

Wie war es eigentlich gekommen, daß sie ihren Gott verloren hatte?

Durch das Leid. Aber das sollte sie doch gerade zu ihm hinführen!

Nein, am Leid lag es nicht. Sie hatte etwas verloren, das sie nie besessen hatte. Nie besessen! Das wurde ihr mit einem Male klar. Sie hatte einen Gottesbegriff,

aber keinen Gott; ihr war der Glaube angelernt und anezogen worden von ihrer Mutter, in der Schule, ja selbst im Konfirmandenunterricht, wirklich in sich gespürt und erfahren hatte sie ihn nicht. Aber nur ein Gott, den man aus sich selbst heraus gebiert, aus der Not und Sehnsucht seiner Seele, der wächst mit dem, was man durchmacht, nur ein solcher Gott hatte Wert und Wirklichkeit.

Die letzten Worte ihrer Mutter kamen ihr in den Sinn: daß das Leid das Leben sei, und daß es gut sei, weil es von Gott komme. Und zugleich wurde ein Ausspruch von Christus in ihr wach, ihre Mutter liebte ihn besonders, sie hatte ihn oft angeführt: daß, wer ihm nachfolgen wolle, sich selbst verleugnen müsse und sein Kreuz auf sich nehmen. Sie hatte lange nicht an ihn gedacht, er war ihr beinahe aus dem Gedächtnis geschwunden — in der Stille dieses Sonntagmorgens sann sie ihm nach.

Nun verstand sie ihn, zum erstenmal: Christus gab dem Leide die lebenswedernde Kraft. Was bisher als drückende Last auf dem geplagten Menschengeschlecht gelegen, gestaltete er zur befreienden Macht. So einfach der Gedanke war, so groß und genial erschien er ihr mit einem Male. In diesem Sinne das Leid auffassen und tragen, das war wohl der Weg, der zu Gott führte. Man mußte nur selber erst stark und gefestigt sein, um es durchzudenken.

Schwester Martha war zurückgekehrt und richtete das Mittagessen an, das Sigrig auch im Freien einzunehmen pflegte.

»Wie schön der Pastor wieder predigte!«

»Vorüber sprach er?«

»Über den Gott, der nicht fern von uns ist.«

Sigrig aß heute nur wenig. »Sagen Sie, Schwester Martha,« fragte sie, indem sie sich in ihren Stuhl zurücklehnte, »sind Sie immer so fest in Ihrem Glauben gewesen wie heute — ich meine, von Ihrer Kindheit an?«

»Immer.«

»Haben Sie nie Zeiten durchgemacht, wo Sie in innere Schwankungen kamen, wo — ja, wie soll ich mich ausdrücken? —, wo Gott eben fern von Ihnen war?«

»Gewiß, solche Stunden kamen. Aber sie gingen schnell vorüber, und dann war er mir um so näher.«

»Und wie fanden Sie ihn dann wieder?«

»Ich betete.«

»Sie beteten?«

Eine tiefe Bewegung zitterte durch Sigrids Stimme. Lange saß sie in stilles Nachdenken versunken.

»Schwester Martha,« sagte sie dann, »es ist heute Sonntag, und ich bin lange nicht in der Kirche gewesen, ich bin auch wohl noch nicht kräftig genug, Sie zu begleiten — wollen Sie vielleicht so freundlich sein, mir ein wenig aus der Bibel vorzulesen?«

»Sehr gern will ich das tun, Frau von Bertow. Was soll ich Ihnen lesen?«

»Etwas, das Sie besonders liebhaben, vielleicht einen Psalm!«

»Dann soll es der zweiundvierzigste sein.« Und sie las: »Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, o Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue? Meine Tränen sind meine Speise Tag und Nacht, weil man täglich zu mir sagt: Wo ist nun dein Gott? Wenn ich dann des innwerde, so schütte ich mein Herz heraus bei mir selbst; denn ich wollte gern hingehen mit dem Haufen, und mit ihnen wallen zum Hause Gottes mit Frohlocken und Danken unter dem Haufen, die da feiern. Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er mir hilft mit seinem Angesicht. Mein Gott, betrübt ist meine Seele in mir; darum gedente ich an dich, im Lande am Jordan und Harmonim, auf dem kleinen Berg. Deine Gluten rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brausen; alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich. Der Herr hat des Tages verheißen seine Güte, und des Nachts singe ich ihm und bete zum Gott meines Lebens. Ich sage zu Gott, meinem Fels: Warum hast du mein vergessen? Warum muß ich so traurig gehen, wenn mein Feind mich drängt? Es ist als ein Mord in meinen Reinen, daß mich meine Feinde schmähen, wenn sie täglich zu mir sagen: Wo ist nun dein Gott? Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir! Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angeichts Hilfe und mein Gott ist.«

Schwester Martha hatte die Bibel ge-

schlossen. Die Wärterin rief sie zu einer Kranken. Sigrid war allein.

Die Worte, die sie eben vernommen, gingen durch ihre stillgewordene Seele, Klänge, die sie lange nicht vernommen, wurden in ihr wach. Etwas Neues arbeitete in ihr und drängte zum Leben.

Nein, sie wollte nicht am Leid zerbrechen, körperlich nicht und seelisch nicht! Sie wollte durch das Leid gesund und stark werden — ihre Mutter sollte ruhig schlafen!

»Sie sind so viele Jahre jünger geworden, als Sie jetzt Wochen bei uns sind,« sagte Geheimrat Leupold, als er Sigrid besuchte; »aber Sie vergrübeln sich hier in Ihrer Abgeschlossenheit. Sie haben heute zum letztenmal allein gegessen, von morgen ab nehmen Sie an unsern gemeinsamen Mahlzeiten teil!«

Er konnte ihr nichts Unangenehmeres sagen. Sie hatte die Einsamkeit, die früher so schwer auf ihr gelastet, lieben gelernt. Nun sollte sie zurück zu den Menschen, von denen sie sich entwöhnt, zu denen sie gar kein Verlangen mehr trug, sollte ihren Blicken und lästigen Fragen ausgesetzt sein!

Aber der Geheimrat blieb unerbittlich. »Auf morgen also!« Das war sein letztes Wort. Er wußte, was er wollte.

Während für Sigrid die Tage jenen Schnedengang nahmen, den sie für den nur innerlich Lebenden haben, flogen sie auf den Fittichen des Sturms für Rolf Aldermann dahin. Jetzt wußte er doch erst, was Leben war, jetzt endlich nach langem Suchen und Irren hatte er den Stein der Weisen gefunden!

Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekest lange vor allem Wissen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen!
In undurchdrungenen Zauberhüllen
Sei jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verbruch
Miteinander wechseln, wie es kann;
Nur rastlos betätigt sich der Mann!

Ob es immer so bleiben würde? Schon die Frage verdroß ihn.

Aber sie kam wieder, und er wußte ganz genau, daß es ihm auch diesmal nicht anders gehen würde wie jenem unbeirrten Sucher

des Lebens, daß er nur dem Taumel sich weihete und dem schmerzlichsten Genuß. Denn aus einem Gusse sind die Faust- und Don-Juan-Naturen geschaffen, und nur die Äußerungen ihres Wesens sind verschieden — aber da war er schon wieder in der Fremde und hatte sich doch eben erst gelobt, nichts mehr zu denken und zu sinnen, sondern dem Augenblicke zu leben, der aus unerschöpflichem Füllhorn seine reichen Schätze über ihn ausströmen ließ.

Denn nur ein Glück hat diese arme Erde zu vergeben. Es heißt nicht Arbeiten und Schaffen, nicht Ruhm und Ehre — zu zweien! das ist das Glück, das einzige, das ewige. Irgendwo auf der Welt einen Menschen zu wissen, der uns gehört und dem wir gehören, in dem man das Köstlichste genießt, was es auf der Welt gibt: die Einsamkeit zu zweien; einen Menschen, dem man trauen kann, in dem man sich täglich selber wiedergebiert in schönerer Form, dem man alles sagen kann ohne die Furcht, mißverstanden zu werden, ohne Empfindlichkeit und Abnehmen, mit dem man redet, auch wenn man schweigt, ja, wo selbst das Schweigen voll des köstlichsten Inhalts ist; einen Menschen, der am meisten er selbst ist, wenn er am tiefsten und innerlichsten der andre ist!

Jeden Tag waren sie zusammen; jede Stunde, die sie getrennt voneinander zubringen mußten, dünkte ihnen tote Ewigkeit.

Wenn Ruth auf der Bühne stand, dann gab das Bewußtsein seiner Gegenwart ihren Gestalten jenen Atem, der sie als ganz natürlich und lebendig erscheinen ließ, und der das Publikum in immer größeres Entzücken versetzte. Und wenn der Vorhang zum letztenmal gefallen war, dann eilte sie, das Blut erregt noch von dem, was sie eben dargestellt, und zugleich vor Sehnsucht brennend, in seine Arme. Sowie sie aber bei ihm war, dann versetzte sie das Gefühl seiner Nähe in eine Glut der Verwirrung, die etwas Entzündendes hatte; manchmal schien es beinahe Schmerz, dies Glück so nahe zu wissen, mitten im Tauchzen der Freude konnte sie schluchzen und weinen wie ein Kind.

Hatte sie auf der Bühne nichts zu tun, dann machten sie zusammen Ausflüge hinein in den leuchtenden Lenz, ruhten unter hellglänzenden Buchenstämmen und atmeten den jungen Laubbau über den frischen Klee-

geruch und den Duft der Roggenblüte, die der Wind von den nahen Feldern zu ihnen herübertrug.

So ging es selige Stunden hindurch, einen Tag wie den andern und jeden doch ganz neu — bis ungerufen und ungeahnt die Stunde kam, wo Rolf mit unwiderleglicher Deutlichkeit inward, daß seine Leidenschaft im Abnehmen begriffen war.

Zuerst wollte er es nicht wahrhaben. Diesmal, das hatte er sicher gedacht, würde seine Liebe zu dem entzündenden und frohbegabten Geschöpf von Dauer sein, ein Leben ohne sie hatte er sich nicht denken können. Dann erfaßte ihn ein tiefer Schmerz und Entsetzen vor sich selber. War es sein Schicksal, nirgend Ruhe und Glück zu finden? War er nicht Mann genug, gegen diesen Dämon in seiner eignen Brust anzukämpfen?

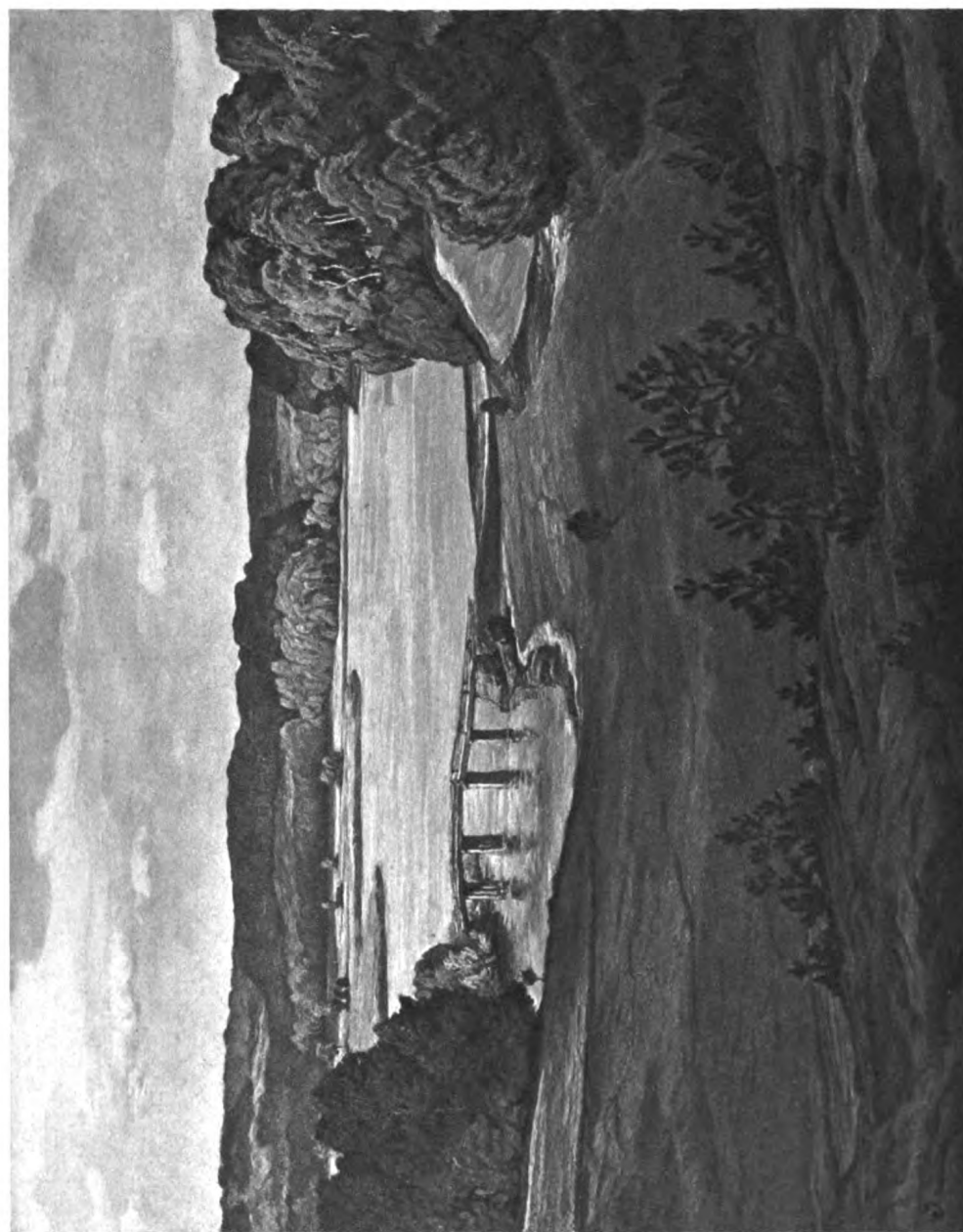
Er tat es. Er verdoppelte seine Aufmerksamkeit gegen die Geliebte, er wich kaum noch von ihrer Seite. Wenn sie auftrat, blieb er nicht wie früher auf einem verborgenen Hinterplatz seiner Loge, vornan saß er, um so genauer die Begeisterung zu beobachten, die ihre Erscheinung auf das Publikum hervorrief; er zeigte sich, was er gleichfalls früher nie getan, in der großen Öffentlichkeit, auf der Straße und bei Festen an ihrer Seite, er hoffte, daß die Bewunderung, die sie erregte, seine Liebe stacheln, seine Eifersucht erwecken würde; er kämpfte mit zäher Kraft — es war alles vergebens. Seine Liebe war im Absterben, und keine Macht der Welt konnte ihr wieder Leben geben.

Und nun kam das, was er am meisten gefürchtet: Ruth bemerkte die Wandlung seines Zustandes, sie war ihr nicht entgangen vom ersten Augenblick an.

Groß und stark trug die getäuschte Ruth ihr Schicksal; kein Wort kam über ihre Lippen, kein Vorwurf, keine Klage. Sie weinte auch nicht. Tränen hatte sie in der Seligkeit ihrer Liebe — jetzt hatte sie keine.

Aber sie zog sich in sich selbst zurück, sie wehrte seinen Liebesungen nicht, aber sie erwiderte sie auch nicht, und wenn sie es einmal doch getan, dann spürte er eine Scham an ihr, die sie früher nie gekannt.

»Es ist wunderbar,« sagte sie einmal mit ihrem schmerzlichen Lächeln, »von dem Augenblick an, wo ich dich kannte, hatte ich



PHOT. HERMANN BOLL, BERLIN

WILLY TER HEIDE: MÄRKISCHE LANDSCHAFT

AUS DER GROSSEN BERLINER KUNSTAUSSSTELLUNG IM SOMMER 1914

verlernt, was Sünde war — jetzt weiß ich es wieder. Sogar was Todsünde ist, ich hörte den Begriff in der Schule und in der Kirche, er war mir immer unklar, jetzt verstehe ich ihn —»

Und ein andermal, als sie durch den Wald gingen und ein bunter Falter zu ihren Füßen flog: »Der lebt auch nur einen Tag in Sonne und Licht. Und wenn seine Stunde kommt und er hinunter muß ins Dunkel, dann sinkt er in sein Grab wie in eine Brautkammer, taumelnd noch von Blütenduft und Frühlingssonne — das ist ein schöner Tod!« Und dann, während sie starr vor sich hinblinzelte, als täte auf dem Boden des Waldes ihr eignes Grab sich auf: »Du darfst nie vergessen, daß du mir alles gegeben hast! Meine Mutter schenkte mir ein Leben, das ich oft verwünscht habe; das, was Leben ist, kam erst von dir. Und du weißt, daß ich dir dankbar bleibe bis in den Tod.«

Am Abend dieses Tages hatte Ruth die Hero in Grillparzers »Des Meeres und der Liebe Wellen« zu spielen. Es war das erste Mal, sie hatte eine unendliche Sorgfalt und Liebe auf diese Rolle verwendet, sie wußte wohl, wie schwer sie war. »Dann kommt noch die Emilia, und das ist das Letzte.«

»Warum das Letzte?« hatte er gefragt.

»Der Sommer kommt — und das Spiel ist aus, mein Schatz!«

Im weißen Gewande der Priesterin betrat sie an diesem Abend die Bühne. Ihr erster Blick irrte nach der Loge, in der er zu sitzen pflegte, und die trotz dem verdunkelten Zuschauerraum durch einen Lichtschimmer von der Bühne her matt erleuchtet wurde. Ein Zittern überlief ihren Körper, ihr Wort stockte — sein Stuhl war leer.

Er hat einen andern Platz gewählt, redete sie sich in tödlicher Angst vor. Sie wußte, daß es eine Lüge war; der Strom, der belebend von ihm ausging, auch wenn sie ihn nicht sah, blieb aus.

Sie spielte die Rolle wie eine Nachtwandlerin, sie sprach Worte, die sie selber nicht vernahm, nur manchmal klangen sie zu ihr herüber — ganz fremd und von weit, weit her ...

Zu derselben Stunde saß Rolf im Abteil eines D-Zuges. Wohin er ihn führen sollte, das wußte er selber noch nicht. Vorläufig wollte er bis München fahren, ob er dort

blieb, ob er in die Alpen oder nach Italien ging, das überließ er dem Augenblick und der Stimmung. Nur fort mußte er! Das Leid, das er, gewaltig beherrscht, täglich in Ruths Antlitz sah, das aus jedem ihrer Worte, jeder ihrer Gebärden zu ihm sprach, war ihm unerträglich geworden. Er klagte sich an und konnte ihr doch nicht helfen — ihr nicht und sich selber nicht.

Nicht übermütig, nein, wie ein Geschenk des Himmels hatte er ihre Liebe und Hingebung empfangen, demütig, dankbar, jauchzend jeden Tag. Und wenn nun der Bronnen nicht mehr frisch und übersäumend floß, wenn die aufrichtige Zuneigung und Freundschaft geblieben, aber das Unmittelbare, das heilig Glühende aus ihr gewichen war — was sollte er tun?

Eine Lüge sprechen!

Nein, er schätzte die Frau, die er einmal mit ganzer Seele geliebt hatte, zu hoch, um sie durch Unwahrhaftigkeit zu täuschen. Er hatte nie Zugeständnisse gemacht, wenn sie auf Kosten der inneren Wahrhaftigkeit gingen, er konnte es auch diesmal nicht. Deshalb war er geflohen.

Das Abteil, in dem er fuhr, war anfangs ziemlich voll gewesen, aber schon nach wenigen Stunden hatten die Mitfahrenden den Zug verlassen.

Nun war er allein geblieben. Er hatte das Licht verschleiert, doch zum Schlafen verspürte er keine Neigung, nicht einmal zum Liegen. Wachen Auges saß er da, hörte nichts als das leise, dumpfe Stampfen, den regelmäßigen Takt der Wagenräder, die durch die dunkle Nacht rollten, und die Gedanken, die einander entschuldigten und verflagten.

Es ist ein ewiges unverbrüchliches Weltgesetz, philosophierte er; alles nimmt zu und ab, löst sich auf und geht in andre Bildungen über, alles ist dem Werden und dem Vergehen untertan. In dieselben Flüsse steigen wir hinab und steigen wir nicht hinab, wir sind es und wir sind es nicht. Und in dem Menschen, dieser kleinen Welt, sollte es anders zugehen als in der großen? Auch in ihm fließt alles, sein ganzes Leben lang ist er der Entwicklung untertan; von dem Augenblick an, wo sie aufhört, ist er gestorben. Wir können nicht immer dieselben Freundschaften haben, nicht immer dieselben Menschen mit unsrer Liebe umfassen!

Aber dann zerflatterten alle diese Entschuldigungen in ein Nichts. Er fiel mit neuen heftigen Vorwürfen über sich her, eine Angst vor ihm selber packte ihn. War nicht die Treue des Menschen Bestes und Eigenstes? War sie es nicht, die ihn heraus hob über die ganze Kreatur, die ihm den festen Willen gab, das bewußte Beharren in all dem Fließen um ihn her? War sie nicht die ausgesprochene Eigenschaft des Mannes, sein Adel und sein Wappen? — Wem war er bisher treu gewesen?

Weiter takteten und tickten die Wagenräder, und in dieser eintönigen Melodie mußte er wohl eingeschlafen sein, denn mit einem Male war das schwarze Dunkel, das so lange an den Fenstern und Wänden gehangen hatte, gewichen — da draußen war der junge Morgen erwacht. Er lief neben dem Zuge her, anfangs noch scheuen, zögernden Schrittes, als traute er sich nicht recht, den Wettlauf mit ihm aufzunehmen, dann getroster, zuversichtlicher. Und nun war er der Sieger und hob seinzepter hoch empor, daß die letzten Schatten flohen und die Welt zu seinen Füßen lag: blaß, herbe, klar bis in die allerfeinsten Linien und dann plötzlich auslohnend wie unter tausend hochgeschwungenen Fadeln, wunderbarlich wie am ersten Tage.

Ob in sein Leben noch einmal solch ein Morgen kommen würde? Rein und leuchtend und befreiend von der Nacht und Schuld, die auf ihm lastete?

In München blieb er einen Tag, dann fuhr er in die bayerischen Berge. Aber auch dort hielt es ihn nur kurze Zeit.

Plan- und ruhelos irrte er weiter, bald war er in Tirol, bald in der Schweiz oder in Italien. Bis zum untersten Süden ging er — nirgend fand er Genuß; er, der gern mit sich allein war, suchte jetzt die Gesellschaft der Menschen. Aber auch ihrer wurde er überdrüssig, und nach Frauen trug er kein Verlangen.

Schließlich erwachte eine Unruhe in ihm, die weder der blaue Himmel des Südens noch die ewigen Berge beschwichtigen konnten. Plötzlich brach er seine Reise ab und fuhr mit dem schnellsten Zuge nach Hause.

In einem heißen Julinachmittag langte Rolf wieder in der Residenz an. Als er durch den großen Bahnhof ging, fiel sein

Blick auf die in der Vorhalle ausgehängten Theaterzettel, und er las: »Hoftheater. Schluß der Spielzeit, letzte Vorstellung für Dauerkarten. ‚Emilia Galotti‘, Trauerspiel in fünf Akten von G. E. Lessing. Emilia Galotti — Ruth Marlow.«

»Emilia Galotti« — eine Empfindung, von der er sich keine Rechenschaft geben konnte, überkam ihn mit solcher Gewalt, daß er inmitten der glühenden Hitze, die ihn die lange Eisenbahnfahrt gepeinigt, einen kalten Schauer über seinen Rücken kriechen fühlte. Er verlachte sich selber, aber den ganzen Nachmittag über beschäftigte ihn nur ein Gedanke: ob er heute abend ins Theater gehen und Ruth als Emilia sehen sollte?

Er verneinte die Frage, sie überfiel ihn von neuem, er wies sie von sich, aber es war, als wollte ihn eine magnetische Gewalt ins Theater zwingen. Doch er wollte sich nicht zwingen lassen.

Wie zu seiner Befreiung kam ein telefonischer Anruf aus einem Hotel: Werner von Berkow, der gleichfalls von einer kurzen Erholungsreise in der Residenz angelangt war, bat ihn, den Abend mit ihm zuzubringen. Das machte allem Zweifel ein Ende.

Werner fühlte sich in der Einsamkeit sehr wohl. Einmal hatte er sich mit aller Inbrunst aus ihr herausgelehnt, jetzt war er froh, sie wieder erlangt zu haben. Selbst das Anerbieten seiner Mutter, nach Erledigung ihrer Obliegenheiten nach Alt-Ettdau zurückzukehren, kam ihm kaum recht, und nur seines kleinen Egoismus wegen, dem er mit inniger Liebe zugefallen war, nahm er es an.

»Ich fliehe die Frauen, und du suchst sie, das ist bei aller sonstigen Gemeinschaft der Unterschied zwischen uns beiden.« sagte er zu Rolf, als sie in dem altertümlich ausgestatteten Zimmer der Breßlauer Weinstube zusammen saßen, in dem sie schon so manche frohe und ernste Stunde verbracht hatten.

»Es kommt vielleicht daher, daß ich Dichter bin. Was ein Dichter aus einer Frau macht, das ist sie; er schafft sie, wie er seine Werke schafft.«

»Doch nur für eine kurzgemessene Frist,« wandte Werner ironisch ein.

»Ganz recht. Die Dichtung, die fertig vor mir liegt, hat den Reiz für mich verloren,

ebenso die Frau, in die ich eines Tags nichts mehr hineinpflanzen kann. Die Liebe ist wie eine Sommernacht. Oder vielmehr wie der Traum in einer Sommernacht. Zum Erwachen darf es in ihr nicht kommen, denn das Erwachen ist immer nüchtern und schal. Die Höhepunkte des Lebens zählen nur nach Minuten; in ihrem Grunde ist die Liebe nur Sehnsucht. Wenn die Sehnsucht erfüllt ist, stirbt die Liebe — wie oft habe ich es erfahren!»

»Und bist doch immer wieder zu neuen Sehnsüchten geeilt!«

»Du hast recht, ich bin von der einen zur andern gewandert. Aber nicht wie ein leichtsinniger und übermütiger Sieger, obwohl ich weiß, daß nur er die Frauen erobert, nein, oft verzagt an mir und an ihnen, mit einer tiefen Traurigkeit im Herzen. Das mag dir unverständlich erscheinen, es ist aber einmal so.«

»Mir erscheint nur eins unverständlich: wie man etwas geistlich weiterpflegen kann, in dem man nicht einmal ein Glück findet.«

»Ich könnte dir antworten, daß ich die Frauen brauche, daß sie mir für meine Phantasie, für mein Schaffen notwendig sind. Doch das wäre nur Ausflucht. Es ist etwas andres: du weißt, daß ich einmal geliebt habe mit einem Idealismus und einer Treue, die mir heute unbegreiflich sind — damals wurde ich betrogen. Ich rächte mich an den Frauen, indem ich sie enttäuschte, wie ich enttäuscht wurde. Was erst Spiel war, wurde Verhängnis. Aber die ursprüngliche Sehnsucht starb nicht, die wurde nur größer.«

Er trank heftiger, als es sonst seine Gewohnheit war, von dem Champagner, manchmal mehrere Gläser hintereinander. Die fieberhafte Unruhe war immer noch nicht von ihm gewichen, man merkte sie aus jedem Worte und jeder Bewegung.

»In all den Frauen, die mir je nahegetreten, habe ich diese Sehnsucht geliebt nach der einen, die nicht kommt. Der Don Juan und der fliegende Holländer, dünkt mich, sind Brüder, sie suchen beide die Erlösung durch das Weib. Mit ganzer Inbrunst suche ich sie.«

»Aber einstweilen fühlst du dich ganz gut aufgehoben bei diesen Wallfahrten nach Erlösung, jedenfalls besser als der fliegende Holländer auf seinem Gespensterschiff.«

Rolf ging auf diesen Scherz nicht ein. Die Zeit war vorgeschritten, Bertow wollte noch mit dem letzten Zuge auf sein Gut zurück, Rolf begleitete ihn zum Bahnhof. Nun wollte er sich auch nach Hause begeben.

Aber er schlug nicht den nächsten Weg ein; jene unsichtbare Gewalt, die er den ganzen Abend über gespürt hatte, trieb ihn wider seinen Willen zum Theater, in dem heute Ruth ihre Emilia gespielt hatte.

Die Vorstellung mußte längst beendet sein, um so erstaunter war er, vor dem Gebäude eine größere Anzahl von Menschen versammelt zu sehen. Sie standen in einzelnen Gruppen, sprachen lebhaft aufeinander ein und wiesen mit emporgestreckten Händen nach oben. Vor dem kleinen Eingang aber, den die Schauspieler benutzten, und vor dem er in jener Nacht in der Winterfalte eine volle Stunde auf Ruth gewartet hatte, staute sich die Menge zu einer undurchbringlichen Kette.

Schweigend stand sie da, ab und zu nur hoben sich auch hier einige Arme und zeigten auf die matt erleuchteten Fenster da oben. Unten vor der Tür aber wachten Polizeibeamte und wehrten jeden Eintritt.

Tobesangst padte Rolf, in hellen Tropfen perlte der Schweiß von seiner Stirn. Er wollte näbertreten, aber seine Füße waren gelähmt; wollte eine Frage tun, aber die Stimme versagte ihm den Dienst. Endlich hatte er sich aufgerafft.

»Was ist geschehen?« wandte er sich an eine Frau, die ihm zunächst stand.

»Eine Schauspielerin soll verunglückt sein,« gab sie zurück.

»Die Marlow,« sagte ein Mann.

»Tot?« fragte eine kalte Stimme.

»Sie hat sich das Leben genommen,« antwortete eine andre.

»Mit dem Dolch, den sie in der Vorstellung brauchte.«

»Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblätterte,« flüsterte ein junges Mädchen, und Tränen schimmerten in seinen Augen.

Ein hartes Pferdegetrappel, der Sanitätswagen kam angerollt — eine Bahre wurde durch den Eingang getragen.

Sigrid nahm jetzt die Mahlzeiten in dem großen Speisesaal der Anstalt ein. Sie hatte einen bevorzugten Platz erhalten: an

ren, die sich jetzt nicht mehr, wie früher wohl, ersticken ließ.

Mit welchem Recht, so fragte sie sich, hat man dich so verachtet? Mit welchem Recht die Liebe zurückgestoßen, die du aus kindlich voller Seele botest? Die ganze erniedrigende Demütigung, die sie all die Monate ihrer Ehe auf sich hatte nehmen müssen, lebte in ihr auf und erfüllte ihr Herz mit unsäglichlicher Bitterkeit.

Wie gütig und zärtlich besorgt war dieser Arzt um seine kranke Frau! Wie ängstlich gab er acht auf sie, auf alles, was sie that oder unterließ, was sie aß oder trank. Und er war ein bedeutender Mann, und sie ein armseliges, hinfälliges Weib!

War sie geringer als diese Frau? Was für einen Grund hatte Werner, sich so über sie zu erheben? Gewiß, er war klug, und er war nicht schlecht, er lebte seinen Idealen. Durfte er sie deshalb von seiner Welt als minderwertig ausschließen?

Ihre Seele empörte sich gegen das Unrecht, das ihr von ihrem eignen Manne angetan ward, gegen die falsche und ungerechte Beurteilung, die sie von ihm erfahren hatte. Unter der Verachtung, die sie bisher erlitten, war ihr jedes Selbstbewußtsein abhanden gekommen; oft genug hatte sie sich für ein wenig liebenswerthes Geschöpf gehalten, das die Abweisung und Zurücksetzung ihres Mannes wirklich verdiene.

Jetzt sah sie, daß sie nicht jedes Wertes
bar war, erfuhr sie zu ihrem eignen Er-
staunen, daß schon ihre äußere Erscheinung
nicht ohne Eindruck auf ihre Umgebung blieb.
Wenn sie an die Tafel kam, dann lebte
die Unterhaltung auf; der Sänger, der bis
dahin gleichgültig und verbrossen seine
Mahlzeit eingenommen hatte, war ge-
sprächig geworden und erwies ihr jede
denkbare Aufmerksamkeit, und der hübsche
Assistenzarzt konnte sie nicht mehr ansehen,
ohne rot zu werden wie ein ertappter Schul-
bube; in allerlei verborgener wie offener
Weise brachte er ihr seine Huldigung dar.

An sich ließ sie diese Verehrung kalt, sie lächelte über sie und begegnete dem einmal gefeierten Sänger mit mitleidsvoller Güte und dem kleinen Doktor mit vornehmer Mütterlichkeit. Aber sie rief längst ergrabene Kräfte in ihr zum Leben.

Nur gesund, völlig gesund werden! Und dann den Kampf auf sich nehmen wider das

unerbittliche Leben, daß es einen nicht zertreibt mit den harten Füßen! Das war jetzt ihr einziger Gedanke.

Sie befolgte jede Vorschrift, die der Geheimrat ihr gab, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit, sie hörte voller Andacht zu, wenn Doktor Wattermaß stöhnend und doch weit-schweifig seine Anordnungen entwickelte, sie ließ sich von Schwester Martha pflegen und pöppeln wie ein krankes Kind, sie unterließ alles Denken und Grübeln, sie kämpfte wider die immer neu aufsteigende Erbitterung mit unbeugsamer Energie, sie lag in der Sonne, sie aß und trank und lebte nur ihrer Pflege. Und dabei erblühte ihr Leib zu einer Lieblichkeit und Schönheit, wie er sie einmal in seinen Mädchenjahren gehabt, damals, als Werner sie kennenlernte.

Der Frühling war längst dahin, der Sommer neigte sich zur Rüste. Geheimrat Leupold hatte seiner Patientin erklärt, daß ihr Lungenleiden, wenn man überhaupt von einem solchen sprechen könnte, vollständig gehoben sei. Sigrig aber wußte, wie wohl-tätig der Aufenthalt in Fichtenhöhe für ihre Nerven und ihr Gemüt war; sie hatte ja auch keine Stätte auf der Welt, wo man sie vermiste und ihrer harrte; darum blieb sie.

Vier Monate war sie bereits in Fichtenhöhe, und in ihnen war etwas geschehen, was sie früher für unausdenkbar gehalten: anfangs widerstrebend noch, dann aber mit klarer Festigkeit hatte sich ihr Herz von dem Manne losgelöst, dem es als dem einzigen einmal entgegengeschlagen, und der die Liebe in ihm ertötet hatte.

Wir bekommen einen neuen Gast an unsre Tafel,« sagte eines Mittags Geheimrat Leupold zu Sigrig, »und zwar einen Namensvetter, vielleicht einen Verwandten von Ihnen. Kennen Sie einen Hauptmann Hans von Berlow?«

Sigrig erwiderte, daß sie ihn nie gesehen, auch seinen Namen nie vernommen hätte.

»Nun, dann besteht wenigstens eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihnen beiden. Ich habe ihn eben untersucht und einen geringen organischen Defekt festgestellt, den wir hoffentlich ebenso schnell heben werden wie den Ihren. Die Hauptsache aber ist auch hier eine schwere seelische Depression. Sie ist freilich erklärlich: der Mann lebte in der glücklichsten Ehe, da wird ihm ganz

plötzlich seine blühende Frau genommen, eine Blutvergiftung unerklärlicher Art —«

»Ich kann darin eine so große Tragik nicht finden,« antwortete Sigrig, und als sie den fragenden Blick des Arztes fühlte: »Es gibt nichts Verjöhnenderes als eine Trennung durch den Tod. Wie beneidenswert ist die Frau, die nur der Tod aus ihrem Glücke reißen konnte! Die Tragik, meine ich, liegt immer nur im Leben, nie im Tode.«

Sie wußte genau, daß ihr Schicksal für den Geheimrat offenbar war. Sie hatte nur selten einen Brief von ihrem Manne erhalten, er hatte sich nie nach ihr erkundigt, sie nie besucht, und sie nie von ihm gesprochen. Was gab es da noch zu verschleiern, insbesondere einem Auge gegenüber, das bis in den Grund der Seele drang!

»Ich war auch noch nicht am Ende,« fuhr der Geheimrat fort. »Kaum hat er diesen Schlag ein wenig verschmerzt, da nimmt sich ein frischer Junge, den er nach dem Tode der Mutter ins Kadettenkorps gegeben, aus überspanntem Ehrgefühl wegen eines geringfügigen Vergehens das Leben. Er war der ausgesprochene Liebling der Mutter, und nun fällt der arme Kerl mit den grimmigsten Vorwürfen über sich her, daß er den Jungen aus dem Hause gegeben und nicht besser über ihn gewacht hat.«

»Das freilich ist ein hartes Schicksal!«

Eine innere Bewegung bebte durch Sigrigs Stimme, das eigne Leid hatte sie feinfühlig für das fremde gemacht.

»Hat er sonst noch Kinder?« fragte sie, um irgend etwas zu sagen.

»Zwei kleine Mädchen.«

»Wo bleiben die nun?«

»Er hat sie, solange er bei uns weilt, bei fremden Menschen unterbringen müssen, denn sie besuchen die Schule, und er hat nur eine Schwester, die auf dem Lande wohnt.« Und dann: »Ich habe Ihnen das alles erzählt, weil ich Herrn von Berlow an Ihre Seite setzen will. Sie haben eine gewisse friebbringende Art für gequälte Menschenkinder, und ich hoffe, daß die Sonne, die von Ihnen aus auf so manchen Patienten meiner Anstalt ihre wohlthätige Wirkung übt, auch einem verbüßerten Gemüte wohlthun wird. Sie haben es wohl noch gar nicht gewußt, daß Sie meine beste Assistentin sind?«

In der Tat hatte der Geheimrat noch nie in dieser Weise zu ihr gesprochen; sie kannte ihn und wußte, daß er nicht der Mann der Redensarten war; darum erfüllte sie sein Wort mit Dankbarkeit und Stolz.

Schon an der Abendtafel erschien Hauptmann von Berkow. Nichts als ein gelegentliches leises Zucken um den Mund verriet seinen Schmerz; es war das einzige, dem er nicht zu gebieten vermochte. Sonst übte er unerbittliche Disziplin über sich selber, er saß zwar meist stumm und vor sich hinstarrend, warf aber dann und wann, damit sein Schweigen nur nicht auffiele, einige Worte in die Unterhaltung. Das geschah ganz ungezwungen und natürlich, nur wer ihn genau beobachtete, konnte bemerken, welch eine innere Kraftaufwendung dies Aufzucken für ihn bedeutete.

Am liebsten richtete er sein Wort an Sigrid; ihre zurückhaltende Art, die sich zugleich in so feiner Teilnahme seiner gedrückten Stimmung anzupassen wußte, tat ihm wohl. Aber auch zu ihr sprach er nur über ganz allgemeine Dinge, selten streute er eine kurze Bemerkung ein, die aus der verschlossenen Welt seiner Innerlichkeit kam. Als sie ihn einmal fragte, erfuhr sie, daß er ein entfernter Verwandter ihres Vaters, freilich aus einer andern Linie der Berkows war.

Wochen waren vergangen, bis er zum erstenmal von sich selber und seinem Schicksal zu ihr redete. Aber auch jetzt tat er es in männlicher, beinahe soldatischer Zucht, die jede Äußerung des Schmerzes im Zaume hielt. Das gerade gefiel Sigrid an ihm. Sie dachte daran, wie schwach und weiblich sie sich früher ihrem Unglück hingegeben hatte, und lernte aufs neue, welch ein läuternder Lehrer ein stark getragenes Leid ist.

Herr von Berkow erhielt Besuch. Seine Schwester kam, die mit einem Großgrundbesitzer im Brandenburgischen verheiratet war; sie wollte sich nach ihrem Bruder umsehen, dem sie von ihrer Kindheit an nahestand und dessen Schicksal ihr am Herzen lag. Sie war eine hübsche runde Frau mit blühenden Wangen, ein wenig älter als Sigrid, energisch wie ihr Bruder, tüchtig in ihrem nicht leichten Berufe, die Mutter vieler Kinder, gesund und der Natur verwandt in jeder Äußerung ihres Wesens.

Mehrere Tage blieb sie in Fichtenhöhe, und da sie viel von Sigrid gehört und ihr dankbar war, daß sie sich ihres vereinsamten Bruders so gütig angenommen, traten die beiden Frauen bald in engere Beziehungen. Und wenn Frau von Mühlensfels von ihrer Wirtschaft daheim, ihrem täglichen Tun und Walten erzählte, dann erstand wie ein vergangener Traum ihr eignes Leben in Alt-Stürdau in Sigrids Seele, ihr heißes Ringen, ihren ungewohnten Pflichten gerecht zu werden, ihre tiefe Entmutigung und Niedergeschlagenheit, wenn es ihr nicht gelang, ihre erneuten Versuche und Bemühungen, für die Werner nur ein Achselzucken hatte.

Wieviel leichter hatte es diese Frau! Auf dem Lande großgeworden, war sie in eine Tätigkeit gekommen, die ihr von Kindheit an vertraut gewesen; in allem, was sie unternahm, trug sie die Liebe und das unbedingte Vertrauen ihres Mannes. Ihre Augen leuchteten, wenn sie von ihrem Zusammenleben und ihrer gemeinsamen Arbeit sprach: wie sie jeden Tag auf die Felber ritten und fuhren, wie bei aller Selbständigkeit einer nichts tat, ohne des andern Rat zu hören.

Und sie? Sie sollte jetzt, unerfahren und ungeschult wie bisher, nach Alt-Stürdau zurückgehen, sollte aufs neue lediglich auf Werners Geduld und Langmut angewiesen sein?!

Nein! Erst wenn sie ganz fertig war für ihre Aufgabe, wollte sie heimkehren — eher nicht! Und wenn es eine lange Zeit noch währte, und sie in eine neue, ernste Schule mußte, ihr Mann entbehrte sie nicht, und die Sehnsucht nach ihrem Jungen mußte sie bekämpfen, damit sie ihm eine Mutter wurde, wie er sie brauchte! Ihr Entschluß stand fest.

»Ich habe eine große, eine sehr große Bitte an Sie,« sagte sie eines Morgens zu Frau von Mühlensfels, als sie beide als die ersten Gäste ganz früh auf der Veranda ihren Kaffee tranken, »eine Bitte, die Sie in Verwunderung setzen wird, und die Sie mir ebenso offen abschlagen können, wie ich sie Ihnen ausspreche.« Und ohne eine Erwidderung abzuwarten, fuhr sie fort, jetzt doch ein wenig befangen und schnellerprechend als vorher: »Ich habe Ihnen von meinem Leben erzählt, wie ich aus kleinen, bescheidenen Verhältnissen, nur mit guter Schulbildung und für den Beruf einer Zeichen-

Lehrerin vorbereitet, plötzlich als blutjunge Frau auf ein großes Gut kam, wie ich mich Pflichten gegenüber sah, die ich trotz allem Bemühen nicht zu meiner Befriedigung erfüllen konnte. Mein Mann verlangte — begreiflich, aber vielleicht nicht ganz billig — Ähnliches von mir, wie er es selber als hervorragender Landwirt erfüllte — ich litt darunter.»

Sie kämpfte die Traurigkeit nieder, die in ihr aufsteigen wollte. Frau von Mühlensfels aber sah mit dem Scharfblick der Frau klar und deutlich, was Sigrids Geingefühl zu offenbaren sich scheute, sie zeigte es jedoch mit keiner Miene.

»Nun ist meine Zeit hier abgelaufen,« fuhr Sigrid fort, »ich bin gesund und stark geworden. Aber es dünkt mich unmöglich, jetzt in meine alte Tätigkeit zurückzukehren, wie ich sie verlassen habe. Gerüsteter und fertiger muß ich kommen! Das ist es, worauf meine Bitte hinauswill. Würden Sie mich — ich weiß, wieviel ich verlange — für eine längere Zeit, sagen wir für ein Jahr, vielleicht noch länger, bei sich aufnehmen, mich in Ihrer Arbeit unterweisen und mich das mit aller Lust und Kraft unter Ihrer Leitung nachholen lassen, was bisher zu lernen die rechte Gelegenheit mir fehlte? Sie sagten mir vor kurzem, daß sie gern Ihren Gatten auf einer größeren Reise begleiten würden, wenn Sie jemand für Ihre Kinder hätten, ich könnte Ihnen dann den kleinen Gegen dienst erweisen —«

Frau von Mühlensfels reichte ihr die Hand. »Sie sind ein tapferer, ganzer Mensch,« sagte sie, »freudig öffne ich Ihnen mein Haus und will Sie mit meiner schwachen Kraft unterweisen und Ihnen helfen, wo ich kann. Morgen ist meine Zeit hier abgelaufen, sowie ich nach Hause komme, unterbreite ich unsre Sache meinem Manne; an seiner Zustimmung zweifle ich nicht.«

Wenige Tage nach dieser Unterredung erhielt Sigrid einen Brief von Frau von Mühlensfels, in dem diese mitteilte, daß ihr Mann und sie die »neue Elexin« in Rauben, ihrem Gute, willkommen hießen.

Da war Sigrids Bleibens in Fichtenhöhe nicht mehr. Raffen Auges sagte sie Geheimrat Leupold, seiner Frau und seinem ärztlichen Stabe Lebewohl.

Wieviel Herzen sie hier gewonnen, das machte ihr Scheiden offenbar. Doktor

Wattmad war durch die Kunde von ihrer Abreise, an die zu denken er sich nie getraut hatte, so erschüttert, daß er zwei neue Patienten, die gerade diesen unheilvollen Tag zu ihrer Ankunft ausgesucht hatten, bis zum späten Abend ohne Verhaltungsmaßregeln ließ, was Schwester Martha in den drei Jahren ihres Zusammenarbeitens noch nicht erlebt hatte. Diese verlor in Sigrid ihre liebste Pflegbefohlene, mit der sie über alles, was ihre Seele bewegte, insbesondere über religiöse Dinge, hatte reden können, wie nie mit einem andern Menschen. Der alte Sänger versank von dem Tage an, da die hübsche junge Frau an seiner Seite fehlte, in seine alte Apathie und redete kein Wort mehr. Die beiden Badfische pflückten ihr unter Sturm und Regen den letzten Waldstrauch und machten dazu ein Gedicht, in dem Verse vorkamen wie »Blumen von brennenden Tränen betaut« und »einem Scheiden, vor dem der Seele graut«.

Nur Bruder Lorenz, der bis zur letzten Stunde ihr treuer Freund geblieben war, konnte ihr kein Lebewohl mehr sagen, denn in dem Augenblick, da sie die Reise in ihre neue Heimat antrat, rüstete er sich, still und gottergeben, zu einer andern, der ewigen Heimat entgegen, nach der er die Sehnsucht sein ganzes Leben lang in dem kranken Herzen getragen hatte.

Einer aber trauerte Sigrid am tiefsten nach: Hans von Bertow. Nun war er zum zweitenmal einsam geworden.

So verließ Sigrid die Stätte, der sie so viel zu danken hatte, weil sie in ihr sich selbst wiedergefunden hatte, und fuhr ernst, aber hoffenden Gemüts in den hellen Herbstmorgen hinaus, den Kampf, der ihr verordnet war, mit neugewonnener Kraft auf sich zu nehmen.

Der jähe Tod der jungen vielgefeierten Schauspielerin hatte in der Residenz Bestürzung erregt. Die Lorbeeren, die ihr das Leben so reich verheißen hatte, bedekten nun frühwelfend ihr frisches Grab.

Auf Rolf aber hatte dies Ereignis gewirkt wie nie ein andres in seinem Leben. Er arbeitete nicht, er las nicht, er war kaum eines Gedankens fähig. Stumm vor sich hinstarrend saß er auf seinem Schreibstisch oder lag, nichts wollend und denkend, auf dem Diwan; selbst Alters Einfluß versagte diesmal.

Die große Schuld war in sein Dasein getreten, und er konnte sich nicht leichten Herzens mehr mit ihr abfinden. Er war irre geworden an seiner Philosophie des unbefangenen Lebensgenusses, der er sich erst vor kurzem mit solcher Inbrunst hingegeben hatte. Das ist die wunderbare Vergeltung auf dieser Welt, daß man nur mit reinem Gewissen genießen kann. Rein muß man sein, um glücklich zu sein.

Er aber war nicht mehr rein. Er war schuldig geworden, nicht wissentlich, nicht mit böser Absicht, aber immerhin schuldig an dem frühen Hingang eines entzückenden Wesens, das durch seine Kunst berufen war, sich und vielen andern das Leben groß und schön zu gestalten. Er war der einzige Mensch in ihrem ganzen Leben gewesen, den sie liebgehabt hatte. Wie oft hatte sie ihm das gesagt! Er wendete sich von ihr ab, und sie wählte den Tod als etwas Selbstverständliches. »Du brauchst dir dann keinen Vorwurf zu machen, nicht den geringsten« — immer wieder hörte er ihr Wort. Aber es nützte ihm nichts, die Stimme in seinem Inneren brachte es nicht zur Ruhe.

Endlich raffte er sich auf und begann zu arbeiten. Der Plan, der schon seit Jahren in seiner Seele rang, tauchte aus der Tiefe, in die er ihn verdrängt, empor, und er sah ihn nach dem, was er in diesen letzten Wochen durchgemacht hatte, in ganz neuem Lichte. Die Idee des Don Juan war es, die mit der alten Gewalt von seiner Seele Besitz ergriff.

Er hatte den ganzen Leichtsinns des Don Juan erfahren und die verbrennende Glut seiner Sinne, er kannte den Dämon, der in ihm wirkte, und die Ruhelosigkeit, zu der dieser Dämon trieb; jetzt wußte er auch von der Schuld, der er verfiel, und der Hölle, die ihre Pforten öffnete. Zwar war es nicht die Hölle der alten Sagen und die Teufel, die bei Mozart den Missetäter vom üppigen Lebensmahl fort in ihr finsternes Reich schleppen, es war vielmehr jene Hölle, die im Busen brennt, die nicht sterbende Qual des verklagenden Gewissens.

Aber wieder erschien ihm der Stoff zu gigantisch für seine schwache Kraft, er gab sich ihm mit ganzem Eifer hin, um ihn dann wieder auf lange Zeit zu fliehen.

Ein Jahr war vergangen, aus dem Winter war der Frühling geworden. Rolf

saß auf dem freundlichen Fremdenzimmer, das ihm Werner für seine häufigen Besuche und für seine Arbeiten eingerichtet hatte. Er hatte die beiden Fenster weit geöffnet und sah durch jungbelaubte Kastanien, die ihre ersten Kerzen ansteden, auf den großen Gutshof.

Einige schwarzgeschuppte Mölkchen säumten den Horizont wie eine Panzerkette und stiegen in geschlossener Phalanx feindlich höher, der Sonne entgegen, die vor ihnen auf der Flucht schien. Etwas Angsterfülltes lag in der Luft, eine Schar von Tauben zog in schnellem, aber scheinbar ziellosem Fluge dahin, und aus der Koppel drang das laute Wiehern der Hengste.

Rolf legte die Feder aus der Hand. Die Unruhe, die da draußen war, teilte sich ihm mit, es war ein Etwas in ihm, über das er nicht hinwegkam; der innere Einklang fehlte, ohne den er nicht zu schaffen vermochte.

Die Wolken hatten die enteilende Sonne erreicht und hielten sie fest in weitausgestreckten Krallen. Dunkel war es draußen und im Zimmer; eine dichte Staubsäule wirbelte empor, der blecherne Fahn auf dem Dache des Rutschstalles drehte sich pfeilschnell, laut klagend, einige Male um sich selber.

Werner trat in Rolfs Zimmer, seine Hand hielt ein zusammengeknittertes Schreiben, starke Erregung war in seiner Miene.

»Sigrid teilt mir mit, daß sie in acht Tagen in Alt-Stürdau eintreffen wird. Ganz bestimmt, als hätte ich dabei überhaupt nicht mitzureden.«

»Sie ist ja auch über zwei Jahre fortgewesen.«

»Ganz recht. Und diese zwei Jahre haben eine Kluft zwischen uns aufgerichtet, die nach meiner Ansicht nicht mehr zu überbrücken ist. Ich glaubte, sie würde das selber einsehen und die Trennung als eine dauernde betrachten.«

»Sie hat ihr Kind hier.«

»Hat sie es nicht so lange ohne den Jungen ausgehalten? Und ist er nicht hier bei mir und meiner Mutter vorzüglich aufgehoben? Wenn sie jetzt wiederkommt, dann beginnt das alte Spiel von neuem, das Spiel der ewigen Vorwürfe und Tränen — ich mache die Komödie nicht mehr mit, um keinen Preis! Du kennst mich, du hast mir schon so manchen Freundschafts-

dienst erwiesen, du mußt mir auch diesmal helfen. Und wenn du es mir versagen solltest, tu es Sigrids halber! Sie setzt die kaum gewonnenen Kräfte aufs neue dran, sie wird wieder krank und elend — ich kann es nicht mehr mit ansehen.«

»Was verlangst du von mir?«

»Du sprachst davon, daß du in diesen Tagen nach Berlin müßtest. Das Gut, auf dem Sigrid sich befindet, liegt im Brandenburgischen; es kann für dich also ein zu großer Umweg nicht sein. Du fährst zu ihr, du stellst ihr vor, daß sich nach so langer Trennung ein Zusammenleben schwer wieder herstellen lassen wird, daß wir fürchten, daß sie sich hier unglücklicher als je fühlen wird.«

»Und du wärst zu jedem Opfer bereit?«

»Zu jedem.«

»Auch zu dem des Kindes?«

Werner kämpfte. Dann kam es zögernd von seinen Lippen: »Auch das Kind würde ich ihr geben, wenn es nicht anders ginge.«

Da erkannte Rolf, daß hier eine Heilung nicht mehr möglich war, denn er wußte, wie Werner an seinem Jungen hing. »Gut,« sagte er, »ich werde fahren und sehen, was ich ausrichten vermag.«

Unterhalb Jahre weilte Sigrid jetzt in Rauben, und nie hatte sie den Entschluß bereut, der sie unter so ungewöhnlichen Verhältnissen hierhergeführt hatte.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war sie in die Arbeit eingespannt, die sie sich freiwillig erwählt hatte, und in der sie Frau von Mühlensfels mit Geschick und Liebe unterwies. Jetzt erst sah Sigrid, wieviel ihr gefehlt, als sie ganz unvorbereitet als Gutsherrin nach Alt-Stürdau kam. Sie erkannte aber zugleich, daß verständige Anleitung und ermutigende Anerkennung bei ihr nicht auf fruchtlosen Boden fiel, wie sie in ihrer Verzeiſſung damals oft genug gefürchtet hatte.

Zwei Monate beinahe war das Mühlensfelsche Ehepaar auf Reisen gewesen, da hatte sie die weitverzweigte Wirtschaft allein geführt und dem kinderreichen Hausstand mit solchem Geschick vorgestanden, daß Frau von Mühlensfels bei ihrer Rückkehr nicht das geringste auszufehen fand. Die Hauptsache aber war, daß sie selber fühlte, eine wie andre sie innerlich in dieser ernstesten langen

Zeit geworden, und daß sie mit neugewonnenem Vertrauen ihrer Zukunft entgegen sah.

Eines Tags äußerte sie Frau von Mühlensfels gegenüber ihren Entschluß, Rauben in kurzem zu verlassen.

»So ungern ich Sie gehen lasse,« erwiderte die kleine Frau, »den Meisterbrief kann ich Ihnen mit gutem Gewissen ausstellen, und mein Mann wird sein Siegel daruntersetzen. Aber wenn es so bald geschieden sein soll, dann lassen Sie uns nach der Arbeit des Tages den schönen Abend noch zu einem Spazierritt benutzen.«

Freudig stimmte Sigrid zu, sie hatte in Rauben auch das Reiten gelernt, das Werner nie gern gesehen hatte. Frau von Mühlensfels gab Befehl, die Pferde bereitzumachen, da ertönte das Rollen und Rattern schneller Räder über das Steinpflaster, ein Wagen bog durch die Einfahrt, und in dem Besucher, den er brachte, erkannte Sigrid zu ihrem großen Erstaunen Rolf Aldermann.

Er ist älter geworden und sieht nicht mehr so fest und zuversichtlich ins Leben wie noch vor zwei Jahren, dachte sie bei sich, als sie nach kurzer Vorstellung, unwillkürlich wohl in dem Wunsche, allein zu sein, vom Hofe fort auf die hart am Gutshofe vorbeiführende Landstraße getreten waren.

Sie hatte das Trauerkleid abgelegt und trug ein schlichtes Leinengewand, das alle Vorzüge ihres biegsamen, schlanken Leibes hervorhob. Um den Hals war ein schwarzes Sammetband geheftet, und von ihm hob sich blühend das feine Antlitz ab mit den frischen Farben und der Krone der wunder-vollen Haare.

Rolf ging neben ihr, stumm, langsamen Schrittes, und sah sie wieder und wieder an und konnte es nicht fassen und glauben, daß diese zur vollen weiblichen Schönheit entfaltete Frau dieselbe sein sollte, die er elend und verlassen an einem Frühlingstage wie diesem aus ihrer Heimat hatte wandern sehen. Die Sigrid ihrer Mädchenjahre stand vor ihm, nur daß jetzt das ahnungsreich Geheimnisvolle einer Frau hinzugekommen war, die viel erfahren und erlitten hatte, die unberührt geblieben wie ein Kind und doch voll unbewußt weiblicher Sehnsucht war.

Ihr Anblick hatte ihn in solche Verwirrung versetzt, daß er vergaß, weshalb er

den blühenden Wangen und helleuchtenden Augen in ihren Schoß barg, und sie, keines Wortes fähig, seine silbernen Haare mit der zitternden Hand streichelte, sein liebes Antlitz küßte und wieder küßte, da wußte sie, daß dies arme Leben, das sie so manches Mal, wer weiß wie gern, von sich geworfen hätte, reich war an unaussprechlichen Freuden und Wonnen.

Freilich, als sie ihn nun neben sich auf den Rücksitz des Jagdwagens nahm, da zogen sich Egons Mundwinkel zusammen, und er erklärte sehr bestimmt, er wolle bei Friedrich sitzen und nicht bei der Mama, die ihn so lange allein gelassen, und von der er überhaupt nichts wissen wolle. Aber eine Schachtel großer Schokoladenzigarren, die er sich durch sein Fräulein bei ihr bestellt hatte, besänftigte seinen Unwillen; er blieb nun gern und willig bei ihr, hielt die Zigarre zwischen den kleinen Fingern, wie es der Vater tat, wenn er auf dem Wagen saß, zernagte sie mit den entzündenden Perlenzähnen und erzählte der Mutter dies und jenes: von dem kleinen Kalb, das gestern angekommen, und dem Fräulein Niece ein blaues Band um den weißen Hals getan, von Raro, dem Jagdhund, der ein Rücken erwischt, und den der Vater dafür mit der Reitpeitsche durchgehauen hatte. »Sieh mal, so —« Aber als er dabei den kleinen fleischigen Arm hoch in die Luft hob und dann auf das Wagenleder niederfallen ließ, verlor er seine Zigarre, fing laut und herzzerbrechend an zu weinen, beruhigte sich aber sofort, als ihm Sigrid schnell eine andre in die Hand steckte, und erzählte weiter von dem jungen Reh, das mit seiner Mutter ganz dicht an den Garten gekommen, und das er heinabe gegriffen hätte.

Sie aber hörte ihm voller Andacht zu, wollte auch gern etwas sagen oder fragen, brachte es aber zu nichts anderm als: »Wie groß du geworden bist, mein Schatz! Wie deine Loden gewachsen sind! Und weiß sind sie — ganz weiß wie bei einem alten Manne!«

Das wiederholte sie einige Male und schämte sich der Tränen, die sie sich ganz und gar abgewöhnen wollte, die nun heiß und unaufhaltsam über ihre Wangen flossen und auf die kleine Kinderhand niedertropften, daß Egon sie zuerst erschreckt, dann ganz ärgerlich ansah.

Schon bog der Wagen in den Torweg ein, der vor das Guts Haus führte.

Es war wunderbar, welch eine Sicherheit das Kind ihr gab! Wie hatte sie sich vor diesem Augenblick gefürchtet, wie manches Mal ihn in ihrer Phantasie sich ausgemalt, wenn sie an ihre Heimkehr dachte!

Und jetzt war es so ruhig in ihr, als käme sie von einer kurzen Ausfahrt nach Hause zurück; jetzt schlug ihr Herz kaum bei dem Gedanken, dem Manne in das Antlitz zu treten, der seit fünf Jahren ihr Gatte war, dem Vater des Jungen, der da ahnungslos schwabend, hell lachend neben ihr saß — und von dem sie Abgründe trennten, unüberbrückbare für alle Zeiten!

Er empfing sie nicht, das war ihr lieb, sie hatte es auch gar nicht erwartet.

Aber er war überhaupt nicht zu Hause; seine Mutter, die mit dem Stubenmädchen in der Glasveranda stand, entschuldigte ihn mit einer Reise, die er zum Ankauf von Hengsten nach Hannover hatte machen müssen. Sigrid wußte nicht recht, war die Entschuldigung ernst gemeint, oder war sie ein Spiel vor dem Stubenmädchen, das schon seit einigen Jahren auf Alt-Stürdau war und natürlich alles ganz genau wußte. Aber die Komödie mußte ja beginnen — nun gut, an ihr sollte es nicht fehlen!

Die alte Dame war so feierlich und gravitätisch wie das starkverbrauchte braune Seidenkleid, das sie bei festlichen Gelegenheiten auf dem Lande aufzutragen pflegte, und das die helle Maiensonne mit lachender Schadenfreude in seiner ganzen Fadencheinigkeit erschimmern ließ. Sie hatte zierlich geschnittene Brötchen mit kleingewürfelten Schinkenstücken zurechtgestellt, und als Sigrid erklärte, daß sie nicht den geringsten Appetit verspüre, und trotz der Mühe, die sie sich gab, nicht einen Bissen hinunterwürgen konnte, kam sie mit einem großen Glase Rotwein, in Ei gequirkt, herbei. Das würde ihr wohl tun nach der langen Reise, die sie doch sehr angestrengt haben mußte; ob sie sich nicht gleich hinlegen wollte, vielleicht hier im Wohnzimmer auf das Sofa? Das Kind würde das Fräulein schon besorgen.

Lachend erwiderte ihr Sigrid, daß alles das nun vorbei wäre, daß sie sich gesund, völlig gesund fühlte; ob sie ihr das denn gar nicht ansähe?

Da zog die alte Dame die Brauen ein wenig in die Höhe, wiegte den Kopf und antwortete ihr mit einem Blicke, der deutlich sagte: Das ist die Täuschung, der sich solche Kranken immer hingeben! Dein blühendes Aussehen ist auch solche Täuschung, die von der Erregung der Stunde kommt — wir kennen das!

Nun gut, dachte Sigrig, glaube, was du willst! Ich werde dir schon beweisen, daß ich gesund bin! Laut aber sagte sie: »Den Jungen werde ich ein für allemal selber zu Bett bringen und heute abend gleich damit beginnen.«

»Das wird das Fräulein übelnehmen, sie hat den Jungen tadellos gepflegt.«

»Um so schneller wird sie sich daran gewöhnen,« gab Sigrig zurück, ging nach oben, bettete den Jungen, unbekümmert um das ungnädige Gesicht, das ihr zusah, sprach mit ihm sein Gebet und küßte ihn zur Gute nacht.

»Das war schön, Mutter!« flüsterte Egon, schlang die Arme um ihren Hals und wollte sie nicht mehr freigeben. »Das mußt du nun immer tun, Mutter, und nie mehr von uns fortgehen!«

»Nein, jetzt bleibe ich bei euch!«

»Lange?«

»Immer, mein Schatz, immer!«

Nach dem Abendessen saß sie in ihrem Zimmer an ihrem Schreibtische. Dunkle, schwere Erinnerungen wurden in ihr wach. Ihr gegenüber auf dem Sofa hatte ihre Schwiegermutter Platz genommen und strichte an einem Strumpfe.

Sigrig fragte nach diesem und jenem, nach Egon, nach der Wirtschaft und dem Hause. Die alte Dame antwortete mit einer Zurückhaltung, die sich jede Silbe gleichsam erst mit List von den dünnen Lippen rauben ließ. Als wäre dies alles eigentlich gar nichts für die junge Frau und höchstens dazu angetan, sie unnötig aufzuregen. Sie deutete auch an, daß sie im Einverständnis mit Werner handelte, und er die Führung der Wirtschaft und des Hauses vorläufig ihr anvertraut hätte.

Wenn sie auf Werner kam, stockte jedesmal ihr Wort; ganz vorsichtig erzählte sie von ihm und seinem Tun, nur das Notwendigste und Unumgänglichste, und immer mit einer Miene, die fürchtete, schon zuviel gesagt zu haben. Nur einmal bemerkte sie,

und zwar nicht ohne Absicht, daß er mit seinen Nerven nicht in Ordnung wäre und sehr behutsam angefaßt werden müßte. Aber auch jetzt sprach sie von ihm als ihrem Sohne, der für ihr Gegenüber so gut wie ein fremder Mann wäre.

Sigrig hatte für das alles nur ein Lächeln.

Den folgenden Tag ließ sie die alte Dame wirtschaften und bestimmen, wie es ihr gefiel, wanderte mit Egon in die Ställe und den Garten, sah sich alles genau an, kümmerte sich aber selbst um gar nichts. Den nächsten Morgen jedoch stand sie früh auf, ging in die Küche, gab ihre Anweisungen für das Mittagessen und die übrige Tagesordnung, und als Frau von Berkow am Frühstückstisch erschien und nach ihrer Gewohnheit die Mamsell zu ihrer Besprechung zu sich bitten wollte, erklärte ihr Sigrig, daß dies nicht nötig wäre, da sie bereits alles selber bestimmt hätte. Gleichzeitig erbat sie die wichtigsten Schlüssel und die Bücher.

Einen Augenblick war die alte Frau sprachlos, dann faßte sie sich und sagte in jener unsicheren Art, die sie immer an sich hatte: »Ich weiß doch nicht recht, ob ich das tun darf, ob ich in Werners Sinne handle, der —«

»Ich übernehme die Verantwortung, liebe Mutter,« unterbrach sie Sigrig freundlich, aber entschieden. »Es ist doch nur natürlich, daß die Hausfrau, wenn sie zurückkehrt, das Regiment in die Hand nimmt, in dem du so gütig warst, sie während ihrer Krankheit zu vertreten.«

»Dann ist mir allerdings nicht ganz klar, ob mein Hierbleiben noch einen Zweck hat.«

»Als unser Gast bist du uns sehr willkommen. Nach der vielen Arbeit, die du hier auf dich hast nehmen müssen, wird dir eine Zeit der Ruhe und Erholung gewiß guttun.«

Aus den kleinen grauen Augen irrte ein Blick hellen Erstaunens zu der jungen Frau hinüber. Jetzt zum erstenmal bemerkte Frau von Berkow die Veränderung, die mit ihrer Schwiegertochter in dem einen Jahre vor sich gegangen war. Aber einem entschiedenen Willen gegenüber versagte stets ihr Widerstand, sie gab Schlüssel und Bücher in Sigrigs Hand. Sie tat es mit der Miene eines Großsigelbewahrers, der sein Amt abgibt, äußerlich würdevoll und gefaßt, innerlich

murrend und in dem niederbrüdenden Bewußtsein, daß die Tage ihrer Herrschaft in Alt-Stürdau gezählt waren.

Eines Tags meldete Werner seine Rückkehr an. Sigrid ließ ihn aussteigen, ging ihm dann auf dem Korridor entgegen und reichte ihm die Hand.

In seiner Art, sie zu begrüßen, lag dieselbe fragende Befangenheit, mit der sie vor einer Woche die alte Frau empfangen hatte. Nie war ihr die Ähnlichkeit zwischen Mutter und Sohn so zum Bewußtsein gekommen wie in dieser Stunde. Warum mußt du nach Hause kommen? fragte sein Blick. Wie soll das alles nun werden?

In seiner ganzen Haltung war etwas Chevalereskes, aber dieselbe Kühle, die er ihr in der letzten Zeit stets gezeigt hatte, nur daß sie jetzt absichtlicher hervorgekehrt war, als wollte sie von vornherein sagen: Ich werde mir stets meiner Pflichten bewußt bleiben — im übrigen bitte ich dich, mach' dir keinerlei Hoffnungen mehr, es ist aus zwischen uns und bleibt für immer aus.

Und wieder hatte Sigrid nur ein Lächeln. Sie war ihm beim Ablegen der Sachen behilflich, wie sie es früher getan, fragte nach seinem Ergehen und rief Egon zur Begrüßung seines Vaters herbei.

Dann ging man zu Tisch. Er fand die Speisen, die er liebte, fand sie auch so zubereitet, wie es ihm köstlich erschien.

»Endlich einmal wieder ein Essen, wie man es vertragen kann! Die Kost in den Gasthäusern wird mir immer ungenießbarer.«

Er richtete die lobenden Worte an die Adresse seiner Mutter.

»Ich habe nichts damit zu tun gehabt — Sigrid macht alles allein.«

»Wenn es ihr nur nicht zuviel werden wird,« sagte er ein wenig verlegen.

»Ich habe es ihr genug vorgestellt.«

»Wer nicht hören will, muß fühlen,« gab er kurz, und diesmal nicht freundlich, zurück. Sigrid sprach kein Wort.

Sowie er den letzten Bissen genossen hatte, erhob er sich und begab sich in sein Arbeitszimmer. Er fand die eingegangenen Briefschaften geordnet auf seinem Schreibtisch liegen, einige Bestellungen waren auf einen Zettel geschrieben.

Als er alles gesichtet hatte, trat Sigrid

ein, gab ihm die nötige Aufklärung über dies und jenes, das in seiner Abwesenheit vorgefallen war, und richtete ihm einige Anfragen des Inspektors aus. Sie tat es mit einer Klarheit und Kürze, die ihn angenehm berührte.

»Du hast dich erholt,« sagte er, »ganz erstaunlich erholt.«

»Gott sei Dank!« gab sie zurück.

Leicht hatte es Sigrid mit ihren Leuten nicht. Die alte Dame hatte ihnen manche Freiheit gelassen, sie waren gewohnt, sie als ihre Herrin zu betrachten, und fügten sich der neuen nicht gern. Was Sigrid aber am meisten ihre Stellung erschwerte, war der Umstand, daß ihre Schwiegermutter an allem, was sie sagte und anordnete, im Verborgenen mitwirkte. Sie leistete ihr nie aktiven Widerstand, der war nicht nach ihrer Art, der passive lag ihr mehr. Indem sie die freundliche Besorgnis äußerte, daß ein gar zu großer Pflichtkreis die glücklich wiedergewonnene Gesundheit ihrer Schwiegertochter aufs neue gefährden könnte, behielt sie sich ein gewisses Gebiet im Hause und in der Wirtschaft vor und umgab sich, besonders vor Werners Augen, mit dem Schein der Unentbehrlichkeit.

Am schlechtesten aber kam Sigrid mit dem Kinderfräulein aus, das Frau von Bertow aus ihrer Heimat mitgebracht hatte, und das sie für ein Juwel hielt. Das machte das junge, genuglam von sich überzeugte Mädchen vollends unlieblich; es tat grundsätzlich nicht, was Sigrid ihm auftrug, glaubte alles besser zu wissen und war sichtbar bemüht, die Mutter möglichst von der Erziehung ihres Kindes fernzuhalten. »Hat sie sich früher nicht um den Jungen gekümmert, was steckt sie jetzt ihre Nase in alles?!« sagte es zur Mamsell.

Sigrid, die gerade in der Speisekammer war, hatte es gehört; sie machte nicht das geringste daraus; aber als das Mädchen bei der nächsten Gelegenheit wiederum gegen ihren ausdrücklichen Befehl handelte, zog sie es zur Rechenschaft.

»Du meine Güte,« erwiderte das ungezogene Ding, »mal kommandiert die alte, mal die junge gnädige Frau; nach zwei Pfeifen habe ich das Tanzen nicht gelernt.«

»Es gibt nach meiner Rückkehr nur noch eine Herrin in Alt-Stürdau. Danach

haben Sie sich zu richten, heute und immer. Vergessen Sie es nur ein einziges Mal, so sind Sie entlassen!»

»Dann wird es wohl ebenso gut sein, ich gehe gleich.«

»Ich habe nichts dagegen.«

Eine Stunde später saß Sigrid auf der kleinen Glasveranda, schälte die Spargel, die der Gärtner eben gestochen hatte, und erklärte zugleich Egon ein Silberbuch, das sie ihm mitgebracht hatte. Da sah sie ihre Schwiegermutter aus dem Garten auf sich zukommen. Sie kannte ihr Gesicht ganz genau, kannte den Ausdruck, den es immer annahm, wenn Frau von Berkow etwas auf dem Herzen hatte, das auszusprechen sie nicht den Mut fand. Ihre Taktik war dann, zu warten, ob nicht der andre von der Sache anfangen würde. Aber Sigrid tat ihr heute den Gefallen nicht.

»Liebes Kind,« begann sie da, nachdem sie sich eine ganze Weile stumm an der Arbeit ihrer Schwiegertochter beteiligt hatte, »du hast heute mit Fräulein Marie einen kleinen Konflikt gehabt —«

»Von einem Konflikt kann wohl nicht die Rede sein. Sie erbat ihre sofortige Entlassung, und ich gewährte sie. Das war es.«

»Hm! hm! Du warst aber ein wenig scharf.«

»Nach dem, was sich das Mädchen zuschulden kommen ließ, durchaus nicht.«

»Ja — aber das geht doch nicht, mein liebes Herz —«

»Es geht nicht?«

»Nein, auf keinen Fall.«

»Und weshalb nicht?«

»Weil wir eine so tüchtige Kraft unter keinen Umständen entbehren können. Niemand kann wissen, wie weit deine Gesundheit reichen wird, da müssen wir einen tüchtigen Menschen für den Jungen haben.«

»Ich habe dich schon einmal über meine Gesundheit beruhigen müssen, liebe Mutter. Bis zu dem Eintritt einer neuen Kraft komme ich gut mit dem Jungen allein aus.«

Die alte Dame wiegte den Kopf und raffte sich zur äußersten Entschlossenheit auf: »Das ist unmöglich bei allem andern, was jetzt auf deinen Schultern ruht; Werner würde es auch nie zugeben. Es war von Fräulein Marie nicht so böse gemeint, ich habe deshalb vernünftig mit ihr gesprochen. Sie ist gern bereit, zu bleiben, wenn du ihr

ein freundliches Wort gibst, und das wird dir ja nicht schwerfallen, schon Egon halber.«

Da verließ Sigrid zum erstenmal seit ihrer Rückkehr die Selbstbeherrschung. Sie nahm den großen Zinnteller mit dem Spargel von ihrem Schoße, stellte ihn mit hartem Ruck auf die Tischplatte, erhob sich und sagte mit flammenden Wangen: »Du sprachst mit ihr und batest sie, zu bleiben, nachdem ich sie entlassen hatte? Ich bin das Kind nicht mehr, als das ihr mich lange genug hier behandelt habt; ich bedarf eures Gängelbandes nicht und weiß, was ich zu tun habe. Morgen um diese Zeit ist das unverkämte Geschöpf nicht mehr in meinem Hause. Da du die Verhandlungen mit ihr begonnen, bist du wohl so freundlich, ihr diesen Bescheid zu übermitteln.«

Das war Frau von Berkow denn doch zuviel. Solche Sprache führte die Frau hier, der die Rückkehr kaum gestattet war, und die nun hier auftrat, als könnte sie in Alt-Stürdau schalten und walten, als gäbe es keinen andern mehr neben ihr!

»Werner wird da wohl auch noch ein Wort mitzureden haben,« sagte sie kurz und abweisend.

Da Werner in einer geschäftlichen Angelegenheit in der Stadt zu tun hatte und erst gegen drei Uhr nach Hause kam, verzögerte sich das Mittagessen. Er schien Verdruß gehabt zu haben, denn er sprach wenig, und da auch die beiden Frauen zur Mitteilung nicht aufgelegt waren, verlief die Mahlzeit schweigsam.

Als das Fräulein mit Egon die Tafel verlassen hatte, sagte Sigrid: »Sie hat heute zum letztenmal an unserm Tische gegessen.«

Werner hörte auf. »Zum letztenmal?« fragte er.

»Sie ist von morgen ab entlassen.«

Er runzelte die Stirn. »Ist entlassen? So plötzlich? Du sagtest mir doch erst vor kurzem, Mutter, daß Fräulein Marie ein sehr tüchtiges Mädchen wäre.«

»Das ist sie auch, ganz besonders tüchtig,« gab die alte Frau, jedes Wort unterstreichend, zurück. »Sie versteht mit dem Jungen gut umzugehen und macht sich auch sonst in jeder Weise im Hause nützlich.«

Werner warf einen kurzen, ärgerlichen Blick auf Sigrid und nahm jene Haltung ein, die sie früher immer so gefürchtet hatte.

»Und weshalb denn entlassen? Und so schnell, daß man nicht einmal Zeit fand, mir ein Wort von dieser Kündigung mitzutheilen?«

Ruhig und sachlich berichtete Sigrid, was sie zu ihrem Schritte veranlaßt hatte.

»Gute Leute sind auf dem Lande sehr schwer zu ersetzen,« erwiderte Werner, »vielleicht wäre ein Einlenken möglich gewesen.«

»Das war auch meine Ansicht,« fiel jetzt Frau von Berkow mit einem leisen Triumph in der Stimme ein. »Deshalb redete ich mit dem Mädchen, und es sagte mir sein Bleiben zu.«

»Damit wäre die Sache ja erledigt,« meinte Werner und wollte sich erheben.

Da richtete Sigrid das große klare Auge mit einem festen Blick auf ihren Gatten: »Ich frage dich, ob du es billigst, daß deine Mutter mit einem von mir entlassenen Mädchen hinter meinem Rücken verhandelt, daß sie ihr Bleiben wider meinen Willen erbittet unter der Bedingung, daß ich ihr ein freundliches Wort gleichsam als Abbitte sage. Glaubst du, daß unter diesen Umständen meine Autorität im Hause aufrecht erhalten werden kann?«

»Nein,« antwortete er bestimmt, »das geht nicht.« Und dann zu seiner Mutter sich wendend: »Sigrid hat jetzt die doppelte Arbeit, und ihre Sache ist es, für vollgültigen Ersatz zu sorgen. Aber sie hat richtig gehandelt; morgen früh steht das Fuhrwerk für das Kinderfräulein vor der Tür.« —

Wenige Tage später verließ auch Frau von Berkow das Gut ihres Sohnes, um sich auf eine Babereise zu begeben; sie hatte ihre Niederlage nicht verschmerzt, und Werner wußte, daß sie nicht wiederkehren würde.

Nun waren die beiden allein in Alt-Stürdau. Sie sagten sich am Frühstückstische Guten Morgen und Gute Nacht des Abends; sie unterhielten sich kühl und gemessen bei Tisch in Gegenwart des Jungen und der neuen Kindergärtnerin, die Sigrid mit Geschick und Glück gewonnen hatte; sie besprachen wirtschaftliche und häusliche Angelegenheiten miteinander, aber sie vermieden jedes überflüssige Wort. In streng gewahrter Höflichkeit lebten sie nebeneinander her. Und immer deutlicher ward Sigrid die Erkenntnis, daß sie so lange in einem Wahn gelebt hatte, als ihr ganzes

Sinnen und Streben nur auf Glück und Anerkennung gerichtet war.

Glück, das ward ihr immer klarer, hieß nichts andres, als seine Pflicht tun, gleichviel ob sie anerkannt wird oder nicht. Mit sich selber im Einklange sein, das war das Glück. Ihr neugewonnener Glaube, der alles Angelernte und Anergogene abgestreift hatte, half ihr in diesem Kampf und gab ihr die stete Sicherheit in ihrem Wesen und Wirken.

Es gab Augenblicke, wo Werner ein lobendes Wort auf den Lippen hatte; aber er drängte es zurück. Niemals jedoch bemerkte er das Warten auf sein Lob, das ihm früher so lästig gewesen, auch niemals die leiseste weibliche Sehnsucht. Ihr Auge blieb stets hell und ruhig, ihre Sprache klar und fest.

Die Stunde kam, wo ihm zumute war, als könnte er über das, was in den Tiefen seiner Seele lebte, mit dieser Frau sprechen.

Aber wieder bezwang er sich. Er las sein Buch allein, er ließ sich das Pferd satteln, er ritt auf die Felber, er ging auf die Jagd.

Warum bin ich eigentlich so allein? fragte er sich.

Sigrids Gegenwart, wenn sie des Abends nach der Arbeit für eine halbe Stunde in sein Zimmer kam, war ihm nicht mehr unangenehm; er vermied sie, wenn sie ausblieb; er hörte zu, wenn sie dem Kinde Geschichten erzählte oder mit ihm spielte.

Eines Abends, als Besuch aus der Nachbarschaft da war, und man bei einem Glase Bowle über dies und jenes redete, wurde die Frage aufgeworfen, ob sich ein Mensch wohl von Grund seines Wesens aus verändern könnte.

»Andern kann sich wohl niemand,« meinte Sigrid, »er wird immer bleiben, was er ist. Aber er kann zurückkehren zu seiner ursprünglichen Bestimmung, wenn er sie verloren hat. Das ist dann seine Wiedergeburt.«

Ein andermal kam das Gespräch auf Rolf Udermann.

»Er kommt jetzt viel weniger,« bemerkte Sigrid.

»Er arbeitet vielleicht an einem neuen Werke,« gab Werner zurück.

»Er könnte es auch hier tun, ungestörter als in der Stadt.«

»Ich werde ihn einladen,« bemerkte Werner kurz und blickte zu ihr hinüber. Sollte

sie Verlangen nach Rolf haben? Ein Wunder wäre es in der Einsamkeit nicht, in der sie lebten.

Oft reizte es ihn, ihr zu widersprechen. Sie blieb unberührt auch durch seinen heftigsten Widerspruch.

Sigrids Rückkehr forderte es, nunmehr eine Reihe gefelliger Verpflichtungen nachzuholen, die durch ihre Krankheit und ihre lange Abwesenheit vernachlässigt waren. Werner, der früher auf seinen gesellschaftlichen Ruf sehr geringes Gewicht gelegt hatte, schien jetzt darauf bedacht, dem Gesellschaft über seine Ehe nicht unnötige Nahrung zu geben. »Der Leute wegen müssen wir unsern Verkehr wieder aufnehmen,« sagte er.

So machte man Besuche und fuhr auf Gesellschaften.

Niemand konnte merken, daß etwas zwischen den beiden stand; freundlich und höflich verkehrten sie miteinander. Sigrid, die sich einmal so wenig glücklich in diesen Kreisen gefühlt hatte, bewegte sich jetzt in ihnen mit jener graziösen und doch zurückhaltenden weiblichen Liebenswürdigkeit, die Werners steifer und gesellschaftlich pedantischer Art abging, und die ihn, als er sie als junges Mädchen kennengelernt, von vornherein an ihr entzündet hatte. Von allen Seiten mußte er Komplimente über seine Frau hören: wie unglaublich sie sich erholt hätte, wie neu erblüht und schön sie geworden, ja, auch einige mehr oder weniger harmlose Redereien blieben nicht aus. Er machte gute Miene zum bösen Spiel und fiel ebenso wenig aus seiner Rolle wie sie aus der ihren.

Wenn sie dann aber nach solch einer Gesellschaft allein und dicht nebeneinander in dem kleinen Rupee saßen und durch die dunkle Nacht fuhren, war der alte Zustand wieder hergestellt. Entweder sprachen sie nichts, oder er berichtete, wenn das Schweigen zu peinigend wurde, von einer Unterhaltung, die er mit einem Nachbar über soziale oder politische Dinge gehabt; dann und wann erzählte er auch von einem Erlebnis auf der Jagd oder von einer andern belanglosen Sache.

An einem Sonntagmorgen erschien Rolf Aldermann. Viele Wochen war er nicht in Alt-Stürdau gewesen.

Er hatte sich seiner Arbeit hingegeben,

die doch keine Arbeit war, sondern mehr ein Hindämmern und Fortträumen als wirkliches Schaffen. Er hatte lange nichts geschrieben; die Direktoren und Agenten hatten schon mit dem Drängen aufgehört, und das war ein böses Zeichen. Die Jugend rüdte heran und gewann Siege. Wenn er jetzt nicht bald hervortrat, so war er überholt und vergessen.

Aber die dunkle Empfindung, daß seine künstlerische Kraft am Versagen war, daß ihm nichts mehr gelang, drückte ihn tief banieder.

Da kam Werners Anfrage: weshalb er sich gar nicht mehr in Alt-Stürdau sehen ließe, und seine dringende Aufforderung, sie doch endlich zu besuchen. Nun padte ihn ein so unwiderstehliches Verlangen nach Luft und Freiheit und Menschen, daß er mit dem nächsten Zuge reiste.

Gerade an diesem Tage waren Bertows zu einem kleinen Gartenfest beim Landrat geladen, und Rolf, telephonisch angemeldet, begleitete sie.

Zu Tisch führte er die Wirtin; ihm gegenüber, jedoch in einiger Entfernung, saß er ab und zu Sigrids Anblick zwischen Blumensträußen, Fruchtsthalen und Randelabern auftauchen. Meist unterhielt sie sich lebhaft, aber das Lächeln, das dann um die feingeschwungenen Lippen spielte, war zerstreut, und ihr Auge, das über die weite Tafel dahinschweifte, hatte etwas Abwesendes, in die Ferne Irrendes.

Wen konnte es suchen? Ihren Mann?

Der war nach seiner Weise in sich verschlossen und gab sich nur geringe Mühe, das Gespräch mit seiner Dame aufrechtzuerhalten, einer auf den alten Adel ihres Mannes sehr eingebildeten bürgerlichen Besitzersfrau von philosophischen und ästhetischen Neigungen, die ihm unausstehlich war, und mit der ihn das Verhängnis immer wieder zusammenschmiedete.

Rolf sah, wie er mehrere Male aus seiner stillen Versunkenheit einen beobachtenden Blick zu seiner Frau sandte. Stellte er Vergleiche an? War sein Urteil über sie erschüttert worden? Ein Wunder wäre es nicht gewesen, er müßte ja blind sein, wenn er den gewaltigen Abstand nicht bemerken sollte, der Sigrid von diesen Frauen trennte. Und wieder fragte er sich: Wen mag ihr Auge nur suchen? Einen, der hier unter



Otto Ebbele: Berliner Blumenmarkthalle

der Gesellschaft ist? Oder einen Fernen vielleicht, von dem sie träumt, mit dem ihre Seele spricht — andre, inhaltvollere Worte?

Nach Tisch ging man in den Garten. Rolf unterhielt sich pflichtgemäß mit einigen älteren und jüngeren Mädchen, aber er war nicht bei der Sache. Er hatte immer das peinigende Gefühl, daß er den ganzen Tag noch kein Wort mit Sigrid gewechselt hatte. Der Landrat, mit dem sie bis dahin gesprochen, verabschiedete sich gerade von ihr, um sich andern Gästen zu widmen; nun trat er zu ihr.

Zwischen ihnen beiden lag so viel, einer kannte so genau des andern Schicksal und Leid, daß eine gleichgültige und erzwungene Unterhaltung zwischen ihnen unmöglich war. Andererseits aber sprach aus der ganzen Haltung, die sie ihm gegenüber einnahm, eine flehende und zugleich gebietende Abwehr: Rühre nicht an diese Dinge, um Gottes willen, laß sie ruhen!

Es war wie damals, als er sie zum erstenmal nach ihrer langen Abwesenheit in Rauden sah: sie war ihm vertraut und zugleich fremd, ganz fremd. Er konnte in ihr nicht mehr zurechtfinden wie früher; sie war ihm entwichen.

Eine ganze Weile waren sie in befängener Schweigen über die mit Ries bestreuten, sorgsam gepflegten Wege des Gartens gegangen. Das Licht des Tages neigte sich, die Farben waren tiefer, der Duft schwüler und die Schatten länger geworden, heiß und stark ging der Atem des reifen, schwülen Sommerabends; es war, als ob das Leben einen Augenblick Raft hielt, bevor es sich zu einem neuen Schöpfungsmorgen rüstete.

»Du hast keine leichte Zeit hinter dir,« begann er endlich, »ich habe oft an dich denken müssen.«

»Auch du hast schwere Tage durchgemacht,« sagte sie nach einer Weile.

»Woher weißt du das?« fragte er schnell.

»Ich las es auf deinem Gesicht, als wir uns das erstemal sahen. Du hast dich verändert.«

Er hörte es aus ihren Worten, daß sie mehr von dem Wunsche, abzulenken, als von einer wirklichen Teilnahme für ihn eingegeben waren. Dennoch ergriff er die Hand, die sie ihm vielleicht ohne solche Absicht bot, und erzählte ihr alles, was er in

den Jahren erlebt hatte, da sie ihm fern war.

Von der Freude sprach er und von dem Leide, das er erfahren, nichts verschwiegen er ihr, weder den Selbstmord der schönen Schauspielerin noch die Gewissensqualen und die innere Unruhe, die ihn seitdem zu keinem frohen Schaffen mehr kommen ließen. Sie hatten mit einem Male die Rollen vertauscht; es war eine förmliche Beichte, die er ihr ablegte, und er war froh, daß er sie getan.

»Es ist wunderbar,« sagte er, »in deiner Nähe fühle ich mich erleichtert und befreit; es muß irgendeine geheimnisvolle Kraft von dir ausgehen,« fügte er mit einem Anflug von Scherz hinzu.

»Es ist die geheimnisvolle Kraft des Leides, die die Menschen zusammenfügt. Früher verstandest du mich nicht, als du froh und ich unglücklich war, jetzt sprechen wir dieselbe Sprache.«

»Ach,« gab er zurück, »das Leid ist zu ertragen, solange die Schuld nicht in ihm ist. Erst die macht es so schwer.«

»Wer leidet ohne Schuld?«

»Du!« rief er, und seine Sprache flammte in verhaltener Leidenschaft. »Lange habe ich darüber nachgedacht, was dir, der einmal so Zaghaften, diesen Mut und diese Kraft gegeben, was die einmal so Unsichere und Uneinige so sicher und fest gemacht? Dies ist es: daß du ohne deine Schuld in ein so schweres Schicksal verwickelt bist!«

»Du irrst,« erwiderte sie abweisend, beinahe hart, »es geschah nicht ohne meine Schuld.«

»Worin hätte die bestanden?«

»Darin, daß ich mir untreu wurde. Die Untreue gegen andre, von der du vorhin sprachst, ist eine Schuld, vielleicht eine schwere, ich kann es nicht leugnen; die schwerste aber ist Untreue gegen sich selber. Die lud ich auf mich, als ich mich selbst verlor.«

»Aber du fandest dich wieder durch Dunkel und Dornen.«

»Ja, ich fand mich wieder — und weißt du, wodurch? Indem ich Gott wiederfand — das war es.«

Eine Weile schwieg er ernst und nachdenklich. »Und hast es nie bereut,« fragte er dann, »daß du in Werners Haus zurückkehrtest trotz seinem Widerstande?«

»Nie.«

»Und fühlst dich glücklich?«

Da hob sie die Hand. »Ich bitte dich, laß uns von alledem nicht reden — niemals mehr! Es wühlt viel in mir auf, was für alle Zeit begraben bleiben sollte, viel Bitternis und Schmerz.«

»Ich glaubte,« bemerkte er mit einer gewissen Empfindlichkeit, »es würde auch dir Erleichterung bringen, dich gegen einen Freund aussprechen zu dürfen.«

»Gegen einen Freund? Wo habe ich den?«

»In mir siehst du ihn nicht?«

»Ich sah ihn einmal in dir, vor langen, langen Zeiten.«

»Und jetzt nicht mehr?«

»Nein.«

Kalt und bestimmt kam es von ihren Lippen. »Du hast mich zu bitter enttäuscht, mein lieber Rolf. Auch der stärkste Glaube kann ins Wanken kommen.«

Er wußte, daß er ihren Vorwurf verdiente, und er verteidigte sich nicht. »Es soll anders werden, Sigrid,« sagte er mit jener treuherzigen Wärme, die sie früher so angenehm an ihm berührt hatte. »Du wirst mich gerüstet finden, wenn du mich brauchst.«

»Aber ich brauche dich nicht mehr.«

»Brauchst mich nicht?«

»Nein, Rolf, warum soll ich dich betrügen? Das ist es ja: ich brauche dich nicht mehr. Ich habe einen Lehrmeister gehabt, den, von dem wir vorhin sprachen, der hat mich in eine harte Schule genommen, aber sie war gut. Jetzt bedarf ich deiner nicht mehr.«

»Und ich bin dir nichts, kann dir nichts mehr sein?« Seine Stimme bebte vor innerer Erregung.

»Du warst mir einmal viel, in meiner Kindheit und Jugend. Damals, als ich hier am Boden lag und meine Hand ausstreckte nach einer andern, stärkeren, daß sie mich aufrichtete und rettete, da dachte ich immer an die deine. 'Verliere nicht den Mut!' so glaubte ich, würdest du zu mir sprechen. Sieh, ich bin ja bei dir, ich meine es gut mit dir, du sollst nicht fallen und verzweifeln! Ja, das glaubte ich, felsenfest glaubte ich es — aber du kamst nicht.«

Er antwortete nicht.

»Unerfahren wie ein Kind trat ich in diese Ehe. Du warst Werners Freund und bliebst

es, das war recht von dir. Aber mich, die ich dir anbefohlen war von Kindheit an — mich, die ich niemand hatte und ganz verlassen war, mich liehest du allein in meiner Not und gingst deiner Wege.«

Es war ganz still um sie. Die Gluten der sinkenden Sonne griffen mit feurigen Händen durch das Laubgewirr des Parkes.

»Du hättest mir vielleicht auch gar nicht helfen können,« fuhr sie fort. »Solange wir noch andre zu besorgen glauben, sind wir glücklich. Erst wenn das große Leid kommt, merken wir, daß wir niemand haben, außer uns selbst.«

Da rang es sich aus seinem Inneren los. »Du liebst deinen Mann noch!« sagte, rief er mit aufwachsender Leidenschaft. »Ja, du liebst ihn, der dich von sich stieß! Das ist dein großes Leid!«

»Ich liebe ihn nicht mehr,« gab sie zurück, und ihre Stimme hatte einen dumpfen Klang. »Die Kunst, die dies Leben uns lehrt, ist, so scheint es mir, die selbstwillige Einsamkeit; sie ist traurig, aber sie hat ihr Gutes.«

»Du bist zu jung und zu schön für solche Weisheit — vor dir liegt das Leben noch.«

Sie lächelte schwer, erwiderte aber nichts.

»Und nun ist alles vorbei, Sigrid?«

»Ja, Rolf, es ist alles vorbei.«

Er sah sie an, und es war ihm, als senkten sich die feurigen Hände von oben auf ihn herab und griffen in sein Herz und wühlten in ihm auf, was bis dahin geschlummert, daß es über ihm zusammenklug, wie die blutgetränkte Lohe dort am Horizont über der Sonne, die in ihr Flammengrab versank.

Von diesem Abend an liebte er Sigrid. Er liebte sie, wie er nie eine Frau geliebt, mit einer Leidenschaft und Reinheit zugleich, wie er sie in solcher Vereinigung nicht für möglich gehalten.

Bis dahin ward er geliebt, jetzt liebte er. Bis dahin hatte er sich nach kurzem Kaufe von den Frauen abgewandt, jetzt ging ihm in dieser Frau, die durch ihr Dulden so groß und durch das Bewußtsein ihrer wiedergewonnenen Kraft so begehrenswert geworden, die ganze Gewalt der Liebe auf und die Macht der Erlösung, die nur sie ihm bringen konnte.

Denn von dem Augenblick an, wo er Sigrid liebte, sah er sein ganzes Vorleben in

wesentlich anderm Lichte. Was ihm bis dahin selbstverständlich, erschien ihm jetzt leichtfertig; worüber er sich ruhigen Herzens hinweggesetzt, ward ihm jetzt Greuel. Ungeheuerlich stand die Schuld vor seiner Seele, die er der armen Ruth gegenüber auf sich geladen hatte, und mehr denn je brannte das Verlangen nach Entsühnung in seiner Seele. Aber die Frau, die sie ihm bringen konnte, wandte sich von ihm und gab ihn auf.

Es war also ein Wahn gewesen, der ihn so lange erfüllt hatte: daß alles Leben und Lieben nur das Fließende wäre; es gab ein Bleibendes über allem Wechsel: das ewig Weibliche, das uns hinanzieht und wieder hinabstößt. So lange hatte er das Weib gesucht, das seinem Ideal entsprach; er hatte es nicht gefunden. Aber seine Sehnsucht war nicht gestorben. Bis er alles, was er unbewußt suchte und ersehnte, in der früher kaum beachteten, jetzt über alles geliebten Sigrid fand.

Wie ein Sturmwind war diese Liebe über ihn gekommen, der hineinblies in die glimmende Glut seiner Seele, daß sie in heller Höhe emporstieg, wie ein wild anschwellender Strom, der über jedes Hindernis hinwegstürzt und alles mit sich reißt.

Gleich den nächsten Tag nach jener Unterredung mit ihr hatte er Alt-Stürdau verlassen. Nun stand er jeden Morgen auf mit dem Entschluß, wieder zu ihr zu fahren. Er schob es auf mit einer Energie, die ihn bis aufs Blut peinigte — nur um es noch vor sich zu haben. Doch die Tage, da er sie nicht sah, waren ihm Qual, und die Nacht brachte ihm keinen Schlaf. Aber sie war ihm lieber als der Tag, denn nie fühlte er sich ihr so nahe, als wenn er regungslos dalag, Stunde für Stunde das Glodenspiel der alten Kirchturmuhr hörte und wachend von ihr träumte.

Sie hatte noch den halben Blick, der ihn in ihren Mädchenjahren an ihr entzündet hatte, nur daß es jetzt nicht mehr schelmisch aus den langen seidenen Wimpern hervorlugte, sondern traurig und müde wie ein verirrter Sonnenstrahl, der sich zwischen dichten, dunklen Wolken hervorzwingt. Er war ihm mehr als tausende jauchzende, brennende Küsse, die sich früher auf seine Lippen gestürzt hatten.

»Sie ist keiner Liebe fähig,« hatte einmal Werner von ihr gesagt. Aber er irrte.

In dieser Frau, die ihm so abgeklärt, so fertig mit sich und der Welt vorkam, war Fleisch und Blut wie in jeder andern. Nur der, dem sie ihre große, herrliche Liebe geben konnte, war noch nicht gekommen. Darum schien sie empfindungslos und unberührt, während er sich verzehrte.

Oft konnte er gar nicht begreifen, daß es ihm jetzt so gehen mußte, ihm; dem an Siege Gewöhnten! Alle Mittel, die großen und kleinen Künste, die er andern gegenüber so erfolgreich gebraucht, bei ihr versagten sie.

Er hielt sich von ihr fern, wochen-, monatelang, und sie begrüßte ihn wie einen, der eben gegangen war; er floh sie, und sie merkte es nicht; selbst wenn er in Alt-Stürdau war, mied er sie, ritt oder begleitete Werner in die Wirtschaft und auf die Jagd, und sie tat, als wären sie stündlich zusammen. Er sprach kaum mit ihr, und sie meinte, er wäre unterhaltender geworden; er machte andern Frauen den Hof, und sie beglückwünschte ihn zu seinen Triumphen; er konnte machen, was er wollte, es war alles vergeblich.

Er begab sich auf Reisen, und sie halfen ihm nicht; er rettete sich in seine Arbeit, er schrieb an seiner neuen Tragödie, er schuf Gestalten und Szenen, wie sie ihm nie gelungen waren, aber sie blieben Entwurf, und seine Liebe brannte nur um so heißer.

Manchmal war er eifersüchtig auf Werner; er konnte sich von dem Glauben nicht freimachen, daß dieser doch der im stillen Geliebte wäre, sie hatte ja an ihm gehangen mit der unbeirrten Kraft ihrer Seele. Dann bemerkte er denselben ruhig-kühlen Blick, mit dem sie auch ihm begegnete. Doch das schützte ihn nicht vor einer Qual der Eifersucht, die ihn bis aufs Blut peinigte und dadurch nicht geringer wurde, daß sie grundlos war.

Aber er erniedrigte sich nie, weder dem Freunde, noch ihr selber gegenüber. Ein einziger großer Schmerz erschien ihm seine Liebe, unwürdig des freien, des schöpferischen Mannes; Schuld und Scham zugleich machten ihm das Leben zur Qual.

Eines Morgens beim Frühstück erhielt Sigrid einen Brief von Hans von Bertow. Auch nach ihrer Rückkehr hatte sie das Schicksal dieses Mannes oft beschäftigt; einige Male hatte er geschrieben, jetzt hatte sie schon lange auf eine Nachricht von ihm gewartet.

Ihr Mann, der die Post in Empfang nahm, reichte ihr den Brief. Als sie ihn las, flog ein leiser Freudenschimmer über ihre Wangen: Hans von Bertow schrieb ihr, daß er unmittelbar vor seiner Beförderung stände, und daß es nicht ausgeschlossen wäre, daß er ganz in ihre Nähe versetzt würde.

Werner war ihre Bewegung nicht entgangen, aber er sagte kein Wort.

»Wie ist dieser Hauptmann von Bertow eigentlich mit euch verwandt?« fragte sie, nachdem sie den Brief beiseite gelegt hatte.

Er zuckte die Achsel: »Mich haben weitläufige Familienbeziehungen nie interessiert; möchtest du es genau wissen, dann frage bei meiner Mutter an, sie ist in diesen Dingen zuverlässig.«

Nun begann sie von Hans von Bertow zu erzählen, von dem Schweren, was er durchgemacht, von ihrem Zusammensein in Fichtenhöhe und den Gesprächen, die sie dort geführt; denn es war ein Sonntagmorgen, da liebte Werner am Frühstückstische seine Zigarre zu rauchen. Sie ging diesmal über die gemessene Art hinaus, die in ihren Unterhaltungen zu herrschen pflegte, und sprach mit einer gewissen Lebhaftigkeit und Wärme.

»Was hat dir eigentlich so an diesem Bertow gefallen?« fragte er scheinbar gleichgültig.

»Das Männliche,« gab sie kurz zurück.

»Und worin erblickst du denn das Männliche?« Er sprach jetzt mit einem Anfluge jener überlegenen Ironie, die er ihr gegenüber früher stets anwandte.

»Darin, daß man nicht in sich selbst versinkt, sondern handelt,« sagte sie kurz.

Ihr Wort verdroß ihn, denn er fühlte, daß es auf ihn zielte.

»Die Menschen sind verschieden veranlagt,« warf er abweisend hin.

»Aber wenn die Wasser über einem zusammenschlagen, dann rettet einen nichts, als die Arme ausstrecken und schwimmen.«

Das Gespräch nagte den ganzen Tag an ihm. Was diese Frau sich jetzt alles herausnahm! Mehrere Male dachte er daran, ihr zu erwidern, aber er fand nicht das richtige Wort. Er wurde schweigsam, ging allein seine Wege und versank immer mehr in sich selber. »Nun gerabe!« sagte er.

Oft empfand sie herzliches Mitleid mit ihm. Er konnte aus seiner Haut nicht her-

aus, er war ein Aristokrat, noch mehr seinem Geiste als seinem Blute nach. Indem er nur sich lebte und der Idee, die er sich von der Welt und den Menschen machte, stellte er an beide unerfüllbare Ansprüche, vor allem an die Ehe. Es wäre sonst alles nicht so traurig gekommen.

Auch seine Erziehung war schuld an dem überspannten Feingefühl seiner Seele und seiner Nerven. Solange sie die Macht in Händen hielt, hatte ihn seine Mutter gedemütigt; als sich die Verhältnisse änderten, beugte sie sich ihm willenlos; nun hatte er niemand mehr, der einmal den Mut besaß, ihm zu widersprechen. Ein Bibelwort fiel ihr ein: »Wehe euch, wenn euch jedermann wohlredet!«

Jetzt sah sie, wie er immer mehr vereinsamte und keinen Menschen hatte, der ihm nahestand. Auch in seinem Verhältnis zu Rolf war eine Trübung eingetreten; sie wußte nicht, woher sie kam, aber sie erschien ihr immer offener. Das tat ihr leid, denn Rolf liebte er wirklich aufrichtig; seine Freundschaft war alles, was er besaß, in sie trug er die ganze Welt seiner Ideen hinein.

Sie hatte recht gesehen: Werner litt unter dieser Abwendung; er war zur Freundschaft mit einem Manne geschaffen wie kein anderer er wußte Treue zu halten.

Nun trat diese Frau auch zwischen ihn und den Freund; denn Rolfs Veränderung war ihm nicht entgangen. Einen Ersatz gab es für ihn nicht: seine Nachbarn und die Verkehrskreise, auf die er angewiesen war, stießen ihn immer mehr ab; die Männer fand er leberr, jeden Gebantens bar, und mit den Frauen hatte er nie etwas anzufangen gewußt.

Es ist eigentlich nicht mehr auszuhalten, sagte er sich, ich muß verlaufen und mich irgendwo im Auslande ansiedeln!

Manchmal stieg es in ihm wie Haß gegen seine Frau empor; dann mußte er wieder zugeben, daß sie in jeder Weise zu leben sich bemühte, wie er es früher von ihr gewünscht, daß er ihr nichts vorzuwerfen hatte, ja, daß ihm vieles an ihr gefiel.

Eines Abends, als er sie auf einem Ballé in der Nachbarschaft mit wundervoller Anmut und halbgeschlossenen Augen im Arme eines jungen Offiziers tanzen sah, entdeckte er, daß sein Blut zu erwachen begann.

Er erschraf und zog sich nun um so scheuer

von ihr zurück. Lieber wäre er gestorben, ehe er ihr das leiseste Zugeständnis gemacht, ehe er sie hätte merken lassen, daß er ihrer zum Leben bedurfte.

Zum Oktober wurde Hans von Berkow zum Major befördert und in die Residenz versetzt.

Nun war er oft in Alt-Stürdau; er war ein leidenschaftlicher Jäger wie Werner, er ging mit ihm auf Hühner und Hasen, oder er fuhr mit ihm auf die Pürsche in Wald und Feld. Sonst knüpften sich keine Beziehungen zwischen den beiden, auch Rolf stand dem neuen Gast fremd gegenüber.

Sigrid merkte es, aber es foht sie wenig an. Er hatte eben nicht die reflektierende und sich zermürbende Art ihres Mannes, deren Anheil sie genug erfahren hatte; er war tüchtig und energisch in seinem Berufe, alles Leid, das er durchgemacht, in starrer Pflichterfüllung niederkämpfend und in neue Lebensenergie umsetzend. Das gefiel ihr.

Auf ihre Bitte brachte Hans von Berkow auch des öfteren seine Kinder nach Alt-Stürdau, zwei wohlgezogene Mädchen von acht und sechs Jahren, deren stiller Art man die fehlende Mutter anmerkte; eng und freudig schlossen sie sich an den kleinen Egon an.

Allmählich fingen die häufigen Besuche des Majors an, Werner zu verdrießen. Er wollte es nicht aufkommen lassen, nicht einmal vor sich selber; nie verletzte er die Form, ja, er bemühte sich, für seine Verhältnisse freundlich und zuvorkommend zu sein, aber Sigrid merkte es doch. Wenn Hans von Berkow das Gut verlassen hatte, konnte er sich nicht enthalten, einige abfällige Bemerkungen zu machen.

»Ich gönne den beiden armen Kindern den Landaufenthalt von Herzen, auch das Spielen mit Egon,« sagte er einmal, aber er fügte hinzu: »daß mir jedoch der Junge in dem häufigen Verkehr mit den Mädchen nicht verweichlicht! Sowie ich das merkte, hätte der Umgang ein Ende.«

Auch an Hans selber fand er manches auszufehen. Von so tadelloser Haltung und Kleidung dieser in der Uniform war, auf das Zivil, das er auf dem Lande trug, verwandte er nicht immer dieselbe Sorgfalt. Das verdroß Werner, der für sich selber peinlich auf ein gepflegtes Aussehen achtete und dies auch von seinen Gästen verlangte.

Sigrid beirrte auch das nicht. Aber als Hans von Berkow wiederkam, bat sie ihn zuerst in ihr Zimmer, löste die schlechtstehende Krawatte und band sie ihm selber. Er sagte, daß ihm das seit dem Tode seiner Frau noch nicht vorgekommen wäre, und ein stilles Leuchten war in seinen ernstesten Augen.

Seitdem konnte Werner an seiner Krawatte nichts mehr aussetzen. Aber er fand andres.

»Er ist doch nur ein simpler Mann, der keine Laufbahn vor sich hat,« meinte er, als er eines Morgens die Berufung eines Altersgenossen in den Großen Generalstab in der Zeitung las. »Ein Linienoffizier, sein ganzes Leben lang in der Front — wo gibt es etwas Oberes auf der Welt?«

»Nicht, was er ist,« sagte Sigrid, »macht für mich den Mann, sondern wie er es ist; ich wußte bisher gar nicht, daß du so auf Außerlichkeiten hältst.«

»Sie gehören nun auch einmal zum Leben,« erwiderte er und brach das Gespräch ab.

Sigrid aber entdeckte an diesem Tage, daß es nicht nur der Widerspruch gegen Werner war, der sie den Major so verteidigen lehrte. Ein Gedanke tauchte mit einem Male in ihrer Seele auf, den sie voller Erschrecken von sich wies, der aber immer wieder und wieder kam, der den Tag mit ihr ging und sie in der Nacht aus dem Schlaf weckte: daß es etwas Herrliches und Großes im Leben einer Frau sein müßte: auf treuen Händen getragen zu werden! Und daß ihr armes, verfehltes Leben doch noch einen Zweck, eine neue, heilige Bestimmung erhalten könnte: diesen verlassenen Kindern zu ersetzen, was ihnen ein hartes Schicksal so früh genommen.

Eine Tragödin, deren Namen in aller Welt Munde war, kam auf ihrer Gastspielreise in die Residenz, und Sigrid empfand den Wunsch, sie zu sehen. Werner lehnte seine Begleitung von vornherein ab, und Rolf hatte seit dem Tage, da seine Liebe zu Ruth Marlow blühte, das Theater nicht mehr betreten. Auch diesmal dünkte es ihm unmöglich, wieder an der Stätte zu weilen, die so tragische Erinnerungen für ihn barg.

Aber als der Abend kam, an dem er Sigrid im Theater wußte, hielt es ihn nicht auf seinem Arbeitszimmer. Obwohl das kleine Interimstheater, in dem die Schau-

spielvorstellungen stattfanden, ausverkauft war, bekam er noch einen Platz in der Direktionsloge. Es war der Platz, von dem er damals Ruth Marlow als Jungfrau von Orleans gesehen.

Die Vorstellung hatte bereits begonnen. Man gab »Romeo und Julia«, dieselbe Tragödie, in der einmal aufzutreten Ruths größter Wunsch gewesen. Die Rolle, die sie so manches Mal mit ihm durchgesprochen, und die ihr das grausame Schicksal versagt hatte, spielte die gefeierte Tragödin, und daselbe Publikum, das einmal die schöne Ruth vergötterte, jauchzte ihr zu.

Er aber fand sie abscheulich, viel zu theaterreif für diese kaum aufgebrochene Knospe, diese rührendste und zugleich stärkste aller Mädchengestalten. Er hörte Ruth Marlow diese Worte sprechen, sah von ihren geheimnisvollen Augen die Schleier weichen und mit einem Blicke, der hinter ihnen aufblitzte, mehr sagen, als diese große Virtuosa dort mit der ganzen wohlstudierten Mimik ihres Gesichts und ihrer Gesten.

Wo leuchteten diese Augen jetzt? Wo ertönte diese Stimme?

Eine ganze Welt von Erinnerungen und Vorwürfen stürmte auf ihn ein. Hier hatte ihr Auge ihn den ganzen Abend sehnsuchtsvoll gesucht, während er mit Werner von Berkow in der Breßischen Weinstube Champagner trank; hier war sie wunder Seele gestorben.

Er hätte nicht gehen sollen — er fühlte sich unruhig und unbehaglich; wie der Verbrecher kam er sich vor, den man an den Ort seiner Tat geführt hat.

Als der Vorhang fiel und der Zuschauerraum in hellem Licht erstrahlte, suchte sein Blick Sigris. Sie saß ihm gegenüber, aber weiter von der Bühne entfernt, mehr nach der Mitte zu. Ihre kleine Hand lag fest auf der Sammetbrüstung, ein Zug leisen Unwillens spielte um die mattroten Lippen — sollte sie mit ihm die innere Unwahrheit dieser Kunst empfinden?

Nun wurde er auch gewahr, daß der Hof erschienen war. In der kleinen Prosceniumsloge unmittelbar an der Bühne sah er die Prinzessin neben ihrem Gatten sitzen. Sie war jetzt Herzogin und trug die Würde der regierenden Fürstin. Ihre feinen Züge erschienen ihm noch ernster und trauriger als zu den Zeiten, da er so oft in dieses Antlitz

bliden durfte; der leise Hauch der Müdigkeit, der ihre Erscheinung immer umwehte, war auch jetzt über sie gebreitet. Wieder wurden vergangene Tage in ihm wach, Erinnerungen voller Licht und Leben.

Auch das war nun vorbei. Dies Theater bedeutete für ihn eine versunkene Welt, die heute wieder aus ihrem Schlafe sich erhob. Aber nicht als eine Wirklichkeit, die in irgendeiner Form einmal wiederkehren könnte, wie ein dumpfer Traum zog sie an ihm vorüber, und ihm war, als wanderte seine Seele, von Kampf und Irrtum gelöst, durch diesen Traum dahin in weite, weite Fernen. Was war sein Leben gewesen?!

»Vielleicht haben Sie noch nie ein tiefes Leid durchgemacht,« hatte einmal die Prinzessin zu ihm gesagt, als er an sich und seiner Kunst verzagte. Sie hatte recht gehabt! Er glaubte, auch schon damals alles mögliche erlebt zu haben. Aber in Wirklichkeit hatte er nichts erlebt: nicht das große Glück, das es einmal nur gibt; nicht die Schuld, die den Kern unsers Wesens weckt; nicht das Leid, das Erkenntnis bringt. Das war dann alles später gekommen.

Das Spiel hatte längst seinen Fortgang genommen. Jetzt hatte die berühmte Tragödin doch große Momente, das Wichtige, das Weiblich-Leidenschaftliche lag ihr mehr als das Stille, keusch Niedergehaltene. Der große Monolog des vierten Aktes war ein Meisterstück. »Ich komme, Romeo! Dies trink' ich dir!«

Rolf wußte, daß Sigris die große Liebestragödie Shakespeares zum erstenmal erlebte, den Eindruck, den sie auf sie hervorgerufen, spiegelte ihr verändertes Antlitz wider, ihre Lippen waren bleich und zusammengepreßt. Von wie ergreifender Schönheit sie in diesem Augenblick war, wie seine ganze Seele ihr entgegenschlug!

Schon erhob er sich — aber mit einem Male sah er ein jähes Erröten in ihr bleiches Antlitz steigen, hell, beinahe freudig leuchteten ihre Augen auf, die Hand löste sich von der Brüstung und streckte sich einer andern entgegen — Hans von Berkow war in ihre Loge getreten.

Da schlug alles über ihn zusammen, ein Empfinden, aus Schmerz und Ohnmacht und tiefster Kränkung gemischt, flammte in ihm empor und trieb ihn aus dem Theater, das ihm zu einer Stätte der Qual geworden war.

Eine lange Zeit irrte er durch die feuchte Novembernacht. Und ihm war, als mußte er jetzt Ruth Marlows Weg gehen, als wäre er die letzte Sühne für die schwere Schuld, die er auf sich geladen, von der einmal noch befreit zu werden er geträumt hatte. Bis dieser Abend seine letzte Hoffnung vernichtete.

Wochenlang verharrte er in einem Zustande, in dem er nur dem Schein nach lebte und innerlich ein längst Gestorbener war. Er fuhr nicht mehr nach Alt-Stürdau, er sah Sigrid nie mehr, auch Werner nicht.

Dann faßte er einen Entschluß: wieder begab er sich, ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, mitten im Winter in die Einsamkeit der Berge.

Und hier im Alleinsein mit der Natur vollzog sich das Wunder, raffte sich aus der Erschütterung die ursprüngliche männliche Kraft seiner Seele empor.

Nein, sterben, das war die rechte Sühne nicht für das, was er gefehlt. Es gab eine größere, schwerere. Sie hieß: Verzichten! Verzichten auf das, was als lodendes Gebilde vor seiner Seele gleißte, verzichten auf alles, was selbstisches Begehren war. Die zügellose Hingabe an das Eigenleben überwinden, um im Streben nach dem Höchsten dem Dasein Zweck und Wert zu leihen, das war Mannesühne.

Eins blieb ihm: seine Kunst. Geläuterter und reicher empfing er sie aus der Hand des Lebens zurück.

Denn nicht das Denken, auch nicht die Gestaltungskraft, nicht einmal die Phantasie schafft das Höchste und Letzte der Kunst, sondern nur das Leid. Jetzt erst, wo er es an sich selber erfahren, verstand er das Wort der Prinzessin, das ihm so lange dunkel geblieben war. Aus der Tiefe von Schuld und Leid erwuchs ihm die schöpferische Tat.

Er kehrte nach Hause zurück, ließ, was hinter ihm lag, nahm sämtliche Entwürfe und Ausarbeitungen, die in seinen Mappen zerstreut lagen, und schrieb Tag für Tag, oft mit Zuhilfenahme der Nächte, die große Tragödie, die ihm sein Leben lang als die Krone dramatischer Kunst vorgeschwebt: den Don Juan.

Den Don Juan aus der Enttäuschung seines Ideals heraus, der, rastlos durch das Leben stürmend, jede Begierde bei den Haaren greift und doch in der Welt der Er-

scheinung keine Befriedigung findet, der in allen geliebten und verlassenen Frauen nur die Sehnsucht liebt nach der einen, die kommen soll, der zuletzt der Schuld und Qual verfällt. Bis er in dem ewig Weiblichen die Erfüllung, zugleich die Läuterung seiner sinnlichen Leidenschaft findet zur seelischen Harmonie, zum mutigen Entsagen, zum unentwegten Schaffen. Und er nannte sein Drama »Don Juans Erlösung«.

Als er in einer stillen Nacht nach rastloser Arbeit die letzte Hand an sein Werk legte, da wußte er, daß es ihm gelungen.

Aber dies Bewußtsein war nicht mehr erfüllt von einem nach Ruhm hungernden Glück, wie früher wohl. Etwas heilig Ernstes war es ihm um dies Bewußtsein, ein Opferdienst war ihm seine Kunst geworden, der keinen andern mehr neben sich duldete. So ging er seinen Lebensweg, einsamen Herzens, aber aufrechten Hauptes, empor zu ernsttragenden Höhen, ein Besiegter und ein Sieger zugleich, einer, den das Weib zurückführte zu unlähmbarem Schaffenstrieb, zur selbstlos schöpferischen Tat, die allein den Künstler macht und sein Werk adelt.

Ein Wintersonnentag. Weiß und rein ist der Morgen über dem frischgefallenen Schnee heraufgestiegen und läßt seine frühen Lichter über die verschneiten Wege und Stege spielen. Der Wind hält seinen Atem an, ab und zu läutet eine Schlittenglode von weit her.

In seinem Arbeitszimmer sitzt Werner von Bertow über die Wirtschaftsbücher gebeugt, die der Inspektor ihm vorgelegt hat.

Sigrids Eintritt unterbricht seine Arbeit. Sie kommt sonst zu dieser Stunde nie. Er deutet ihr auch mit einem wenig aufmunternden Blicke an, daß er jetzt nicht gestört sein will. Aber sie läßt sich nicht abschrecken.

»Ich habe mit dir zu sprechen, Werner,« beginnt sie, und ein wunderbarer Klang ist in ihren Worten.

»Hat es nicht Zeit bis zum Nachmittag?«

»Nein, es hat nicht Zeit, denn es ist das letzte Mal, daß wir miteinander sprechen.«

Nun legt er die Bücher aus der Hand. »Das letzte Mal?« fragt er. »Wie soll ich das verstehen?«

»Ich gehe von dir, Werner, und ich bin gekommen, dich zu bitten, daß du mich in Frieden ziehen läßt.«

»Du gehst, nachdem du freiwillig, ja, damals wider meinen Willen hierher zurückkehrtest?«

»Ganz recht. Wider deinen Willen. Ich weiß, wie ungern du meine Rückkehr siehst, wieviel du versuchtest, sie zu verhindern. Damals kam ich, weil meine Pflicht mich hierherstellte.«

»Und jetzt?«

»Jetzt gehe ich, weil ich erkannt habe, daß meine Bestimmung eine andre ist, weil ich ein Glück zu finden hoffe, das ich ernst und reblich hier gesucht habe, und das mir nie geworden ist.«

Eine lange Weile kämpft es in ihm, er will etwas sagen und hält es zurück; dann aber kommt es langsam, stöhnend, schwerfällig von seinen Lippen: »Ich habe dich nicht richtig angefaßt, nicht recht verstanden, Sigrid. Es war nicht böse Absicht, es lag in meiner Art. Ich habe nie gewußt, mit den Frauen zu verkehren. Ich bin auch dir gegenüber anfangs zu schroff gewesen, bin zu weit gegangen — man ist so unfrei in der Ehe.«

»Auch ich bin nie in ihr frei gewesen. Aber es liegt nicht an der Ehe.«

»Doch. Ihr Unglück besteht darin, daß sie fordert, was man nur freiwillig geben kann; daß sie zum Zwang macht, was nur innerer Trieb sein dürfte.«

»Auch das liegt nicht an ihr.«

»An wem denn?«

»An den Menschen, die sie schließen. Sie müssen zueinander gehören. Man will in der Ehe, glaube ich, gar nicht frei sein, sondern gebunden durch eine große, hingebende Liebe.«

»Aber man tut sich auch manches Böse in ihr.«

»Weil man ohne Ehrfurcht in die Ehe tritt. Sie aber fordert wie keine andre Einrichtung die Ehrfurcht.«

Wieder kämpft es in ihm. Dann aber bricht es hervor, was er so lange in sich verschlossen, was auszusprechen ihm unsäglich schwer wird, und was er nun doch sagt, sagen muß: »Bleibe bei mir, Sigrid! Es soll alles anders werden!«

Sie sieht sein Ringen, er dauert sie. »Es ist zu spät, Werner; ich kann nicht bei dir bleiben.«

»Kannst nicht? Weshalb nicht?«

»Weil ich einem andern folgen will.«

»Hans von Berkow!« ruft er, und Zorn und Leid ist in seiner Stimme.

»Ja, Hans von Berkow! Was du in mir getötet hast, hat er neu gewedt, darum bin ich sein geworden.«

»Was habe ich denn in dir getötet?«

»Das Weib, Werner, das zur Liebe geschaffene, in der Liebe lebende Weib. Ich habe gefehlt aus Schwäche und geirrt, habe deine Geduld oft stark in Anspruch genommen, ich weiß es. Aber ich habe dir alles dargebracht, was eine Frau dem Manne, den sie liebt, nur bringen kann; du wiesest es zurück. Ich habe um dich geworben mit einer Kraft, daß du selber ihrer überdrüssig wurdest. Nun will ich noch einmal in die Welt gehen und meine Bestimmung als Weib erfüllen, will lieben, wie ich nur lieben kann, und mich lieben lassen, wie ich es ersehnt und nie erfahren habe.«

Da steigt das Blut in sein gebräuntes Gesicht, und die Ader auf seiner hohen Stirn schwillt stark an. »Und wenn ich dich nicht gehen lasse?«

»Du hast kein Recht mehr, mich zu halten. Ich habe zuviel bei dir und durch dich gelitten — wir sind jetzt quitt.«

»So bleibt mir das Kind!«

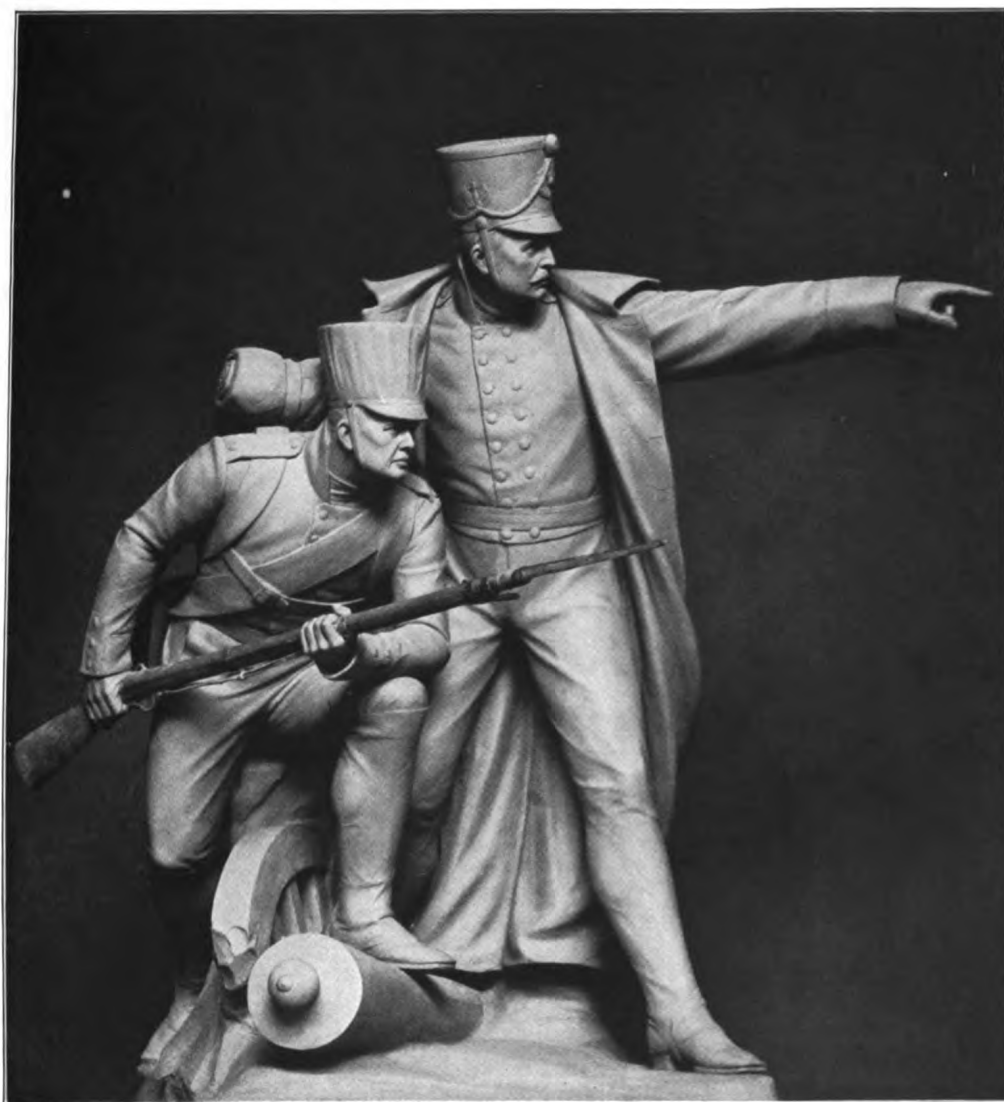
»Wenn du auf deinem Rechte fußen willst, ja. Aber das wirst du nicht tun, Werner. Du weißt, daß ich dir in dieser Stunde kein gutes Wort geben könnte, um irgend etwas damit zu erreichen. Aber wahr muß ich sein: du hast dein Leben lang über das äußere Recht das innere gestellt, die Wahrheit und die Gerechtigkeit sind die Züge gewesen, die ich am tiefsten an dir geliebt habe. Zerstöre sie mir nicht! Werde in der letzten Stunde nicht untreu gegen das, was du dein Leben lang bekannt hast. Gib mir die Hand zum Zeichen, daß du einer vornehmen Scheidung nicht entgegen sein wirst. Laß mich mit meinem Kinde in Frieden und in Liebe ziehen!«

Eine tiefe, schwere Pause.

»So geht — beide!«

Aber die Hand reicht er ihr erst nach einigem Widerstreben.

Als sie sein Zimmer verlassen hat, das sie nie wieder betreten wird, starrt er lange, lange Zeit ins Leere und versenkt sich dann in seine Bücher.



Phot. Franz Aufgoss, Berlin-Grunewald

Viktor H. Seifert: Gruppe vom Bülowdenkmal in Dennewitz



Phot. Herm. Boll, Berlin

Anton von Werner in seiner Künstlerwerkstätte

Von Kunst und Künstlern

Anton von Werner † — Arthur Kampf, Werners Nachfolger als Direktor der Berliner Kunstakademie — Gotthardt Kuehl † — Wilhelm Althoff † — Unsere Einschaltbilder: Märkische Landschaft von Willy ter Hell; Kirchgang von Rudolf Koch (Zeuthen); Berliner Blumenmarkthalle von Otto Thiele; Kinderkopf von Carl Finer; Herzog Albrecht von Württemberg von Karl Bauer; Viktor H. Seifert: Gruppe vom Bülow-Denkmal in Dönnitz; Wilhelm Wandschneider: Pionier Rinke vom Spandauer Kriegerdenkmal

Anton von Werner, der offizielle Maler des jungen deutschen Schlachtenruhms, der Leiter der Berliner Kunsthochschule seit vierzig Jahren, der bestellte Führer der Berliner Künstlerkastei, hat als Zweiundsiebzigjähriger dieses Dasein verlassen, in einem Augenblick, wo sich unter den Gewittern eines neuen, ungleich größeren Krieges am blühenden Stamm deutschen Lebens abwärts eine Aufgabe entfaltet, wie sie ihm einst zugefallen ist. Unwillkürlich und doppelt leicht wachen da vor unsern Augen gewisse vaterländische Gemälde von ihm auf, die Ehren- und Ruhmestage preußisch-deutscher Geschichte festhalten — aber darf das schon Grund genug sein, seinen letzten Weg eilends mit den Vorbeeren zu überschütten, die wir dem Lebenden in den Tagen bescheidenerer Maßstäbe geflissentlich vorenthalten haben? Eine Zeit voller Ernst, Strenge und Wahrhaftigkeitsdrang, wie wir sie gegenwärtig erleben, sollte uns in unserm Urteil über Gut und Böse am allerwenigsten zu schwächlichen Zugeständnissen berechtigen, die wir erst einem widerpenstigen Gewissen abringen müssen, und deren wir uns desto mehr zu schämen haben würden, je mehr wir von unsern Zukunftshoffnungen reifen sehen.

Nein, wir sind nicht so arm, daß wir nicht

auch im Tode noch einen Mann getroffen mit derselben kühlen Gelassenheit behandeln dürften, die er selbst zeit seiner Erfolge allem Jungen, Frischen und Vorwärtstrebenden in der heimischen Kunst mit einer unfähig kalten, fast verächtlichen Miene hat zuteil werden lassen. Überlange und überschwer lastete das dumpfe Gewicht seiner ebenso engherzigen wie eigenwilligen Persönlichkeit auf der ihm anvertrauten Anstalt und damit auf ganzen Geschlechtern junger Künstler — es hieße, sich an diesen nun Befreiten, es hieße, sich an dem Geist des Fortschritts und der Hoffnung versündigen, wollten wir Werners Heimgang nicht als das bezeichnen, was er ist und bedeutet: eine Erlösung von Druck und Zwang. Auch der erhabene Gegenstand seiner Malerei kann uns dieser Verpflichtung nicht entbinden. Er am wenigsten. Denn was bedeutet das bißchen Sauberkeit und Genauigkeit, das Werner nach Menzelschem Rezept zu dem anerzogenen Düsseldorfertum hinzufügt, als er von hohem kaiserlichem Vertrauen gewürdigt wurde, weltgeschichtliche Szenen wie Bismarcks Begegnung mit Napoleon, Napoleons Botschaft an Kaiser Wilhelm, die Kaiserproklamation in Versailles, den Berliner Kongreß von 1878 oder die Reichstagseröffnung von 1889 zu malen! Wir wollen ihm dankbar dafür sein, daß sein realisti-

Westermanns Monatshefte, Band 118, I; Heft 703

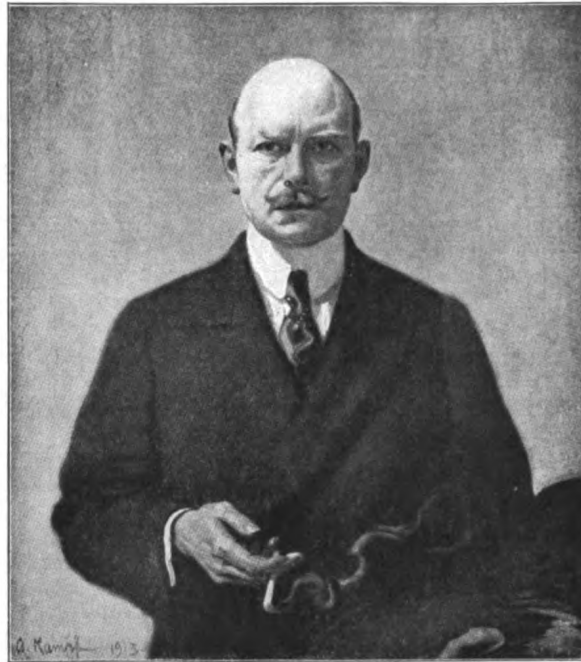
schon Pinself auf diesen zum Teil äußerst figurenreichen Bildern manche berühmte Erscheinung, manches denkwürdige Beiwerk und auch manche anekdotisch ergötzliche Zufälligkeit mit dokumentarischer Treue aufbewahrt hat, aber aus dem Gegenständlichen einer getreuen Berichtserstattung in die Sphäre der Kunst, einer Kunst, die solcher Momente würdig gewesen wäre, sehen wir den Vorwurf nirgend emporgehoben. Werner selbst hat sich im begreiflichen Bewußtsein seines Gleißes viel darauf zugute getan, daß auf diesen und andern militärischen Repräsentationsbildern jeder Knopf und jede Litze »richtig« sei, und sich gewiß redlich um die Naturtreue solcher Dinge bemüht. Doch sind wir heute, wo eine neue Form, ein neuer Stil zu einer neuen Monumentalität strebt, mehr denn je geneigt, dem allen nur den bescheidenen Ruhm technischer Hilfsmittel zuzugestehen. Damit wollen wir noch gar nicht mal dem alten Friedrich Preller recht geben, der dem Vierzigjährigen, als dieser ihm schilberte, wie schwer er sich mit den gewichsten Stiefeln auf dem Berliner Kongreßbild plage,

mitteilend antwortete: »Mein Gott, das würde ja ein Schuster besser machen!« Wir wissen, welche malerischen Schönheiten Meister des Lichts und der Farbe aus solchen unscheinbaren Dingen, wie es ein zerbeulter Kessel oder eine Glasscherbe ist, herausgezaubert haben, aber gerade an diesem malerischen Sehen und künstlerischen Erfassen fehlte es dem Historienmaler des neuen Deutschen Reiches, der eigentlich immer ein Genremaler blieb und sich als solcher schon in dem breiten Behagen verriet, mit dem er Szenen wie die am Klavier im Etappenquartier vor Paris auf die Leinwand brachte. Um »deutsch« zu sein, fehlt diesen Bildern, die nie vergessen lassen, daß Werner seinen Ruhm mit Illustrationen zu Schöffels Werken begründet hatte, abgesehen von den Stoffen

schlechterdings alles: Hingebung, Innigkeit, seelisches Miterleben, Stimmung, Eingebung und Tiefsinn. Eine fröstelnde Kälte sondergleichen ist ihrer aller Merkmal und Erkennungszeichen, und für den, der die technischen Abhängigkeiten durchschaut, wirkt es nebenbei je nach Temperament erheitern oder betäubend, daß diese betont deutschen Bilder sich nicht selten einer unerkennbaren französischen Technik und Komposition bedienen. Dabei soll nicht vergessen werden, daß es ein paar (ziemlich unbekannt gebliebene) Bilder auch von Werner gibt, in denen das berechnende Handwerk sich von der

Kunst gleichsam überrumpeln läßt. Im August, zu Anfang des Krieges, waren im Berliner Künstlerhaushaus die Studien zu Werners großem Sedan-Gemälde ausgestellt. Da gewahrte man staunend, wie gut manche Einzelheiten dieser weit ausgedehnten Gefechtszenen sich gliederten und in der Landschaft standen. Das Ganze aber — wie leer und kalt auch hier!

Dem Lehrer Anton von Werner wurde zuzeiten viel Rönnen und Handwerksgeisch nachgerühmt. Das läßt sich für uns



Arthur Kampf: Selbstbildnis
Verkleinerte Wiedergabe aus dem Kampf-Buch der »Kunstgaben deutscher Meister«
Verlag von Jos. Scholz in Mainz

nicht nachprüfen. Sicher ist, daß seine Art nirgend in einen unserer jüngeren Maler von einiger Bedeutung zu lebendigem Weiterwirken übergeströmt ist. Wir wenigstens ist nie einer begegnet, der mit Stolz oder Dank öffentlich bekannt hätte: Ich bin ein Werner-Schüler! Das ist eher tröstlich als betäubend, und die Hoffnung wächst, daß sich dieser neue Krieg seinen Künstler aus anderm Holze schnitzen wird, als der von 1870 es tat.

In die Berliner Hochschule — dessen dürfen wir sicher sein — wird nun ein anderer Geist einziehen. Arthur Kampf (geb. 26. September 1864 in Aachen),* der berufen ist, Wer-

* Vgl. über ihn den ausführlichen und reich illustrierten Aufsatz von Theodor Volbehr im



Arthur Kampf:

Volksopfer 1813

ners Amt zu übernehmen, bürgt dafür als Mensch und als Künstler. Auch er ist vornehmlich Historienmaler und kommt aus der Düsseldorfer Schule, auch in ihm hat sich entscheidend zuerst das Form- und Liniengefühl entwickelt, und noch heute ist das eigentlich Kennzeichnende an seinen Bildern die Sicherheit der Zeichnung und der unbeirrbare Sinn für die natürlichen Kompositionsgesetze.

Aber diese akademischen Vorzüge sind nicht das Alleinige und Vorherrschende. Sie haben nicht die (manchmal schier Gebhardtisch anmutende) bewegte Kraft des seelischen Miterlebens, die feine psychologische Beobachtungskunst und, wie zumal das letzte Jahrzehnt bewiesen hat, auch nicht die echt malerische Auffassung und Farbenfreude sowie das Streben nach Monumentalität zu ertönen vermocht. Genug, es ist Charakter und Entwicklungstrieb in diesem Fünzigjährigen, und das ist für den Lehrer wichtiger, als man oft wahrhaben möchte: nur ein Verdender kann Verdende bilden. Kampf hat ein paar eindrucksvolle Friedrich-Bilder und eine Reihe

dramatisch bewegter Gemälde aus den Befreiungskriegen sowie aus unsern vaterländischen Trauer- und Jubeltagen der letzten drei Jahrzehnte geschaffen, doch er hat auch soziale Bilder aus dem Volks- und Arbeitsleben der Gegenwart, kostbare Farbenstimmungen aus dem Variété-, Zirkus- und Theaterleben der Großstadt und ein paar eindrucksvolle Bildnisse, darunter ein anmutiges Knaben- und ein markiges Kaiserbildnis, gemalt, ohne dem Grundzug seiner Kunst, dem Heldenhaften und Monumentalen, untreu zu werden. Das 1905 von seiner Vaterstadt Aachen bestellte große Gemälde »Die Bürgerschaft bittet den General Jourdain um Schonung der Stadt«, mehr noch die bald darauf für das Kaiser-Friedrich-Museum in Magdeburg ausgeführten drei Wandmalereien aus der Geschichte Ottos des Großen zeigen, welche Fortschritte er inzwischen, zu einer glücklichen Sparsamkeit der Mittel erzogen, in der Kunst der Komposition und der Raumgliederung gemacht hatte. Auch in diplomatisch besonders schwierigen Aufgaben, wie die Aus schmückung der neuen Berliner Bibliothek und der Aula der Friedrich-Wilhelms-Universität es waren, hat Kampf die unentbehrliche weltmännische Geschicklichkeit mit Takt und Geschmack zu versöhnen gewußt. Wir wissen heute noch nicht, ob dies triebkräftige Wachstum in Kampfs Kunst, das noch keine Ermüdung sehen läßt, sich auch der aufs höchste verpflichtenden

Zuliste 1908 unsrer Monatshefte. Das hier wiedergegebene Selbstbildnis des Künstlers ist eine stark verkleinerte Nachbildung aus dem Kampf-Heft der »Kunstgaben deutscher Meister« (Mainz, Jof. Scholz), einer vollstündlichen Veröffentlichung, die vierzehn Kunstblätter mit den schönsten Gemälden des Künstlers enthält (1. H.).

In unsern Einschaltbildern stellen wir absichtlich neben die beiden holsteinischen Landschaften von Eitner eine märkische Landschaft von Willy ter Hell, um in der Verwandtschaft der Motive die Verschiedenheit der Stimmung zu zeigen. ter Hell, ein Ostrifriede von Geburt und Schüler Eugen Brachts, aus dessen Meisteratelier die besten jüngeren



Schilderer der Mark hervorgegangen sind, ist alles andre eher als ein bloßer Naturalist. Wie in seinem »Herbst« (Oktoberheft 1913), der ein Motiv aus der »Raschubischen Schweiz« verwendete, so weiß er auch in dieser, der Ruppiner Gegend entstammenden märkischen Landschaft, die wir übrigens in Tiefdruck wiedergeben, statt des Zufälligen eines Ausschnittes das Typische, das Eigentümliche und Bestimmende des ganzen Landschaftscharakters festzuhalten. Das Bild wurde auf der letzten Großen Berliner Kunstausstellung nebst zwei andern dort ausgestellten Gemälden ter Hells mit der Goldenen Medaille für Kunst ausgezeichnet und von der Stadt Berlin für ihre geplante Galerie angekauft.

Auch das Motiv des Winterbildes von Richard Koch-Zeuthen haben wir wohl in der Mark zu suchen, wenn seine Stimmung auch — woran liegt das: an der schweren dunstigen Schneeluft oder an den Menschen, die es so gar nicht eilig haben? — mit künstlerischer Absicht ins Altertümlich-Beagliche einer gedämpften Vergangenheit versetzt zu sein scheint. Er hat etwas zu sich Einladendes, Vertrauenerweckendes, dieser winterliche »Kirchtage«, ohne doch — dafür sorgt schon der mächtig aufstrebende Kirchturm — ins Kleinlich-Idyllische zu fallen.

Otto Thieles »Berliner Blumenmarkthalle« geben wir, wie sich's bei solchem Vorwurf nicht anders ziemt, farbig wieder. Und diesmal dürfen wir die Technik des Vierfarbendrucks, die uns sonst schon so oft einen Schabernack gespielt hat, mit gutem Gewissen loben. Die jauchzende Gansfärbung, die der aufgestapelte Blumenreichtum, namentlich der Dreiflang Orange, Gelb, Weiß im Vordergrund durch den trüben Raum schmettert, klingt hell und fröhlich auch von unserm Blatte wider. Sei sie uns ein erster Vorbote des nahenden Frühlings und all des Erfreulichen und Beglückenden, das wir uns von ihm erwarten! ... Otto Thiele, der Sohn eines pommerischen Beamten und selber ursprünglich zum Beamten bestimmt, ist, was er heute als Maler bedeutet, aus eigener Kraft geworden. Die Zeit für seine künstlerischen Studien mußte er mühsam seiner Brotarbeit abringen. Nach mancherlei Reisen siedelte sich dann seine Kunst in Berlin an. Es entstanden Bilder von den Spreeufern mit ihren Verladeplätzen, rauchenden Dampfern und verschneiten Rähnen, aus dem Straßenleben und besonders aus den Markthallen. Ja, die Markthallen zogen Thiele merkwürdig an, weil sie koloristisch außerordentlich malerisch und durch das hin und her flutende Leben immer von neuem interessant sind. Namentlich die Blumenmarkthalle in der Friebrichstraße gehört zu dem Schönsten, was es für

ein Malerauge in Berlin geben kann. Alles dort ist farbig, ohne bunt zu sein. Alle Farben werden durch einen einheitlichen Ton, durch das gebrochene Licht und die dicke Luft zusammengehalten. Aber gerade diese Bindung der Einzelheiten zum Ganzen, zum geschlossenen malerischen Gesamteindruck ist das Gelungene und Reizvolle an Thieles Bild.

Und nun zu Carl Liners entzückendem Kinderkopf! Ein Gruß aus der neutralen Schweiz. Ein redlicher, lieber, erwünschter Gruß! Einer, der uns wieder zu Gemüt führt, daß die innere Gemeinschaft des Sehens und Fühlens, die uns bindet, von keinem verständnislosen oder überheblich-verstodten Abellwollen zerstört werden kann. Dies Blatt mit seiner frischen, naiven Kindlichkeit, durch die doch schon ein leiser Klang von Lebensernst zieht, macht hundert Proteste zunichte. Dank dem lieben Appenzeller Meister! ...

Wie die meisten seiner Landsleute, hat sich auch Linder seine künstlerische Ausbildung in München geholt. Das Beste verdankt er — es war in den neunziger Jahren — der Lehrgabe Paul Höders. Der war damals der erste an der Münchner Akademie, der es wagte, trotz dem Widerstand der älteren Professoren mit seinen Schülern ins freie Feld zu ziehen. »Wir arbeiteten«, erzählt uns Linder, »mit dem Bewußtsein, freieres Leben und frischere Luft in die Akademie zu bringen. Abends spielte uns unser Professor am Klavier des Wirtshauses am See aus »Parfaisal« und ähnlichen Tonwerten vor, in hellen Nächten führten wir in hohen Eichenwäldern oder auf dem See Wagnerische Szenen auf, die manchmal zu unbefreiblichem Reiz gediehen. Ich habe nie mehr, weder in Paris noch anderswo, einen so erfreulichen Kontakt zwischen Meister und Schülern gefunden.« Leider rief dann bald der bittere Zwang des lieben Brotes. Mancherlei malte und zeichnete Linder um 1900: Illustrationen für die Zeitschrift »Die Schweiz«, Bildnisse, Landschaften. Ein Fest war's, als der junge, inzwischen verheiratete Künstler 1902 auf einige Zeit wieder nach München zurückkehren konnte, ein doppeltes Fest, denn in diesen Jahren schuf der Kreis, in dem Welti und Kreidolf sich bewegten, den Schweizern in München eine zweite Heimat. Den Sommer freilich verbrachte Linder stets in den Bergen am Hohen Säntis, und als er mit den Motiven dieser Gegend so recht vertraut geworden war, mittlerweile auch das Verständnis für moderne Kunst in der Schweiz sich gebessert hatte, da wagte er es, im Jahre 1907, sich in Appenzell festzusetzen, in der Nähe der Berge und der Stadt des heiligen Gallus, unter deren Schirm er vor 36 Jahren geboren worden war. Linder gehört nicht zu den Lauten im Lande, deren es auch im

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düssel

Krieg und Märchen — Ferdinand Raimunds »Alpenkönig und Menschenfeind« — Das Wintermärchen — Hans Pagay † —
»Heinrich der Hohenstaufe« von Dietrich Eckart — Das Deutsche Künstlertheater unter neuer Leitung — Theaterbücher

So weit auch unser gegenwärtiges Theater von dem hamletischen Ideal entfernt sein mag, ein Spiegel und eine abgekürzte Chronik der Zeit zu sein, etwas von der auf und ab wogenden Temperatur unsrer Tage spürt man doch, wenn man den Finger an seinen Puls legt. Drei Stimmungsperioden

sind da seit dem Beginn des Krieges deutlich zu unterscheiden. Zunächst die zwei oder drei Wochen kopsloser Verzagttheit, die glaubten, jetzt sei es mit aller Kunst und allem Spiel vorbei, jetzt müßten alle Theaterhäuser geschlossen und alle Schauspieler, soweit sie nicht zur Front gegangen, in die Kriegsferien geschickt werden. Dann in jähem Umschlag die Hast des Mitlaufenwollens und die törichte Meinung, die Damen Melpomene und Thalia könnten am Ende gerade so schnell mobil machen wie das deutsche Heer. Das waren die beschämenden Tage, wo es Kriegsstücke förmlich regnete, wo Paris

und Warschau auf dem Theater schon eingenommen waren, als unsre Truppen noch in Ostpreußen und Belgien festgehalten wurden, und schon die Papiergirlanden für das Sieges- und Friedensfest gewunden wurden, ehe da draußen noch die Strategie der Schützengräben begonnen hatte. Dann die langsam sich bahnbrechende Überzeugung, daß die Kunst wohl die Berührung mit dem Geschehen der Wirklichkeit und mit den Gezeiten des Volkserlebens festhalten müsse, aber daß sie beide unmöglich denselben Schritt und die gleiche Ausdruckskraft haben könnten. Damals war es, als wir von neuem lernen mußten, daß der Tell oder der Wallenstein, die Hermannsschlacht oder der Prinz von Homburg auch heute noch zeitgemäßer sein können als ein neuer, über Nacht entstandener Stowronnet oder Zobelitz, daß der leben-

dige Gehalt, nicht der äußere Gleichlauf der Fabel über die Zeitwirksamkeit auf der Bühne entscheidet. Auf diesem Punkte der Erkenntnis stehen wir augenblicklich und gedenken noch eine Weile dort stehenzubleiben, nachdem wir an den Augenblicksgeburten der Kriegsdramatik fast nur Enttäuschungen erlebt haben.

Aber auch diese Periode der Aufklärung hat

noch wieder ihre Grade und Stufen, ihr Auf und Ab geistiger und seelischer Stimmungen. Zuerst wog die Tragik und das große Pathos vor, jetzt beginnen sich daneben der Humor und die Heiterkeit ihr Plätzchen zu suchen. Wohlverstanden: der Humor und nicht die Komik, die Heiterkeit und nicht etwa die Lustigkeit oder gar die Frivolität. Diese Heiterkeit der Seele und des Charakters erscheint uns nur als eine natürliche Frucht des Vertrauens und der gottgewissen Zuversicht, die in uns allen von Tag zu Tag mächtiger heranwächst. Sie ist leichter und strahlender, diese Heiterkeit, als wir sie



Ferdinand Raimund

lange kannten, sie bekommt ihren Glanz von innen, und kein Schicksalsschlag eines Einzelnen kann einen Hauch auf ihren blanken Spiegel werfen. Wir wollen uns nicht überheben; gerade jetzt im Bewußtsein unsrer Kraft haben wir das am wenigsten nötig. Aber wir wissen, daß der Spielplan der Pariser Theater — ich rede hier nur von den künstlerisch in Betracht kommenden Bühnen — auch heute ganz anders beschaffen ist als der unsrige. Nichts liegt uns ferner, als über den Ernst der Zeit und ihre schwere Trauer hinwegzutänzeln um jeden Preis. Was uns erfüllt, ist etwas von jener erhabenen Gelassenheit der Seele, die sich auch im Sturm der Schlachten und im Gewitter des Schicksals als ein Kind im Schoße Gottes fühlt, und die da außerdem weiß, daß Ernst und Heiterkeit, Tragik und Humor von gleicher

Liebe umfassen im Frieden Seiner Hände ruhen. Wenn unsre Generalstabsberichte und unsre Wirtschaftsbilanzen es nicht belegten, daß unsre Sache gut steht, das Thermometer unsers Theaterlebens könnte es uns sagen. Denn das hielte unser Volk gar nicht aus, auf seinen Bühnen etwas zu finden, was seinem Gefühl ins Gesicht schlug oder im Rücken dieses Gefühls seinen schmählischen Sorgen- und Zeitvertreib suchte. Dabei will ich das Spannungsmoment des Kontrastes gar nicht übersehen oder verachten. Auch das wirkt mit und hat in bescheidenem Maße sein Daseinsrecht, wenn es nur nicht einen so peinlichen Mißgriff tut, wie er den Kammerspielen des Deutschen Theaters mit der Wahl von Rozebues »Deutschen Kleinstädtern« begegnet ist, deren altfränkische Kleingeisterei sich viel zu viel einbildet, als daß sie sich, was allein mit ihr versöhnen könnte, selber zum besten zu haben verstünde. Aber dieser Rückfall, diese armselige Verlegenheitsflucht in abgelebte Zeiten ist nicht das eigentlich Bezeichnende unsers gegenwärtigen Spielflans. Der wahre Held des Augenblicks, das gekrönte Aschenbrödel dieser zuversichtlichen, trotz aller Spannung und allem Herzpochen in sich beruhigten Wartezeit ist das Märchen. Mit Geijerstams »Großem und kleinem Klaus« fing es an, Shakespeares



Phot. Sander & Sabisch, Berlin

Raimunds »Alpenkönig und Menschenfeind« im Deutschen Theater zu Berlin: Camilla Eibenschütz als Kammermädchen Vieschen und Diegelmann als Kammerdiener Habakuk

»Wintermärchen« folgte in einer Auferstehung, die noch heller, klarer und heiterer war als die, vor der wir im Deutschen Theater mit erstaunten Kinderäugen schon vor sieben Jahren saßen. Und nun darf als Dritter im freundlichen Bunde auch Ferdinand Raimund seinen Zauberstab wieder schwingen.

Wie übereilt war doch Wilhelm Hauffs unmutsvoller Seufzer, daß die wundervolle Märchenwelt ein für allemal ihr empfängliches Publikum eingebüßt habe! Wie sehr sind wir im Gegenteil heute wieder geneigt, mit Herder zu bekennen, daß keine andre Dichtungsart dem menschlichen Herzen so feine Dinge zu sagen verstehe wie das Märchen! Freilich war es dem Zeitgenossen Grillparzers und Nestroys gegeben, das bloß Wunderbare und Zauberhafte, dem noch sein »Barometermacher« und »Der Diamant des Geisterkönigs« vollen Tribut gezollt hatten, schon im »Alpenkönig und Menschenfeind« zur tiefsten Symbolik des Menschenlebens und zur hohen Sittlichkeit emporzuläutern. Auf den Schwingen eines reinen Herzens und einer heiter spielenden Phantasie hebt uns dieser Wiener Theaterdichter, dessen Talent nur durch einen glücklichen Zufall entdeckt oder vielmehr durch die Not des Augenblicks ans Licht gefördert wurde, in ein Reich



Phot. Sander & Sabisch, Berlin

Raimunds »Alpenkönig und Menschenfeind« im Deutschen Theater zu Berlin: Johanna Terwin als Malchen (rechts) und Camilla Eibenschütz als Kammermädchen Vieschen (links)



Phot. Hugo v. Helld, Charlottenburg
Hans Pagay †

des stillen Friedens empor, ohne den Boden der Wirklichkeit zu verlieren. Denn aus dem Volke heraus hat er gedichtet, und so eng ist er mit seiner Heimat, ihrem Glück und Schmerz verwachsen, als wäre er nur ein Teil der Scholle, die ihn nährte. Aber er hat noch etwas, was mehr ist als diese Bodenständigkeit, und nur dadurch öffnet er sich auch heute noch die Herzen nicht nur seiner süddeutschen Landsleute, sondern auch unsre spröderen norddeutschen Gemüter. Das ist die Kraft seelischer Erziehung, die in ihm steckt, eine natürliche Kraft eignen Erlebens, die nichts mit Schulmeisterei oder eitlen Hochmut zu schaffen hat. Wie und wodurch sein vergällter Menschenfeind Rappelkopf von seiner Krankheit geheilt wird, das ist ein Meisterstück lebens- und menschenkundiger Psychologie. Eine Weile mögen wir versucht sein, in dem Alpenkönig Astralogus nur eine Wiederkehr des alten Deus ex machina der antiken Tragödie zu erblicken. In dem Augenblick aber, wo dieser kluge und gütige Geist den Gedanken faßt, den verbohrten und verbitterten Gefellen, der das Schönste, was es auf Erden geben kann, Frauen- und Kindesliebe, mit Füßen von sich stößt, durch den Anblick seines eignen abscheulichen Selbst zu heilen und zu befehren, hebt

sich diese Gestalt von selbst auf die Höhe der Ethik. Schier prachtvoll aber ist es und ein Zeugnis echter Dichterfreiheit, daß Raimund in dieser tiefsinnigen Szene so wenig seinen heiteren Humor, seine übermütige Phantasie und seinen schlagfertigen Witz aufzugeben braucht, wie er zuvor in der armseligen Köhlerhütte, die mit ihrem urrechten Armeleutegeruch die soziale Naturalistik eines Gerhart Hauptmann vorauszunehmen scheint, die lyrischen Elemente zu verabschieden nötig hatte. Genug, dieses romantisch-fomische Märchen vom Jahre 1828 ist ein Gast, der sich ohne Zagen und Erröten in die Gemeinschaft dieser Zeit begeben darf; die Heiterkeit, die reine, milde Menschlichkeit, die von ihm ausgeht, wirft keinen Mißklang in den ernststen Einklang unsrer Seelen.

Dies unveraltbare Stück hätte dem Deutschen Theater wohl auch dann einen vollen Erfolg gebracht, wenn es Max Reinhardts Regiekünsten nicht so reichliche Gelegenheit böte, all ihren Erfindungsreichtum spielen zu lassen. Schwerlich je zuvor ist die Zauberwelt dieser (hier frei ins Winterliche übersehten) Alpennatur mit so viel romantischem Leben erfüllt worden wie in den Bildern, die Ernst Stern entworfen und der Spielleiter mit immer neuen Einfällen einer der Dichtung doch nirgend widersprechenden Phantasie wie mit glitzerndem Reif überschüttet hat. Namentlich im Wechsel der Verwandlungen und Beleuchtungen bewährte sich die mitdichtende Kraft dieser Regie, und gern hätte man diesen zauberhaften Schimmer, gewoben aus Kindlichkeit und Überfärbtheit, auch auf die realistischen Szenen ausgedehnt gesehen. Jetzt, unter dem schweren Gewicht ihrer Natürlichkeit, machten sie sich leider gar zu breit und dehnten die Aufführung zu einer Länge, die das Gebilde einer Märchenphantasie am wenigsten vertragen kann. Zum Teil war an dieser unglücklichen Dehnung auch wohl der Darsteller des Rappelkopf schuld, dem zuliebe sogar der Titel geändert worden war. Als wenn man nicht auch ohnedies wüßte, daß er der eigentliche Held, um den sich alles dreht. Freilich erscheint Max Pallenberg, der durch diese Rolle nun hoffentlich den trüben Fluten der Operette ein für allemal entrisen ist, als ein Darsteller von einer so elementaren Saftigkeit und Fülle, daß man ihm schon einmal die Zügel schießen lassen darf. Witz paart sich bei ihm mit Tiefsinn, Phantasie mit Temperament, und das ist bei einem Komiker heute etwas so Seltenes, daß einem solchen Wunderknaben auch der ein wenig durch die Finger sehen sollte, der wohl manchmal mit Schmerzen sieht, wie selbstherrlich Pallenberg mit dem Raimundschen Text umspringt. Wir dürfen da aber nicht vergessen, daß dieses Stück, ein echtes Kind des lebendigen, immer bewegten Theaters, die Improvisationen

sozusagen mit der Muttermilch eingesogen hat, und daß es eine falsche Diät wäre, sie ihm heute mit philologischer Schulfuchserie zu entziehen. Zum Glück bleibt Pallenberg, von wenigen kleinen Entgleisungen abgesehen, immer im Charakter der Rolle und im Stil der Dichtung und behält Ernst und Würde genug, um uns in der großen Szene seiner Wandlung mit menschlichen Mitteln menschlich zu ergreifen.

Es liegt in der Natur des Stüdes — Raimund hat den Rappelkopf ja für sich selbst geschaffen und ihm so viel aus sich selber mitgegeben —, daß die andern Rollen an Bedeutung und Wirkung weit hinter dieser zurückbleiben. Deshalb braucht freilich der komische Diener Sabakuf, der doch nicht müde wird, zu versichern, daß er »zwei Jahre in Paris« war, noch nicht so schwerfällig-bieder gegeben zu werden, wie Diegelmann es tat, und Lieschen, das Kammermädchen, braucht sich nicht gar so krampfhaft in den Vordergrund zu spielen, wie es Camilla Eibenschütz für gut fand, zumal wenn man so glücklich ist, an diesem Abend zuerst recht hübsche und muntere Soubrettentalente in sich zu entdecken. Die Bescheidenheit einer Johanna Terwin (Malchen), noch mehr aber der braven Cornelia Gebühr (Frau Antonie) hätten allein schon für mehr Respekt und Bescheidenheit dieses Kammerknechens sorgen müssen.

Mit Weh erfüllte es uns alle, den alten lieben Hans Pagay in der neuen Auf-
führung des »Wintermärchens« am Deutschen Theater, die doch gegen die erste von 1906 so viel reifer, sachlicher und durchsichtiger geworden ist, nicht mehr wiederzufinden. Wie lebendig, wie unverlöslich stand er in seiner rührenden Greisenlustigkeit als alter böhmischer Schäfer vor unsern Augen, kapabel, dem drohenden Senfmann mit Tanzbein und Blumensteden ein Schnippchen zu schlagen! Nun aber, während ein anderer für ihn hopste und trällerte, lag er doch auf seinem letzten Lager, und wir wußten, daß wir sie nie mehr zu sehen bekommen würden, seine rührend gütigen Greise, von deren Lippen und Wangen die Jugend nur deshalb Abschied genommen hat, weil sie sich in ihrem Herzen einen besseren Platz wußte. Laßt euch noch einmal grüßen in Hans Pagays zerbrechlicher, kristallener Gestalt, ihr milden Klosterbrüder und zärtlichen Musfanten, ihr überlebten Väter und blinden Großväter, um die der Hauch des Märchens oder einer verblühten Phantastik weht, ihr patriarchalischen Diener und humanen Erzieher, du sanftkomischer Totengräber aus dem »Hamlet« und du ergreifender alter Gobbo aus dem »Kaufmann von Venedig«, aber auch ihr tapfigen Sünden-
greise aus den Pariser Schwänken des Residenz-

theaters, die ihr in dieser lieben Menschen-
gestalt so versöhnlich und so vergebungswürdig wirken konntet ... Ein klassischer Darsteller des Alters, seiner Schönheit, Wahrheit und Güte ist von uns gegangen.

Im Vorübergehen: die dichterische Powerté der eifertigen Kriegsstüdmache wird nicht behoben, wenn ein flinker Verfechtler wie Dietrich Edart, dem die Prägung manch hübschen Bildes und manch mannhaft deutschen Gedankens, niemals aber der Hartguth eines Charakters, geschweige denn die dramatisch-tragische Ausgestaltung eines weltgeschichtlichen Konflikts gelingt, brennende Gegenwartstoffe, wie die Versöhnung des deutschen Kaiserhauses mit den Welsen und unsern Haß gegen England, in das historische Kostüm eines Hohenstaufendramas steckt. Denn dieser »Heinrich VI.«, Edarts vom Kgl. Schauspielhaus in Berlin aufgeführte »deutsche Historie in vier Vorgängen«, biegt denn doch die Geschichte allzu eigenwillig auf unsre Gegenwart zu, taucht die Gestalten des zwölften Jahrhunderts in das Phrasenbad einer modernen Philosophie und formt sich wiederum auch diesen Gegenwartsgeist so launisch und schwächlich nach seinem subjektiven gnadenfertigen Großmuts- und Versöhnlichkeitsgefallen um, daß weder ein Historien- noch ein Zeitdrama entsteht, sondern nur ein in Rollen und Szenen zerlegtes Deklamatorium, dessen Bestes die lyrischen Befäße mit Monologen und Gefinnungsbekentnissen



Phot. Hugo L. Feld, Charlottenburg

Hans Pagay als alter Schäfer im »Wintermärchen«

sind. Den wirksamen Schluß macht ein uns allen aus dem Herzen gesprochenes Gebet um deutschen Sieg, das der Kaiser vor versammeltem Reichstag in feierlicher Ekstase mehr zelebriert als spricht. Eine Bühne, die vor einigen Jahren den Mut zu Grabbes »Kaiser Heinrich« sagte, sollte sich doppelt verpflichtet fühlen, vor das Antlitz dieser Zeit nicht mit einer so schwächlichen, wenn auch gut vaterländisch gesinnten Dilettantenarbeit zu treten.

Der Monat Februar hat nun endlich der Sozietaät des Deutschen Künstlertheaters ein Ende gemacht, die schon lange nicht leben und sterben konnte. Niemand wird darum trauern, denn es ist immer erfreulich, wenn sich einmal wieder vor aller Welt offenbart, daß auch im buntschwedigen Berliner Theaterleben auf die Dauer eine ernsthaft gemeinte Bühne nicht ohne Charakter gedeihen kann. In dem Bewerbungsbucll, das zwischen Friedrich Rappeler, dem Schauspieler, und Viktor Barnowsky, dem Direktor des Lessingtheaters, um den Posten des Leiters ausgefochten wurde, hat Barnowsky — ohne große Mühe, wie es scheint — gesiegt. So bedenklich und gefährlich es auf den ersten Blick scheinen mag, zwei so wichtige Bühnen in einer Hand vereinigt zu sehen, trösten darf uns bei dieser Entscheidung immerhin die Tatsache, daß sich Barnowsky, wie bei der Leitung des Kleinen Theaters, so auch bei der des Lessingtheaters als ein stiller, sachlicher Arbeiter bewährt hat, der sich mit wachsenden Kräften zu wachsenden Zielen emporzuarbeiten versteht, und der, ohne zwar irgendwie genial hervorzustechen, mit behender Geschicklichkeit und vorsichtiger Klugheit doch auch ein gut Stück redlicher Künstlerkraft zu verbinden weiß. Wirklich erfüllen wird er seine Doppelaufgabe allerdings nur, wenn er jedem seiner Häuser einen ausgesprochenen Charakter schafft und nicht etwa nur auf das Glück des Experimentierens baut. Am Rappeler's »Niederlage« wollen wir uns nicht grämen; es ist sehr fraglich, ob das seine wahren Freunde waren, die sich für seine Werberbschaft eingesetzt haben. Denn wie Reinhardt, so hätte doch auch er wohl als Direktor den Schauspieler ganz in sich unterdrücken müssen. Und ob er mit dem lautereren Herzen ohne Falsch und Fehl, das er in seiner herrlichen Offenheit gleichsam auf Händen vor sich herträgt, imstande gewesen wäre, unverfehrt durch das Feuer einer Berliner Theaterdirektion zu schreiten?

Wir bezweifeln es fast, so verlockend uns allen auch das Ideal erscheinen könnte, daß er erst lehtbin in der zweiten Folge seiner »Schauspielernotizen« (Berlin, Erich Reiß) als künstlerischen Plan für eine heute zu

errichtende deutsche Bühne aufgepflanzt hat. Es ist der Geist des dichterischen Kunstwerks und die Vorherrschaft des geistig schaffenden Schauspielers, als des wesentlichsten Ausdrucksmittels der Bühne, was Rappeler hier in erster Linie von einem würdigen Theater der Gegenwart fordert, und diese Kultur des menschlichen Wortes und der menschlichen Gebärde, erzeugt durch die Synthese von Verismus und Romantiz, erhoben zu einer höheren Wahrheit über alles Naturalistische hinaus, nur dem Geiste des Kunstwerks dienstbar, befreit von der Fessel dekorativer Überlastung — das ist der edle und mannhafteste Gedanke, der sich durch alle kleineren und größeren Aufsätze des Buches hindurchzieht und von einer ebenso reifen wie sympathischen Persönlichkeit zeugt. Mag der Theaterroulinier, siehe er nun im Partett oder bewege er sich auf der Bühne, manches an den Gedanken dieses Einsamen belächeln, er wird doch Achtung tragen müssen vor dem ernststen, sittlich durchgebildeten Menschentum, das dem Schriftsteller Rappeler nicht weniger eigentümlich ist als dem Schauspieler.

Wie dieses Buch aus der Praxis des unmittelbaren Erlebens hervorgegangen ist, so ist auch die Sammlung von Betrachtungen und Charakteristiken, die Ferdinand Gregori zu dem Buche »Maskenkünste« vereinigt hat (München, Georg Callwey), zwischen Soufflören und Kulissen entstanden. Auch hier spricht die Erfahrung eines in mancherlei Aufgaben und Stellungen erprobten Theatermannes, der sich doch seinen ernststen und tiefsten Idealismus nicht hat erschlagen lassen und der trotz allen Enttäuschungen die Hoffnung auf eine Verinnerlichung, eine neue Beseelung, eine geistige und gefühlvolle Vertiefung unsrer Theaterkunst festhält. Auch Gregori vertritt den Gedanken, daß auf der Bühne der Dichter und der Schauspieler die ersten Plätze behaupten müßten, und außerordentlich sind die Aufgaben, die er für eine so ihrem Wesen entsprechend an Haupt und Gliedern reformierte deutsche Bühne aus dem Schoße der Zukunft erwachsen sieht. Daß er aber nicht bloß Programme zu entwerfen und Ideale vorzuzeichnen weiß, beweisen die feinen Charakteristiken, die er von einzelnen Gestalten der Dramatik und der Schauspielkunst, wie Kleist und Gerhart Hauptmann, Sonnenthal und Rainz, entwirft.

Von dem philologischen Dramaturgen auf oder vor der Bühne will Gregori, der Praktiker, nichts wissen. Mit köstlichem Spott zieht er über so einen Unglücklichen her, der einmal ein kleines dummes, doch nicht unbegabtes Schauspielmädel also zu belehren sich unterfin: »Mein Fräulein, darf ich Ihnen etwas sagen? Bei Ihnen ist der Weg von der geistigen Afferzeption bis zur körperlichen Reaktion

und zur Reproduktion des memorierten Stoffes ein wenig zu lang.« Ein rechter Theatermann, meint Gregori, hätte das kürzer und wirkungsvoller gesagt: »Passen S' auf, sein S' nicht langweilig, lernen S' die Stichwort!« Da wäre nun Julius Bab vielleicht so ein philologischer Dramaturg, vor dem drei Kreuze zu schlagen? Ich weiß nicht gerade, ob er aus einem germanistischen Seminar hervorgegangen ist, aber studiert und gedacht hat er genug, und alles sagt er mit jener deutschen Gründlichkeit an, die nirgend eher ruht, als bis sie auf die letzten Wurzeln gedrungen ist und die letzten Verbindungen vom einzelnen zum allgemeinen geschlagen hat. Auch sein neues Buch »Nebenrollen« (Berlin, Desterhelf & Ko.) verleugnet diese deutsche »Antugend« nicht. Nebenrollen? Gibt es das überhaupt? Nein, Bab will vielmehr den Begriff ein für allemal ausgemerzt wissen. Er nennt sein Buch nur so — etwa wie in pathetischen Gedichten grimmige Degen den Todfeind noch einmal beim Namen rufen vor dem Entscheidungstampf, durch den sie aus dem Leben und dem Gedächtnis der Lebendigen getilgt werden sollen. Nein, es gibt keine Nebenrollen, keine Episoden, keine Chargen in einer wirklichen großen Dramatik, zu deren Wesen es gehört, daß alles in ihr organisch aus einem Keime dichterischer Anschauung und Verlebenbigung gewachsen ist. Bab untersucht und charakterisiert mit feinsinnigem Nachfühlen der letzten dichterischen Absichten und Mittel nicht weniger als 24 solcher Nebenrollen, darunter den Fortinbras im »Hamlet«, den Kaufmann Wolfram in Hebbels »Maria Magdalena«, den Albanien im »König Lear«, den Appiani in der »Emilia Galotti«, den Großknecht vom Adamshof im »Meineidbauer«, den zweiten Jäger im »Wallenstein«, die Else im »Sommernachts Traum«, die Diakonissin in Ibsens »Wenn wir Toten erwachen«, die Köchin in Strindbergs »Fräulein Julie« und das Fräulein Majas in »Gabriel Schillings Flucht«. Und immer zeigt sich, wie der Lebenssaft, der aus den Wurzeln in den Stamm emporsteigt, auch diese Zweiglein speist und erfüllt, und wie nur der solche nebensächlichen Rollen recht erfassen und wiedergeben kann, der in den Geist des Ganzen eingebrungen ist und in dem ein geschlossenes Bild des gesamten Kunstwerks lebt und wirkt. Das ist ein Sporn, aber auch ein Trost für junge Schauspieler, und ich wüßte ihnen so leicht kein andres Buch, aus dem sie sich als gelehrige Schüler so viel geistigen Nutzen und Stolz holen können. Siegfried Jacobsohn, längst nicht mehr Berlins jüngster, aber immer noch sein berufsreudigster Theaterkritiker, hat sich auch

durch den Weltkrieg nicht abschrecken lassen, sein »Jahr der Bühne«, d. h. seine aus dem Spieljahr 1913/14 gesammelten Kritiken, erscheinen zu lassen (3. Band; Berlin, Desterhelf & Ko.; geb. 3 M.). Er tut recht daran. Einmal schon, weil es Sünde wäre, den Optimismus eines Verlegers ungenutzt zu lassen, dann aber auch, weil es nicht jedermanns Sache, sich in seiner notgedrungenen Waffenlosigkeit mit Hurrarufen und Flaggen zu begnügen und das Handwerk, das er bisher geübt, Schindluder zu schelten, weil es für den Augenblick — der eigentlich eine Ewigkeit ist — »Wichtigeres zu tun gibt«. Ein schlechter Kerl, der sich den berühmten alten Hansspruch von der Seefahrt, die nötig, und dem Leben, das entbehrlich, nicht auf sein eignes kleines Tun und Lassen überseht. Das »Durchhalten!«, das die geistigen Kämpen sich so oft zu gegenseitiger Herzkraftung zugerufen haben, kann für den Theaterkritiker nichts andres bedeuten, als auch im Krieg und Kriegsgefahr an die Wichtigkeit seines Ermunterns und Verwerfens zu glauben. Auch dies Buch ist eine »moralische Flintenkugel«, die unser Ernst, unser Pflichtgefühl, unsre Kraft, unsre Siegesentschlossenheit bestätigt. Dazu kommt, daß Jacobsohn gerade jetzt, vielleicht schon gewarnt durch eine dem Kriege voranschreitende Stimmungswolke, auf dem besten Wege ist, sich zum Positiven, zum Bejahenden und Förderlichen zu erziehen. Hoffentlich hält er's nun erst recht nicht mit den Allzugeistreichen, um jeden Preis Andersseinswollenden, die es ihrer Originalität schuldig zu sein glauben, daß sie Schalmee blasen, wo die Drommete schallt. Schon bringt es dieser ganz und gar aus der Kritik für die Kritik gewordene Theater- und Kunstenthusiast fertig, gelegentlich nach dem nationalen und sittlichen Nutzen eines Bühnenwertes zu forschen und es sans façon nach seiner »Zugkraft« im — Joche der allgemeinen Kultur, des allgemeinen, großen, einheitlichen Volkslebens zu fragen. Möglich, daß Werte von der Art und den Ansprüchen, wie sie gerade das vergangene Bühnenjahr besonders zahlreich aufzuweisen hatte — man denke an den Shakespeare- und an den Webekind-Johann, die vielen Strindberg-Dramen und die Klassikerneubelebungen —, besonderen Anlaß dazu boten. Von den schriftstellerischen Vorzügen der Kritiken soll diesmal nicht weiter die Rede sein; sie sind hier oft genug gelobt worden. Das Wichtigste und Entscheidende ist, daß das Buch sich vor den Augen dieser Zeit sehen lassen darf und daß es, wenn einmal die Siegessonne über unsern fremden und heimischen Schlachtfeldern lacht, von sich sagen kann: »Auch ich war dabei«.

Literarische Rundschau

Den Toten zum Gedächtnis: Albert Geiger — Hans von Hoffensthal — Alfred Walther Heymel — Walther Heymann —
Gustav Frenschens Bismarck

Auf eines Dichters Tod

Von Albert Herzog

Der Dichter starb. Das dunkle Tristanlied
Todwunder Sehnsucht nach dem Land der Stille,
Wo einschlüft Glück und Not und Wunsch und
Wille,
Grüßt als Erfüllung ihn, da leis er schied.

Kennt ihr das Lied? In stummer Melodie
Tönt es im Herzen aller Götterfornen.
Mit tiefstem Elend füllt's die Erdgeborenen
Und hebt zu niegeahnten Wonnen sie.
In ihre Seele legt es Einsamkeit,
Die nächstens aufstöhnt und verlangend schreit,
Und dennoch blüht in ihren frohen Händen
Ein seltsam Glück, ein üppiges Verschwenden.
Weit werden ihre Augen aufgetan,
Daß sie das Wesen aller Dinge schauen.
In frommer Andacht und in sel'gem Grauen
Erfennen sie den Weltgeheimnis-Plan,
Fühlen, wie Gott sich ihnen zugewandt;
Und wo sich andern Alltagswege breiten —
Wie Könige von Gottes Gnaden schreiten
Sie durch der Schönheit grenzenloses Land.

Und Stunden sind, da sinkt ihr Menschtum hin
In ihrer Brust der Ewigkeiten Reigen,
Purpurne Träume, die zum Himmel steigen,
Und Schöpferkraft im eignen stolzen Sinn!
Da löst sich jede Enge, die sie hält.
Des Lebens Alltagslied ist jäh geendet,
Der Gral der Schönheit ist es, der sie sendet
Als Mitarbeiter Gottes in die Welt.
Von aller Wunder Tiefe singt ihr Lied
Und jauchzt und klingt von aller Wunder Süße,

Bringt zu den Menschen ihrer Sehnsucht Grüße,
Ist Heldenmär, ist Vogelsang im Ried.
Und rote Rosen senden ihre Düfte
Durch tiefverschwiegener Nächte Seligkeiten
Wie Töne, die von fernem Harfen gleiten,
Wie Atem Gottes weht es durch die Lüfte ...

Und Stunden sind, da sich ein Dämon regt,
Der von der Stirne nimmt die Priesterbinde;
Das Königstum zerfließt in alle Winde,
Mit tausend Träumen, die es kühn begehrt.
Was Menschsein heißt, es wird dem Dichter kund,
Wie heil'ger Größe mitleidlos Vergehen;
Er sieht sich in des Glüdes Schatten stehn,
Ein wehes Lächeln um den herben Mund.
So irrt er durch des Lebens Werkeltag,
Duft, Farbe, Ton versunkner Welt im Herzen —
Inmitten all der selbstgeschürten Schmerzen
Klingt es davon in Sehnsucht, bang und zag.

Eelig-unselig Los, ein Dichter sein!
Dieweil ihm selbst die eignen Blüten starben,
Binden die andern sie zu reichen Garben
Und führen dankbar seine Ernte ein.

Vielleicht, da seine Seele heimwärtszieht
Und still sein Leib zergeht in Feuersgluten,
Ruht fern sein Gang zu Taten, hochgemuten,
Spricht leis ein scheuer Frauenmund sein Lied.
Ein Echo, drin des Dichters Sehnsucht bebt,
Trägt's aus des Todes Pforten in die Weiten,
Zu neuen Träumen, neuen Seligkeiten ...

Es starb ein Mensch — der Dichter lebt!

Diese Verse, aus verstehendem Dichterherzen
gewachsen und aus Freundesmund bei der Ein-
säherung Albert Geigers gesprochen, ent-
heben uns fast der Pflicht, dem teuren Toten,
der uns lange Jahre hindurch ein treuer und
wertvoller Mitarbeiter war, einen eignen Nach-
ruf zu widmen: so schön erfassen sie die mens-
liche und dichterische Persönlichkeit des Ver-
ewigten, und mit so zartfühligem Tieffinn deuten
sie zugleich die Tragik dieses Lebens an.

Eine grüblerische, immer nach den letzten Ge-
heimnissen forschende, aber immer auch nach
dem feinsten Duft der Dinge haschende Schwer-
mut war wohl die hervorstechendste Gabe, die
das Schicksal diesem Dichter mitgegeben hatte.
Er hat sich als Novellist, als Romanschrift-
steller, als Dramatiker und als Kunstkritiker
vielfach betätigt, aber welche Formen seine
wahrhaft bildfrohe Phantasie auch wählte, der

Lyriker in ihm behielt immer die Vorherrschaft.
Deutlich sah man auch in seinen Romanen, die
nie ohne einen romantisch-balladenhaften Ein-
schlag blieben, sein wahres Wesen und seine
eigenste Kunst erst völlig aufblühen, wenn er zu
Ruhepunkten des Gefühls, der Empfindung, der
Stimmungen kam. Wie rührend schön hat er
den Zauber der Kindheit, wenn eine heimliche
Sehnsucht oder erste junge Liebe unter der
Knospe pocht, in seinem »Roman Werner« und
im »Armen Hans« beschworen; wie ergreifend
aber auch Frauenglück und Frauenweh zu schil-
dern gewußt, zumal wenn die noch nicht zur
Ruhe gegangene Leidenschaft der Jugend mit
der aufsteigenden Resignation des Alters oder
der Mutterpflichten kämpfte!

Als sich Geiger vor zwei Jahren blutenden
Herzens aus unerträglich gewordenen Banden
losgerissen hatte und nach Berlin gekommen

war, um an der Seite einer neuen Lebensgefährtin, deren »tapfere Kameradschaft« er nicht genug rühmen konnte, ein neues »stählernes Schaffen« zu beginnen, träumte er von einem großen Romanwerke, das mit härteren Fingern, als er sie bis dahin gezeigt, die Tragik seiner Leiden und Erlebnisse gestalten sollte. Berlin, das »große, gewaltige Berlin«, das dem aus Karlsruhe Gefommenen mit dem aufrüttelnden Rhythmus seines Verkehrs und Arbeitens zunächst ungemein zu beflügeln schien, sollte ihm dabei helfen. Aber bald zeigte sich, daß die Saiten seiner Seele zu fein gesponnen waren für den Pulsschlag dieser Stadt — so flüchtete er sich und sein neues Glück zurück in die ruhigere Heimat. Auch

der Roman geriet bald ins Stocken. Vielleicht war die schleichende Krankheit daran schuld, die ihn zuvor schon einmal nahe an die Pforten des Todes gedrängt hatte; aber auch ohne sie hätten sich ihm auf dem Wege zum großen Roman wie auch zur großen Dramatik wohl innere Hindernisse aufgetürmt; der Lyriker in ihm, der uns in drei Gedichtbänden so Schönes gegeben hat, ließ sich nicht knechten, er wollte Herr und Meister bleiben bis zuletzt, wie er es in der »Legende von der Frau Welt«, in der »Passiflora«, in seinen beiden Tristan-Dramen und auch zuletzt noch in der dramatischen Legende »Eun« geblieben war, die in morgenländischem Gewand den einer heldenhaften, wahrhaft tapferen Seele allein geziemenden Erlösungsweg der selbstlosen Betätigung für andre feiert ...

Jetzt ist Albert Geiger, noch kein Fünfziger, in ein Land hinübergewandert, wo weder die Vielheit des Schaffens noch der Erfolg gemessen wird, wo allein die Ganzheit und die Wesenheit entscheidet: der Kranz des Dichters, nach dem er hier oft so voller Anstrengung gerungen hat, wird ihm dort nicht fehlen.

Der Tod — der daheim und der da draußen — hat auch sonst reichliche Ernte in den Reihen der Dichter und Schriftsteller gehalten. Schon im Frühwinter nahm er uns den Tiroler Roman- und Schriftsteller Hans von Hoffensthal, der

auch einem siechen Körper noch bis zuletzt, fast Jahr für Jahr, einen Roman- oder Novellenband abgerungen hatte, Bücher voll feinen menschlichen Verständnisses zumal für Frauenschicksale, die auf dieser Welt nicht recht Wurzeln zu schlagen vermögen und den Schmerz ihrer leicht verletzlichen Seele in die Sehnsucht nach einer fernen, verlorenen Heimat flüchten. Die überfeine, zuweilen zerbrechliche und zum Kränkelnden neigende Psychologie, die der Dichter dabei entwickelte, fand ein erfreuliches Gegenstück in den mit Baum und Strauch, Berg und Wald verschwisterten Naturschilderungen, mit denen Hoffensthal nicht müde wurde, seine Bözener Heimat, insbesondere die Dolomitenherrlichkeiten, zu feiern.



Phot. Oscar Eud., Karlsruhe

Albert Geiger †

»melfahrt«, das »Buch vom Jäger Mart«, die wohl am kräftigsten gestaltete »Lori Graff« und die von einer inneren Leuchtkraft erfüllte »Marion Flora«, sind bei Fleischel & Co. in Berlin erschienen.

Gleich Hoffensthal daheim in der Hut des Hauses, aber geschmückt mit dem Eisernen Kreuz, das er sich draußen im Felde errang, ehe sein Körper unter der Last der ihm von einer unerbittlichen Selbstzucht auferlegten Anstrengungen zusammenbrach, ist Alfred Walther Heymel geschieden. Er war kein schöpferischer Geist — auch als Lyriker hat er gewisse Merkmale des Dilettantismus nicht überwunden —, aber er war ein außerordentlich fruchtbarer, gedankenreicher und beweglicher Anreger und ein Genie der Freundschaft. Die Wandlung, die unsere schönwissenschaftliche Literatur um die Jahrhundertwende auf dem Wege

Ein bitter-süßes Geschick hat es gewollt, daß sein letzter Roman »Moja« (Berlin, Allstein) an demselben Tage erschien, an dem sein früher Tod bekannt wurde. Fast möchte man meinen, in diesem Buche, das wiederum das Schicksal einer selig vertrauenden und unselig getäuschten Frau erzählt, klinge schon etwas von den weichen, gelösten Melodien letzter Verjöhnung voraus, der der Dichter schon so nahe war, als er es schrieb. Seine früheren Bücher, darunter »Maria-Him-

vom Naturalismus zu einer neuen, romantisch gefärbten Geistigkeit durchmachte, wird seinen Namen unverlöschbar in ihren Ehren- und Gedächtnisbüchern tragen. Schon in ganz jungen Jahren war Heymel als Herausgeber der »Insel«, als Poet und als Mäzen in die Literatur eingetreten, und der Inselverlag, der so viel tüchtiges Neues gefördert, noch mehr kostbares Gut der Vergangenheit aber aus Schutz und Asche der Vergessenheit wieder ans Licht gebracht hat, verdankt nicht zuletzt ihm sein Entstehen, seine Richtung und seine Sicherstellung. Noch auf seinem letzten Bette hatte er die Freude, in einem starken, vornehmgeschmackvoll ausgestatteten Bande seine Gedichte aus den Jahren 1895 bis 1914 gesammelt zu sehen. Es ist gewiß keine sehr starke und noch weniger eine eigenschöpferische Persönlichkeit, die sich da in mannigfachen Formen und Weisen ausdrückt, aber vor der Empfänglichkeit, der Schönheitsfreude und der Dankbarkeit, die da aus einem feinen, lebenswürdigen Herzen quillt, senkt die Kritik gern ihre Waffe, um der schönen Menschlichkeit zu huldigen.

Auf dem Felde der Ehre gefallen ist der junge ostpreußische Lyriker Walter Heymann, von dem wir uns nach den letzten Proben seiner Dichtungen viel Gutes versprechen durften. Ein neuer Gedichtband von ihm, »Die Tanne« betitelt, soll demnächst erscheinen; auch ein Buch über den Maler Max Vechstein, der auf der Kurischen Nehrung, Heymanns Heimat, alljährlich einige Monate mit Studien verbrachte, dürfen wir aus dem Nachlaß des Dichters erwarten. Eins der letzten Gedichte, mit denen er, als Ersahreservist zum 8. Leibgrenadierregiment eingezogen, den Krieg begleitet hat, ist den »Ausziehenden« gewidmet und endet mit den uns nun wie Todesahnung anmutenden Versen: Wo aber steht es geschrieben, frag' ich, daß von allen

Ich übrigbleiben soll, ein anderer für mich fallen?
Wer immer von euch fällt, der stirbt gewiß für mich.

Und ich soll übrigbleiben? Warum denn ich?!

Doch auch die Anfangstrophe des schönen Gedichtes wollen wir herlesen:

Kennt keiner das Buch, in dem geschrieben steht,
Daß dieser falle und jener heil heimwärtsgeht.
Doch später ist in Stein und Lied zu lesen,
Die im Kampfe fielen, sind unsre Besten gewesen.

*

In diesem Hefte sollte eine Besprechung der Bismard-Dichtung erscheinen, der »epischen Erzählung« in Hexametern, mit der Gustav Grenssen zum hundertsten Geburtstag unsers Reichsgründers dessen Ge-

dächtnis zu feiern meinte. Da kommt die Nachricht, daß Dichter und Verlag in friedlichem Abereinkommen sich entschlossen haben, das Werk aus dem Buchhandel zurückzuziehen. So erübrigt, ja verbietet sich wohl die Kritik; vor einem Buche, das nicht mehr der Öffentlichkeit angehört, haben wir zu schweigen. Nur ein paar kurze allgemeine Bemerkungen zu dem Fall seien erlaubt. Grenssen scheint mir hier das Opfer einer Verirrung geworden zu sein, an der unsre allgemeine Geschmacks- und Traditionsbildung nicht unschuldig ist. Es ist das noch so vielen von uns als ideal und nachahmenswert um jeden Preis vorzuschwebende Muster des homerischen Epos, das ihm von vornherein den Gesicht- und Gefühlspunkt verrückt hat. Als der junge Goethe den »Götz« geschrieben hatte, meinte Herder, Shatepeare habe »ihn ganz verborben«. Mit ungleich besserer Berechtigung könnte man sagen, Homer habe den Dichter dieses Bismard-Epos verborben. Weiß Gott, wie er auf den Gedanken kam, den Gründer unsrer deutschen Einheit, von dem wir fast alle noch ein lebendiges Stück gesehen haben, im Stile homerischer Epik darzustellen, die durchaus die Entfernung und damit eine erkältende Objektivierung in sich schließt. Aber das wäre vielleicht noch zu ertragen gewesen. Gefährlicher, ja verberblich mußte dagegen das homerische Helbenideal werden, das sich mit dieser Form und diesem Stil einschlich. Wenn nicht früher schon, so wissen wir's jetzt: es klappt zwischen diesem hellenisch-asiatischen Heroentum und unserm germanischen eine unüberwindliche Kluft. Das Dämonische aber, das Rohe, das kindisch Vertrogtte, das leidenschaftlich Ungezügelte, Wilde, Töbe und brutal Egoistische, das den homerischen Gestalten eines Achilles und Ajax zu eigen und das wir schon viel zu lange haben bewundern müssen, das ist es, was Grenssens Bismard, um milde Ausbrüche zu gebrauchen, für viele so fremd, so abstoßend gemacht, und was die heftigen Proteste gegen diese »Heroisierung« hervorgerufen hat. Eine so durch und durch deutsche Erscheinung wie Bismard ist nur aus deutscher Seele und in deutscher Form zu gestalten. Doch genug! Wie Hauptmann sich mit seinem Breslauer Festspiel, so hat Grenssen sich mit seinem Bismard verirrt und vergriffen. Hauptmann hat durch seine Kriegslieber, Grenssen durch seinen Entschluß, das Buch zurückzuziehen, gesühnt. Wir wollen das achten. Und auch der Verleger des Grenssenschen Buches (Grote) verdient wohl unsern Dank dafür, daß er — gewiß nicht ohne Opfer — ein Buch aus der Öffentlichkeit zurückgezogen hat, mit dem sich, selbst in diesen ersten Zeiten, durch den »Verruf« wohl erst recht ein gutes Geschäft hätte machen lassen. F. D.



Karl Bauer: Herzog Albrecht von Württemberg

Aus Karl Bauers Bildnismappe „Führer und Helden“ (Leipzig, V. G. Teubner)

Der deutsche Weltkrieg



Zeichnung von Reinh. Hansche, Friedenau

Ostpreußen

Von Maria Schade

Mit gewaltigen Taten der Liebe und des Blutes leuchtet Ostpreußen in der Geschichte der Befreiungskriege. Hundert Jahre später, und wieder leuchtet dieses Land durch die deutsche Welt.

Du, Land, bist stets vorangeschritten,
Hell brach aus dir der Freiheit Strahl.
Du hast am meisten stets gelitten,
Am schärfsten blüht bei dir der Stahl.

Ja, Ostpreußen hat am meisten gelitten. In furchtbarem Märtyrertum hat es sich hingegeben für die Ruhe und für das Glück anderer.

Schon kurz nach dem Ausbruch des Krieges zeigte es sich, daß die Provinz einen schweren Stand haben würde. Während in Berlin Tausende von Freiwilligen vergebens ihre Kraft dem Vaterlande anboten, wurden in Ostpreußen bereits der Landsturm und die alten Jahrgänge der Landwehr einberufen. Täglich zogen durch die Straßen von Königsberg Scharen stämmiger, zum Teil grauhaariger Männer. Jeder hatte in der Hand ein Bündel, oft trugen zwei einen alten Koffer, eine Kiste. Neben ihnen schritten ihre Frauen, ihre Kinder. »Lieb Vaterland magst ruhig sein ...« klang es aus den bärtigen Kehlen.

Ja, das Vaterland konnte ruhig sein, wenn

es diese starken, stillen Menschen sah, die ohne ein Wort der Klage Haus und Familie verließen, um dem Rufe des Königs zu folgen. Noch stand die Ernte auf dem Felde. Rasch legte der Schnitter die Sense aus der schwierigen Hand. Nun hieß es nach dem Schwerte greifen. Noch einmal sieht er auf die goldene Frucht, die sein Fleiß mit Mühe dem spröden Boden abgerungen hat. Dann geht es fort.

Diese Menschen der stillen, schlichten Arbeit lesen kaum die Zeitung, am wenigsten halten sie sich mit Berichten über politische Verhandlungen auf. So wußte wohl keiner von ihnen, was General von der Goltz in der Herrenhaus-Sitzung am 6. April 1908 gesprochen hatte, und doch schien es jeder zu fühlen:

»Ich verrate kein strategisches Geheimnis, wenn ich sage, daß im Falle eines Krieges an mehreren Grenzen Ostpreußen in seiner Verteidigung auf recht geringe Kräfte beschränkt werden wird und beschränkt sein muß. Selbstverständlich wird unsre oberste Heeresleitung das übrige tun, um die schöne Provinz vor dem Feinde zu schützen. Allein auch die allergenialste Heeresleitung kann nicht mehr tun, als nach Maßgabe der verfügbaren Mittel möglich ist. Es werden daher verhältnismäßig immer nur wenig aktive Truppen östlich der Weichsel

stehen, und die Provinz, die wie ein vorgeschobener Posten, ich möchte sagen wie ein Eisbrecher nach Osten gerichtet ist, muß sich ihrer Haut, so gut es geht, mit den eignen Kräften wehren.«

Nur zu bald kam die Stunde der Gefahr und Not. Der Feind brach über die Grenze, tolasische Horden verwüsteten die Dörfer.

In größeren und kleineren Trupps durchzogen die Flüchtlinge die Straßen von Königsberg. Planwagen, darauf Hausgerät, alles was die zitternden Hände noch bergen konnten; altertümliche Truhen, Bündel mit Kleidern. Vorn auf dem Sitze des Kutschers webelt ein Hündchen: der Spielgenosse der Kinder, den die Kleinen durchaus nicht den herannahenden Feinden preisgeben wollten. Oft folgt auch noch der Hofhund. Und in dem Planwagen ... Neugierige umdrängen das Gefährt, von Soldaten werden sie zurückgehalten. In dem Planwagen gibt eine von Schreden und Strapazen erschöpfte Mutter einem Kinde das Leben. Das Nötigste fehlt. Die Umstehenden werden um Wärme gebeten. Hinten auf dem Wagen lauert ein Mütterchen. Man hat sie im Vorüberfahren aus Barmherzigkeit mitgenommen. Sie trägt eine lose Jade, auf dem Kopf eine Nachtmütze. Es sieht aus, als wäre sie aus dem Bett geklüftet. Ein blondhaariges Weib steht neben dem Wagen, ihr Haar zerzaust, die Füße nackt. Die Gesichter dieser Menschen sind starr, ihre Bewegungen langsam: der Schreden des Erlebten hat sie versteinert.

Was haben diese Menschen erlebt! Ihre Berichte klingen wie schaurige Mären einer längst vergangenen Zeit. Und doch sind dies noch immer die Reichen. Nun aber die Armsten der Armen, die nichts gerettet hatten, nichts als das nackte verfolgte Leben. Mit leeren Händen stehen sie da, unter Schluchzen einen Namen hervorstoßend: es ist der Name des Vaters, der Kinder, die sie auf der Flucht verloren haben.

Wo weilen die Lieben? Wenn sie den Küssen in die Hände gefallen ...! Die starren Gesichter werden noch starrer. Hatten sie doch genug von den Grausamkeiten der Feinde gesehen und gehört. Gefangene mußten dreißig Kilometer weit an Pferden festgebunden marschieren. Wenn den Unglücklichen die Kraft versagte, hob sich über ihnen die Knute. Und die Frauen, die Kinder ...!

Und diese Unmenschen kamen immer näher, schon waren sie vor den Toren von Königsberg ...

»Was soll auch noch aus uns werden!« klagt eine Dame.

Eine Frau aus dem Volke, am Arm einen schweren Korb, kommt daher. »Was aus uns werden soll?« Sie sagt es laut, fast freudig. »Wir werden siegen, denn wir haben einen starken Gott.«

Und dieser starke Gott siegte. Er schidte uns einen Rächer, einen Befreier: Hindenburg. Voller Ehrfurcht sprechen die Ostpreußen diesen Namen aus, der ein Schreden für die russischen Räuber geworden ist, den die Geschichte in die Listen ihrer Unsterblichen gezeichnet hat. Dieser Blücher von 1914, der das widerwillige Schicksal zu bändigen versteht! Gleich dem großen Marschall Vorwärts ist auch er eng und treu verbunden mit seinem Generalstabschef, seinem »prachtvollen Lubendorff«. Und wieder erinnert Lubendorff in seiner edlen Bescheidenheit an Gneisenau.

Überhaupt tritt uns in diesem Kriege immer greifbarer die Erinnerung an 1813 entgegen, am deutlichsten wohl in Ostpreußen. Dieser feste Glaube an den großen, gerechten Gott. Diese stillen, starken Menschen. Diese Schlacht an den masurenischen Seen. Wie damals an der Ragbach, so fanden auch hier Tausende ihr Grab in dem Wasser. Eben sind noch die Reihen der Feinde da, und schon sind sie verschwunden ... Mann und Ross, Wagen und Geschütze stürzen in die Fluten. Ein fürchterbares Geschrei ... Von den Abhängen tönt es wider. Aus der Tiefe heben sich noch die Köpfe ... Und schon stürzen wieder Reihen auf Reihen nach ... Ein wildes, tobendes Durcheinander, ein Ringen und Versinken. Immer gräßlicher wird das Geschrei. Die Musik spielt, um es zu übertönen ... Aber die Tobeschreie bringen durch ... Manchem unserer starken, mutigen Soldaten schnürt dieses Elend, dieser Schreden die Seele zusammen. Er fällt um. Erst im Lazarett zu Königsberg erwacht er wieder. »Es war wie am Jüngsten Tage,« sagt er, und noch bebt der sehnige Körper in der Erinnerung.

Ja, unsere Soldaten des Ostens! Zwiefache Helben sind es, denn auch der Kranz des Märtyrertums leuchtet auf ihrer Stirn. Wie herrlich bewährten sie sich schon in der ersten für Ostpreußen unglücklichen Zeit! Diese gewaltigen Märsche! Täglich sechzig Kilometer und dabei täglich Kampf. Und dieser Kampf! Wie die Löwen haben sie gerungen. All das Furchtbare, das sie gehört und gesehen, es stand vor ihnen, wenn sie dahinstürmten. Nichts konnte sie schrecken, jauchzend sprangen sie in das Feuer der Maschinengewehre. Rache! Ostpreußens Herd, Ostpreußens Erde rächen! Und doch mußten sie oft wieder zurück, dem verhaßten Feinde ausweichen, denn die Übermacht war gar zu groß. Sie taten es — mit geballter Faust. Endlich winkte den Erschöpften Ruhe. Sie ließen sich nieder, kochten ab. Da hieß es wieder: Fort! Die Speisen mußten sie zurücklassen. Nichts Warmes im Magen, keinen erfrischenden Trunk auf den Lippen. Und doch immer heiter, unermüdet im Dienst, unermü-

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Aus einem österreichischen Kriegstagebuch

I
Von M. J.

Der Kompagniehahn

Ja, wenn wir den nicht hätten, den Schnei-
der Schediwi! Bei uns wär' es nicht so
gut gegangen wie bisher, wenn wir den
lustigen Kauz nicht in unsern Reihen hätten.
Schon der Abschied, als wir einwaggoniert
wurden, wäre für den einen und andern mel-
ancholischer gewesen, wenn Schediwi nicht
durch seine »Kunst« heiter über die Tren-
nung hinweggeholfen hätte. Er mußte selbst
von einem weinenden Weibe scheiden. Dabei
mochte ihm nicht gerade besonders wohl zu-
mute gewesen sein; aber er ließ sich davon
nichts anmerken. Er nahm Zuflucht zu sei-
ner »Kunst«, von der wir damals die erste
Probe erhielten. Ich glaube nicht, daß er
sonst viel kann, vielleicht ist sogar seine
Schneiderei nicht weit her, aber — krähen,
ganz täuschend krähen wie ein ausgewachse-
ner kräftiger Hahn, der stolz den roten
Kamm hochredt, das kann der Schediwi
famos, so zwar, daß er sich mit dem einen
»Stüdl« in jedem Varieté hören lassen und
des Beifalls sicher sein könnte. Als Schnei-
der Schediwi, statt wie viele seiner Kame-
raden, rührselige und mehr oder minder ge-
waltig zuversichtlich klingende Abschieds-
worte zu machen, einfach den Kopf hinten-
über bog und zu krähen anfang, laut und
schmetternd und kampfesmutig wie nur
jungen Hahn auf dem Mist, da lachte
nicht nur seine Frau unter Tränen, da
lachten alle, die sich vor dem Zug und dar-
innen befanden.

Auf allen Stationen, auf denen unser Zug
auf seiner langwährenden Fahrt nach Ga-
lizien hielt, steckte Schediwi den mageren
Kopf zum Fenster hinaus und ließ das
gleiche virtuose Krähen erschallen. Er krähte
bei der Einfahrt und bei der Ausfahrt, und
den Mädchen, die auf den Stationen den
Ladendienst versahen, brachte er gleichfalls
seinen Dank krähend dar. Das muntere
Schneiderlein kräht auch sonst bei allen mög-
lichen, passenden und unpassenden Gelegen-
heiten. Wurde zum Marsch befohlen, krähte
er; wurde Quartier gemacht, krähte er; be-
gegneten wir einem Truppentransport, krähte
er; kam die »Gulaschanone« in Sicht, krähte
er; er krähte zum Zapfenstreich und zum
Morgenwedruf. Höfliche Arien krähte
er, als wir die russische Grenze überschritten,

und er tat es so natürlich, daß alle Hähne
im Dorf, durch das wir marschierten, sich
angeregt fühlten, ihr helles Riteriti er-
schallen zu lassen, was von unsrer Mann-
schaft mit lautem Jubel aufgenommen wurde.

Durch seine Erfolge aufgestachelt, ver-
suchten sich einige Ehrgeizige in der Nach-
ahmung andrer Tierstimmen, so daß man
eine Zeitlang inmitten der ödesten, von
Mensch und Vieh verlassenen Landstreden
das Gurren der Tauben, das Quäken der
Enten, das Brüllen der Schweine und den
dumpfen Murruf der Rinder zu hören be-
kam. Der Wettbewerb endete jedoch bald,
denn keiner vermochte es dem Schneider
gleichzutun, der das Krähen innerhalb der
diesem Naturlaut gezogenen Grenzen ab-
wechslungsreich zu stimmen wußte, es bald
jugendlich hell, bald ältlich tiefstönend, ein-
mal raufhändlerisch übermütig, ein ander-
mal stolz und grollend grimmig ertönen ließ.

Ein anderer Soldat meiner Kompagnie
blies äußerst kunstfertig auf der Mundhar-
monika. Wenn er den Radekymarsch oder
das Lied vom Prinz Eugen, dem ehlen Rit-
ter anstimmte, fielen sogleich alle Mann der
Marschabteilung singend ein, so lange das
erlaubt war. Doch bei den anstrengenden
weiten Märschen, die wir auf schlechten
Wegen in großer Eile zurücklegen mußten,
konnte der Bläser auf die Dauer seinen
Atem nicht an das Instrument abgeben. Da
war es nun jedesmal, wenn die Gangart
sich verlangsamte, die Köpfe der Soldaten zu
hängen anfangen, der Schneider, der mit
seinem klaren Krähen die Wegmüden auf-
munterte und zum Durchhalten eines tüch-
tigen Tempos anregte. Die Mannschaft
lachte, und lachend und Scherzreden wech-
selnd marschierte sie im gleichen Schritt und
Tritt gleichsam erfrischt weiter.

Darum erwies sich auch unser Haupt-
mann dem »Kompagniehahn« sehr gewogen,
was sich hauptsächlich in der Verabreichung
von Rauchstoff aus der handkoffergroßen
Zigarrentasche kundgab. Nur einmal ver-
sagte Schediwi als »Künstler«, und zwar just
in einem wichtigen Augenblick, in einem
Augenblick, wo es um Leben und Tod ging.
Doch gerade der »Versager« tat so gute
Wirkung, wie sie das volle Gelingen kaum
zustande gebracht haben würde. Das war

damals, als wir zum erstenmal ins Feuer rückten. »Schebiwi, Sie wissen, daß wir gleich stürmen werden. Wenn Sie, sobald ich Befehl zum Vorgehen gebe, krähen, kräftig, weithin hörbar krähen, und wir den Feind verjagt haben und gesund bleiben, kriegen Sie von mir zehn Kronen.« So hatte der Hauptmann gesprochen. Der »Kompagniehahn« schlug die Fäden zusammen, und, die linke Hand an der Hosennaht, die rechte am Rappenschirm, sagte er kurz: »Zu Befehl. I wir's scho mach'n!«

Aber er »machte« es nicht.

Als wir mit aufgepflanztem Bajonett zum Sturm vorgingen, da entwich der von der Aufregung gewürgten Kehle unsers lieben Schebiwi ein Laut, der sehr seltsam war, aber nicht die geringste Ähnlichkeit mit einem Hahnschrei hatte. Jämmerlich quäend und gequetscht, jaghaft dünn quälte sich ein unsagbarer Ton hervor, über den Schebiwi selbst sich bis zum Schreck verwundert zeigte. Die Mannschaft aber, die statt des erwarteten und schon vertrauten Hahnschreis diesen noch nie gehörten und unwiederholbaren Ton vernahm, brach in ein brüllendes Gelächter aus. Und lachend und brüllend, hurrahschreiend und krähend stürmten meine todesmutigen Burschen mit gefälltem Sticheisen gegen den verschanzten Feind, den das wahrhaft höllische Gebrüll und Gejohle dermaßen entsetzte, daß er kaum ernstliche Anstalten zur wirksamen Abwehr traf. Ein paar Kugeln nur pfiffen uns entgegen und über uns hin, dann aber waren wir schon am Schützengraben und fast Leib an Leib an den Russen, die waffenlos die Hände hoben.

Am Abend, beim Biwakfeuer, krähte Schebiwi wieder. Und diesmal gelang ihm der Schrei wie noch nie. Er hatte aber auch alle Ursache dazu, so freudig zu krähen, denn der Herr Hauptmann hatte ihn zwar »Patzer« gescholten, dafür aber zwei »Zehner« gegeben.

Der Autokurier

Wir hatten es gut getroffen. Wir waren naß geworden und wieder trocken, durch Sumpf gewatet und durch Staub getappt und trotz den Dauermärschen noch nicht bis ins Gefechtsfeld vorgerückt, ihm aber schon so nahe, daß wir uns dafür richten mußten. Das Oberkommando fand eine

Nachtrast für uns nötig, um die Truppe zum Eingreifen in die Schlacht tüchtig zu erhalten. Ein Dorf war uns zugewiesen. Noch bei Tag zogen wir ein. Die Leute freuten sich auf die Brunnen, um sich einmal wieder ordentlich satt trinken und dann gründlich waschen zu können, und auch auf die Stroh- und Heulager, denn sie hatten während einer Woche unter freiem Himmel auf bloßer Erde liegend schlafen müssen, und es war schon bitterkalt in den Nächten.

Mit einigen andern hatte ich beim Faktor, dem in Galizien unvermeidlichen jüdischen Krämer, Schänker, Roßtäuscher und wer weiß was noch alles, Quartier erhalten. Da des Faktors Familie sehr zahlreich zu sein schien — wir waren mit dem Zählen zu keinem abschließenden Ergebnis gelangt —, und wir kein Verlangen danach trugen, die Liegestätten der Hausbewohner einzunehmen, hatten wir uns im Verkaufsladen Stroh aufschütten lassen. Die Mannschaft, bis auf die ausgestellten Wachposten, schlief schon den schweren traumlosen Schlaf der bis zur Erschöpfung Ermüdeten, und auch der übertrieben dienstbeflissene Faktor hatte sich mit seinem Anhang zur Ruhe begeben, nachdem wir ihm wiederholt versichert hatten, seiner nicht mehr zu bedürfen. Den Raum, in dem wir uns befanden, erfüllte zwar ein gehöriger Gestank, aber doch auch Wärme, so daß wir uns zufrieden fühlten. Ringsum war Stille. Einige schliefen bereits, andre bösten noch zwischen Schlummer und Schlaf.

Plötzlich stößt ein Automobil sein scharfes Geknatter in das schwingende Schweigen. »Maschinengewehr!« lallt einer traumtrunken und schläft gleich wieder weiter. Das Automobil nähert sich rasch. Ich trete ans Fenster, höre, wie der Motor heftig die Stille, sehe, wie der Scheinwerfer ebenso gierig das Dunkel zerreißt. Ein Anarren, Knirschen und Quietschen, der Kraftwagen hält. Eine unförmige Gestalt erhebt sich aus der schwarzen Tiefe des Wageninneren, gebärdet sich wunderbar, wird immer dünner, springt aus dem Wagen. Schon steht der Posten bei ihr. Dann poltert's auf den hölzernen Stufen des Hausantritts. Die Schläfer sind aufgeschreckt, blicken verwundert, fragen. Die Tür geht auf. Herein tritt im weiten, hochtragigen Mantel ein junger Offizier. »Guten Abend, Kameraden! Verzeiht die Störung. Hätte sie gern ver-

mieden. Aber Pech: am Motor ist was nicht in Ordnung. Muß hier gerichtet werden. Darf's nicht wagen, auf freier Straße liegenzubleiben. Muß heute noch mit wichtiger Meldung in P. eintreffen. Ihr gestattet?« Und damit sinkt er schon müde auf eine vor der Ladenbude stehende Heringstonne.

Ein wirres Durcheinander. Alle sind auf. Keiner denkt mehr ans Schlafen. Zwei Kerzen werden noch angezündet. Das Licht blendet die Augen des Angekommenen, die stundenlang ins Dunkel gestarrt hatten auf rasender Fahrt. Seine gestrafften Züge lockern sich. Ihm ist augenscheinlich wohl in der Wärme. Er bindet die Kappe los, läßt den Mantel von den Schultern gleiten. Redt sich. Ob er essen, trinken will? — Ah, es gibt hier dergleichen? Freilich, gern. Getrunken hat er zwar gestern erst, als er abfuhr, aber gegessen —? Wann war das? Und wo? Und was? Er weiß es nicht mehr. Die Kameraden tummeln sich durcheinander, das Stroh raschelt. Einer gießt Wasser, Tee, Rum, Zucker zugleich in einen Schnellsieder. Der Hartspiritus flammt blau. Ein anderer plagt sich beim Öffnen einer Konservebüchse. Ein Dritter schneidet Salami und Käse in dünne Scheiben und belegt damit Kates. Der Offizierskurier hat unterdessen dankend eine Zigarette genommen und zieht in laugenden Zügen, fast wollüstig den Tabaksrauch ein. Schaut sich um. Sieht das Strohlager, die Decken, den kleinen eisernen Ofen, der wieder glüht. Reibt sich die Hände, sagt lächelnd: »Hier ist gutsein. Ihr habt's wohl getroffen.«

Und das sagt der Elegant, den jeder von uns kennt, vom Ringstraßenkorsio her und vom Turf in der Freudenau, und von dem jeder weiß, daß er ein verwöhnter Schwere nör ist, dem nichts zu teuer, nichts zu gut ist, was seine Laune sonst begehrt. Sonst! Jetzt freilich ist's anders. Jetzt atmet er den stidigen Döhl, der die Stube dumpf erfüllt, und läßt sich's auf der harten und schmierigen Heringstonne wohl sein, statt auf schwellendem Klubseffel. Und wie ihm der Tee schmeckt! Raum jemals hat ihm der Sekt so gut geschmeckt. Wenn nur auch das Konfervengulasch schon fertig wär! Ungebuldig schaut er danach aus. Der Koch sagt: »Ich kann dir's noch nicht geben. Das Fett ist in der Kälte gestockt, schmeckt scheuß-

lich, wenn's nicht einmal wieder gründlich aufgekocht hat.« Wir andern fragen. »Kann euch nichts sagen. Seid nicht böse! Ich weiß nichts. Augenblicklich fällt mir nichts ein. Kein Erinnerungsvermögen. Bin geritten. Bin geflogen — über feindliche Stellungen. Fahre jetzt wieder, seit zwei Wochen etwa. Später, später vielleicht, daß mir was einfällt. Wurde beschossen, habe geschossen. Fuhr mit dem Auto drei russische Lanzentreiter nieder. Seht, hier, den Rosafendolch. Draußen im Wagen liegt noch ein Speer. Kleines Intermezzo gewesen. Hätt's vergessen, wenn nicht diese Erinnerungsbehalte da wären. Na endlich! Das Gulasch. Fix, Laudon! Wie das duftet!« Aber ehe er noch Zeit dazu fand, sein lächelndes hübsches Antlitz über die dampfende Eßschale zu beugen, meldete sein Fahrer, daß der Maschinenwagen zur Abfahrt bereit stünde. Ein Seufzer nur, dann zog der Kurier die Kappe über den Kopf und den Mantel über die Schultern, legte grüßend die Hand an den Schirm und ging. Gleich darauf sprang der Motor an, und knatternd raste der mächtige Wagen in das undurchbringliche Dunkel der Nacht.

»Sind doch brave, mannhafte Kerle, unsre Kameraden, wenn auch mancher in Friedenszeiten sich nicht als solcher zu erkennen gibt. Na, die Hauptsache bleibt ja doch, daß sie sich im Ernstfall als solbatisch tüchtig bewähren,« sagte unser Ältester, worauf er dem eben abgelösten Wachposten das dampfende Gulasch gab, das dem Kurier bestimmt und doch auch wieder nicht bestimmt war.

Spione und Verräter

Wir leiden ungemein unter Auspähung und Verrat. Der russische Rubel muß das Land in großen Mengen durchrollt haben, denn allenthalben stoßen wir auf bestochene Einwohner. Durch Dörfer waren wir gekommen, wo es fast in jedem Bauernhof einen Knecht gab, der eigentlich Rosal und damit Spion war. Nicht immer wußte das der Bauer, aber oft genug, und er behielt den Spion im Dienst, weil er ein »billiger und starker Knecht« war. Die Kerle konnten freilich für geringen Lohn Dienst tun, da sie die eigentliche Bezahlung von Rußland empfangen. Wo wir derlei »Insassen« ertappten, machten wir »kurzen Prozeß«. Notgedrungen. Denn unser Vor-

marſch verzögerte ſich ſehr, weil unfre Stellungen und Bewegungen immer wieder dem Feinde verraten wurden. Trotz aller Wachſamkeit unſerſeits fanden die Späher Mittel, dem Feinde Zeichen zu geben. Die Leute zeigten ſich darin ſehr erfinderiſch. Verſchiedenfarbiger Rauch, verſchiedentonig abgeſtimmtes Glodengeläut, in beſtimmter Anzahl zum Austrieb zuſammengeſtelltes Vieh, Spiegelrefleze und Feuerſchein waren die größten Mittel der Mitteilung. Das zwang uns zur rüdfichtsloſen Beſtrafung der Ertapten, ja ſelbſt der nur bringend Verdächtigen. Der Befehl war ausgegeben worden, ſie zwölf Stunden an den Bäumen hängen zu laſſen. Als fürchterlich abſchredendes Beiſpiel. Anders hätten wir uns der ausgebreiteten und wohlorganiſierten Verräterei nicht zu erwehren vermocht.

Nachdem der Regimentsarzt den Tod der geſtern Verſtorenen feſtgeſtellt hatte, war ihnen heute von einigen Solbaten ein gemeinſames Grab bereitet worden. Die Einwohnerſchaft des Dorfes mied die Stätte, nur zwei Frauen waren dahergekommen, Hand in Hand und ſtumm, und ſtanden nun, ſich immer noch an den Händen haltend, ſchweigend und tränenlos vor dem niederen Hügel. Vielleicht waren es Nachbarinnen, die oft miteinander haberten, ja, ſich haßten biſher, die aber jetzt der Gang zum ſelben Grab ſchnell zuſammengeführt hatte, und die nun wie verſteint daſtanden, gebückt unter dem gleichen Leid.

Kriegsdichtung

Ein Brief, den ich drei Wochen nach dem Tage ſeiner Abſendung erhielt, brachte mir unter anderm auch davon Kunde, daß reichsdeutſche Zeitungen die Angaben von Buchhändlern über die Bücher veröffentlichten, die von deutſchen Solbaten im Torniſter ins Feld mitgenommen wurden. Am meiſten ſollen ſich darunter die Bibelüberſetzung Luthers, Goethes »Faust« und Nieſſches »Zarathuſtra« vorfinden. So wie ich die Deutſchen kenne, klingt mir die Kunde durchaus glaubhaft, was aber nicht ihre Erſtaunlichkeit und Bewunderungswürdigkeit beeinträchtigt. Bei meiner Seele! — die Deutſchen ſind ein großes Volk: den »Faust« in der Taſche, und die Faust am Gewehrkolben — wer vermöchte ihnen das

gleichzutun? Kein Volk der Erde. In den Taſchen der Franzoſen, welche Gattung »Literatur« mag man da gefunden haben? Ich vermute Zotengeſänge. In den Kartentaſchen gefangener ruſſiſcher Offiziere fanden wir Karten, allerdings, aber — Spielkarten. Briefe freilich auch, Notiz- und Handbücher über Kriegstechnik, darunter deutſche und öſterreichiſche, aber kein Werk der Dichtung. Was ſollten die Ruſſen aber auch ins Feld mitnehmen? Gogols Satiren oder Doſtojewskiſ unendlich lange und lähmende Darſtellungen der dumpfen und bebrühten ruſſiſchen Volksſeele?

Nun muß ich geſtehen, daß auch wir mit den Deutſchen in bezug auf die Feldliteratur nicht wetteifern können. Den »Faust« oder »Zarathuſtra« habe ich noch bei keinem meiner Kameraden finden können, die Bibel wohl, auch ſonſt manches Buch, darunter Bismarcks »Erinnerungen« und Stifiers »Studien« und die Taſchenausgabe der Partitur von Beethovens »Neunter«, und wer in meinem Felbſack nachſchauen wollte, würde darin auch nur ein Buch finden, das ich für ein ſehr gutes und zu den Umſtänden paſſendes halte, nämlich das »Nibelungenlied« in der kleinen, handlichen Ausgabe des Verlages Reclam. Ich habe das »Nibelungenlied« gewählt, weil es das monumentalſte Epos iſt, das aus deutſchem Geiſt in Öſterreich entſtand, weil mich ſein herber Rhythmus begeistert, und weil darin viel die Rede geht »von Weinen und von Klagen, von kühner Reden Streiten«, und weil die wuchtige Dichtung die erſte künſtleriſche Schilderung der Wachau enthält, des von mir ſo viel geliebten »goldenen« Donautals.

Umfangreich iſt demnach unfre Felbbücherei nicht. Friedrich der Große hat's darin beſſer gehabt, der ließ ſich immer einen ganzen Koffer voll Bücher ins Lager ſchaffen. Aber den Mangel an gedruckter Dichtung erſetzt bei uns das geſprochene Wort. Wir leſen nicht, wir hören Geſchichten. Es gibt nämlich unter uns, und nicht nur unter den Offizieren, ſondern auch unter der Mannſchaft, einige Leute, die überaus wirkungsvoll zu erzählen verſtehen. Da iſt beſpielsweiſe unter meinen Leuten ein Zimmermann aus der Waldgegend des Traiſentals, deſſen Säge ſchlank und blank wie die von ſeiner Art behauenen Balken ſchimmern und ſich

genau und sinnreich zu- und ineinanderfügen wie das sparrige Balkenwerk eines Dachgestühls. Wir nennen ihn den Barben und danken ihm manch genutzreiche Stunde.

Die besten Geschichten erzählte er uns, als wir, abgelöst aus der Feuerlinie, in Reservestellung zurückgingen. Eingelagert in den Gehöften eines russisch-polnischen Dorfes, hatten wir endlich wieder Gelegenheit gefunden — was wahrlich schon sehr nötig war! —, uns zu waschen, zu rasieren und eben eingehandelte saubere Hemden aus grobfabigem Bauernlinnen anzulegen, und lungerten nun im Wohlgefühl der verhältnismäßigen Sauberkeit und des Sattseins, wie es uns just bequem war, in dem warmen und trockenen Holzgebäude umher, tranken Tee und rauchten Zigaretten. Anfangs nur Kriegsgespräche. Allmählich vollzieht sich aber ein Umschwung. Der eine und andre verstummt, hängt still für sich seinen sondergängerischen Gedanken nach, träumt zurück in die verlassenen Verhältnisse. Dort fließt einer an seiner Uniform. Da haben sich zwei gesellt und reden von irgendwas, das keinen Zusammenhang mit dem Kriege hat, und hier fängt einer so wie zufällig eine Erzählung an. Man könnte meinen, im Manöver zu sein, zöge nicht der durchdringende, scharfbrenzlige Brand- und Verwesungsgeruch, der über der weiten Landschaft liegt, durch die Ritzen von Tür und Fenster in die Stube.

Ein stiller Schlafgenosse

Im »bewegten« Kampf sind wir den Russen durchaus überlegen, im »stehenden« Kampf dagegen — ich meine damit, wenn sich die Russen in der Verteidigung, in fast immer sorgfältig ausgeführten Verschanzungen befinden — sind sie ein nicht zu unterschätzender Gegner, der ebenso tapfer wie zäh seine Stellungen behauptet, und den daraus zu vertreiben ein hartes Stück Arbeit ist. Heute hatten wir wieder einen solchen langwierigen Widerstand zu brechen. Tagelang währende Schießerei war vorhergegangen. Ohne das Eingreifen unsrer Artillerie hätten wir es auch heute noch nicht gewagt, trotzdem unsre Leute todverachtend wie die Berserker kochten, und auch so war es noch ein heißes Ringen. Aber wir haben es »bermacht«, wie meine Leute, fast aus-

schließlich Niederösterreicher, mit Genugtuung sagten. Opfer kostete uns der Teilsieg genug, und wir Heilgebliebenen waren der Erschöpfung nahe. Als abgeblasen wurde, sank jeder, wo er ging und stand, ermattet zu Boden. Schlafen, nur schlafen! war jedes einzelnen sehnlichstes Verlangen. Der Graben an der Straße, um die wir gekämpft hatten, und der den Russen eine natürliche Schutzwehr geboten hatte, füllte sich im Nu mit schlafsuchtigen Soldaten. Nach den Verwundeten wurden die mittlerweile herbeigeeilten Sanitäter schauen, das wußte jeder. Auch ich stieg in die Senkung und lehnte mich müde an einen Baum, an dessen Stamm schon ein Mann lehnte. Es war dunkel geworden und der Mond hinter Wolken verstedt. Der Mann neben mir, dessen Schulter die meine berührte, sagte nichts und war still. Er schlief wohl schon. Bald schlief auch ich. Stunden vergingen. Kälte durchfröstelte mich. Ich erwachte davon und fühlte meine Glieder steif erstarrt und die Uniform vom Tau befeuchtet. Gahl dämmerte der Morgen. Fern über dem Wald flog schweigend mit schwerem Schwingenschlag eine Rabenschar. Ich blickte nach meinem Schlafgenossen von der Nacht. Der Mann, der Mann schlief nicht, der Mann war tot. Aus halb offenen Lidern schimmerten blindlos die gebrochenen Augen. Eine Kugel war ihm beim Kehlkopf eingebrungen und hatte den Nackenwirbel durchlöchert.

Es war ein großer bärtiger Russe, und sein Antlitz überhauchte der Ausdruck einer unbedingten Ergebenheit.

Vom Tod

Die tätige Teilnahme an diesem riesenhaften Krieg voll der erhabensten Größenschauer hat mich etwas Wichtiges gelehrt: mich so weit selbst zu beherrschen, daß ich mich ohne innerliches Widerstreben, ja, mehr noch, mit dem Lustgefühl williger Erfüllung den Geboten der Pflicht und des unabänderlich Nötigen unterwerfe. Ich weiß nicht, ob das philosophisch, ob das charaktervoll ist oder was sonst; ich weiß nur, daß es mich stärker machte, bereicherte. Affekten bin ich zwar zeitweilig noch hingegeben, bin kein Säulenheiliger geworden, aber es geht kein Affekt mehr über ein gewisses Maß hinaus. Hinter jeder Erregung

steht die Ergebung, die Zuversicht auf die Richtigkeit des Geschehens, der Glaube an eine hohe Gesehmäßigkeit. Und die überwiegende Stimmung ist die einer Freude. Selbst in ganz vertrackten Lebenslagen blieb mir noch ein Nachschimmer von ihr, der heiter alles Trübe erhellte. Willensarbeit und eine schön emporgeblühte starke Liebe zum deutschen Volkstum taten das übrige dazu, diese helle Empfindung zum bewußten Besitz von Dauer auszugestalten. Seither fürchte ich den Tod nicht mehr. Ich war nie so schwächlich, ihn zu ersehnen, und

bin nicht so feige, ihn zu fürchten. Das gibt mir eine Sicherheit in allem, die mich beglückt. Selbst der Gedanke des Ausscheidens aus der Volksgemeinschaft, des Verlassens von alle dem, was mir lieb und vertraut ist, was mir Heimat bedeutet, ein Gedanke, der zumindest doch traurig, wehmütig ist, hat für mich nichts Bedrückendes mehr. Alle Zweifel an Berufung und dergleichen sind verschwunden, verweht im Donner der Geschütze, und wenn ich im Felde falle, weiß ich, daß ich nicht nur für mich, daß ich auch für mein Volk gelebt.

Das Eiserne Kreuz

Am Yserkanal, im flandrischen Land,
Da hat eine höllische Fackel gebrannt.

Da stand der Nachtwald in freßender Blut,
Himmel und Erde war rot wie Blut.

Schrapnells und Haubizen zerrissen die Nacht,
Sturm und Flut haben zischend gelacht.

Und näher und heißer kam es heran.
Da griff auch der Franzmann zum Helfen an.

Ein feindlicher Hauptmann, bärtig und breit,
Dem piffen die Kugeln durchs lehmige Kleid.

Er sah sich nicht um. Er griff, was er fand:
Trug deutsche Soldaten aus Schlacht und Brand

Und legte sie sanft auf dem Felde nieder
Und wusch und verband die zerschossenen Glieder.

Ein deutscher Leutnant, das Kreuz auf der Brust,
Sprach gurgelnd: »Ich sterbe, ich hab' es gewußt!«

Und löste sein Kreuz und band es dem Mann,
Starr lächelnd, mit wächsernen Fingern an

Und sprach, wie das Haupt ihm zum Schläfe sank:
»Derdient, Kamerad ... meines Kaisers Dank!«

Ilse Franke

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Sießen)

VI

Der Jahreschluß brachte auf beiden Kriegsschauplätzen günstige Ergebnisse für uns und unsre Verbündeten; im Osten wie im Westen konnten wir nach Abweisung großer feindlicher Offensiven selbst in großem Maßstabe zum Angriff übergehen. Von besonderer Wichtigkeit war der russische Rückzug im Dezember, denn auf dem russischen Anmarsch beruht ja die Hoffnung der westlichen Dreiverbandsgenossen, da sie allein den Deutschen weder Nordfrankreich noch gar Belgien zu entreißen vermochten. Der Mißerfolg, den Joffre mit seinem verzweifelten Angriffsversuch in den Weihnachtstagen erlitt, bestätigte diese Unmöglichkeit aufs neue. Zur völligen Passivität waren die Franzosen damit noch nicht verurteilt, Vorstöße haben sie sogar fast täglich unternommen, aber große Massen, die eine Entscheidung bringen konnten, haben sie nicht mehr eingesetzt. Anscheinend sah es die französische Heeresleitung als ihre Aufgabe an, die eigne Stellung zu behaupten, durch solche Teilangriffe die Deutschen zu schwächen und für einen neuen Hauptangriff auf die durch dieses unaufhörliche Anpacken ermittelten schwachen Punkte der deutschen Front neue günstige Ereignisse abzuwarten: etwa das Eingreifen der Japaner in Europa, die Ansammlung von neuen russischen Mörriaden an der deutschen Ostgrenze, die Ankunft der neuen englischen Armeen oder endlich die Erschöpfung der deutschen Munitionsvorräte infolge der Absperrung Deutschlands vom Weltverkehr. Am schnellsten mochte noch von der Wiederaufnahme der russischen Offensive Hilfe zu erwarten sein, und in der Tat ließ es Großfürst Nikolaus nicht an beruhigenden Versicherungen fehlen. Aber die Frage war, ob die Deutschen und ihre Verbündeten der künftigen großen Offensive im Osten und Westen nicht durch eine eigne zuvorkommen konnten. Sie setzte ungefähr gleichzeitig auf beiden Schauplätzen ein, begann aber im Osten schneller sichtbar zu werden.

Polen und Galizien bilden jetzt ungefähr ebenso ein einheitliches großes Schlachtfeld wie Nordfrankreich. Die Stellung der Russen um die Jahreswende zog sich hier etwa von der unteren Bzura über Borzomow — Inowolbsch (an der Pilisa)

und Opotschna nach der Nida und längs dieses Flußlaufes nach der Weichsel, sodann rechts von der Weichsel den unteren Dunajek und die Biala entlang über Gorlice nach den Karpathen. Diese berührten die russischen Truppen ungefähr an der oberen Wistoka und beherrschten sie bis zur Butowina hin. Die Hauptpässe waren somit in ihrer Gewalt, durch den Dulla- und den Uszotpaß waren sogar Truppen in die nördlichen ungarischen Komitate eingedrungen. Gegen den äußersten rechten und den linken Flügel begannen die Verbündeten den Angriff. Im Süden stießen die Österreicher gegen die Biala zwischen Gorlice und Zallizyn vor und erfochten einige Erfolge. Den ganzen Monat hindurch gab es hier und am Dunajek Plänkelleien, in denen zwar keine große Entscheidung fiel, aber die Russen durch abgeschlagene Angriffe manche Verluste erlitten und etwas an Terrain verloren. In den Gebirgskämpfen, vornehmlich um den Uszot- und Dullapaß, wurde das ungarische Komitat Zempin von den Feinden gefäubert, die nach dem Uszotpaß führende Eisenbahn wieder benutzbar gemacht und den Russen bei Dulla Halt geboten. Da in der zweiten Hälfte des Monats deutsche Truppen aus Nordpolen durch Schlessien und frische aus der Heimat nach Ungarn gebracht worden sind, so ist zu erwarten, daß binnen kurzem eine verschärfte Offensive in der Richtung auf Przemyśl stattfinden wird. Noch erfolgreicher waren die Österreicher in der Butowina, wo sie (22. bis 23. Januar) einen Versuch der Russen, über Jakobow und Kirlibaba in Ungarn einzubringen, vereitelten und die Feinde unter schweren Verlusten über die Grenzgebirge zurückwarfen. Als weiteren Vorteil darf man hervorheben, daß die Russen auch vor Przemyśl durch vergebliche Stürme und durch glückliche Ausfälle der Belagerten abermals Tausende an Toten und Gefangenen verloren haben. In Südpolen hielten sich die Österreicher defensiv und beschränkten sich darauf, den Nida-Abchnitt gegen mehrere Vorstöße (vom 10. bis 14. Januar) zu behaupten.

Es scheint, daß es in der Absicht der verbündeten Heeresleitung liegt, zwischen Pilisa und Weichsel vorläufig nur die Stellungen zu halten, denn auch von deutschen

Angriffen wird nichts berichtet. Die deutsche Offensive ging in der uns schon bekannten Richtung von der Bzura zwischen Lomitz und Sochaczew nach Osten und Südosten. Am 5. Januar wurde der Suchaabschnitt erreicht, gleichzeitig wurde weiter südlich im Osten von Rawa Raum gewonnen, und so sehr Sturm, Regen und Schnee die Operationen behinderten und die Wege in Morast verwandelten, rüdte man doch immer näher an Warschau heran. Selbst englische Blätter erkannten an, daß die Russen den Rückzug angetreten hätten und erst wenige Meilen westlich von Warschau dauernden Widerstand leisten würden. Aber Warschau selbst sind schon wiederholt deutsche Flugzeuge erschienen und haben durch ihre Bomben manchen Schaden angerichtet und lebhaftes Beunruhigung hervorgerufen; ein Drittel der Bevölkerung soll schon die Stadt verlassen haben.

An der ostpreussischen Grenze und nördlich der Weichsel gab es mehrere Zusammenstöße, die bald von der einen, bald von der andern Seite hervorgerufen worden waren und den Russen weit größere Verluste als unsern Truppen zufügten. Im allgemeinen behaupteten beide Parteien ihre Stellungen, was für die Deutschen einen Erfolg bedeutete, weil die Russen ihre Absicht, durch einen Druck auf Ostpreußen und Thorn die Offensive im Weichselbogen zu lähmen, nicht ausführen konnten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich zwischen der Weichsel und der westpreussischen Grenze größere Dinge vorbereiten.

Übermenschliche Anstrengungen und Entbehrungen hatten die Truppen auf sich zu nehmen, um zu diesen Erfolgen gegen die russische Übermacht zu gelangen. Widriges Wetter, schlechte Wege, Armut und Unsauberkeit des Kriegsschauplatzes — immer wieder kommen die Klagen über die Ungezieserplage in den von den Russen verlassenen Quartieren — waren zu überwinden; oft genug war die Verpflegung nicht nachzubringen, so daß die Soldaten kaum das Allernotwendigste hatten, denn aus dem durch mehrere Durchmärsche ausgefogenen Lande war wenig zu entnehmen. Zudem schwebte die Bevölkerung in beständiger Furcht vor der Rückkehr der Russen und erwies sich daher als wenig entgegenkommend. Erst allmählich ließ sich die Ver-

bindung mit der Heimat verbessern und damit eine bessere Versorgung mit Nahrung und Kleidung herstellen.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz waren die Vorgänge im Januar wechselreicher als die beiden Monate vorher. Allein in Flandern gab es keine größeren Zusammenstöße, da anscheinend bei dem schwierigen Gelände keine Partei auf einen entscheidenden Erfolg hoffen kann. Nur Artilleriekämpfe fanden täglich statt, in denen die Feinde die deutschen Stellungen mit Feuer überschütteten, aber wenig Schaden anrichteten und nur viele Ortschaften hinter der Front zerstörten. Es war ein Verfahren, das die Franzosen übrigens systematisch auf der ganzen Front zum Schaden ihrer Landsleute anwendeten. Wenn man die zahlreichen kleinen und größeren Gefechte überblickt, so haben die Deutschen anscheinend besonders an zwei Stellen eine lebhaftere Offensivtätigkeit entfaltet: östlich von La B  thune und in den Argonnen. An beiden Stellen sind sie beträchtlich vorwärtsgekommen; in den Argonnen wurden den Franzosen mehrere wichtige Stützpunkte entzogen und großer Verlust zugefügt, während bei La Bassée (zwei   Kilometer östlich von B  thune) den Engländern eine empfindliche Schlappe beigebracht wurde (25. Januar). Ohne Zweifel ist der taktische wie der strategische Erfolg dieses Vordringens hoch anzuschlagen, aber der taktische wird noch überboten durch zwei Siege, die im Anschluß an einen französischen Angriff erfochten worden sind.

Die Franzosen setzten ihre Angriffe vornehmlich an fünf Stellen an: gegen den Abschnitt zwischen Soissons und Reims, von wo sie bei einem Vordringen auf die Verbindungen der deutschen Westfront und der Stellungen östlich von Reims hätten drücken können; zweitens vom Lager von Chalons aus auf den Raum Reims — M  n  houbt, um das deutsche Vorgehen in den Argonnen zu erschweren; drittens auf St. Mihiel, um den Maas  bergang zu beherrschen und die Einschließung von Verdun zu verhindern; endlich auf Pont-  -Mousson und die Gegend bei Sennheim im Oberelsaß. An diesen letzten beiden Punkten verfolgte man vermutlich vor allem die Absicht, deutsche Truppen von andern Stellen abzuziehen. Erfolge, die sich mit denen der Deutschen

an ihren Angriffsstellen vergleichen ließen, haben die Franzosen nirgend gehabt; einige Schützengräben und einige Gefangene fielen ihnen hier und da in die Hände, aber irgendeinen wichtigen Stützpunkt vermochten sie nicht zu erobern; in der Regel wurden ihre Angriffe, mitunter nach mehrtägigen Kämpfen wie an der Mosel und im Oberelsaß, unter schweren Verlusten abgeschlagen. Eine entschiedene Niederlage sogar erlitten sie bei Soissons, wo sie am 8. Januar einen größeren Versuch machten, die Deutschen von den nächsten Höhen nördlich der Aisne zu vertreiben. Beim ersten Ansturm brühten sie die Anstrigen etwas zurück, wurden dann aber bis zum 14. von Truppen der Armee Klud die Höhen hinunter und über die Aisne zurückgejagt, wobei sie gegen 5000 Mann an Toten verloren und 5200 Gefangene und 35 Geschütze in den Händen der Deutschen ließen. Durch die Wegnahme der bisherigen französischen Stellungen am rechten Aisneufer können nun die Deutschen Soissons mit seinem wichtigen Bahnhof unter Feuer nehmen und die Übergänge oberhalb und unterhalb der kleinen Festung beherrschen. Ein erneuter Angriff an dieser Stelle scheint ausgeschlossen zu sein. Ein siegreicher Angriff weiter nordöstlich in demselben Abschnitt (bei Craonne, 26. Januar), der den Franzosen abermals mehrere tausend Mann kostete, vervollständigte den Erfolg und brachte ein neues Stück des Aisnelaufs unter unser Feuer. Soissons war die erste größere Schlacht seit dem Stillstand in Flandern. Wie groß die kämpfenden Massen gewesen sind, läßt sich nicht sagen; nach den französischen Verlustzahlen zu schließen, mögen etwa zwei Armeekorps auf jeder Seite beteiligt gewesen sein. Die deutsche Heeresleitung wies in der Besprechung der Schlacht darauf hin, wie sehr sich die Verhältnisse seit unserm letzten großen Kriege geändert hätten, da hier weit geringere Truppenmassen auf einem ebenso großen Schlachtfelde wie bei Gravelotte gekämpft hätten; man darf hinzusehen, daß die absolute und relative Steigerung der Verluste an Toten und Verwundeten wohl ebenso charakteristisch für die neuen Verhältnisse ist. Schlachten mit zwanzig von Hundert und mehr an blutigen Verlusten werden wohl keine Seltenheit bilden. Wie stark die Wirkung der modernen Waffen unter be-

sonderen Umständen ist, lehrt die weitere Veröffentlichung des Generalstabes, wonach die Franzosen von Mitte Dezember bis Mitte Januar mindestens gegen 125 000 Mann an Toten und Verwundeten eingebüßt haben müssen. Der Hauptanteil an dieser Zahl wird auf die häufigen Angriffe, die nicht durchgeführt werden konnten, sondern im Feuer zusammenbrachen, fallen; da die Deutschen solche Zurückweisungen in größerem Maßstabe nicht erfahren haben, beträgt ihr Verlust im Höchstfalle den vierten Teil.

Ein ganz besonderes Moment der Erregung hat der Luftkrieg in dem abgelaufenen Monat in die westlichen Ereignisse gebracht. Es scheint jetzt die Zeit für unsere großen Luftfahrzeuge gekommen zu sein; die wiederholten Beschießungen von Nancy, Dünkirchen, Dover und vor allem von Yarmouth, Cromer, Sandringham, Kings Lynn (19. bis 20. Januar) zeigen, welche Strecken sie durchmessen und welchen Schaden sie anrichten können. Daß die englischen Berichte den Erfolg nach Kräften zu verkleinern suchen, kann nicht wundernehmen, aber welche Furcht vor den Zeppelinlinien herrscht, zeigen die Vorsichtsmaßregeln gegen eine Beschießung in London und Paris. Glänzend erwies die Überlegenheit der Deutschen im großen Luftkriege der klägliche Ausgang des englischen Unternehmens gegen Rurhaven (im Dezember): es brachte der deutschen Küste keinen Schaden, den Engländern den Verlust mehrerer Flugzeuge.

Neben dem in der Luft hat auch der Kampf zu Wasser nicht geruht. In der Adria vernichtete ein österreichisches Unterseeboot einen der besten französischen Panzer, den »Courbet«, vor den Dardanellen ging ein französisches Unterseeboot zugrunde; aber das größte Interesse zog naturgemäß der Zusammenstoß in der Nordsee (24. Januar) auf sich, über dessen Entstehung noch wenig bekannt geworden ist, ja, dessen Ausgang noch nicht einmal mit völliger Sicherheit feststeht. Gewiß ist nur, daß die Engländer die Überlegenheit besaßen und den großen Kreuzer »Blücher«, das schwächste der beteiligten deutschen Panzerschiffe, vernichteten, aber sich vor deutschen Unterseebooten zurückgezogen und so schwere Verluste erlitten haben, daß sie sie noch nicht haben eingestehen wollen. An eine ernsthafte Lahmlegung oder

gar baldige Vernichtung der deutschen Flotte, wie die Engländer jubelnd verkünden, ist nicht zu denken; sie wird nicht einmal in sonst englandfreundlichen italienischen Blättern mehr angenommen.

In der überseeischen Welt ist zu unsrer freudigen Überraschung ein Rest der Emdenmannschaft aufgetaucht und hat den Kaperkrieg gegen den feindlichen Handel mit Erfolg fortgesetzt, auch die »Karlsruhe« hat manche neue Beute gemacht, und ähnliches wird von einigen Hilfskreuzern berichtet. Unsere größeren Kolonien haben sich bisher, abgesehen von einigen Küstenstrichen, noch unversehrt halten können; in Südwest- und Ostafrika haben die Engländer sogar bei früheren Invasionsversuchen, über die wir jetzt erst Gewisses erfahren haben, schwere Niederlagen erlitten.

Der Krieg unsrer türkischen Bundesgenossen hat noch keine größere Veränderung gebracht. Es heißt, daß der türkische Eisenbahnbau durch die Sinaihalbinsel zum Angriff auf die Suezlinie kräftig gefördert worden sei, und alle Versuche der Engländer, ihn von Akaba aus zu stören, vergeblich geblieben seien. Im Grenzgebiet zwischen Kars und Erzerum wollten die Russen zu Beginn des Januars einen großen Sieg erfochten haben, aber es war — falls nicht überhaupt eine Erfindung — eine starke Übertreibung, denn von einem Vormarsch in türkisches Gebiet war nicht die Rede, und gleichzeitig zogen sich die Russen aus Nordpersien vor den Türken zurück. Es bezeichnet die »Aufrichtigkeit« unsrer Gegner, daß sie den Einmarsch der Türken in Persien als Vergewaltigung eines neutralen Landes behandelten, während tatsächlich Nordpersien bisher eine russische Provinz gewesen war.

Auf keinem Kriegsschauplatz ist somit eine Entscheidung gefallen, aber es scheint, daß die Dinge einer solchen bedeutend näher gekommen sind. Wir dürfen sie mit Ruhe abwarten, denn das Stärkeverhältnis hat sich gewiß, je länger der Krieg gedauert hat, desto mehr zu unsern Gunsten geändert, haben doch die Franzosen allein im Januar viermal so viel verloren als wir, und alles in allem haben wir — an Toten, Verwundeten und Gefangenen — nur etwa so viel eingebüßt, als die Gegner an Gefange-

nen allein an uns — gegen 600 000 Mann — verloren haben. Und in dieser Zahl sind noch viele Tausende Leichtverwundeter eingerechnet, die wieder hergestellt und zur Front zurückgekehrt sind. Daß es in dieser Hinsicht bei den Feinden weniger gut steht, erhellt schon daraus, daß sie keine amtlichen Verlustzahlen veröffentlichen und die Franzosen zum Beispiel beim Abdruck der deutschen Tagesberichte sorgsam alle Zahlenangaben über die aufgefundenen französischen Toten gestrichen haben. Da im Januar neue Hunderttausende hinausgezogen sind, wird jene Lücke wohl reichlich ausgefüllt sein. Aber auch damit ist Deutschlands Reserve noch lange nicht erschöpft. Das Reich hat noch Menschen genug, um bei weiterer Ausdehnung des Kriegsschauplatzes alle Etappen zu besetzen, ohne seine Feldtruppen zu sehr schwächen zu müssen; noch stehen zahlreiche Ersatzreservisten und der ganze Jahrgang 1914 zur Verfügung, und der Jahrgang 1915 könnte ebenfalls im Bedarfsfalle sofort ausgebildet werden. Aber an diese Notwendigkeit scheint man noch nicht zu denken. Ebenso wird die österreichisch-ungarische Armee noch über große Hilfsquellen verfügen und jetzt schwerlich schwächer sein als vor einem halben Jahre. Von den Feinden dagegen könnte allein England, falls Werbung und Ausbildung nach Wunsch gegangen sind, erhebliche Verstärkungen heranziehen. Frankreichs Jagd auf die »Drüdeberger« zeigt, welche Mühe es hat, seine Kadets zu füllen, und Rußland hat ausgebildete Mannschaften gewiß nicht mehr zur Verfügung, seitdem es sich genötigt gesehen hat, die Reichswehr heranzuziehen. Russische Rekruten aber zu brauchbaren Soldaten zu machen, dauert so lange, daß bis dahin die Entscheidung längst gefallen sein kann. Besonders schwierig wird bei ihnen der Offizierersatz sein, da nach immer wiederkehrenden Nachrichten von unsrer Front und aus auswärtigen Zeitungen der Offizierverlust außerordentlich gewesen sein soll. Eine gewisse Stütze erhält diese Behauptung durch die große Zahl von russischen Offizieren in unsrer Gefangenschaft.

Mit besonderer Freude dürfen wir feststellen, daß wie die militärische Leitung so auch die innere Verwaltung ihrer Aufgabe glänzend gerecht geworden

ist. Wie das Verkehrswesen, so stehen auch Sanitäts- und Verpflegungsdienst auf der Höhe, so daß der Gesundheitszustand der Truppen trotz allen Strapazen und allen Unbilden der Witterung — auch im Westen sind sie durch unaufhörliche Regengüsse schwer belästigt worden — durchweg gut ist. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, welche Bedeutung das auch für den moralischen Zustand des Soldaten hat. Diese Aufgabe, Erhaltung der Gesundheit und der moralischen Verfassung der Armee, kann nur durch eifriges Zusammenarbeiten zwischen der staatlichen Verwaltung und der Bevölkerung gelöst werden. Denn ohne freiwillige Leistungen können die ungeheuren Ansprüche der Millionenarmee an Kleidung und Nahrung nicht befriedigt werden, und nur die Gewißheit, daß die Dahergebliebenen die Leistungen der Krieger in ihrer ganzen Größe würdigen und sich ebenfalls gern zu Opfern verstehen, kann die Truppen mit der Hingabe erfüllen, die die Kraft eines Heeres verdoppelt. Auch dieser Pflicht ist die Nation gerecht geworden; jeder weiß, welche endlose Mengen an Kleidungsstücken und Nahrungsmitteln privatim und durch große Vereine alltäglich und bei besonderen Gelegenheiten hinausgeschickt worden sind, welche mächtigen Geldspenden für Lazarettzüge und ähnliche Zwecke freiwillig gemacht worden sind. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die Zeit der Prüfung noch lange nicht zu Ende ist; noch wird bei längerer Dauer des Krieges manche Anforderung an uns gestellt werden, und manche liebgewordene Gewohnheit werden wir aufgeben müssen, um den Anforderungen des Krieges genügen zu können. So wenig Sorge wir um die Menge an Nahrungsmitteln zu hegen brauchen, so notwendig ist es doch, mit gewissen Artikeln, wie Weizenmehl, zu sparen, und die Landwirtschaft wird sich zur Schaffung des ausreichenden Fleisch- und Brotvorrats manche Änderung des gewohnten Betriebes gefallen lassen müssen. Die Neuorganisation unsers gesamten Verbrauchs und Ertrags ist — gewiß ein Zeichen unsers Selbstvertrauens und unsers Reichtums — erst in den letzten Wochen, u. a. durch das Verbot der Nachtbäderei und so eben durch die Beschlagnahme der Vorräte an Brotgetreide und Mehl, durch die Behörden ernsthaft in Angriff genommen wor-

den. Noch können wir nicht sehen, wie einschneidend diese von Volkswirten längst geforderten Maßregeln wirken werden und welche Haltung ihnen die Nation entgegenbringen wird. Ein erfreuliches Zeichen für die Zunahme des wirtschaftlichen Verständnisses bilden die fortwährenden Sammlungen der Goldmünzen, die bereits eine beträchtliche Vermehrung des Reichsgoldbestandes hervorgerufen haben.

In allen Koalitionskriegen, die die Geschichte kennt, hat sich nach gewisser Zeit die Frage erhoben, ob die Einigkeit unter den Bundesgenossen erhalten werden kann, oder ob nicht Veränderung der politischen Ziele oder Enttäuschung über Mißerfolge oder ähnliche Ursachen den einen oder den andern Teilnehmer zum Sonderfrieden geneigt machen können. Solche Möglichkeiten sind für uns und unsern Bundesgenossen ausgeschlossen. Deutschland, Österreich-Ungarn und die Pforte sechten zusammen für ihre Existenz; der Untergang eines gefährdet die andern Genossen, die Richtlinien ihrer Politik können sich daher gar nicht verändern, ehe nicht das gemeinsame Ziel, Herbeiführung eines Friedens, der Sicherheit für die Zukunft gewährt, erreicht ist. In allen Kundgebungen der Regierungen, in den herrlichen Neujahrserlassen des Kaisers und in privaten oder öffentlichen Äußerungen maßgebender Männer ist dies Bekenntnis abgelegt worden. Der Wechsel im Wiener Ministerium des Auswärtigen hat in dieser Hinsicht keine Veränderung hervorgerufen; Herr von Burian, der frühere Landeschef von Bosnien, sichert nur sein eignes Werk in jenem Gebiete, wenn er an der Bundesgenossenschaft mit Deutschland zur Erhaltung der österreichisch-ungarischen Balkanstellung und der Niedererschlagung Rußlands festhält.

Schwerer ist die Frage zu beantworten, ob auf der Gegenseite sich Risse in der Koalitionsfront zeigen. Daß zunächst in England, dem einen Haupturheber des Krieges, Regierung und Volk beim französisch-russischen Kriegsbündnis auszuharren entschlossen sind, ist kein Zweifel. Nur mit Hilfe einer kontinentalen Bundesgenossenschaft kann ja der englische Kriegszweck, Verringerung der politischen und wirtschaftlichen Kraft Deutschlands, erreicht werden. Die

Tagung des Oberhauses hat die Fortdauer der Deutschenfurcht in England aufs neue erwiesen. Zwar klangen die Reden etwas gedämpfter als in den ersten Augusttagen, als die Minister das ebenso prahlerische wie frevelhafte Wort sprachen, England werde als Kriegsteilnehmer kaum mehr leiden denn als Neutraler, aber die Möglichkeit eines Friedens vor Zertrümmerung der deutschen Kriegs- und Handelsflotte und schwerster wirtschaftlicher Schädigung des Rivalen wurde gar nicht erörtert. Auch in Frankreich lehnen die maßgebenden Stellen noch jeden Sonderfrieden ab, solange ihnen noch nicht jede Hoffnung geschwunden ist, die Deutschen gewaltsam aus Frankreich zu entfernen. Auf Äußerungen einzelner Franzosen, die gelegentlich verbreitet werden, daß Frankreich wie Belgien bei längerem Ausbleiben die Geschäfte Englands zu seinem eignen Schaden betreibe, ist nichts zu geben. Denn die ganze französische Presse trieft von Haß gegen Deutschland, und ein Friede unter den jetzigen Umständen würde in der Tat Frankreich wenig Vorteil bringen: er bedeutete den endgültigen Verzicht auf Elsaß-Lothringen und auf eine ebenbürtige Stellung neben Deutschland, er brächte nicht einmal die Befreiung von der deutschen Okkupation, denn vor der Besiegung Englands würden wir Nordfrankreich nicht räumen können, er würde daher voraussichtlich einen Bruch mit dem bisherigen Bundesgenossen zur Folge haben. Nur ein neuer großer deutscher Sieg und die Befehung weiterer großer Landstriche wird eine Änderung der französischen Politik erzwingen können.

Das einzige Land, aus dem ernsthaftere Gerüchte über eine Friedensmöglichkeit in die Öffentlichkeit gedrungen sind, ist Rußland. Und zwar soll es da die offizielle Regierung mit dem Zaren an der Spitze sein, die solchen Gedanken nicht abgeneigt ist, während die Partei, die den Krieg von langer Hand her geplant hat, die panslawistische unter Führung des Oberkommandierenden, des Großfürsten Nikolaus, alle Friedensvorstellungen rücksichtslos bekämpft. Die Nachrichten haben viel Wahrscheinlichkeit für sich. Nur durch den Krieg können die Panslawisten ihr Ziel, Eroberung Konstantinopels, Unterwerfung der Balkanhalbinsel unter ein russisches Protektorat und Zertrümmerung Österreich-Ungarns, erreichen;

sie müssen daher den Krieg fortsetzen, selbst auf die Gefahr einer völligen Niederlage hin. Ein Zurüdtreten in diesem Augenblick, nach solchen Mißerfolgen, würde die Ausführung ihrer Politik ins Unbestimmte vertagen, zum mindesten den politischen Untergang der leitenden Panslawisten zur Folge haben, wenn ihnen nicht gar Schlimmeres bevorstände. Der Zar lebt in andern Vorstellungen. Er, der kein Kriegsheld ist, muß fürchten, von der Panslawistenpartei im Falle des Sieges beiseitegeschoben zu werden, im Falle der Niederlage eine große Revolution entstehen zu sehen, die seinem Thron und Leben ebenso gefährlich werden kann. Da ihm und vielen besonnenen Elementen jetzt die Möglichkeit eines Sieges vermutlich ausgeschlossen erscheint, so ist es begreiflich, daß diese Richtung nicht ungern jetzt Friede machen würde, um das Äußerste zu vermeiden. Die russische Regierung mag sich mit der Hoffnung schmeicheln, den Zustand wie vor dem Kriege herzustellen, so daß die ursprünglichen Ziele später wieder aufgenommen werden könnten. Man mag hoffen, der Nation diese Politik annehmbar zu machen: es gelte zunächst, die wirtschaftlichen und finanziellen Verluste auszugleichen und eine bessere Rüstung herzustellen, wozu es an Mitteln nicht fehlen werde; durch die Einstellung der Zinszahlungen an Frankreich könne man ja das russische Budget ungeheuer entlasten. Vor dem brutalen Rechtsbruch würde sich weder das Volk noch die Regierung scheuen, da ja Frankreich nach dem Kriege ohnmächtig sein und weder als Bundesgenosse noch als Gegner zu beachten sein wird. Wäre also ein baldiger Sonderfriede für Rußland ein gewaltiger Vorteil, so wäre er für Deutschland und Österreich-Ungarn ein ebenso großer Nachteil: so wenig wie früher wären sie vor russischen Umtrieben im Orient gesichert, ja, sie müßten nach einem Jahrzehnt etwa auf einen neuen Krieg mit einem neu gekräftigten Rußland gefaßt sein, und ob dann die allgemeinen Verhältnisse für den abermaligen Kampf auf Tod und Leben nicht noch ungünstiger als heute liegen würden, ist nicht zu sagen. Es ist daher Pflicht der beiden Zentralmächte, den Krieg fortzusetzen, bis Rußland so geschwächt werden kann, daß es seine Offensivpolitik nach dem Balkan wie gegen Österreich-Ungarn und Deutschland

aufgeben muß. Und eine solche Verkleinerung Rußlands ist durchaus möglich, da es aus vielen Bestandteilen besteht, die durch rohe Gewalt nur mit äußeren Banden zusammengeschmiedet sind und die, von der erstirbenden Herrschaft des Zaren befreit, sehr gut für sich oder im Anschluß an andre Mächte ein eignes politisches Leben führen und dabei der allgemeinen Kultur bessere Dienste leisten könnten als jetzt. Auch hier würde Deutschland wie in der Bekämpfung der Seetrannerei Englands nicht nur für sein eignes, sondern für das Wohl der Menschheit arbeiten und streiten.

Der Druck der englischen Seeherrschaft, der seit dem Beginn des Krieges auf den Neutralen fast ebenso wie auf uns gelastet hat, hat endlich einmal zu Vorstellungen in London geführt. Die Führung übernahmen die Vereinigten Staaten, denen sich die Niederlande, wie es heißt, angeschlossen haben. Sie verlangten freie Versendung von bedingter Konterbande, wie Getreide und Rohstoffen, von einem neutralen Staat zum andern; das Recht, neutrale Schiffe auf hoher See zu durchsuchen, wurde dagegen den Kriegführenden nicht bestritten. Man kann diesen bescheidenen Standpunkt, der eine rückhaltlose Anerkennung der englischen Vorherrschaft zur See enthält, nur aus der Abneigung gegen jede ernsthafte Verwicklung oder aus weitgetriebener angelsächsischen Sympathie verstehen, da England eine bündige Forderung der Amerikaner, ihre Schiffe passieren zu lassen, schwerlich hätte ablehnen können: es hätte keine Kriegsschiffe mehr gegen die amerikanische Flotte, die der deutschen fast gleichkommt, zur Verfügung gehabt. Der zaghaften Haltung Amerikas entsprechend fiel die englische Antwort aus. Sie lehnte jedes Entgegenkommen ab und erklärte, nach wie vor den Handel der Neutralen überwachen zu wollen, um jede mittelbare Unterstützung der Feinde über neutrale Staaten zu verhindern. Ebenso gebulbig wie diesen Schlag nahm die Washingtoner Regierung die Drohung hin, England werde

deutsche Handelschiffe, die sich zu Beginn des Krieges in amerikanische Häfen gerettet hatten und von Amerikanern angekauft sind, als deutsche behandeln und wegnehmen. Die Besorgnis, das Geschäft durch einen Zusammenstoß mit England zu schädigen, spielt bei dieser Konfliktsscheu gewiß eine große Rolle, läßt es doch die Regierung des Präsidenten Wilson trotz der so oft betonten Neutralität und allgemeinen Friedensliebe zu, daß amerikanische Fabrikanten Kriegsmaterial an England und Frankreich liefern und damit diesen eine Unterstützung angedeihen lassen, ohne die sie schwerlich den Krieg in der bisherigen Weise lange fortsetzen könnten. Erfreulicherweise macht sich gegen diesen Mißbrauch immer mehr eine lebendige Bewegung der Deutsch-Amerikaner geltend. Diesen Volksgenossen haben wir es auch zu danken, daß das über europäische Dinge in kläglicher Unwissenheit lebende amerikanische Volk allmählich über die Ursachen und den Verlauf des Krieges aufgeklärt zu werden beginnt.

Viel Aufmerksamkeit erfordert noch die Haltung Italiens und der Balkanstaaten, deren Pläne einstweilen in Dunkel gehüllt sind. Italien hat zu Beginn des Monats Januar Stadt und Hafen von Durazzo und Valona besetzt, angeblich um die Europäer gegen unruhige Moхамmedaner zu schützen; aber es ist nicht zu erkennen, welche weiteren Absichten damit verbunden sind, und ob das Balkanproblem damit an einer neuen Stelle angegriffen werden soll. Im übrigen gingen in Italien wie in Rumänien die Agitationen für und wider den Anschluß an den Dreiverband weiter, während in Bulgarien die öffentliche Meinung immer noch gegen einen Kampf an der Seite Rußlands ist. Portugal, über das England wie über einen untertänigen Staat verfügen zu können glaubt, hat sich einstweilen gegen die Londoner Befehle noch gesträubt; wenn auch die Regierung zum Kriege gegen Deutschland bereit war, so haben sich doch im Volke und im Meere Strömungen dagegen bemerkbar gemacht.

Abgeschlossen am 3. Februar 1915

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düfel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Redaktionsvertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrtergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Rohrer in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.



Franz von Penzbach:

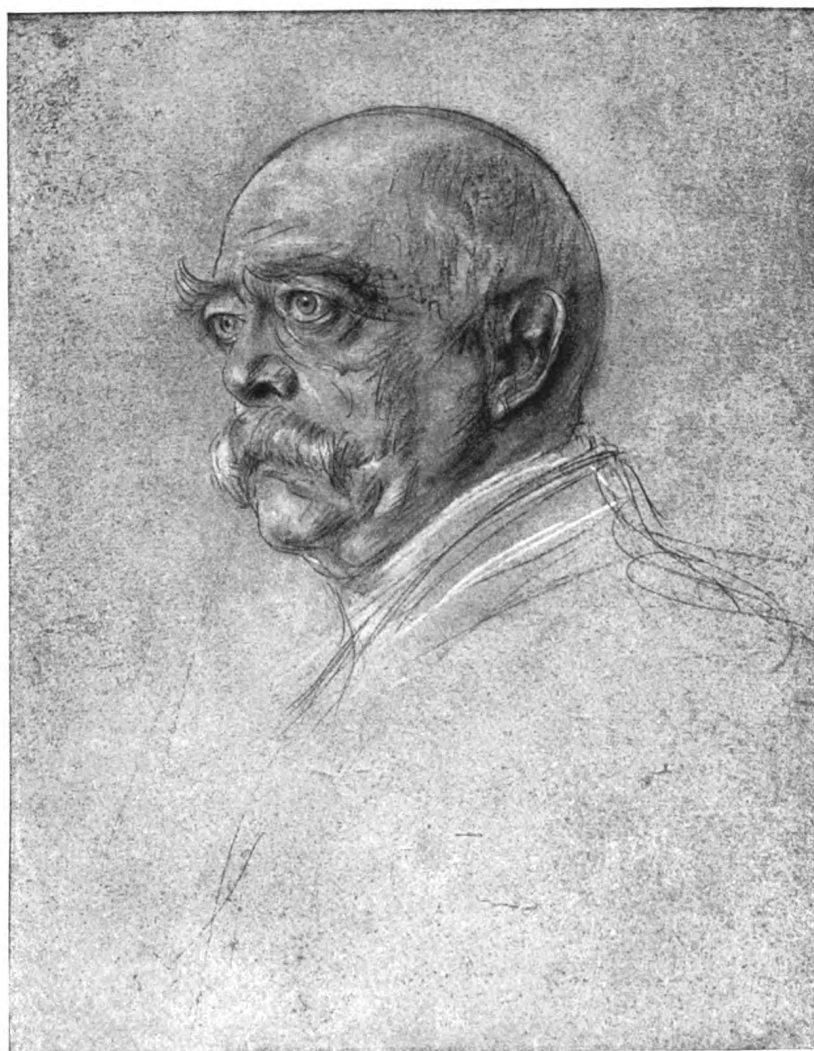
St. P. Penzbach

Verlag von J. Bruckmann & Co. in München

Die Furchtsamkeit erfordert sich die Haltung Italiens und der Balkanstaaten, deren Pläne einstweilen in Dunkel gehüllt sind. Italien hat zu Beginn des Monats Januar Stadt und Hafen von Durazzo und Valona besetzt, angeblich um die Europäer gegen unruhige Mohammedaner zu schützen; aber es ist nicht zu erkennen, welche weiteren Absichten damit verbunden sind, und ob das Balkanproblem damit an einer neuen Stelle angriffen werden soll. Am übrigen glücken in Italien wie in Rumänien die Revolutionen für und wider den Anschluß an den Dreiverband weiter, während in Bulgarien die öffentliche Meinung immer noch gegen einen Kompromiß der Seite Auslands ist. Portugal, über das England wie über einen untertänigen Staat verfügen zu können glaubt, hat sich einstweilen gegen die Londoner Weishe noch gestäubt; wenn auch die Regierung zum Schluß gegen Deutschland bereit war, so haben sich doch im Volke und im Heere Strömungen dagegen bemerkbar gemacht.

Überflogen am 3. September 1915

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Franz von Lenbach:

Fürst Bismarck

Verlag von J. Neumann, Neudamm in Berlin

Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düssel

Band: 118. I April 1915

Bismarck

Zu seinem hundertsten Geburtstag

Von Richard Graf Du Moulin-Eckart

Unsre Zeit steht unter dem Zeichen des Volkstums wie keine je zuvor. Der Krieg um unsre Existenz läßt jeden andern Gedanken zurücktreten. Es herrscht — auch hinter der Front — die mannhafte Philosophie des Schützengrabens. Der feierliche Ernst, der die erste Wirkung der Kriegserklärung war, hat nicht nachgelassen. Das starke Gemeingefühl ist lebendig geblieben. Die Selbsteinkehr aller Stände, aller Berufe dauert an. Alle haben ihre persönlichen und materiellen, ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Ziele umgesteckt in der geraden Richtung auf das Nationale. Alle ordnen sich dem unter. Und gerade darin läßt sich erkennen: diese Zeit ist „ein echter Bismarck“.

Das Volk selbst ist bismarckisch geworden im besten Sinne des Wortes. Die Verheißung von „Deutschland im Sattel“ ist erfüllt. Es kann reiten! Und so erfüllt es die Hoffnung, rechtfertigt es das Vertrauen, das der Genius in seine Kraft gesetzt hat. Es hat lange um ihn geklagt und um die Zeit, da er es am Gängelband geführt, da es spielend seine Pflichten üben und ruhig in Sicherheit sich wiegen konnte, weil er wachte. In diesem Sinne vor allem hatte es seiner Persönlichkeit gehuldigt, hatte es den Starken lieb gewonnen. Es war die unmittelbare, vielfache Heldenverehrung, die dankbare Freude an der Persönlichkeit. Auf diese übertrug sie das Fühlen für sein Werk. Es ist ihm dadurch unendlich näher gekommen, und auf diesem Wege hat es auch das stärkere Gefühl für das Reich, für seine Schöpfung gewonnen. Und da hat sich auch

das Werk von seiner Person zu lösen begonnen. Das Volk betrachtet sich als vollgültigen Erben mit allen Rechten, aber auch mit allen Pflichten, es zu schützen und weiterzuführen. Die Zeit des Epigonentums ist zu Ende.

Aber wenn sich das Werk von der Person löst, so löst sich nicht diese von der Nation. In ihr haftet fest und bleibend sein Bild: nicht kalt und schmucklos, sondern, wie jene Madonna Albrecht Dürers, mit farbenreichen Blumen und Blüten umrankt und umrahmt. Es ist die Persönlichkeit Bismarcks an sich, die, aller Zeitlichkeit entrückt, uns so unendlich nahe gekommen ist, wie der Lebendige dem Geschlecht, das ihn umgab, gar nicht treten konnte. Lebten wir noch in der goldenen Zeit, da sich die Sage um die Helden rankte und ihnen überirdischen Glanz verlieh, längst hätten ihn ihre Schleier dem Tage entrückt. Aber das Fühlen ist nicht minder stark: es ist ein Teil unsers Wesens geworden, untrennbar mit uns verbunden. Haben wir doch die gewaltige Geisteskraft des „großen Wundermannes“, wie ihn schon Albrecht von Roon nannte, am eignen Leibe verspürt. Und es ist kein Beruf, keine Schicht des gesamten Volkes, die nicht davon berührt worden wäre. Denn er hat wahrlich mehr geleistet als die Einheit. Dem ganzen nationalen Leben hat er Form und Inhalt gegeben, die Kräfte geweckt, die uns jetzt fähig machen, dem Ansturm einer Welt ethisch und materiell, militärisch und wirtschaftlich zu widerstehen.

Freilich am nächsten steht er uns durch das Einigungswerk. Es war das Ziel der höchsten Sehnsucht gewesen. Der Einheitstraum läuft gewissermaßen zwischen der Faust- und der Ahasversage. Ja, diese scheint sogar mit ihr, wenn nicht zu verfließen, so doch etwas tief Gemeinsames zu haben. Denn Ahasver, diese wunderbare Schöpfung des 17. Jahrhunderts, ist im Grunde nichts anderes als das deutsche Volk, das die Ruhe in der Einheit nicht zu finden vermag. Und aus dem Sehnen nach Erfüllung des namenlos heißen Wunsches entsprang das Sehnen nach dem Erlöser, nach dem Vollender des Werkes, das es selbst nicht zu schaffen vermocht hatte. Aber als es dann doch an die Arbeit ging, weil sein Rufen nach ihm verhallt war, da war er schon da, wandelte er schon unter ihm, wurde er schon von ihnen gehaßt und verkannt, mußte er sich selbst durchsetzen gegen all die unklaren Wünsche und verworrenen Meinungen, fremd der Romantik, die in den Freiheitskriegen wie in den Stürmen des tollen Jahres zum Ausdruck kam.

Freilich, wie hätte es ihn an andern Zeichen zu erkennen vermocht, als an der Tat selbst! Es schien nichts Außerordentliches an ihm. Ein Bismarck-Schönhausen wie alle seiner Familie, Edelleute schlicht und recht, wie deren viele in der Mark und in Pommern saßen und hausten. Allerdings, eine eigenartige Blutmischung war in ihm zutage getreten: Professorenart, die schon den Weg zur Diplomatie und zur Staatskunst gefunden hatte, und braves, tüchtiges Sunkertum. Der Drang ins Engere

und Weitere in einer Person vereint! So hatte Bismarcks Mutter doch einen neuen Geist nach Schönhausen gebracht. Das Mutterblut gab Impulse, die den Bismarcks bisher fremd gewesen waren. Und so wurde ihr Sohn das Gentle des Junkertums, wie Goethe das dem Bürgertum entsprossene ist. Freilich, Wilhelmine Mencken ward keine Frau Rat Goethe. Sie konnte dem Sohne nicht „die Frohnatur, die Lust zu fabulieren“ geben. Aber indem sie ihm durch die Erziehung den Weg in den Staat wies, gab ihm sein Wesen den Drang, über diesem und seinem Gebrauchtum zu stehen. Wenn er Meister werden wollte, so konnte er dies Ziel auf dem „normalen Wege“ der Staatslaufbahn nicht erreichen, sondern nur dadurch, daß er — ich weiß kein besseres und auch kein schöneres Bild — wie Richard Wagners Waltherr von Stolzing „zum eignen Worte den eignen Ton“ fand. Und in der Tat, sobald er die alltäglichen Gleise verließ, schritt er auch „frei und unbeirrt“.

Die Erziehung war durchaus normal: das Institut des alten Plahmann, wo der Geist Pestalozzis und Jahns den Ton angibt und die Suppe im Topfe umrührt, das „graue Kloster“ und das Korps in Göttingen. Überall genügende Fortschritte, nicht ohne Opposition und nicht ohne den Drang, im Studium eigne Wege zu gehen, in angeschlagenen Adern geistiger Bildung selbst zu schürfen! In Göttingen frisches, schneidiges Gebaren und Studentenstreiche, vielleicht origineller und persönlicher, als sie sonst zu sein pflegen. Er meidet bald die Hörsäle, an deren Tür man mit Recht den umgedeuteten Gladiatorengruß geschrieben hatte: „Macte, dictator, dormituri te salutant!“ (Sei begrüßt, Diktierender, dich grüßen, die da bald schlafen werden!) Dagegen machen bleibenden Eindruck die Doktrinen des alten Geschichtsprofessors Heeren „von den Mächten und ihrem Gleichgewicht“, die doch den Kern bilden der Rankschen Historie und der Bismarckschen Staatskunst. Es ist ein wunderbares Nebeneinander: der größte deutsche Historiker und der größte deutsche Staatsmann, die in ihrem Schaffen geleitet werden von der großen Staatsmaxime des 17. und 18. Jahrhunderts! Aber während Ranke erst den Weg nach Preußen finden mußte, sah Bismarck von Anfang alles mit preußischen Augen an. Das ist der alte, gute Geist von Schönhausen und von Kniephof. Das ist der Stern, unter dem er in stürmischer Zeit geboren, unter dem er in die politische Arena eintrat in nicht minder stürmischen Tagen. Welch köstliches Bild: da die Revolution in den Straßen von Berlin ihr Banner entfaltet, geht auf dem Kirchturm des Bismarckschen Edelfitzes die alte Fahne mit dem Eisernen Kreuz hoch! Er ist gewillt, seine Bauern zum Schutze des Königs nach Berlin zu führen. Aber da er selbst dort erscheint, sagt er allen, den Generälen und Staatsmännern, dem König — wie später auch dem Prinzen von Preußen —, die Wahrheit mit junkerlicher Verbheit. Aber er hat immer die großen Gesichtspunkte einer realen Politik im Auge, erfaßt mit

kavallermäßiger Ehrenhaftigkeit. Und inmitten all der Irrungen und Wirrungen die in sich geschlossene, feste, große Persönlichkeit! Er ist vollkommen fertig. Dazu ist er freilich durch einen heftigen inneren Prozeß gelangt: der Staatsdienst war als unerträglich und unverträglich mit seiner ganzen Eigenart an den Nagel gehängt; er war aus Pflicht Landjunker geworden und hatte den Kniephof aus Verwirtschaftung und Verschuldung herausgearbeitet; er hatte den „tollen Bismarck“ gespielt, kühn und wild, und sich doch selbst eine breite und vertiefte Bildung gegeben, den Blick stets, ohne daß er's die andern merken ließ, auf das Engere und Weitere gerichtet. Er scheint gelöst von allem Kirchentum und hat sich aus den Schleiermacherschen Ideen heraus eine trostige Weltanschauung geschaffen, in die dann der Blic eines tiefen und edlen Erlebnisses schlug, so daß die junge Liebe im Geleit eines starken Gottesfriedens einzuziehen vermochte. Es offenbart sich in diesem Ringen, Reifen und Werden doch ein Stück junkerlicher Faustnatur, deren Spuren man nicht ohne tiefe Ergriffenheit nachzugehen vermag. Es ist alles echt und wahr, kraftgeboren und kraftgebärend.

Aber noch war junger Minne Lust nicht verblichen, da begehrte nach Macht sein Mut. Er mußte mitwirken an den Fragen der Zeit. Dazu trieb ihn sein preußisches Pflichtgefühl. Die Wege zum Staat waren ihm immer offen gestanden. Aber sie taugten ihm nicht. Den Gipfel, wo er allein leben und schaffen konnte, wollte er auf den ausgetretenen, langgezogenen Wegen nicht erreichen. Er ging seine eignen. Zunächst ohne jegliches ehrgeiziges Ziel: durch den Parlamentarismus hindurch. Man könnte wohl sagen, daß dieser für ihn Schule war. Aber die Lehrzeit war nur sehr kurz. Nach wenigen Wochen schon ist er nicht mehr der Lernende, sondern der Lehrende — nicht mehr Geführter, sondern Führender. Das zeigt sich in Berlin und in Erfurt in bedeutsamer Weise. Wenn man damals schon daran gedacht hat, ihn zum Minister zu machen, so war man auf der rechten Spur. Aber doch war's ein Glück, daß er erst in der diplomatischen Laufbahn sich betätigen konnte. Dadurch gewann er die große Richtung auf die auswärtige Politik. Er kann das eigne Ministerium studieren und an dessen Fehlern lernen: er gewinnt in Frankfurt den Einblick nicht bloß in den bundestaglichen Spuk der Eschenheimer Straße, sondern in das Treiben der deutschen Staaten überhaupt. Er lernt die Höfe kennen von Stuttgart bis Wien, und mit höchster Deutlichkeit zeigt sich ihm der Weg, den die preußische Politik gehen mußte, um aus dieser grausen Planmacherei herauszukommen und das deutsche Schiff aus dem Wattenmeer der Kleinstaaterie auf die hohe See der europäischen Politik zu steuern.

So liegt in seiner diplomatischen Laufbahn eine große Konsequenz, und man möchte das Zögern des Königs Wilhelm segnen, das ihn veranlaßte, Bismarck nach Petersburg und Paris als Botschafter zu senden. Er war

zu sehr Realist, um nicht für sein Werk die eigne Anschauung zu brauchen. Aber während sonst Diplomaten sich an den fremden Höfen nur allzuleicht akklimatisieren und, um einen Bismarckischen Ausdruck zu gebrauchen, „Spargelbeete anlegen“, verschärften sich in der ausländischen Atmosphäre seine preußischen Anschauungen, erhöhte sich sein Drang, den eignen Staat den andern gleichzustellen, wenn nicht ihn über diese zu erheben. Jetzt gewannen die Lehren seines alten Göttinger Professors Leben und gaben seinen Anschauungen die Großzügigkeit. Sein Staat konnte nur groß werden auf dem Boden der europäischen Politik. Er hätte gern Tür und Tor und alle Klappen geöffnet, um den Modergeruch der alten Zeit zu verscheuchen. Aber man darf von seinem Wirken in der russischen und der französischen Hauptstadt, in Sarskoje-Selo und in Biarritz sagen: Da, wo er war, war Preußen und sein guter Geist!

Und doch hat ihm nicht seine staatsmännische Kunst, die in dieser Zeit gewiß nicht kleiner war als später, da er das Amt und die Möglichkeit hatte, sie im vollsten Maße zu betätigen, den Weg ins Ministerium gebahnt. Es war vielmehr der Ruf, den er sich als konservativer Parlamentarier erworben, der neben der Not den Ausschlag bei König Wilhelm gegeben und ihn bewogen hat, dessen auswärtige Politik mit in Kauf zu nehmen. So liegt über dem langen und recht hitzigen Turnier, das Bismarck als Minister mit der Opposition im Landtag ausgefochten, der unendlich hellere Hauch einer köstlichen Ironie. Um so schöner tritt dabei die unbedingte Treue zu seinem königlichen Herrn hervor, dem er in jener denkwürdigen Unterredung in Neubabelsberg im September 1862, aus der er selbst als Ministerpräsident hervorging, das Herz gestärkt und den Geist neu aufgerichtet hat. Und wie tut dem König Bismarcks Kampf mit dem markierten Gegner so wohl! Wie erhöht er sein Vertrauen in den einzigartigen Menschen, der ihn nun Wege führt, die ihm ungangbar schienen, und Zielen entgegen, deren Erreichung er, in seinen stolzeſten Stunden, höchstens für seinen Sohn gehofft hatte. Und noch weit darüber hinaus! Wilhelm hatte von ihm die Rettung und Stärkung des preußischen Königtums vor den Mächenschaften des Parlaments erwartet und erhofft. Er dagegen übergab ihm die Macht in Deutschland und die Weltstellung, so daß die Kaiserkrone etwas Selbstverständliches war. Der König wollte die Heeresreform, die er für seine königliche Pflicht, ja für seine Lebensaufgabe hielt, durchsetzen um jeden Preis. Bismarck führte ihn in die Schlachten, wo sich diese sofort bewähren und die köstlichsten Früchte tragen konnte, die bisher ein preußischer König gepflückt hat. Wir sehen die kühnsten Pläne erfüllt durch kühnste und weiseste Tat, und doch: der Held und Staatsmann, der im gewissen Sinne als Genie den ersten Napoleon in der europäischen Geschichte abgelöst hat, bleibt bis zuletzt der getreue brandenburgische Vasall, der höchste Befriedigung neben Tat und Werk nur in der Größe und dem Glück seines Lehnsherrn findet. So

hat er der monarchischen Idee neue Kräfte gegeben und der Kaiserkrone, die er seinem Herrn aufs Haupt gesetzt, einen Glanz, wie sie die der mittelalterlichen Kaiser nie gehabt hat. Wie er selbst Kernholz war durch und durch, feind jedem falschen Schein, so war alles echt und stark, was er geschaffen und erworben hat.

Für jeden andern wäre die Feler vom 18. Januar 1871 im Spiegelsaal von Versailles ein glänzender Theaterschluß gewesen. Er aber sah darin nur wieder einen Anfang, dem es galt, die rechte Mitte und das gute Ende hinzuzufügen. Und dieses Werk ist nicht minder groß, ja vielleicht noch größer. Er schuf nicht bloß das Reich, er hat es ausgebaut. Diese Arbeit war zwar weniger gleißend und hatte nicht die großen Außenwirkungen mit Kampf und Sieg. Aber für den Staatsmann, der drei Kriege vorbereitet und die Ernte in die Scheuer gebracht hat, ist sie nicht minder groß. Er war bewußt schaffend wie der große Künstler einer. Sein Werk ist wie eine große, gewaltige Symphonie mit wunderbarer Melodie. Jetzt ging er an die Instrumentation, die er mit ungeheurer dynamischer Kraft durchführte. So entstand eine Partitur, in der jedes Instrument seinen reichen Part erhielt, vollendet bis auf den letzten Strich.

Man hat wohl manchmal die Meinung gehegt, er habe durch den Kulturkampf eine schwere Disharmonie in das Reich hineingetragen und der Ausklang hätte nicht den starken Tönen des Anfangs entsprochen. Das ist zuviel gesagt. Es kommt vor allem darauf an, welche persönliche Stellung er dazu einnahm. Zweifellos hatte er ein großes Ziel vor Augen: das Reich für alle Zukunft vor Angriffen von dieser Seite zu sichern. Er sah auch diese Frage an vom Standpunkt der europäischen Politik. Er hatte die beiden katholischen Mächte niedergerungen. Wenn diese in der römischen Bewegung Antrieb und Hilfe fanden, um „ihrer Schmach da Lohn zu erlangen“, dann brach über das Reich eine Gefahr herein, so groß, wie sie das ganze Mittelalter und selbst die Zeit der Religionskämpfe nicht gesehen hatten. Aber als er gewahrte, daß er die Gefahr überschätzt hatte und daß eine näherliegende drohte, als er fühlte, daß er seine Kraft an andre, größere Aufgaben wenden müßte, um das Reich auf sich selbst zu stellen, da brach er die Schlacht ab.

Auch darin liegt eine gewisse Größe, vor allem eine ungeheure Energie und Geistesgegenwart, die auch den Begabtesten erst zum wirklichen Staatsmann macht. Er vernahm die Stimme der Zeit. So kam das Jahr 1879. Wie das neunzehnte Jahrhundert mit dem Ausbruch der Französischen Revolution begann, so nimmt das zwanzigste seinen Ausgang von der gewaltigen wirtschaftlichen Reform, die Bismarck mit höchster schöpferischer Tatkraft eingeleitet und durchgeführt hat. Was ihm einst in den Frankfurter Tagen Mittel zum Zweck gewesen war: das Klappern, das zum Handwerk gehört, um durch die Betonung der wirtschaftlichen Fragen das Vertrauen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten zu gewinnen, das wird jetzt

zur rettenden Tat. Diese Abwendung vom Freihandel, diese Begründung der Wohlfahrt des Reiches und seiner Untertanen hat die Grundlage geschaffen für die wirtschaftliche Widerstandskraft des Reiches, an der, so Gott will, die Mächtschaften Englands zerschellen werden. Da ist er in der Tat der alte Deichhauptmann gewesen, der die deutschen Niederungen durch feste Dämme sichergestellt hat vor dem drohenden Eisgang, dessen gewaltiges Schauspiel wir heute schauernd miterleben. Es war eine Welt, die ihm niemals fremd gewesen. Aber er hat sich in jenen stillen Tagen von Bargin hineingelebt und alles durchgesonnen. Und als er wieder hervortrat, da erwies er auch hierin seine hohe Schöpferkraft. Die Reform trägt wie alles, was er geschaffen, den künstlerisch ausgeprägten Stempel Bismarckischer Eigenart. Freilich auch alles die Spuren des Kampfes. Denn keinen seiner großen Gedanken hat er durchzusetzen vermocht ohne gewaltiges Ringen, nicht bloß mit den Gegnern, sondern auch mit den Freunden, ja vielfach mit seinem königlichen Herrn selber. Und doch war bei diesem mit den Jahren die Neigung und Liebe gewachsen. Er fühlte, was dieser Mann nicht bloß Preußen und dem Reich, was er ihm auch persönlich war. Er sah den Erfolg dieses rastlosen Schaffens, das immer neue Aufgaben sich stellte und sie löste; er sah ihn selbst, der mit der Zeit alterte, aber nie veraltete; der sich nach Ruhe sehnte und doch der Muße nie froh zu werden vermochte.

Die tiefste Tragik lag wohl in seinem Scheiden aus dem Amte. Und doch hat dies ihm gebracht, was er als Reichskanzler inmitten des rastlosen Treibens niemals in dem hohen Maße erfahren hätte: die grenzenlose Liebe und Verehrung des deutschen Volkes. So hoch sind die Wogen der Begeisterung noch niemals gegangen, so tief hatte sich noch keine Persönlichkeit in die deutschen Herzen eingepreßt. Und dieses Fühlen ist sich gleichgeblieben. Es kamen die Tage der Trauer über seinen Heimgang, Stunden höchster Ergriffenheit, da der Genius aus der Zeitlichkeit schied. Aber die Freude an ihm brach um so stärker wieder durch. Und der ganze Bismarck ward in uns lebendig. Tausende von kleinen und feinen Zügen treten zutage, seine Worte klingen nach, wie seine Sprache in ihrer Wucht und Farbenpracht in zahlreichen rieselnden Quellen in des deutschen Volkes Sprache hineinfließt und sie belebt und verjüngt. Freilich sein Denkmal ist das Deutsche Reich! In unsrer tausendjährigen Geschichte ist er der große Staatsmann, der uns erst uns selbst gegeben hat. Aber daß er dabei der große, wunderbare Mensch gewesen von so schöner, starker, germanischer Eigenart, das macht ihn uns doppelt wert. Wir freuen uns, all das Herrliche gerade ihm zu danken. Und so nehmen wir ihn mit in das neue Jahrhundert, das seit seiner Geburt nun anhebt. Es wird kein Zeitalter des Vergessens sein. Die Denkmäler, die ihm die Volksliebe schuf und schafft, werden Patina ansetzen, aber sein geistiges Bild wird lebendig bleiben und als leuchtendes Erbe gehen von Geschlecht zu Geschlecht.

Mein Völkerspsalm

Von Meta von Salis-Marshlins (Basel)

Ich habe nur fürs höchste Recht gestritten,
Mich nie zur Buhlschaft um Erfolg bequemt
Und bin, im kleinen Vaterland verfemt,
Ins große, geistige hinausgeschritten.

Zwiefacher Herkunft rinnt in meinen Adern
Der Lebensquell: bedächtig Nordlandsblut,
Von südlichem begabt mit Flammenglut,
Mit jedem angestammten Feind zu hadern.

Der Feind war stets und überall derselbe,
Ob profeusgleich im Wesen und im Kleid:
Genußsucht, Feilheit, Goldgier, Prahlssinn, Neid,
Verrat und Trug und Heuchelei, die gelbe.

Ausbruch der Krieg! Welch Volk ist nun das meine?
Die sich beschieden, fremd abseitszugehn,
Sah plötzlich dich im Strahlenkranze stehn,
Du deutsches Volk in deiner Siegfriedsreine.

In Zucht, Begeisterung und Brudertreue
Gepanzert, Jangbeglückt zogst du ins Feld;
Ein Volk, ein Heer, ein Wille und ein Held,
Und sonder Schuld am Blut, wie sonder Reue.

Doch dir entgegen stand, zum wüsten Knäuel
Geballt, von Völkern eine Meuchlerschaft,
Zum Schlachtwerk aufgehebt hyänenhaft
Dem schnöden Schachersinn, dem Weltengreuel.

Wer da nicht hört und sieht und, wenn er Waffen
Besitzt, sie schwingt in deinem heil'gen Streit,
Den hat kein Gott zu seinem Dienst geweiht,
Der kniet vor Götzen, kriecht vor Mammonspsaffen.

Mein Land umschließt kein Wall und keine Grenze,
Mein Heim ist tot, mir strahlt kein Kinderport. —
Dir, deutsches Volk, der Menschheit Adelsort,
Erstleh' ich Sieg und höchsten Schaffens Lenz!

Die Fahne der Wallonen

Ein Kriegsroman aus Belgien

Von Nanny Lambrecht

II

Das Zimmer der Madame d'Uvinge lag im Mitternachtflügel des Schlosses. Man wußte nicht, warum er so hieß. Man wußte sich vieles nicht zu erklären in der Umgebung der Madame d'Uvinge. Aber daß keiner von der Dienerschaft — außer der alten Moblette — sich nach Dunkelwerden im Mitternachtflügel blicken ließ, das wußte man.

Es war am Vorabend jener aufregenden Nacht. Das Licht brannte noch nicht. Erst wenn die Bettstunde abgehalten und Licht angezündet worden war, kam der Aumonier des Schlosses, der Beichtvater der Madame d'Uvinge, um bis Mitternacht Whist mit ihr zu spielen.

Das war seit fünfundvierzig Jahren so. Seit Monsieur d'Uvinge zum letzten Male die Zigarrenasche in den bronzenen Löwentopf auf dem Kaminsims abstreifte, die rote Pose anzog und im Deutsch-Französischen Kriege für das »joyeux« Kaiserreich der schönen Eugenie kämpfte.

Fünfundvierzig Jahre blieb die Zigarrenasche unverfehrt. Fünfundvierzig Jahre wurde kein Stuhl in diesem Zimmer gerückt. Die kostbaren Gobelins von Beauvais schlotterten an den Wänden, sobald ein Luftzug von der Tür kam. Nur am Spinett ging zeitweilig eine Veränderung vor sich. Das geschah, wenn »Mimett« Konzert machen mußte. Dann klappte man den Dedel hoch, Mimett mit den weißen Seidenhaaren schritt mit den Rahenpfötchen über die Saiten, und es wurde ein seltsames Getöse. Ein Zirpen und Rinseln und Tinken in den Saiten hob an, wie wenn der Wind über die Harfe streicht.

Aber nun war's inbrünstig still in dem weiten Gemach. Der Mond stierte durch die hochgelegenen Fenster und schleifte seinen Leichenmantel durch die breite Fensternische, wo Madame auf dem hohen Tritt in dem steiflehnigen, wuchtig geschnittenen Sessel saß. Wie ein ägyptisches Götterbild saß sie kerzengerade, den schlohweißen Kopf hintenübergelegt, die bürren Hände mit dem Rosen-

franz im Schoß, einem dickperligen braunen Rosenkranz, den ihr der Aumonier von seiner Palästinareise mitgebracht hatte.

Zu ihren Füßen auf dem Tritt saß die Moblette und betete vor: »Seigneur, der du unsre Feinde fernhalten wollest!«

»Betet doch: Seigneur, der du unsre Feinde vernichten wollest!« sagte aus dem Nebenzimmer heraus halblaut eine Männerstimme.

»Au nom du père et du fils et du Saint-Esprit!« sprach feierlich Madame und schlug groß das Kreuz über sich. »Marcel, jetzt kannst du herüberkommen.«

»Macht ihr noch immer kein Licht?« fragte Marcel de Pont-Neuve und erschien in der Zwischentür. »Man könnte sich einen Finger ins Auge stecken.«

Die Moblette war schon auf dem Tritt, zündete die Stehlampe auf dem Tischchen vor Madame an und ließ die Vorhänge herunter.

Marcel spazierte in dem seidenen türkeischen Schlafrock des verewigten Monsieur d'Uvinge durchs Gemach, hielt eine Zigarette zwischen den Lippen, aber rauchte nicht. Seit Monsieur d'Uvinge vor fünfundvierzig Jahren zum letztenmal die Zigarrenasche in den bronzenen Löwentopf abgestreift hatte, durfte niemand mehr in Madames Gegenwart rauchen.

»Moblette, ist die Tür verschlossen?«

»Keine Sorge, ma tante,« sagte Marcel schlaftrunken zwischen den Zähnen. »John ist zur Stelle. John wird klopfen, wenn sich etwas in diese Eulentammer — Pardon! — verirrt. Nähert sich Gefahr, so klopft er einen veritablen Trochäus, hart wie auf einen Sarg: Fuyez! — So: eins, zwei.« Er klopfte gegen die Wandverkleidung. »Und kommt ein Individuum, dem wir öffnen können, so wird's ein klarer Daktylus: Bon ami! — Ah, es klopft! Bon ami, eins, zwei, drei. Aber ein stürmischer Schritt, parbleu!«

Als er öffnete, schlüpfte die Baronesse herein. Sie war offenbar sehr erregt, denn fast vergaß sie, Madame die Hand zu küssen.

Madame strich ihr mit den blassen Fingern übers Gesicht. »Lege etwas Puder auf, mon ange! Du bist erhitzt.«

Aber Baronesse glitt schon dicht vor Marcel hin. Ihre Nasenflügel zitterten, ihre Brust atmete kurz und heftig. »Mon dieu, du spazierst hier im Schlafrock, weißt nicht, wie nahe die Gefahr ist. Ein deutscher Prinz und ein Generalmajor sind soeben angekommen. Der Lühower ließ sich nicht mehr zurückhalten, er revidiert die Wache —«

Marcel nahm ihre beiden Hände und küßte ihre Fingerspitzen. »Tiens, das ist vieles auf einmal. Wollen wir das nicht nacheinander durchgehen?«

»Roblette, geh hinaus!« sagte Madame d'Xvinge.

Marcel hentelte sich in den Arm der Baronesse und zwang sie so, mit ihm durchs Zimmer zu schreiten. »Erstens: ein Prinz und ein Generalmajor angekommen. Glaubst du, daß die Deutschen nichts andres zu tun haben, als ihren Generalstab hinter uns heraufschiden?«

Die heimlich gesagte Unruhe zuckte durch ihren Körper. »Ich fühle aber, daß eine Gefahr nahe ist.«

Tiens, tiens, wie sie mich liebt! dachte er, streichelte mit der wohlgepflegten Hand über die ihre, drängte sich an sie, brüdete ihren Arm und suchte ihren Blick. »Ma tante, erlauben Sie, daß ich von Yvonne einen Kuß erbittle?«

Der schlohweiße Kopf neigte sich, über die blutleere weiße Haut ging ein Lächeln, das Grinsen des Alters.

Marcel's gespigter Mund war schon an Yvonne's Wange, da erhob sich ein plötzliches Wehren in ihr: er soll nicht zärteln, wo die Gefahr vor der Tür steht; nicht weichlich sein, wo die Stunde der Flucht für seine Freunde naht, wo diese dem Vaterlande ihr Leben hinwerfen.

Aber er drängte sich an sie, daß sie die Wärme seines Körpers spürte; er verlangte nach ihren Lippen — da reichte sie ihm die Wange und befreite sich aus seiner Umarmung.

Er legte seinen Kopf an ihre Brust. »Ich höre dein Herz klopfen. Wunderbar süß, zu denken, daß es um mich klopft.«

»Mais, still doch! Hörst du —?«

»John wird klopfen.«

»Er klopft.«

»Eins, zwei, drei — bon ami. Ah ça, es sind ja nur Freunde, Freunde um mich.«

»Es wird der Aumonier sein,« sagte Madame und schob die Karten zu sich her.

Lautlos ging die Tür auf. Ein kahler, spitzer Kopf mit dem Sammetkäppchen, der Calotte, wurde sichtbar. Im Nacken hing das weiße Gelock, an der schwarzen Soutane war die lange Schleppe gerafft und hochgeknöpft. Bei feierlichen Messen, die am schimmernden Altar zelebriert werden, wallte die Schleppe lang hin unter dem Ornat.

»Gelobt sei Jesus Christus!« grüßte der Aumonier, winkte dem Paar lächelnd mit der Hand zu und ging ebenso leise wie leichtfüßig zu Madame hin, das Urbild des distreten französischen Abbés. Seine Stimme klang dünn und im zwitschernden Pariser Französisch: »Es geht etwas vor diese Nacht, es geht etwas Seltsames vor, mes chers. Es fallen Ahnungen auf mich, ich kann mich ihrer nicht erwehren.«

Ein dumpfer Schlag ging durchs Haus. Die Schlünde der Kanonen spien die Blut gegen den Nachthimmel.

»Zweitens: der Lühower,« sagte Marcel unverschämt ruhig, indem er wieder allein durchs Gemach spazierte. »Was beunruhigt meine Süße an dem Lühower? Hat er seine Cherusteraugen rollen lassen? Hat er nach Sauertraut und Sped verlangt — oder sonst was Historisches?«

»Ist Coco nicht bewundernswert in seinem Gleichmut?« warf Madame ein.

»Oh, ma tante, non, non! Coco fürchtet den Lühower, darum versucht er ihn lächerlich zu machen,« sagte die Baronesse.

Marcel sah sie aus halbgeschlossenen Augen an. »Meine Süße scheint ihn allerdings — zu fürchten.«

»Pardon, cher, ich nehme ihn bloß ernst.«

»Ich nehme ihn ebenso ernst wie die Drohung der Deutschen, daß sie diese Nacht Lüttich stürmen.«

»Den Feind unterschätzen, heißt sich selber Mut machen, Marcel.«

»Es scheint, daß du ihn sehr schädest, ma chère.«

»Wir wollen auch dem Feinde gerecht sein, wir Pont-Neuves.«

»Dem Feinde gerecht sein, heißt: ihm schon halb entgegenkommen.«

Ihre Stimme zitterte weich: »Ich liebe mein Vaterland wie du.«

»Aber du haßest seine Feinde nicht, wie ich?!«

Sie wandte sich achselzuckend ab. »Wir wollen uns doch nicht zanken.«

»Antworte, ma chère!«

Da schnellte ihr Gesicht über die Schulter zurück. Die Brauen zuckten hoch, der Mund schürzte sich abweisend. Aber auch jetzt noch klang ihre Stimme liebenswürdig: »Eine Antwort läßt man sich nicht kommandieren, Coco.«

»Du willst nicht antworten?«

»Nein, cher.«

»Du kannst nicht!«

Da lachte sie hell und spöttisch auf und schlug ihm leicht auf die Wange. »Dummer Bube!«

»Silence!« Der kahle Priesterkopf fuhr auf. »Hört man schießen?«

Madame d'Uvinge klopfte ihm mit dem Vorgron auf die Hand. »Man hört jetzt schon zwei Tage schießen. — Zur Sache!«

Der Munionier senkte wieder den Kopf. »Ich dachte, daß man im Park schieße.«

»Beilen wir uns. Sie sind heute spät gekommen, mein lieber Munionier.«

»Ja, es ging auf elf zu. Ich sage Ihnen ja: im Schloß geht Selbstmord vor.«

Ein Schlag auf die Tür, hart und drohend — und ein zweiter, leiser: Fuyez!

Alle standen eine Sekunde lang erstarrt. Dann raste Marcel ins Nebenzimmer und tastete nach der Tapetentür. Madame d'Uvinge stieß sich im Sessel hoch. Ihr starrer, gebietender Blick ging nach der Tür: Wer wagt es?!

Der alte John, der Badenbärtige, steckte den Kopf herein und winkte beruhigend. Vorüber die Gefahr. Gott, war das ein Schreck! Eine Gestalt war in den Korridor eingeschlichen, hatte das Licht abgeschraubt, und da John sie anrief, erkannte er Jehotté.

»Jehotté —« wiederholten sie alle leise, schredhaft.

»Jehotté?« wisperte auch Marcel, der wieder in der Zwischentür erschien.

Der Alte schlüpfte vollends herein, den Kopf zwischen den Schultern eingebuckelt. Wie gehaucht kamen die Worte aus ihm heraus: »Er läßt sagen, die Stunde sei da.«

Damit war er auch schon verschwunden.

Die Stunde sei da. Das Grauen fröstelte durch sie alle. Jetzt also wagten sie die Flucht, die Mutigen!

In Madames Schoß klrten die Rosenfranzperlen. »Munionier, wir wollen beten. Was wollen wir beten?«

»Auf daß Gottes Wille geschehe.«

»Nein, daß Gott das Vaterland schütze.«

»Betet doch, daß Gott unsre Feinde vernichte!« knirschte Marcel mit todblassen Lippen.

»Gegrüßt seist du, Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes —«

»Der du das teure Vaterland schützen mögest —«

»Warum bist du nicht bei den Freunden?« raunte Yvonne Marcel zu, und ein aufpeitschender Blick begleitete ihre Worte.

»Weiß ich, ob die Flucht gelingt?«

»Und wenn sie nicht gelingt?«

»Morableu! Dann sind sie verloren.«

»Und du —?«

»Und ich —? Und ich —? Fragst du noch? Freust du dich nicht, mich gerettet zu wissen?«

»Mon dieu, mon dieu! Du kannst dich doch nicht ewig hier versteckt halten und im Schlafrock umherlaufen, wo das Vaterland leidet.«

»Solange Yvonne de Pont-Neuve will, hält sie mich.«

»Das ist erbärmlich.«

Sein brennender Mund lag auf ihrem Nacken. »Yvonne, du bist charmant genug, um ein Vaterland warten zu lassen —«

Ihre Hand stemmte sich gegen seine Brust, von ihren Lippen rang sich ein ersticktes Flüstern: »Ich verachte dich!«

»Gegrüßt seist du, Maria, der Herr ist mit —«

»Oh lala! Verachtest du mich? Das wagt Yvonne?!«

»— der du das teure Vaterland schützen mögest —« Und sie hing in weinendem Flüstern an ihm: »Der du das Vaterland schützen mögest« — sie küßte ihn in wilder, schluchzender Erregung — »der du das teure Vaterland schützen mögest! Schütze es! Schütze es!« Noch einmal küßte sie ihn in leisem, heftigem Schütteln. Sie möchte ihn peitschen, ihn zu heiliger Entflammung anfeuern. Die namenlose Vaterlandstrauer

bricht sich stürmisch Bahn. Sie kann nicht mehr lächeln, sie kann diese Eroberer nicht mehr um sich sehen, sie kann nicht mehr diese Siegeszuversicht hören. Sie hat keine Seele von Holz, sie hat keine Nerven von Eisen.

Ach Gott, er ist ihr widerwärtig da vor ihr im Schlafrod. Es drängt sich ein andrer dazwischen. Einer im grauen Waffenrod und in wuchtigen Stiefeln. Ein Hüne mit starker, zuversichtlicher Siegfriedsbeiterkeit. Wir nehmen Lüttich! Wir haben's schon — hurra!

»Yvonne!« rief er bewundernd.

»Was willst du jetzt tun?«

»Mit den andern gehen.«

»Geh!«

— und gebenedeit die Frucht deines Leibes. — Yvonne, was geschieht hier?«

»Marcel geht mit den andern.«

»Nie, niemals! Mädchen, du opferst das Blut der Pont-Neuve!«

Yvonne preßte ihre Hände an die Schläfen. »Mon dieu! Ich weiß nicht, was ich tue. Aber ich kann ihn hier nicht mehr im Schlafrod sehen.«

»Halte ihn zurück, Yvonne! Halte ihn zurück!«

»Oh, ma tante, haben Sie Monsieur d'Uvinge zurückgehalten, als er nach Frankreich ging?«

Da sank die Alte, die Uralte, in den Sessel zurück. Nur ein dumpfes Stöhnen kam aus ihrem Munde: »Er soll gehen.«

Schüsse in der Nacht —? Nein — ja doch — hinterm Schloß. Nein, nein. Aber jetzt deutlich. Es war doch so — es war bestimmt so ...

Yvonne flog an die Tür. »John, John, sieh nach, was das ist!«

Aber John war weg. Der Gang lag dunkel in lauernder Finsternis. Sie blieb an der Tür stehen, an den Pfosten gelehnt, geschüttelt von Aufregung. Wenn jetzt etwas durch den Gang heraufkam mit wuchtigen Schritten, der Germane mit seiner aufreizenden Zuversichtlichkeit — sie würde da stehenbleiben, sie würde wiederum ihre Macht über ihn siegen lassen. Nicht über die Schwelle, Germane! Und er wird's nicht, nein, er wird's nicht ... Ah ciel, er wird sie doch nicht beim Arm nehmen und beiseitemerfen!

Die Gewißheit, daß er das nicht tun wird,

fließt in einem warmen, wonnigen Bewußtsein über sie. Niemals!

Aber nun doch ein Schritt — den Gang herauf — durch die heimtückische Finsternis — ein schleichernder Schritt. Die Angst schnürt ihr die Kehle zu. »Wer da?« preßt sie heraus. »Wer da?«

»St! — St! — Bon ami, bon ami!«

Aus dem Dunkel heraus geisterte der Badenbärtige und winkte mit beiden Händen: »Zurück! Zurück! Die Flucht vereitelt — alles verloren — — gefangen — alle — ein Ingenieur entkommen, in den Keller geflüchtet —«

Drunten Stimmen, Rufe, Türöffnen. »Im Namen des Kaisers!«

Yvonne flog durch den Gang, von jähem Entschluß gepeitscht, und verschwand im Dunkel. Sie stürmte die Dienertreppe hinunter und durch eine Glastür in den Oberstod nach ihrem Zimmer. Man darf ihr Zimmer nicht leer finden. Er wird wiederkommen, vielleicht die Durchsuchung ihres Zimmers verlangen — nein, sie wird's fordern — nein, so töricht wird sie nicht sein — ach Gott, was wird sie tun?!

Nochte bei Madame droben geschehen, was wollte. Sie sinkt ja hin, sie kann nicht mehr. Nochten sie Marcel auf irgendeine Art fortzuschaffen. Sie hatten Zeit, zu handeln; denn bevor man in den Mitternachtflügel einbrach — Oh, und wenn doch?! Dann mußte Marcel de Pont-Neuve sich besinnen, daß er belgischer Offizier war, daß wallonische Tapferkeit auf den Blättern der Weltgeschichte eingegraben stand.

Und zwei Worte bligten ihr auf, die das Volk in heimatlicher Begeisterung sprach: Todi wallon! (Immerdar wallonisch!) Klänge nicht ebenso tapfer wie das deutsche Hurra? Nun denn: Todi wallon! Todi wallon! Die Gedanken fiebern ihr. Sie sagt sich nicht mehr, daß sie Marcel de Pont-Neuve retten muß. Das Vaterland muß sie retten, ein Stück Vaterland, indem sie ihn rettet.

So flüchtet sie in ihr Zimmer hinein, wirft über ihr Kleid den orangefarbenen Morgenrod, hüllt sich fröstelnd ein und horcht.

Stärker und lauter wird draußen das Gemurmel von Stimmen. Barsche Rede und Gegenrede ertönt. Atemlos steht sie, horcht, horcht. Jetzt — jetzt auf der Treppe — nein. Plötzlich Stille. Kein Gemurmel,

keine Schritte mehr — wie von der Finsternis eingeschluckt. Sie tastet sich nach dem Sessel hin, ihre Knie schwanfen.

Da — jäh wie ein Sturm brechen wieder die Stimmen los. Schritte scharren — näher, näher. Türen klappen auf und zu. Die verhaltene Stimme des Barons wird laut. Und eine andre — näher — Säbelflirren —

Man klopft an ihrer Tür. Also doch! Wie ein Riß geht's durch ihren Körper — dann ist sie ruhig, ganz ruhig.

Sie knipst das Licht an und öffnet: vor ihr steht einer, den sie nicht kennt, der Wachtmeister. Hinter ihm der Baron. Sonst niemand — sonst niemand — Ah, Germane, wie feig du bist! Er kommt nicht, er schickt ihr — den Wachtmeister. Ein Jubeln des Triumphes schwillt in ihr auf. Er kommt nicht! Er schickt ihr den Wachtmeister!

»Erlaubst du, daß wir einen Blick in dein Zimmer werfen, chérie?« fragte der Baron. Seine Stimme klang fremd und verstört.

Sie hob den Kopf. »Fordert man das?«

»Nein, mein Kind, ich wünschte es.«

»Bien — man trete ein.«

Der fremde Schritt klorrte über den Teppich hin und ohne Besinnen ins Schlafzimmer hinein. Kurz und bündig und ohne Umstände tat er seine Pflicht, der Wachtmeister. Und auch seine Pflicht hieß: Vaterland, nur: Vaterland!

Als er das Bett aufgedeckt und einen Blick in alle Schränke getan hatte, grüßte er militärisch stumm und marschierte hinaus.

Der Baron ging mit ihm. Er drehte sich nicht um, er sah seine Tochter nicht an, nicht einen Blick gönnte er ihr, der wie ein Einverständnis hätte gedeutet werden können. Korrekt bleiben und aushalten, das hat er geschworen, das wird er bis zum äußersten halten.

Der klirrende Schritt hallte weiter durch den Gang. Türen flogen auf, Stühle wurden gerückt, Schränke beiseitegeschoben. Dann die Treppe hinauf, und nun fern und dumpf die klirrenden Schritte.

Yvonne stand noch immer in der Tür, horchend hinausgelehnt. Da sah sie am unteren Ende des Ganges eine Gestalt, unbeweglich wie die Ritter in den Nischen. Ein Feldgrauer auf Wache. Seine funkelnden Blide ruhten auf ihr.

Da schloß sie die Tür, huschte nach dem

Fenster hin und blieb zwischen den Vorhängen stehen, die Stirn an der Scheibe, stundenlang hartend. Was würde geschehen?

Eine fahle Felle begann über dem Park zu schimmern, von den Bäumen tropfte der blinkende Tau, und sie stand noch immer und harrete. Die Füße schmerzten ihr. Hinter den Wolken durch brannte ein schimmernder Fled. Es schwoll warm und wonnig in die Morgenluft. Und plötzlich öffnete sich in den Wolken ein klaffender Spalt, ein blendendweißer Strahl zuckte hervor und rief die Erde wach.

Vom Kapellentürmchen tunkte das Ave-Läuten. Um diese Stunde und beim ersten Antippen des Glöckchens erhob sich gewöhnlich Madame d'Uvinge und machte sich zur Messe bereit.

Ob auch heute? Was war droben im Mitternachtflügel geschehen? Keine Nachricht war von dort herübergekommen, als läge er jenseit eines fremden, unwirklichen Landes, und man müsse warten, bis sich ein ausgesandter Bote zu ihr, die da mit starrenden Augen zwischen den Vorhängen stand, hindurchschlage.

Unter ihrem Fenster klang der Schritt der Wache — die deutsche Wacht. Und durch die Morgenluft heulten, trachten, plakten, zischten die Feuereschlünde — die deutsche Wacht. Deutschland überall. Gab es noch ein Entrinnen? —

Beim letzten verflingenden Schlage des Ave-Läutens wurde das Portal am Mitternachtflügel geöffnet, ein Wächner im weißen Röckle schritt heraus, die alte Kirchenlaterne mit gußeisernem Beschlag in der Hand, in der andern die Schelle, die er leise antinken ließ, als hinter ihm mit dem Sanctissimum in den erhobenen Händen der Aumonier erschienen. Ein Verschlag zu einem Sterbenden.

Die Wache trat unter der Terrasse hervor, ein Aachenener, der von der Mutter das Skapulier, den Talisman gegen Kriegsgefahr, unterm Soldatenhemd trug. Sowie er das Sanctissimum vorübertragen sah, fuhr er in Haltung. Präsentiert das Gewehr! Ehre dem Allerheiligsten! ... Tinktint! ... Weiter glitt der blühende Laternenschein durch den noch dämmerigen Park. Zwei Feldgrau, die da auf dem Rasen schliefen, sprangen auf, beugten die Knie und senkten die Köpfe. Auch in ihnen lebte die Ehr-

furcht vor dem Allerheiligsten. Tintint ... Der Zug verschwand im Parkbüster. Noch ab und zu zwischen den Bäumen das Aufblitzen der Laterne, dann nichts mehr — nur einmal noch fern und weit das Tintin. Die Bäume rauschten, als schüttelten sie den Tau ab.

Ein Trompetensignal erscholl. Die 25er traten zum Stiefelappell an, so ruhig, als wär's nicht vor den Toren Lüttichs, als heulten nicht die Granaten. Genau und stramm wie auf dem Kasernenhof standen sie. Ein Donnerwetter klang durch die Morgenluft. Griffe wurden geklopft. Und: Sprung auf! Hinlegen! Sprung auf! Hinlegen! Himmel Donnerwetter! Den Kerls die Knochen gelenkig machen, die Mannschaft in die Hand zu bekommen! Parieren! Deutsche Zucht und Ordnung! Nicht' euch! Langsamer Schritt: eins, zwei ... —

Autobuspen schnarrten die Landstraße herauf, eine endlose Reihe von Bagagewagen, mit ihnen eine Herde herrenloses, brüllendes Vieh. Und wieder neue Truppen, die Rast im Park machten. Gelblager, Rufe, Lärm, Pferdegewieher.

Tief im Feld die bligende Laterne ... tintintintint ... Auf ein einsames Bauerngehöft geht der Zug zu. Weiße Wände blitzen hinter einer blühenden Rosenhecke auf. Ein Mann, der an der Pumpe vor dem Hause hantiert, stellt bestürzt den Eimer nieder, reißt die Mütze vom Kopf, als er das Sanktissimum auf sein Gehöft zu nähere kommen sieht. Sapristi! Hier liegt keiner krank, geschweige denn am Sterben. Was? Der Aumonier vom Schloß? Der Mann hat auf dem Schloß als Kutscher gedient bis zu seiner Verheiratung. Dann mußte er vom Schloß weg, denn man wollte keinen verheirateten Kutscher. Aber vom Schloß kam immer schon mal der ober jener und spendete was. Doch der Aumonier — der war nie gekommen, der mochte nur dableiben; denn wenn der Aumonier kam, ging's zu Ende.

»Monsieur l'Aumonier, es ist hier keiner an seiner letzten Stund', sacre ...!« Halt — wer wird denn ins Angesicht des Herrgotts hinein fluchen!

»In deiner Ziege Namen!« fluchte ihn da der Mehner im breitesten Wallonisch an. »Halt's Maul und komm ins Haus herein!«

Was war denn das für einer? Wenn er das kohlschwarze Schnurrbärtchen hätte —

Sapistri, das ist er wahrhaftig, der junge Herr! — den Schnurrbart abraziert — Hä, wenn der so in das Angesicht des Herrn fluchen kann ...

Der Aumonier stellte den goldenen Kelch auf den Tisch und sank auf den Stuhl hin. »Der gute Gott verzeih mir diese Sünde!« Er schnappte nach Atem und wischte sich den kalten Schweiß aus dem Gesicht.

Der »Mehner« hatte indessen schon das Röckle abgeworfen. Im Gurt steckte ihm die Pistole und das Dolchmesser mit dem langen Dorn. Lässig warf er dem Hermier ein paar Worte hin: »Auf der Flucht, Josef. Wir haben den Grauen eine famose Komödie vorgespielt. Grotesk wie bei Molière. — Eh bien, Aumonier? Gott hat Ihnen schon die Sünde verziehen. Oder glauben Sie, daß Gott mich diesen Heiden und Barbaren überliefern will, diesen Marodeuren, die uns die Kirchen zusammenschießen? Gott ist mit uns, Aumonier. Es gibt keinen deutschen Gott.«

Der Hermier biß die Lippen aufeinander. »Ja, ja, die Kirchen haben sie zusammengeschoffen. Sie mühten das sehen, da auf der Route Battice—Herbe. Kein Haus steht mehr, kein Haus. Die Leute sind von Haus und Hof vertrieben, das Vieh ist geschlachtet. Und die Männer — wissen Sie, die Männer niedergeschossen wie Hunde. Hä, wir haben's ihnen auch gegeben. Draufgepafft — die Offiziere von den Säulen runtergeschossen. Die Frauen wie wir Männer — unsere famosen Frauen. — Hä, Suzanne!« rief er durchs Haus. »Wissen Sie, die Suzanne, meine Schwägerin, ihr Mann ist auch in Herbe an die Wand gestellt worden von den maudits Prussiens.«

Marcel winkte ihm ab und trieb den Aumonier vom Stuhle auf. Er solle ihm siz die Soutane geben. Jetzt wird sich Monsieur de Pont-Neuve als harmloser Aumonier durchschlagen, vielleicht über Namur nach Brüssel zurück. »Schnell, mein lieber Alter!«

Aber seine alte Soutane hatte der Aumonier die neue, die er sonst nur zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten anlegte, angezogen. Die streifte er nun ab und half dem jungen Herrn in den geistlichen Rock.

Da erschien Suzanne in der Tür, die nassen Hände an der Küchenschürze abwischend. Ah, guter Gott, sie kann erzählen! In der Montagnacht kam das plötzlich ins

Land herein: hoppla, hoppla, trab, trab — eine ganze Sintflut von Deutschen. Sie alle aus ihren Betten raus: Gewehr her! Revolver! Der Feind im Land! Guter Gott, man hatte noch keinen Krieg mitgemacht, man wußte nicht, was zu tun sei — und da schoß man eben, blindlings schoß man. Man denkt, daß man sich im Krieg wehren muß, schießen, immerzu schießen. Oh, guter Gott! Und da ging's los — Patapappatapapp, eine entsetzliche Petarde. Wer aus dem Hause lief, wurde erschossen; wer im Hause blieb, wurde erstochen. Eine Hölle war's, eine gräßliche Nacht. »Und meinen armen Jules — guter Gott, meinen armen Jules habe ich hinter der Scheuer begraben müssen.« Sie wuschte sich mit der Schürze die Augen, und indem sie in plötzlicher Wut die Hände ballte, fuhr sie fort: »Dix coups de canon pour un tir de fusil! So wollen wir's ihnen jetzt in Lüttich heimzahlen. Ha oui, sie sollen sehen, wie das belgische Volk sich wehrt!«

»Bravo, Suzanne, bravo! Sie sollen sehen, wie das belgische Volk sich wehrt.« Als junger Aumonier mit dem breitkrempigen Hirtenhut stand Monsieur de Pont-Neuve vor ihr. Aber sein schlaffes Gesicht ging ein Aufzucken von Begeisterung. Er trat zu dem alten Aumonier, und seine schmale, frauenhafte Hand drückte die welke, bürre. »Sagen Sie Baronesse: wenn sie hört, daß das belgische Volk in unsern Dörfern sich bis zum äußersten wehrt, dann soll sie an Marcel de Pont-Neuve denken. Au revoir, mein guter Alter! Sie haben mich getauft, Sie wollen mich ja wahrscheinlich auch noch beerdigen. Aber dazwischen liegt noch ein schöner Tag: eine Hochzeit. Die will ich mir jetzt erkaufen gehen. Sagen Sie auch das der Baronesse.«

Da schlich der alte Aumonier hinaus in den Sonnenschein und über den Wiesenpfad und verschwand zwischen den Heden.

Aus dem Schuppen heraus aber führte Josefs Weib die hohe zweirädrige Karre vors Gehöft. Draußen stapfte schon der Gaul. Und ein Quietschen und Schreien ließ sich hören: zwei feiste Masthäue auf dem Stroh der Karre.

»Ja, ja!« rief Josef hinaus, und zu Monsieur: »Die Deutschen haben mir meinen ganzen Stall requiriert. Jetzt muß ich ihnen auch meine zwei liebsten Schweine ins Lager

bringen, Monsieur. Sie geben mir Bons, sie bezahlen gut, die verruchten Deutschen.«

»Ins Lager der Deutschen fährst du?« Monsieur schoß ein Gedanke durch den Kopf, ein großartiger Gedanke: »Ich fahre mit dir.«

»Zu den Deutschen?«

»Zu den Deutschen.«

»Mit Respekt, aber dann ergeht's Monsieur wie meinen Schweinen.«

»Esel! Ich werd' schon nicht dumm sein.«

»Los denn!«

Marcel sprang auf den Sitz neben Josef. »Wo lagern die Deutschen?«

»Da bei Visé, schon dicht an der Maas.«

»Die Brücken sind doch gesprengt.«

»Sie schlagen neue.«

»Diable! Sie arbeiten schnell wie die Sünde.«

»Ja, man geht jetzt keine zehn Schritte, ohne daß ein Grauer auftaucht. Sacribleu, dort steht schon einer. Hat Monsieur Legitimation?«

»Legitimation? Jawohl, Legitimation auf einen preussischen Leutnant, aber nicht auf einen belgischen Raben.« Marcel griff in alle Taschen, tastete auf die Brusttasche, und da knisterte es, nach Papieren knisterte es. Hatte der gute Alte daran gedacht, oder stat das noch von Weihnachten, Ostern, Pfingsten darin? Ein Brief mit dem Stempel des bischöflichen Generalvikariats Lüttich kam zum Vorschein, dazu eine kirchliche Verordnung, eine Visitenkarte von einem Amtsbruder. Eh bien, versucht man's damit!

»Halten!« Der Graue trat an den Wagen.

Josef schwenkte tief die Mütze. »Ich sein die Djoef, wisse Sie, die Djoef mit die Schweine für die deutsche Soldat, wisse Sie, du bis schon bei mir kommen, Sergeant.«

»Ach so, der Schosel von der Schweinerei dahinten? Habt ihr noch gute Milch? Wir kommen noch mal. Ich hab' euch ja an die Haustür geschrieben: 'Gute Leute, deutsch-gesinnt, unbedingt zu schonen.' Steht das noch da?«

»Ja, Hår Sergeant, ja.«

»Wat haste denn außer deinen Schweinen noch für 'n Haustier da neben dir sitzen?«

»Oh, diese Hår da? Nix, Hår Sergeant, nix, eine schwarze Aumonier für meine Mam', die ise krat, viel krat, presque laputte, Monsieur, laputte.«

»Kaput is se? Und der soll se woll begraben?« Der Graue nahm die Papiere, die Pont-Neuve ihm stumm hinreichte, und warf einen Blick hinein. Französisch, Stempel — stimmt. Als er die Papiere zurückgab, drohte er mit dem Finger. »Aber dat sag' ich euch: jezt heißt's Deutsch lernen, fixemang Deutsch lernen, ihr Deutschverderber ihr!«

»Ja, Hâr Sergeant, ja.« Tüpp! Allez! Peitschentknall. Und ein gezischter Fluch: »Schmutziger Deutscher! Paß auf, übermorgen schon lernst du Französisch.«

Hup! Töhöööt! Ein Auto. Neben dem Fahrer saßen zwei Begleiter, straff, stramm, das Gewehr vor sich. Leute, die des Wegs kamen, sprangen beiseite.

»Hände hoch!«

In zitterndem Entsetzen flogen die Hände auf. Scheue Blicke aus düsterlohen Augen folgten dem dahinsausenden Wagen in angstbebender Wut.

Auch Marcel spähte noch dem Auto nach. »Fährt wohl auch nach dem Lager?«

»Ja, es nimmt die Chaussee, wir nehmen den näheren Feldweg.«

»Ein Luxusauto, aber mit Kisten und Säcken vollbepackt.«

Josef neigte sich ihm zu. »Sie fahren Munition und Hafer.«

»Eine blonde Frau saß darin.«

»Wahrscheinlich eine vom Roten Kreuz.«

»Eine schöne Frau.«

»Eine robuste Deutsche, Monsieur. Ich hab' sie schon öfters im Lager gesehen. Steckt die Hände in die Manteltaschen und steht wie ein Dragoner. Kamerad sagen die Offiziere zu ihr; denken Sie: Kamerad!«

Pont-Neuve gab keine Antwort mehr. Was unternahm er jezt? Von einem Abenteuer jagte er ins andre. Es peitschte seine Nerven auf; es war ihm Sportfische. Nein, Pont-Neuve, du solltest die Chose schon etwas edler anfassen. Du mußt ihr jezt zeigen, wessen du fähigst bist: auskundschaften, etwas ganz Geniales unternehmen, den Deutschen ihre strategischen Kniffe ablauschen und sie nach Lüttich signalisieren, oder sie nach Brüssel überbringen und dem König vorlegen. Informationen über Truppentransporte, welche Regimenter, wieviel. Fast scheint es, daß es mit der schweren Artillerie schlecht bestellt ist. Und dann die Ausrüstung der Truppen, die Stimmung im

Heere. Im belgischen Generalstab rechnete man damit, daß die Deutschen auch durch Holland eindringen würden. Verdammt Affäre! Nun kämpfen die Belgier dort an der Maas gleichsam in falscher Schlachtfrent.

Eh bien, hier war die Sache anzubohren, koste es, was es wolle.

Er biß die Lippen zusammen, trampfte die Hände ineinander und zwang eine opferfreudige Begeisterung in sich hoch, eine große Tat. Er liebte die Tumulte der Gefühle nicht, er machte das gern ruhig ab; aber er fühlte doch: für diese Tat mußte das Blut auslobern.

»Volà!« flüsterte Josef und erlaubte sich, Monsieur in die Seite zu stoßen. »Volà, das Lager!«

Zelte zeigten sich und eine lange Reihe von Bagagewagen mit einer Gelblühe und dampfenden Kesseln. Soldaten lagerten bei den zu Pyramiden zusammengestellten Gewehren. Drüben in den Wiesen jenseit der Heide wurde eine Kuh abgeschlachtet. Plötzlich trabte ein Trupp Bauernpferde heran, herrenloses Vieh.

»He, Bauer, wollt ihr eins? Wir haben zuviel.«

Josef nickte untertänigst, schwenkte die Mütze und machte dankende Bücklinge. Dann sprang er ab, um den zugelaufenen Gaul hinter der Karre anzubinden.

Da stieg auch Marcel de Pont-Neuve ab, und indem er Josef ein Fünffrankenstück in die Hand drückte, sagte er: »Ich werde hier abzweigen und den Wiesenpfad bis zum Wald drüben gehen.«

»Wenn Monsieur am Wald links abgehen möcht' und am Weiher vorüber nach dem Haus mit den Sträuchern von gelben Sonnenblumen im Garten — dort wohnt der Bruder meiner Frau. Er ist Lehrer und ein heftiger Patriot, Monsieur. Seine Frau kocht Choucolat wie im Paradies!«

»Du, Josef! Wenn ich dich mal brauche, schreibe ich dir nachts an die Haustür ein L — Liberté. Dann mach' dich schleunigst auf und komme zu dem Lehrer am Wald!«

»Im Namen meiner Ziege, ich werde kommen!«

Mit Peitschentknall fuhr Josef davon. Auf dem Wiesenpfad aber schritt langsam ein junger Almonier, den Kopf gebeugt, ein Gebetbuch in der Hand, und betete, betete.



Alfred Hamacher:

Der kleine Klaus-Günther

Drüben von der Landstraße erscholl das Rasseln der anfahren den Geschütze. Neue Regimenter zogen heran. Ordonnanzen sprengten voran, in die Dörfer hinein, und streuten Streifen Papiers aus, auf denen in Französisch die Worte aufgedruckt standen: »Verhaltet euch ruhig! Euch geschieht nichts, wenn ihr nichts Feindliches gegen deutsche Truppen unternimmt. Wir schützen euch, wir helfen euch. Im Namen des Kaisers! Seid friedlich!«

Da — Trommelwirbel und Querpfeifen. In Schritt und Tritt Deutschlands Macht, Deutschlands Macht. Eine Alanenpatrouille sprengte im Galopp querfeldein, daß die Erde aufspritzte. — Halt! Wer da? — Gut Freund! Deutschland über alles! — Hurra, Kürassiere! Mordsterle, frische, kerndeutsche Jungens, Draufgänger, als wollten sie sagen: Wir werfen die Forts wie Regel um! Huuuu — eine Granate plagt in die Maas. Zwei Tote liegen im Sande, noch warm, und neben ihnen Verwundete, denen der Helm zerflossen. Einer hat einen Kieferschuß. Und das Blut läuft ihm in den Hals. Ein Melbereiter stürzt, und sein Gaul versinkt in einem Loch, das soeben von einer Granate gerissen worden. Trab und Marsch, eine Abteilung Pioniere mit Piken, Schaufeln und Wasserpumpen. Holla, die Brückenphilosophen! Knarrende, holpernde Wagen, und schwere, massige Pferde mit dampfenden Flanken davor.

Da langt der junge Aumonier weit in den Wiesen an einem Feldkreuz an, kniet nieder und senkt den Kopf. Aber so sehr er auch in sein Gebet vertieft scheint, seine Sinne lauern gespannt auf das, was um ihn geschieht. Wer kümmert sich um den betenden Aumonier am Wiesenkreuz!

Indessen hat am Flusse ein eilfertiges Treiben, Laufen und Hämmern begonnen. Maasfahne werden zusammengeschoben, Planen darübergelegt — fertig ist die Brücke. Davor warten schon die Truppen. Vielhundert Schritte gehen im dumpfen Taktschlag hinüber, der polternde Hufschlag der Pferde, das Rasseln und Donnern der Wagen will kein Ende nehmen. Mit Mann und Roß und Wagen und Kanonen hinüber, hinüber.

Da — ein Schrapnellschuß, mörderisches Feuerwerk in der sonnweißen Luft. Hui! Eine Ladung Lütticher Hülsenfrüchte. Stille.

Ein Leutnant sank um. Zwei Schritt war er aus der Gruppe der Offiziere weggetreten, da traf ihn die Kugel. Eine schauerliche Stille senkt sich herab — die weißen Lüfte zittern.

Und der junge Aumonier am Wiesenkreuz betet, betet noch immer ...

An einer Flußkrümmung haben die Belgier eine Eisenbahnbrücke zerstört. In fieberhafter Tätigkeit arbeitet die deutsche Brückenkompagnie an ihrer Wiederherstellung. An der Grenze warten schon die Transportzüge zur Weiterbeförderung.

Auf einem riesigen Brückenpfeiler, der in die Maas hinuntergekippt ist, steht ein Hauptmann mit einem Unteroffizier, Mehlblätter und Apparate in der Hand. Aus der zusammengeschossenen Fabrik werden Dampfkräne, Bau- und Eisenteile herbeigeschafft, und die Trümmer der alten Brücke werden als Damm gegen die Flußströmung angelegt. Leute werden in den Wald geschickt, um Bäume zu fällen und Stämme zurechtzuschneiden. Je achtzehn Pfosten gilt es durch T-Träger zu einem Brückenpfeiler zusammenzuschweißen.

Eine Arbeitschlacht war's, ein gewonnener Sieg hinter der Front.

Da erhob sich der betende Aumonier und verschwand durch den Dunst der Wiesen im Walde. Zwischen einem Hause und einem Garten mit blütenflammennden mannhohen Sonnenblumen schritt er durch, klopfte an die grüngestrichene Tür und lauschte. Aber ihm klirrte ein Fenster auf. Ein magerer Männerkopf mit zerwühltem Haar und aufgeregten blickenden Augen sah verdrossen und mißtrauisch heraus. Ein Rabe? Was will der Rabe?

»Botschaft von eurem Schwager Dörsel!« flüsterte es herauf.

So sprach kein Aumonier, so sprach einer, der Befehle zu geben verstand. Das Fenster schlug zu, und schon ging die grüne Tür auf.

Gleich aus dem Hausgang heraus kam die hastige Frage: »Sind die Franzosen in Lüttich?«

»Noch nicht! Aber wenn das belgische Volk die Deutschen nur noch ein paar Tage hinhalten kann, sind sie da.«

»Entrez, entrez! Wer sind Sie?«

»Ein Aumonier, wie Sie sehen, jedenfalls ein ebenso guter Patriot, wie ich ihn hier zu finden hoffe.«

»Patriot bis aufs Messer. An diesem Strich hier häng' ich mich auf, wenn die Deutschen Sonntag noch im Lande sind!«

»Segen Sie den Termin auf den zehnten Sonntag nach Trinitatis!«

»Wann ist das?«

»Nächste Woche.«

»Dann?«

»Sind die Franzosen in Aachen.«

»Wer sagt Ihnen das?«

»Die Generalstabsakten.«

»Ah —«

»Still! — Wie steht's jetzt hier mit der Bevölkerung?«

»Sie vertriehen sich in Todesangst in ihren Häusern. Aber sie warten darauf, bis sie wieder herauspringen können. Dann werden sie wie Tiger sein, denn es schreit viel Blut zum Himmel.«

»Dann wollen wir zu ihnen gehen.«

»Der Küster von A. ist mein Freund. Ein großes Industriedorf. Man hat den Bürgermeister und den Curé als Geiseln weggeführt. Ein Dorf wie ein Pulverfaß. Ein Funke genügt.«

»Können wir das nicht benutzen?« fragte Marcel und zeigte auf das im Hausflur stehende Fahrrad.

»Radfahren ist verboten. Wir können auch besser durchschlüpfen, wenn wir zu Fuß versteckte Wege gehen.«

So gingen sie denn hinter hohen Wiesenheiden entlang, über Weidgelände mit grasenden Kühen. Hier gab es weder Äcker noch Gärten; die Fermiers sind Milch- und Butterbauern; Feuernte ist ihnen bequemer, sie schaffen's mit weniger Leuten.

Dann tauchten die riesigen Schornsteine auf. Die Fabriken standen still. An den Häuserreden hatten sich Trupps von Arbeitslosen angesammelt, die Hände tief in den Taschen der weiten Hosen, mit unfreien, vernünftigen Blicken. Pfiffe und wilde Rufe wurden laut, als sie den Mamonier herankommen sahen; waren sie doch froh, endlich einen Gegenstand für ihre stille Wut gefunden zu haben. Ah, der Rabe! Der Rabe soll ihnen eine Predigt halten, sie haben ja jetzt Zeit, sie sind Freiherren, sie sind Rostgänger Guillaumes II.

»Man müßte sie zur Rede stellen,« sagte Marcel de Pont-Neuve ärgerlich.

Aber der Lehrer schob ihn weiter. »Dar- auf warten die ja bloß, um über uns herzu-

fallen. Sie sehen, welche gefährliche Wut in diesen Leuten ist. Ein Pulverfaß, und nur ein Fünkchen ...«

Ein Lastauto, hochbeladen mit Säcken, Kisten und Mannschaften, polterte in rasendem Tempo über die holprige Straße. Die Soldaten darauf mit ihren emporstarrenden Gewehren wirkten wie erzene Standbilder, die Blide scharf auf die Trupps an den Häuserreden gerichtet. Hände hoch!

Halt! Straße gesperrt! Eine Wache mit Gewehr im Arm. Am Marktplatz hatte sich eine Ansammlung um einen Unteroffizier gebildet, der eine militärbehördliche Verordnung vorlas; ein Dolmetscher stand neben ihm. Die Stimme des Unteroffiziers, schneidend wie Schwertstich, hallte weit hin über den Markt: »Wer Widerstand leistet — wird totgeschossen! Wer deutschfeindliche Aufrufe anhebt — wird totgeschossen! Wer in militärisch geschlossene Häuser eindringt — wird totgeschossen!«

Bei jedem »Totgeschossen« knieten die Zuhörer entsetzt in den Knien ein. Jedes »Totgeschossen« fuhr wie ein gezücktes Schwert in ihre gaffenden Gesichter hinein.

Als der verfluchte Allemand weitermarschierte, erspähten die Mädchen mit den kunstvoll frisierten Köpfen den Raben. Ah volä! Man ist froh, ein bißchen lustige Ablenkung zu haben.

»A bas la calotte!« In den Arm gehandelt, trabten sie reihweise hinter den beiden Männern her, und im Takt ihrer Schritte riefen sie andauernd: »A bas la calotte! A bas la calotte! A bas la calotte!«

Da lenkten die Männer zu dem Hause des Küsters hin. Der Küster holte aus dem Schränkchen des Sofaumbaues zunächst eine Flasche Chartreuse, wozu er das Rezept von den Klosterbrüdern selbst erhalten hatte. Um seine kalten Lippen lag eine eisig lächelnde Feindseligkeit, als man auf die Sache zu sprechen kam. Er zitierte Stellen aus der Heiligen Schrift, die auf die Barbaren bezogen werden konnten. »Es stimmt, sie haben Kinder auf ihre Lanzen aufgespießt; ich habe es selbst gesehen. Dafür haben wir ihnen die Köpfe abgeschnitten und die Finger abgehakt, wie Gott, der Herr, befohlen hat: Aug' um Auge, Zahn um Zahn!« Es versetzte ihn offenbar in angenehmes Wohlbehagen, so von grausamen Taten zu erzählen.

Dummlopf! dachte Marcel de Pont-Neuve und glaubte weder das eine noch das andre. Aber mochten die Leute sich immerhin an den Schauer geschichten erhitzen; in dieser Blut schmiedete er sein Eisen.

Der Rüster läutete jeden Abend zur Betstunde. Es kamen freilich nur ein paar Frauen, bigotte alte Weiber; aber wenn man den Männern geheime Botschaft zukommen ließ, so hatte man in der Kirche ja das sicherste Versammlungslokal. Die Deutschen duldeten die Betstunde, sie hätten am liebsten auch die Eckensteher hineingetrieben. Wenn nun der »junge Aumonier« hier »Anbacht« hielt und man den Männern einen Wink gab? Ei, sapristi! Was konnte man da alles in scheinbare Gebete einfügen. Falls auch ein Soldat die Sache überwachte, konnte der aus dem schnell hingewürfelten Französisch herausfinden, um was es sich handelte?

»Überdies,« sagte Pont-Neuve, prüfte seine Nägel, fand, daß sie schlecht gepflegt waren, und feilte sie, »überdies werfen jetzt die Deutschen ihre ganze Aufmerksamkeit auf Lüttich.«

Der Rüster schob die Arme vor und flüsterte über den Tisch hinüber: »Man sagt, heute nacht wollen sie den Sturm auf Lüttich wagen.«

»Wer sagt das?«

»Ein Soldat, der sich hier bei mir jeden Morgen seinen Kaffee holt.«

»Très bien, halten Sie sich den Soldaten bei guter Kaffee laune. Der brave Schwäger weiß vielleicht mal etwas.«

Am selben Abend noch begann die »Anbacht«. Der junge Aumonier sprach lange, eindringliche Gebete. Die Männer krümmten dabei die Hände zur Faust und bissen die Zähne zusammen.

Und als der Aumonier von ihnen in der Nacht schied, wußte jeder von ihnen, worauf er zu warten hatte. Er hatte darauf zu warten, bis vom Kirchturm die Totenglocke für irgendwo gestorben war, erklang. Die Totenglocke würde läuten, bis sie Wiberhall fand im nächsten Dorf. Und von Dorf zu Dorf würde sie weiterklagen, die Totenglocke, von Turm zu Turm. Sturm, Alarm, Aufruhr, Freiheit! Zu den Waffen! — Männer, Greise und Frauen. Ein letzter Vorstoß. Ein letztes Aufpuffen belgischer Notwehr. Von Lüttich

aus wird man Trupps von Soldaten in Zivilkleidern in die Dörfer verteilen. Sie sollen die Führer sein, um sie soll das Volk sich scharen, sie sollen die zersprengten Granattireurbanden sammeln. Und so hinter den barbarischen Horden her das armierte belgische Volk. Die Deutschen eingeleit! Zwischen Armee und Volk! Vive! Vive! Wird das ein Untergang sein! Schlimmer als der der Ägypter im Roten Meer. Die Wogen wallonischer Begeisterung werden sich turmhoch heben und über den Eroberern zusammenstürzen. Gott mit ihnen! Mit dem blühenden Land Belgique!

Das träumen, das hoffen, das fordern sie. Und mit dieser Verkündigung zog ein junger Aumonier von Dorf zu Dorf und kam bis an die deutschen Grenzpfähle. Aber an den Grenzpfählen stand die deutsche Wacht und jauchzte ihr Hurra in den goldenen Morgen: »Lüttich unser! Lüttich im Sturm genommen!«

Da kehrte der junge Aumonier von den deutschen Grenzpfählen zurück. Er schritt auf dem Wege über Henry Chapelle wieder weiter ins belgische Land hinein, zu einem einsamen Hause mit leeren Fensterhöhlen und zersplittertem Dach. Die Hühner liefen gadernd umher. Eine Straße weiter lagen abermals zwei und drei Häuser im Schutt. Dann kam eine lange Straßenreihe, und dann ein ganzes Dorf, und immer trauriger und immer wilder sah es aus. Wie eine Flamme aufjuckt, erst geheim und zaghaft, dann drohender und verheerender zu einem gewaltigen Brand.

Doch plötzlich ein Haus, ein einziges unversehrt, mitten in der Verwüstung. Blitzsaubere Vorhänge leuchteten von den Fenstern; dahinter muhten friedliche Menschen wohnen, verschont und geschützt.

Doch weiter; schlimmer wurde es und dann ganz trostlos. Battice, das Granattireurdorf — ein ganzer Ort leergepöschelt. Von den Häusern standen nur noch vier Mauern, das Innere war Geröll. In der Straße türmte sich Gerümpel von zerfallenen Stühlen, Tischen und Betten. Scherbenhügel, modriger Schutt, auflaffende Keller, schwellende Balken, ein umgestürzter Kinderwagen, ein Kreuzifix an der halb eingebrochenen Wand. Todeinsame Schlupfwinkel, Friedhofsstille, Verwesungsgeruch von Leichen und Tierkadavern.

Und weiter, und wilder. Herbe im Käseländchen. Wie Bestien sprangen seine Bewohner an die Verwundeten. Da vollzogen die deutschen Kanonenschlünde das Strafgericht. Eingekleidet in den Trümmerbergen stand ein Kapellchen, unberührt, seine Kerzen brannten noch auf dem Altärchen, und die Papierrosen und die grellbunte Madonna waren unverfehrt. Nein, sie schossen nicht blindwütig, die Barbaren, sie strasten gerecht, und im übrigen: die Bahn frei für Deutschlands Heer!

Am Ende der Straße, am letzten Hause, dicht beim Feldweg stand ein soltettes rotes Badsteinhäuschen. Die Tür war eingebrochen, der Giebel zerschossen, das Bettzeug hing in Fetzen aus dem Fenster. Lehm und Schutt häuften sich vor dem Hause, und im Lehm und Schutt lag steif und lang hingestreckt eine Frau, ein junges Weib mit schwarzen Haarsträhnen, die Augen stier und wirr.

Der junge Aumonier trat zu ihr. »Was machst du da, mon enfant?«

»Sie haben ihn erschossen,« sprach sie heiser und fleischte die Zähne zwischen den zitternden Lippen. Sie könnte aufspringen und sich an irgendeinen festbeißen.

»La folle!« sagte hinter ihm ein Vorübergehender. »Kommen Sie, Monsieur le Curé, sie tobt fürchterlich.«

Da nahm der junge Aumonier sie bei der Hand. Sie ging still mit ihm und trat an seiner Seite überall in die Häuser. Und wenn er sie fragte, sprach sie immer nur das eine: »Sie haben ihn erschossen.« Heiser und leise sprach sie es. Er sah in ihre Augen, die wild und schön waren. Aber ihre Röde hingen verzottelt um die Hüften, und um die Schultern straffte sich ein zerrissenes rotes Tuch. So ging sie mit ihm von Haus zu Haus, ihre feuchtheiße, zuckende Hand in der seinen.

Die Leute weinten, wo sie eintrat. Da lachte la folle, schrie und lachte und freischte wild auf: »Sie haben ihn erschossen, sie haben ihn erschossen!«

»Seht ihr? Belgique la folle!« rief der Aumonier mit schwungvoller Geste im Predigtton. Seine Augen brannten in einem jähen fanatischen Feuer, sein blaßes Gesicht übergoß eine krankhafte Röde. »Seht ihr, das ist Belgien, das bist du, belgisches Volk, zur Verzweiflung, zum Wahnsinn getrieben!«

Jetzt lohete der Rausch in ihm auf, jetzt heulte in ihm die tobquälende Wut auf über Lüttichs schmachvollen Fall. Das hatte er nicht erwartet — nie, niemals! Es fuhr ihm wie eine deutsche Ohrfeige ins Gesicht. Und diese schmachvolle Ohrfeige wollte er mit tausendfacher Rache heimzahlen. Es war die weinende, fluchende Wut des Schwachen, des Mannes mit der Frauenhand, des beleidigten Hochmütigen.

La folle sollte ihm helfen, das belgische Volk zu wutschnaubenden Bestien zu reizen. Denn la folle war schön und wild.

Wenn jetzt der deutsche Siegesmarsch bis zur fröhlichen Residenz hin vordrang, wenn Brüssel die Heerscharen Wilhelms II. anrücken sehen mußte — ah, dann sollte hinter ihnen das zertretene Belgien wie eine tobenbe Wolfsherde sich erheben. Bis hierher und nicht mehr weiter! Deutsche Eroberer, eure Grube ist gegraben!

Die Getreuen kamen und berichteten, die Deutschen würden bereits auf den jungen Aumonier aufmerksam. Da legte er für eine Zeit die Coutane ab, warf einen blauen Kittel um und hengkelt einen Korb mit Eiern auf den Arm. So wagte er sich bis in die Wachtstube der Soldaten hinein, wo sie Brüden- oder Tunnelwache hielten.

In einem Dorfe, das am Walbe Roi de Prusse lag, erwartete ihn der Lehrer. Er stand in der Villenstraße und erzählte, daß die Soldaten ihn als Führer bis zu den bereits gefallen Lütticher Fots mitgeschleppt hätten. Zwei Fots hielten sich noch und würden nun von der Stadt aus beschossen.

»Sie hätten sie dem Feuer dieser Fots entgegenführen sollen,« funktelte Marcel ihn an.

»So was werd' ich gewiß nicht tun, ma foi. Ich hoffe, man wird mich noch recht oft mitschleppen.«

»Parbleu! Haben Sie etwas —«

»Ja, parbleu! Ich hab' etwas. Rausgebracht hab' ich, daß die Deutschen jetzt erst ihre schweren Belagerungsgeschütze heranziehen. Ihre Einnahme Lüttichs war ein Bluff. Ein Geniestreich mit etwas Infanterie und Artillerie. Jetzt soll erst das Gebumse losgehen. Die Soldaten erzählten, diese Geschütze schmissen mit einem Schlag eine ganze Kirche zusammen und noch eine halbe Stadt mit. Das Geschöß laufe mit

anhaltendem Geräusch zwanzig Sekunden durch den Luftbogen, und die Mannschaften, die es bedienen, sähen das Ziel nicht, es werde nur schätzungsweise angegeben.«

»Pah, eine abenteuerliche Geschichte!«

»Diese Geschütze sollen aber unterwegs sein. Sie werden von Kruppschen Ingenieuren bedient. Man sagt, niemand soll davon gewußt haben, selbst der deutsche Kaiser nicht. Man nennt sie das Kruppsche Geheimnis.«

»Tiens! Warum denn haben sie sie nicht sofort gegen unsre 21-Zentimeter-Haubitzen ins Feld geführt?«

»Die Soldaten liefen eben schneller, als die Geschütze nachrücken konnten.«

»Ja, pardieu!« ergrimmte Pont-Neuve sich. »Und Lüttich verlor schneller den Mut, als seiner würdig ist. Wenn nun wenigstens die beiden Forts sich noch so lange halten, bis unsre Freunde anrücken.«

»Dann müßten entweder die Freunde sehr eilen, oder die Kruppschen müßten verhindert werden.«

»Das letztere.«

»Durch einen Unfall?«

»Sie sehen doch, wie fieberhaft man an der Wiederherstellung der Eisenbahn arbeitet. Man wird die Geschütze also per Dampf befördern.«

»Ah! Und eine kleine Entgleisung —«

»Man müßte genau wissen, wann sie auf Strede gebracht werden.«

»Gefährliche Chose.«

»Ich werde ins Lager der Deutschen gehen.«

»Attention! Die Deutschen machen wenig Umstände. Sehen Sie dort drüben die Villa des Notars Leclair? Sie kennen ihn ja: er ist der Rechtsbeistand auf Schloß Sainte-Barbe. Oh, er ist ein guter Patriot, der Notar; er hat sein Vaterland verteidigen wollen. Sein Sohn Gaston hat einen Preußen vom Tisch weggeknallt. Jetzt wird der brave Notar vom Feldgericht abgeurteilt. Braver Notar, famoser Patriot!«

»Und seine Tochter wird nun den Deutschen heiraten. Schöner Engel im übrigen.«

»Honorine Leclair? Wird sie nicht, nein! Ein Merkens aus Aachen hat um sie gefreit. Ein veritabler Franzosenfresser. Sogar die Frauen dieses Hauses ziehen mit in den Krieg.«

»Eine blonde Frau — nicht wahr?«

»Ob blond oder braun — sie sei dreimal angespien!«

»Kommen Sie! Wo zwei zusammenstehen, wirken sie auffällig. Ich lasse la folle bei Ihnen zurück und wandre wieder als Almonier. Schüren Sie indessen hier die Glut weiter, damit ihr bereit seid — wenn die Stunde kommt.«

Überm Wald versank die Sonne in dumpfem Rot. Dunstschwaden hingen in den Baumwipfeln, flatterten auf und wurden vom Abendwind über das hügelige Land getrieben.

Da verschwand der Almonier in Nebel und Schatten in der Richtung auf das Lager der Deutschen zu.

Das Zeltlager bei Visé war teilweise abgebrochen, nur einige Offizierszelte waren stehengeblieben. Aber der Maas war in einem abgebrannten Fabrikgebäude die Wachtstube aufgeschlagen worden. Geradeswegs wollte Marcel de Pont-Neuve in die Offizierszelte und dort die Erlaubnis erwirken, die Leichen belgischer Soldaten priesterlich bestatten zu dürfen. Ein famoser Grund, genial ausgedacht. Mit Gott für König und Vaterland kämpfen diese Hunnen. Gott in ihren Ansprachen, in ihren Reden, in ihren Siegesrufen, in den kaiserlichen Erlassen. Ah, dieser Attila II.! Die Welt will er überfluten mit seinen Hurrafschreien. Welch eine Gloire, diesem Großen, diesem Eisernen ein Schnippchen zu schlagen! Sagen zu können: Ich, Marcel de Pont-Neuve mit der Frauenhand, habe diesem langgestarrten Popanz seine Paradegeschütze zusammengeschmissen. Geschütze, die vielleicht keine sind, nur ein Name, eine Drohung, ein legendäres Objekt. Enfin, er wird sich schon mit den Offizieren anbiehern! An französischen Manieren haben sie ja eine kindliche Freude, die Barbaren, weil sie eben das lieben, was sie nicht besitzen, dieses Volk des schlechten Geschmacks.

Verdammt! Ist er denn schon aus dem Walde heraus? Er tastete in dem rieselnden Abendnebel um sich. Wahrhaftig, keine Bäume mehr. In seinem Spintifizieren über sah er ganz, daß der Wald zu Ende ging. Und dann dieser schwabbrige Nebel, der in allerlei Purzelbäumen vor einem herrollte. Am Walde sollte er links abgehen. Jetzt also mal wieder den Wald suchen. Rückwärts, rückwärts — uff! Stolperte er über einen Stamm oder so was? Nein — ein

Pferdekababer war's, die Beine starr und steif emporgestreckt. Also schon auf dem Gelände des Schlachtfeldes. Ob nun rechts oder links? Geradeaus!

Da hing er fest. Oder zerrte jemand an seiner Soutane? Diable, wird er dem mal auf die Finger klopfen! Er schlug mit seinem Stod um sich. Ein Klirren, ein singender Ton ließ sich vernehmen. Jedenfalls keine Aolscharfe. Uff! Da saß er mitten im Stachelbraht. Er wollte vorwärts, aber da picte und zerrte es. Er wollte rückwärts — dasselbe. Angenehme Beschäftigung das! Wie ein Krametsvogel saß er gefangen in dem Drahtverhau eines Forts. Der Richtung nach mußte es Fort Gléron sein. Jetzt wird er loschreien wie ein Zeitungskamelot. Ob das nun tapfer ist oder nicht, schließlich braucht ein Munionier nicht tapfer zu sein. Und er ist ein Munionier — er hat fast vergessen, etwas andres zu sein.

»Halt!«

Oh, dieses schredliche deutsche Halt. Wenn sie bloß nicht so brüllen wollten, diese Menschen mit den robusten Lungen. Der Kerl ist imstande und knallt los. Er muß ja fast nicht vor ihm stehen. Sie sehen sich nicht, sie ahnen sich bloß.

»Halt!«

Da stand er und regte sich nicht und schrie nicht und hielt den Atem an. Lange horchte er. Nichts mehr war zu hören. Dann löste er sich behutsam aus den Drahtbornen los, hob ein Bein ums andre, schob sich rückwärts und kam glücklich wieder heraus. Nicht ging er nun an dem Verhau entlang. Jrgendwem mußte er jetzt in die Arme laufen, entweder dem Feinde oder einer Erkundungspatrouille der Besatzung des Forts — ganz gleich.

Er ging und ging und ging. Ein Licht schien durch das Nebelgeriesel — nein, eine Flamme — nein, ein fladerndes Feuer. Verlorene Stimmen, ein Pfiff. Er ging und ging. Immer breiter wurde der Lichtkreis in der Nebelwand. Jetzt erscholl ganz dicht vor ihm eine Stimme — die schwachen Umrisse einer Gestalt lösten sich aus dem Dunst — oder waren es zwei, drei Gestalten? Parbleu! Nein, ein Wagen, ein Auto, und ein gespenstiger Wisch flatterte daran, als winkte jemand — ein Unsichtbarer. Lächerlich! Ein Rotes-Kreuz-Fähnchen. Jetzt stieß er an das Auto, an die Scheibe.

Eine verwunderte Stimme ließ sich drinnen vernehmen, eine Frauenstimme.

Ein stapfender Schritt kam um das Auto herum.

»Halt!«

»Es war wohl ein Nachtvogel ...«

Und wieder ertönte die Frauenstimme: »Kann ich denn nicht wenigstens bis zum Schloß Sainte-Barbe durch?«

Da klopfte Marcel ans Fenster des Wagenschlags.

»Das ist aber schon kein Nachtvogel mehr,« sagte die Frauenstimme.

Das Fenster rollte herunter. Marcel zog grüßend den Hirtenhut. »Madame, ich bin der Munionier von Sainte-Barbe.«

Nun tauchte auch der stapfende Mann auf, der Autofahrer Pütz, und hinter ihm zwei, drei Gestalten mit dem ragenden Gewehrslauf über der Schulter.

Fragende Stimmen schwirrten durcheinander: »Wo will der denn hin?«

»Verirrt, Madame,« sprach Marcel im anmutigsten Französisch in den Wagen hinein. »Ich wollte die ritterlichen deutschen Offiziere bitten, unsre Toten in geweihter Erde bestatten zu dürfen.«

»Pütz, dann bringen Sie doch den Herrn ins Offizierszelt!« rief die Dame.

»Soll ich Sie auch hinfahren?«

»Nein, ich kampire die Nacht hier im Wagen, ich muß ruhen.«

Ob es die Blonde ist?, dachte Marcel, steckte den Kopf in den Wagen und starrte sie mit glühendem Blick an: »Madame, ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir gestatteten, zwei Augenblicke bei Ihnen unterzuklüpfen. Da Sie ja Schloß Sainte-Barbe kennen und ich auch —«

»Kommen Sie nur herein, Herr Pastor.«

Pütz öffnete den Schlag, blieb aber wartend davor stehen.

Marcel verneigte sich verbindlich vor Madame: »Permettez? Der Nebel schlägt mir auf die Brust. — Ist Madame auch gut versorgt?«

Sie sah ihn groß an. »Danke.«

Sie hat teutonische Augen, diese üppige Blonde.

»Ich sehe, Madame hat die Hände bloß. Darf ich meine Handschuhe anbieten?«

Als ob er dafür durch Nacht und Nebel hergekommen wär! Jetzt war ihr Danke noch etwas knapper.

»Hat Madame in Sainte-Barbe jemand Liebes zurückgelassen?«

»Ich hab' all meine Lieben im Kampfe stehen, Herr Pastor.«

»Und ich hoffe — noch keinen verloren?«

»Mein Schwager fiel bei Lüttich.«

»Doch nicht der junge Held unsrer hübschen Honorine?«

»Nein, aber auch dieser ist verwundet. Ich suche ihn in einem Lütticher Lazarett.«

»Darf ich Ihre Hand küssen?«

»Warum denn?«

»Aus Ehrfurcht vor Ihrem Schmerz.«

Ein merkwürdiger Aumonier! dachte sie und entzog ihm die Hand. »Püß, der Herr möchte zum Offizierszelt.«

»So? Wer denn?«

Eine hohe Gestalt schob sich vor den Wagenschlag: Oberleutnant Reuler.

Marcel stieg aus und verneigte sich tief vor der Dame vom Roten Kreuz. Es war Frau Emma Mertens. »Galls Madame wieder nach Sainte-Barbe fährt, bitte ich Baronesse Yvonne zu sagen, der junge Aumonier lasse grüßen.«

So, nun weiß der Offizier Bescheid. Er hat's mit einem Freunde und Bekannten dieser Roten-Kreuz-Dame zu tun. Er ist eingeführt, sein Werk kann beginnen.

Der Oberleutnant nahm ihn mit zum Zelt. Sie hatten einen guten Tropfen requiriert: Burgunder in Körben. Aus dem verlassenen Keller des Direktors der Coderillwerke. Ein herzhafter Deutschenfresser — aber seine Weine waren gut.

»Herr Pastor,« sagte der Oberleutnant in gutem Französisch, »vergangene Nacht ist wieder das Feldlazarett von Fedenschützen beschossen worden. Das ist nicht nur gegen das Völkerrecht, es ist auch gegen alles christliche Empfinden. Könnten Sie da nicht aufklärend und beruhigend unter Ihren Landsleuten wirken? Es ist ja trasser Unsinn, Zivil gegen ein deutsches Heer loszuschicken.«

»Ich würde gewiß gern alles tun, aber da fehlt mir die nötige Bewegungsfreiheit — ich meine die Garantie, daß mir von der Militärbehörde keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden.«

»Ach so, Sie meinen einen Schonzettel. Können Sie haben. Trinken Sie mal aus, Herr Pastor!«

Marcel hob das Glas zum Munde, während die Blide darüber hinweg in das

Dunkel des Zeltes tasteten. Die Kerze, die in einen Ausbläser einer Granate gezwängt war, warf nur einen spärlichen Gladerchein hinüber. Und da sah er, wie sich eine Hand, die das Zelttuch lüftete, sacht hereinschob, nach den dort auf einem Bündel Schlafbeden liegenden Degen der Offiziere langte, einen nach dem andern herabholte, lautlos, bedächtig — verschwunden hinter dem zufallenden Zelttuch. Und wieder die Hand — ein Griff nach den Pistolen — verschwunden. Ah dieu! Was wird nun geschehen? Jetzt galt's, den Freunden draußen ein Zeichen zu geben.

Er hielt das Glas noch in der Hand und hob es hoch empor. In seinem bleichen Gesicht brannte eine jähe, fiedige Röte. »Messieurs, ihr seid ein stolzes, mit Eisen zusammengeschniebetes Volk. Eure Parole ist die Macht. Wir sind ein kleines, reiches, fröhliches Volk. Unsre Parole ist: Liberté!« Er trank sein Glas zur Neige.

Da fiel draußen ein Schuß. Die Offiziere sprangen auf. »Halt! Wer da?«

Eine Stimme kam durch den Nebel: »Hallo! Deutschland über alles!«

Im Zelteingang stand ein Hüne, den Offiziersmantel übergeworfen, den Helm in der Stirn. »Borgers, Offiziersstellvertreter, 1. Rheinisches Infanterieregiment 25 von Lüchow. Im geheimen Auftrag an Herrn Oberleutnant Reuler.«

»Kommen Sie her, Kamerad, ein Glas zum Einheizen! — Stoßen wir an, meine Herren! Jeder auf seine Parole! Und meinerwegen auch der Herr Pastor auf seine. — Wo steht er denn?«

Jetzt — jetzt mußte das geschehen. Dem Manne gegenüberreten, dessen Verfolgung er mit knapper Not entronnen war. Auf Tod und Leben — jetzt! Eine hassende Freude lobte plötzlich in ihm auf. Aug' in Auge mit dem Manne, auf den sein Haß loszischte, instinktiv, als hasse er Deutschland nur in diesem einen Manne.

Jetzt trat Marcel hinter den Oberleutnant hervor, jetzt stand er vor ihm, jetzt stieß er sein Glas an das des bestürzten, sprachlos überraschten Germanen und schrie seine zudende Wut in dem pomphaften Wort heraus: »Liberté!«

Draußen das wilde Echo: »Liberté!« ... Schüsse ... »Liberté!« ... Ein knatternder Tumult ... Die Offiziere stürzten zu ihren

Waffen. Die Waffen waren entwendet. »Verrat! Ergreift den Mamonier!« Blutend stürzte die Wache herein. Pulverdampf hinter ihr. Blaufittel drängen in den Eingang, Fedenschützen. »Liberté!« Borgers reißt den Degen aus der Scheide, holt aus zum Stoß — der Mamonier duckt sich — da schießt zwischen ihnen ein gespenstisches Wesen empor — die Haare wirr, die Augen in wilden Verzückungen. La folle! Das Weib krallt sich an den Hals des Hünen, ringt mit ihm, ringt und tobt. Die Kerze fliegt zur Erde.

Da flammt lichterloh das Zelt auf, wie eine weiße, gleißende Fadel durch die Nacht. Und Schuß auf Schuß und Ringen und Achzen und Toben.

Aber die Maasbrücke herüber hallen donnernde Schritte. Mannschaft aus der Wachtstube. Ein Hüne im zuckenden Feuerschein. Dorthin stürmen sie.

Noch ein Schuß — hart, trocken im Nebel. Und Stille. Verschwunden, wie sie gekommen, die Fedenschützen. Eingeschludt von der grausamen Nacht, der sie entstiegen.

Ein Schwerverwundeter klagt durch die schaurige Stille. Der Oberleutnant. Da blickt ihm aus der Finsternis ein Messer in die Brust. »Das war dein letztes Wort!«

Die Krähen flüchten schreiend.

Ein Weib in der Nebelnacht hält den blutenden Kopf des hingemordeten Feindes im Schoß. Er hatte noch ein Wort gesprochen, ein Hauch. Es klang wie ein Gruß ...

Da griff das Weib in das Haar des Toten, lachte und schrie jauchzend: »Sie haben ihn erschossen!«

Gott sei Dank, nun sind wir ruhig!« sagten die Lütticher und sahen hinter herabgelassenen Vorhängen dem Einzug der Deutschen zu.

Aber die wallonische Seele trauerte im verborgenen Ingrim. Dulde, gedulde dich fein: über ein Stündlein — und die deutschen Eindringlinge sind wieder aus der Stadt hinaus, aus der schönen, fröhlichen, lebenswürdigen Maasstadt. Wenn erst die Franzosen kommen, und die Marseillaise wird wieder durch die Straßen klingen, die Brabançonne ... Allons enfants de la patrie! Es lebe das unabhängige Belgien!

In der Taverne »Zum Jean« machten sie viel wichtigen Lärm. Der Djösef hatte Heu

und Hafer für die Allemands eingefahren. Der Djösef sagte: »Schweigt doch! Die Deutschen haben Lüttich erobert, sagt man. Da krepier' einer vor Vergnügen! Die Allemands sind in Lüttich hereingekommen wie in eine Stube. Aber Vivegnis sind sie hereingekommen. In Vivegnis stand nur ein armer kleiner Schutzmänn. Nun frag' ich euch, was soll ein armer kleiner Schutzmänn gegen soundso viel Allemands machen? Er ließ sie eben herein. Und so haben sie Lüttich genommen. — Auf eure Gesundheit, Messieurs! Jean, bring einen Schnaps!«

Am Schantisch verzapfte der Wirt aus dem messingnen Biertran »Münschenär« und pfiff dazu mit Schwung und Emphase.

»Alkohol darf nicht mehr verzapft werden, mein lieber Djösef. Gewöhn' dich an Münschenär; wir bekommen hier baprischen Landsturm zur Besetzung, sagt mein Preuße.«

Da schritt sein Preuße, ein stämmiger Feldgrauer, aus dem Hinterzimmer heraus, daß die Bretter unter den gelben Stiefeln nur so knarrten.

»Ja, Monsieur!« empfing der Wirt seine Einquartierung mit ausgebreiteten Armen und zum Tanzschritt die Beine werfend.

Das ernste Gesicht des Grauen veränderte sich um keine Linie. Er kam aus der Schlacht. Granaten hatten die Kameraden rechts und links von ihm weggerissen. Was soll er mit dem springenden Manne da vor ihm?

»Steif wie ein Stoddfisch,« sagte der Wirt, als er hinaus war. »Sie gehen einher wie erfroren, die Allemands.« Und er schrie die Kasse an, die auf den Schantisch sprang, und pfiff in das laute Geschwätz der Gäste. Die hatten sich grüßend halb von ihren Sätzen erhoben, als der Graue vorüberging, scheu und unsicher, wie man sich an bissigen Hunden vorbeidrückt.

Ein Fischer aus Antwerpen, ein Flame, spudte in weitem Bogen aus. Er sagte, er müsse sorgen, mit einem Paletboot über die Maas nach Holland zu gelangen und von dort nach Antwerpen zurück, die Deutschen seien schon auf der Strecke nach Brüssel. »Unsre Regierung padt schon ein.«

»Was sagt der Quadratkopf?« knurrte Djösef. »Die Regierung padt ein? Weiß er nicht, daß die deutsche Regierung um Frieden bei uns angefragt hat? Aber nein haben wir gesagt, nein! Jetzt, wo die Franzosen Elsaß befreien und Köln schon ver-

wüßtet haben, sollen wir Frieden machen? Merci für die Pastete! — Jean! Nimmst du deutsches Geld in Zahlung?»

»1 Mark mit 1,25 Frank. Lieber die Zähne mit Pfeffer pugen, als an Allermunds verdienen.« Und er hängte einen Zettel ans Fenster: »Eisbein mit Sauerkraut«, und pfiff und grüßte mit freundlichem Anruf, wo ein deutscher Stiefel vorüberstapfte.

Bumbumbumbum ... ei, guter Gott, wieder eine Schießerei! Ob noch einmal russische Studenten? Vergangene Woche noch haben sie an den Häusern der Universität herausgeschossen. Und da hat man sie an die Wand gestellt — krach! — eine Reihe sank um. Die übrigen dreihundert wurden in deutsche Gefangenschaft abgeführt. Bumbum ... eh, das ist kein Schießen. Was humpelte denn dort heran? Auf der Feldbahn durch die Stadt nach dem Bahnhof zu. Ungetüme wie Elefanten, mit Segeltuch überdeckt. Ah, das Kruppische Geheimnis, die Brummer! Sie haben die zwei letzten Forts zusammengeschossen, sie haben ihre Schuldigkeit getan, und jetzt — zu neuen Siegen! Die Erde dröhnt.

Vom Lambertusplatz, wo die Kommandantur sich eingerichtet hat, rauschte es herüber: Musik — flotte deutsche Marschweisen: der Hohenfriedberger. Autos raseln, surren heran, der ganze Platz ist überfüllt. Autos mit Liebesgaben, Militärautos, Kote-Kreuz-Wagen, Lastautos. Da — ein hellgeschmetterter Dreiklang: Achtung! Ein Kraftwagen mit Verwundeten. Die Täubchen sirren auf, die graublauen, zierlichen Täubchen vom Lambertusplatz. Eine Mibinette greift ins Handtäschchen, streut Körner aus und wiegt sich dabei leise im Takt des deutschpatriotischen Trompetenklangs, Trommelhalls, Lieberschalls. Und äugt hinüber zu den schmutzen Feldgrauen, die eiligst den weiten Platz durchqueren, Offiziere aller Grade, auch einer mit »Siegelladbugen«. Eine Schar Offiziere um ihn; sie verschwinden in der Einfahrt der Kommandantur. Die Wache salutiert. Ha, General von Emmich, der Stürmer von Lüttich, Kopf in den Nacken gesteuert, rotblondes Haar und Schnurrbart, gedrungene Gestalt, aber ein Gang, als hoben ihn die straffgeschneideten Muskeln über seine Umgebung hinaus.

Breitbeinig tritt ein Wachsoldat vor die

Mibinette: »Weitergehen! Nicht stehenbleiben!«

Ein Bekannter tritt zu Mibinette. Da äugt sie noch nach den Grauen zurück: »Trotzdem — eine starke Rasse.«

Trotzdem! Sie hatte doch gehört, daß die Deutschen erbärmliche Feiglinge seien.

Eine Abteilung Eisenbahner kommt um die Ecke des Hotels du Phare auf den Lambertusplatz zu. Da springt's wie Leoparden auf, das Bettelzeug vom Zeitungskiosk her. Schlamernde junge Frauen mit Säuglingen auf dem Arm. Und eine, mit einer Handvoll Zigarren, wirft sich schmeichelnd dem Eisenbahner an den Arm, tätschelt ihm die Schulter, bittet, bittet: »Kauf' Zigarren, gute Zigarren, Zigarren Guillaume II.«

»Etwas für ein Grosch, etwas, Maffieu, etwas ...« Und ein dünner, geller Kinder-schrei: »Journal de Düsseldorf — Echo d'Al!« Der Bursche schwenkt die deutschen Blätter, auch einige mit einer Spalte Deutsch und einer Französisch — es kauft sie kein Lütticher.

Aber ein Mann schleicht an die Männer von Lüttich heran, dicht heran, streift sie im Vorübergehen und flüstert ihnen schnell zwei, drei Worte zu: »Die Wahrheit über die Kriegslage.« Blinkschnell steckt er ihnen ein hektographiertes Blatt zu:

Nach heldenmütiger Verteidigung haben wir Lüttich den Deutschen überlassen. Wir haben dem Feind enorme Verluste beigebracht, er ist geschwächt. Auf dem Wege nach Brüssel erwarten ihn die Verbündeten. Haltet die Fahnen bereit und die — Waffen!

Man sah erschreckt dem Manne nach, der so wilde Augen und ein so gelbliches Gesicht hatte. Einige, die Hörer an der Universität waren, kannten ihn. Es war der Lehrer vom Walb. Sie kannten ihn aus den Amitiés Françaises, den Forten des trassesten Franzosentums, denen mit dem sozialdemokratischen Abgeordneten Destree ein bekannter Lütticher Universitätsprofessor vorstand.

Ein starknochiges Mädchen in weitem grauem Regenmantel schob sich neben den Mann und raunte ihm zu: »Gib mir ein Blatt, bon ami!«

Ein mißtrauischer Blick suchte nach ihr hin: »Woher kennen Sie mich?«

»Aus den Amitiés Françaises.«

Er sah in ein blaßes, aufgedunsenes Gesicht, in heimtückische slawische Augen. »Keine Belge?«

»Russische Studentin.«

»Man hat die Russen erschossen, gefangengenommen.«

In stumpfer Gleichgültigkeit, aber wachen Blickes kam die Antwort: »Es sind noch viele hier.«

»Wo?«

»Du kennst den Maassischer Gurfennas?«

»In seinem Magazin?«

»Wo die Treppe zur Maasbrücke hinaufführt.«

»An den Brücken steht deutsche Wache.«

»Es ist sogar eine deutsche Wachtstube über uns. Ich denke, sicherer können wir nicht sein. Komm mit, heute treffen wir uns. Du wirst etwas hören.«

»Weißt du, daß um sieben Uhr hier kein Mensch mehr auf der Straße sich blicken lassen darf?«

»Ich bin ja auch jetzt schon auf dem Wege dorthin.«

»Ich möchte allein kommen. Geh du voraus mit deinem slawischen Gesicht!«

»Komm du nur nach mit deinen Wallonenaugen!«

Da ging sie voraus, da kam er nach, schmale Gäßchen zur Maas hinunter. Der Fluß rauschte über die Trümmer der von den Belgiern zerstörten Brücke hinweg und zog schäumende Wasserkreise. Ein frischer Luftzug stieß über die Flußmauer herauf. Den langen Maaskai hinauf und hinunter flutete das Lütticher Volk, als habe sich aus dem deutschgewordenen Zentrum der Stadt hier heraus das belgische Lüttich geflüchtet.

Unter dem Steinbogen der Maasbrücke stand ein einsamer Wachtposten. Gewehr über der Schulter ging er in langsamem Schritt auf und ab. Drüben über der Mauer gleißte die Sonne auf dem wellenden Fluß, als wär's Deutschlands Rheinstrom. An der Raimauer blieb die Wache stehen, sah hinunter, ernst und sinnend: Grüß' dich Gott, du deutscher Rhein!

In der zugigen Toreinfahrt eines Lagerhauses verschwand hinter einem Mädchen ein eiliger Mann. Wohl eine aus dem Bureau des Fischers, das links in der Einfahrt lag. In der engen, feuchtmuffigen Stube saßen ein paar Mädchen bei der Schreib-

arbeit. Der Fischer Gurfennas hockte hinter ihnen auf dem hohen Schemel, die kurze Wallonenpfeife im hängenden Mundwinkel.

Gerabeaus, ein Stück in die Einfahrt hinein, war eine Autohilfe untergebracht. Im Seitenflügel befanden sich die Lagerräume. Zu Bergen hoch lag's dort aufgestapelt. Erst jetzt durften Paketboote und Dampfer ohne Personenbeförderung wieder verkehren. Ein Breat holperte aus dem Lagerraum — offenbar ein holländischer Fuhrherr, der nach Maastricht zurückwollte. Er steckte den eingeholten Passierschein ein. Ein Herr stieg auf das Gefährt. Sein Paß lautete auf einen holländischen Berichtstatter. Als das Mädchen vorüberging, grüßte er, indem er den Hut von hinten hob und kurz schwenkte. Sie nickte ihm zu, sie erkannten sich an diesem Gruß, die Slawen, die sich an belgischen Universitäten einnisteten. Sie trat in das Magazin ein.

Aus den leeren Petroleumfässern, den Säcken, Bütten und alten Käsefisten drang ein tödlicher Geruch, durch die Ritzen der festgeschlossenen Läden stahl sich ein zitteriger, irrschillernder Strahl und floß über das Gerümpel. Da sah man die stumm hockenden Gestalten auf den Fässern. Sie sprangen auf, als das Mädchen eintrat und aus den tiefen Taschen herauslangte, was es eingekauft hatte, um es in die gierigen Hände gleiten zu lassen. Sie redeten auf russisch mit ihm und wiesen auf einen Mann mit der Tuchjoppe über der blauen Bluse. »Er ist aus Seraing herübergekommen, aus den Coderillwerken, ein Arbeiter —«

Da der Lehrer vom Wald von den Coderillwerken hörte, schob er sich heran zu den Russen. »Der Direktor sitzt gefangen,« wandte er sich an den Arbeiter, »weil er sich weigerte, für die deutschen Behörden zu arbeiten. Wo sitzt er gefangen, mon cher?«

»In dem ehemaligen Landsitz der Fürstbischöfe. Aber wir können uns schon mit ihm verständigen, wir Arbeiter.«

»Ah!«

»Durch die Dachrinne.«

»Magnifique! Magnifique!« Sie klatschten alle in die Hände.

»Er hat uns durch die Dachrinne gesagt, daß wir nicht für die Deutschen arbeiten sollen. Die Deutschen haben uns für die Dauer des verdamnten Krieges eine Lohnerhöhung von fünfzig Prozent zugesagt.

Aber da uns der Direktor durch die Dachrinne gesagt hat —

»Oh, bravo! Bravo!« Wieder klatschten sie in die Hände, während sie lauten und schmagten.

Der Arbeiter griff in die Brusttasche. Einen Brief hatte man ihm mitgegeben an die Adresse des Abgeordneten Destrée. Von einem Aumonier erhielt er ihn, und dringend war er ersucht, ihn sofort in die Hände des Abgeordneten zu geben.

»Destrée?« Ein Ruffe schob sich von dem Gasse auf, seine unfreien Augen ruhten unsicher auf dem Arbeiter. »Destrée wird heute kommen. Er will uns über Holland fortschaffen.«

Gleich war der Lehrer vom Walb bei dem Arbeiter. »Wo trafen Sie auf den Aumonier?«

»Auf dem Wege nach Seraing in einem Feldkapellchen.«

»Geben Sie den Brief, mon ami!«

»Nur in die Hände Destrées.«

»Hier kommt Destrée.«

Ein andrer mit ihm. Tonnerre! Ein Feldgrauer? Ein deutscher Offizier? Ah nein, parbleu! Ein bekanntes Gesicht in Lüttich — der kleine Leutnant Jehotté. Kolossale Kühnheit, eigentlich schon Unverschämtheit. Eh, warum? In Lüttich gibt es keine Verräter. Erzählen, kleiner Leutnant, erzählen! — Was wär' zu erzählen? Gefangengenommen — durchgebrannt.

Destrée riß den Brief auf. Ein zweites Schreiben war darin eingeschlossen, und nur einige Begleitzeilen an ihn:

Monsieur!

Versuchen Sie, diesen Brief an den Kommandanten der Genie-Abteilung, Truppe 12 Brüssel zu befördern! Das Vaterland fordert es. Mehr brauchen Sie und wollen Sie nicht wissen.

Ein Aumonier.

Nachschrift: Im Notfall darf das Schreiben auch von einem Offizier der Genietruppe geöffnet werden.

»Der Notfall ist da,« sagte Jehotté temperamentvoll und langte schon nach dem Schreiben. Er erkannte die Handschrift Marcel de Pont-Neuves. Jehotté sollte den Genietruppen zugeteilt werden, also war das Schreiben in rechten Händen.

Destrée trat beiseite und verhandelte mit den Russen. Der Lehrer vom Walb ließ Jehotté nicht aus den Augen, während dieser die Zeilen überflog: Nachricht über Truppenbewegungen der Deutschen. Ein Teil marschiert auf Namur zu, ein andrer nimmt die Richtung auf Brüssel. Doch gehe der stärkere Vormarsch auf die Festung Namur zu. Diese Route biete den Deutschen vorteilhafte Stützpunkte. Ein kirchenreiches Land. Er bitte um eine Abteilung Genietruppen, die zur Zerstörung der Türme, Riesenschornsteine und sonstiger Stützpunkte kommandiert sei. Er selber sei auf der Route Namur, im Rücken die Deutschen, habe einen Trupp Franktireurs aufgetrieben und zwei Dorfkirchen, die dem Feinde günstig auf einer Anhöhe lagen, zerstören lassen.

Jehotté steckte hastig den Brief ein. Er hätte jetzt davonfliegen mögen. Ungeduldig lief er hin und her und verwünschte die Russen zum Sankt Jakob nach Galizien.

»Destrée, schaffen Sie mich fort! Dieser Brief muß nach Brüssel. Das Vaterland verlangt's. Höchste Eile.«

»Man könnte den Brief über Holland schicken,« sagte Destrée nachdenklich. »Geben Sie ihn den Russen mit.«

»Niemals! Ich gebe ihn nicht aus der Hand, ich muß selbst nach Holland hinüber.«

»Dazu ist Gelegenheit — als Verloader mit dem Paketboot des Fischers Gurtennas. Wollen Sie?«

»Abgemacht!«

»Werde sehen, woher ich die Papiere nehme.«

Der Lehrer vom Walb trat zu Jehotté: »Kann ich mit Ihnen?«

»Gewiß nicht. Wir müssen unsre Freunde auch in den okkupierten Teilen haben. Wie steht's in Lüttich?«

»Lüttich ist ruhig.«

»Dacht' ich mir. Da weiter hinauf wird der Widerstand hartnäckiger sein. Lüttich ist zu gentil. Auf Wiedersehen! In acht Tagen rüden wir wieder in Lüttich ein. Sagen Sie das dem Volke.« —

Die Sonne ging unter. Die rote Blut schwamm auf den glühenden Wellen der Maas. In Lüttich, der Bischofsstadt, läuteten die Abendglocken. Auf dem Lambertusplatz nahm die Wache einen schreienden Knaben fest. Hinein mit dem Kerl in die Kommandantur zum Oberleutnant! Er hat Zettel

verteilt mit dem Aufbruch: »Lütticher! Eure Soldaten lassen euch sagen: In acht Tagen ziehen wir wieder ein!«

Im Hauptbahnhof Guillemins donnerten die Militärzüge ein, überfüllt bis aufs Wagendach hinauf. Deutschlands Regimenter im Siegesjubiläum. Die Wagen mit Kreide befrachtet — Soldatenhumor in Knüttelversen.

Bayerischer Landsturm zur Befestigung der eroberten Gebiete. Lüttich war sehr zufrieden, oh, sehr. Es sagte sich: Die Bayern tun uns nichts, sie sind unsre Freunde, denn wir haben eine bayerische Prinzessin zur Königin. Also kann man ihnen gut sein, den Soldaten, sie können nichts dafür, sie müssen ihre Pflicht tun. Man verständigte sich gut und freundlich, man steckte ihnen hier und da etwas zu, man weinte, wenn sie wegmuschten. Aber sonst soll ihnen kein Deutscher kommen, o nein! Die Zivilisten, die da herumprohen — Tonnerre! Auch die Schwestern vom Roten Kreuz, die laut in die Straße hinein, in die wallonische Stadt hinein ihr kühnes Deutsch sprechen. Die stattliche Blonde mit dem Mützchen im üppigen Haar, der weißen Armbinde mit dem roten Kreuz. Kommt daher mit den Offizieren, als wollt' sie in die Straßen hineinsagen: Ja, Kinder, ihr müßt euch dran gewöhnen.

In diesem Augenblick schritt sie kühn und unbefümmert auf die Kommandantur zu. Als Rote-Kreuz-Schwester konnte sie ohne Erlaubnischein durch. Mit ihr strömte viel Volk ein, Männer und Frauen, kleine Geschäftsleute, die Ausweispapiere verlangten, und Familien, die Gefangene in Deutschland hatten. Eine unabsehbare Reihe schob sich im Innenhof im Säulengang zusammen und harrete. Ein preußischer Gendarm schaffte in dem Schieben und Drängen Ordnung, nach preußischem Reglement schaffte er Ordnung. Donnerwetter! Die Leute hatten ja keine Ahnung davon, daß vier und vier hintereinander anständiger ist als ein schreiender Klumpen, aus dem jeder zuerst in die Tür hineinwill.

»Z'rrid!« schrie der Gendarm und knetete mit weiten Armstößen den Klumpen auseinander. »Z'rrid!«

Die Frauen und Mädchen sicherten. »Was sagt er? Erid? Was ist das — f'rid?« Sie knussten dem Vordermann auf den steifen Hut, juchzten auf, wenn der Arm des

Gefehes auf sie niederfuhr, lachten und nickten dem Bligenden zu. Wie nett er das sagt: Erid! Wie drollig!

»Z'rrid!« Die Bande war nicht ernst zu kriegen. Was ein verrücktes Volk! Unser deutsches Volk dagegen: ernst, schweigsam, gehorsam. Aber hier — nichts zu machen. Also schmunzelte er, der preußische Gendarm, er schmunzelte.

Da trat die blonde Dame an ihn heran. »Wissen Sie, ob Major von Danner in der Kommandantur ist?«

»Z'rrid!«

»Aber —«

»Z'rrid! Z'rrid!« Und er schob sie kurzerhand in die Volksreihen hinein.

»Haben Sie Worte?« sagte Frau Emma Merkens zu dem herankommenden Leutnant Dominik.

»Gnäd' Frau b'fehlen?«

»Dominikchen, gedenken Sie doch mal zu dem Major von Danner hin, ob mein Schwiegervater schon bei ihm war.«

»Papa Merkens? Aee, gnäd' Frau, nich dahewesen. Komme soeb'n von Major. Wie geht's mit Willi Merkens? Wie jeßt, was? Wunde verheilt tipp topp, was?«

»Und verheiratet ist er jezt auch.«

»Mit der hübschen Belgierin?«

»Mit Honorine Leclair, der Tochter des Notars — Sie wissen ja.«

»Abjeurteilt, was?«

»Drei Jahre. Kann froh sein, daß sie ihm den Kopf gelassen haben. Ich erwarte sie jezt mit dem Schwiegervater. Sie wollten aus dem zerstörten Notarhaus noch herausfischen, was zu retten ist.«

»Achtung! Kommt so was wie 'ne deutsche Eiche.«

»Ziehen Sie los, Dominikchen!«

Da erblickte Merkens sie schon und lüftete den grauen Filzhut. In seiner breiten, edigen Stirn standen furchtbar ernste Linien eingegraben. Der graumelierte Bart stäubte sich wie eine Bürste.

Frau Emma hielt ihm ihr Gesicht hin. »Küß' mich mal auf die Wange, Papa! Ich hab' Zahnweh! Eine Nacht im Nebel verbracht, Todeschreden ausgestanden. Franz Borgers bekam einen Schuß in die Hand und läuft natürlich ins Schloß zurück, um sich verbinden zu lassen. — Wo hast du denn Honorine gelassen?«

»Im Phare, hinten in der Grotte. Geh

nur gleich hin und bestellt euch zu Mittag. Ich muß weiter mit meinen Liebesgaben, auf Namur zu, unsern Truppen nach. — Lieber Dominik, haben Sie gerab' nichts zu tun?»

»Gnä' Frau begleiten? Selbstverständlich!«

»Ach was, ich werd' doch die paar Schritte zum Phare ohne Leutnant gehen können,« lachte Frau Emma.

»Aber ein Leutnant nich ohne gnä' Frau.« Er sprang schon an ihre Seite, schlant und schneidig.

Hinter den hohen Rollscheiben des Phare saßen die Gäste an den Tischen, meistens Militär, Offiziere, auffällig still und zurückhaltend, sichtlich bemüht, nicht als Eroberer zu paradien.

Aber auch ein paar Zivilisten waren darunter, Holländer, Geschäftsleute von der Grenze, die das belgische Französisch wie Eingeborene sprachen. Und ein Deutscher. »Heda, Kellner! Der Deckel des Bierglases wadelt ja, was 'ne Wirtschaft! Na, höchste Zeit, daß hier mal preußische Disziplin einschlägt.«

Der Kellner stand da und lächelte; er verstand kein Wort.

So einer will nun hier germanisieren! dachte empört Frau Emma, als sie durch das Restaurant nach den hinteren Sälen und der Grottenhalle zuschritt. Es fiel ihr ein, was der Major von Danner gesagt hatte: »Der Himmel bewahre uns vor Zivilisten! Diese Leute, die keine andre Waffe haben als ihre Schnauze.«

Der Wintergarten lag vor ihr, ein mit Schlingpflanzen umspinnenes Grottenwerk. Aus den Wasserbecken kam ein Plätschern und Rieseln. Eine blendende Felle flutete in zitternden Lichtwellen über die Spiegelflächen der Grotten hin. Und vor einem dieser Riesenpiegel stand Honorine, mit erhobenen Armen, die Finger nestelnd im Haar. Soeben legte sie die kohlschwarze Haarsträhne kunstgerecht um die niedere Stirn. Sie sah die blonde Schwägerin durch den Spiegel. Die blühend roten Lippen spigten sich zum Lächeln. Ihre einst aufreizend funkelnden Augen waren jetzt durch ein sinnendes Schönen gemildert.

»Kind, du wirst die schide Lode doch nicht für mich zurechtfeben?« rief ihr Emma entgegen.

Honorine ließ sich in den Sessel zurück-

fallen. Über ihr Gesicht hin sprühte eine hinterhältige Schalkhaftigkeit: »Für Frauen schmüde ich mich nicht, am wenigsten für Emma Mertens. Emma Mertens würde ja doch sagen: Kind, Kind, in diesen ersten Zeiten —«

»Da hätte Emma Mertens aber mal recht.«

»Willi wär's aber gar nicht recht, wenn ich mich nicht schmüde — und er ist doch der Held Willi. Und trotzdem wir jetzt vom Grabe meines armen kleinen Gaston kommen — ich hab' geweint, weißt du, ich habe furchtbar geweint. Ich habe auch geweint, als der arme kleine Papa zu drei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Das kann Willi dir bezeugen, ich habe mich ganz schrecklich aufgeführt. Aber dann sagte Willi, das wären scheußlich traurige Glitterwochen für ihn. Enfin, er hat recht, der süße Kerl. Und — er kommt, mich abzuholen.«

»Er kommt, dich —?«

»Morgen, ja.«

»Was sagt denn der Arzt dazu?«

»Er fragt ihn nicht. Mon dieu!«

»So ein verliebtes Fuh'n, mit dem Arm in der Binde herumzufutschieren!«

»Mon dieu! Er spricht ja schon davon, sich wieder in die Kompagnie zurückzumelden. Er sei beim Einzug in Lüttich nicht dabei gewesen, dann wolle er's aber gewiß beim Einzug in Brüssel. Denk dir, das sagt er, der Ferschbachs.«

»Und wie wird dir denn dabei, petite belge?«

»Ich bin doch jetzt erobert,« scherzte sie, aber ihre Lippe schnippte ein wenig, ein ganz klein wenig boshaft auf. »Ich bin, was er aus mir macht. Also bin ich bis auf weiteres deutsch. Er wütet ja, wenn ich's nicht bin. Weißt du, darin hat er noch immer seine Tête de cochon.« Sie schob ihre Arme auf den Tisch und das Gesicht an Emmas Schulter: »Das ist drollig: vor der Ehe war er stürmisch, und jetzt bin ich's.« Sie fuhr auf, denn in diesem Augenblick trat der Kellner an den Tisch.

»Was trinkst du, Honorine?« fragte Emma.

»Eiföre, s'il vous plait.«

Der Kellner lächelte überlegen. »Après la guerre, Madame.«

»Alkohol gibt's nicht, Honorine. Ich rate

dir zu weißem Burgunder, ist hier vorzüglich. — Die Karte, Kellner!»

Vom Offizierstisch in der Grotte her, der den Herren von der Kommandantur vorbehalten war, erklang Sporenklirren. Die meisten Herren kannten die blonde Kreuzschwester und grüßten hinüber. Auch ihre hübsche, fremdländisch wirkende Begleiterin bekam einen Blick. Hübsche Damen wirken wohlthuend in dieser eisenklirrenden, blutdampfenden Zeit.

Emma studierte eifrig die Karte. Sie war zweisprachig, neben der französisch geschriebenen Speisefolge stand die deutsche vermerkt. Auch die Bismardsuppe fehlte nicht.

Emma setzte den Finger darauf und machte Honorine auf das Gericht aufmerksam.

»Pardon,« sagte diese, »Potage Bismarck ist kein Kompliment von heute an die Deutschen, es war eine persönliche Widmung an Bismarck von dem Küchenchef des Pariser Café Anglais, Duclerc. Bismarck speiste damals mit beim Diner des trois empereurs, nämlich mit Zar Alexander II., dessen Sohn und dem König von Preußen. Da hat ihm Duclerc eine Potage Bismarck zurechtgemacht. Aber nach dem Deutsch-Französischen Kriege verschwand sie aus dem Menü.«

»Ja, denn da hatte ihnen Bismarck eine Suppe eingebrodt.«

»Bien — und heute haben wir wieder eine Potage Bismarck,« schnellte es von der Wallonenzunge.

Zwei etwa dreizehnjährige Bürschchen schlängelten sich zwischen den Tischen heran, mit kurzen Hosen und auf der Seite gescheiteltem Haar. »Ansichtsorten, Mesdames?«

»Non,« sagte Frau Emma kurz, die schon mit dem Kellner dabei war, ein Abendessen zusammenzustellen. Honorine war aber gleich im Plaudern mit den Kerlchen, ein schnattermes Wortgewürfel ging los. Die Bürschchen reichten ihre Karten vor Honorine auf. »Sehen Sie, Madame, sehen Sie: die Ruinen von Visé, hier — die von Fort Loucin, und hier eine sehr drollige: Franzosen als Schnellläufer, und die Deutschen klopfen ihnen die Hosen. — Sind Sie belge, Madame?«

»Certainement.«

Da flüsterte der Kleine ihr zu, indem er seinen Finger auf die rothofigen Schnellläufer setzte: »Wenn das die Deutschen wären — dann wär's richtig, hein?«

Honorine lachte und wies auf Frau Emma. »Oh, hier sitzt eine Deutsche!«

Und schnell gefaßt schlug sich der Kleine auf die Brust: »Das kann ich auf meinen Tod schwören: ich liebe die Deutschen! Sehen Sie drüben am Tisch den alten Offizier mit dem dicken Kinn? Der ist mein Freund, ein lieber alter Knochen — eine große Personage, wissen Sie, viel, viel mehr als ein General.«

»Oh oui,« warf der andre, ein Dreizehnjähriger, dazwischen. »Wissen Sie, Mesdames, was wir gesagt haben, als Lüttich endlich erobert war? Gott sei Dank! haben wir gesagt, nun haben wir Ruhe. — Haben wir nicht so gesagt, Charles? So haben wir gesagt, Mesdames. Ein verdammtter Krieg, ein ganz verdammtter Krieg! Wissen Sie, die Cinemas spielen jetzt nicht mehr. Früher gingen wir so nett mit unsern Liebchen ins Cinema. Jetzt weiß man überhaupt nicht mehr, wohin man mit ihnen gehen soll.«

Aber schon sprang Charles, der andre, wieder vor und zwinkerte mit den Augen: »Dem seine heißt Lulu — die meine Margot — nette Hühnchen, Mesdames. Ich bete sie an.«

Die Offiziere riefen herüber: »Max und Moriz!« Max und Moriz waren überall an den Tischen. Sie wußten alles, sie besorgten alles, sie waren für alles zu gebrauchen, und sie wußten auch, wann sie anfangen lästig zu fallen, und verschwanden dann.

»Das sind nun belgische Kinder, was?« sagte Frau Emma.

Honorine lächelte in sich hinein. »So waren wir alle: als Schulkinder schon erwachsen.«

Der Kellner brachte die Teller. Emma fragte, ob ein Zimmer zu zwei Betten im Hotel frei sei. Nein, meinte der Kellner, und sehr teuer sei es.

»Dann müssen wir im Grand Hotel anfragen.«

Im Grand Hotel war alles von Offizieren besetzt. Auch am Bahnhof war's überfüllt. Und schon sank die Dämmerung stark. Um sieben Uhr durfte sich außer dem Militär kein Mensch mehr auf der Straße blicken lassen. Also: noch eine halbe Stunde hier herumlaufen — und die Wache packte einen.

»Bitt' scheen, i wett oins: die Daamen suchen noch oinem Hotel. Woaf i B'scheid.

Kommen S' nur glei mit. Din sei, nett, hibsch Privatloschiß bei oin noble Witwe, sehr sauber, wie geleckt, sog ich Ihna, wie geleckt.»

Ein raubbärtiger bayrischer Landsturmann stapfte den Suchenden zur Seite. Oh, es übernachteten auch ab und zu Offiziere bei der kleinen, noblen Witwe. Sie habe früher Studenten in der Wohnung gehabt, die kleine, noble Witwe.

»Kann man ihm trauen?« flüsterte zögernd Honorine.

Da stieg Frau Emma schon mit ihm das Gäßchen hinauf in die Rue Salamandre.

Die kleine Witwe ächzte wieder aus ihrer Kellertüche die Treppe herauf, hinter ihr das fette Hündchen.

Tres bien, fort bien! Madame hat noch ein Zimmer nach dem Lichthof zu. Sie leuchtete mit dem Küchenlicht voran, denn die Gasleitung sei noch nicht wieder hergestellt, also mußten sich die Damen mit Kerzen behelfen. Sie macht's ja auch sehr billig. Für beide Damen drei Mark. Frühstück fünfzig Pfennig, aber nur Schwarzbrot und Sirup. Weißbrot gab's nicht mehr. Der miserable Krieg!

Aber im übrigen verhielt sich die kleine Witwe doch sehr vorsichtig. Die Nachbarn sahen's nicht gern, daß sie die Deutschen ins Haus nahm. Guter Gott! Jeder schlägt sich durch, wie er kann. Und schließlich sind die Soldaten auch nur arme Kerle, die ihre Pflicht tun müssen.

Frau Emma untersuchte indes die Flügeltür, die ins Nebenzimmer führte, und verlangte den Schlüssel. Oh, Madame brauche nichts zu fürchten, Madame möge sich selbst überzeugen. Hier nebenan wohne niemand mehr. Es sei das Zimmer eines belgischen Offiziers, der Adjutant gewesen sei — hoher Adel, lieber Mensch. »Gute Nacht!« Und eifertig huschte sie davon.

»Madame!« rief da einer durch den Lichthof. »Wissen Sie, daß achtzigtausend Franzosen auf Lüttich zurüden? Morgen ist in Lüttich kein Deutscher mehr.«

Die kleine Witwe flüsterte etwas in den Lichthof hinein, und der Schreier schlug das Fenster zu.

»So — nun leuchte doch mal unters Bett!« sagte Frau Emma. »Es wird einem mies bei alledem, was man hört.«

»Soll ich auch in den Schrank leuchten?« lachte Honorine.

Da streckte sich die Blonde aber schon im Bett. —

Die einbrechende Nacht schleifte ihre schwarzen Tücher über die schlafende Stadt. Eine Tür im Nebenhause schlug krachend zu; es klang wie ein Schuß. Man schraf auf, denn man war gräßlich nervös.

Mitten in der Nacht gellte die Schelle durchs Haus. Man hörte Männerstimmen, ein raubes Durcheinander, schwere Schritte und Säbelgerassel.

Frau Emma fuhr schlaftrunken auf. »Honorine! Allmächtiger! Das hört sich ja an — die Franzosen sind da!«

Drunten lief die kleine Witwe wirr hin und her. Aber dann hörte man Deutsch sprechen. Gott sei Dank, deutsch! War sie denn verrückt geworden, die Frau Emma? Nein, nur entsetzlich nervös. Sie hatte in dieser Zeit Schrecknisse überstanden, die auch ihre frische Kraft aufzureiben begannen. Und dann die Unruhe um ihren Mann in Rußland. Wie lange hörte sie nichts mehr von ihm! Nun, was war das drunten? Schwere Schritte kamen die Treppe herauf. Stimmen von Offizieren. Einer ging an ihrer Tür vorüber und betrat das Zimmer des belgischen Adjutanten. Eine bekannte Stimme. Frau Emma strengte sich an, zu hórchen. Da schlug die Tür zu. Drinnen warf sich einer aufs Bett, stöhnte vor Müdigkeit und war gleich im tiefen Schlaf.

Doch auf der Treppe hörte man immer noch Rufe: »Ach was, wenn keine Betten mehr da sind, ein Sofa tut's auch!«

Und wieder Stille. Von einem Kirchturm schlug's vier Uhr. Da — ein Trompetensignal schmetterte vom Lambertusplatz herüber: die Besatzung wurde alarmiert. Doch war's wohl nur ein Scheinalarm.

»Huuuuuh!« scholl der Ruf des Kohlenverkäufers durch die Straßen. Da war's schon heller Morgen.

Emma schloß die Tür auf, um ihre Schuhe hereinzuholen. Da ging auch nebenan die Tür. Ein Feldgrauer stand groß und breit im Rahmen. Frau Emma fuhr zurück und wollte ihre Tür zuschlagen, steckte dann aber doch den Kopf in die Spalte — nur den Kopf, denn der war schon in Ordnung. »Franz Borgers?!«

Er scharrte auf dem Absatz herum und drehte ihr den Rücken zu: »Bitte, ich hab' nix gesehen.«

»Mais, mais! Fermez la porte!« füstelte eine Stimme aus der Tiefe des Zimmers.

Jetzt kam der Hüne wie gestoßen dicht an die Tür. »Ist da noch jemand drin?« In seinen Augen flackerte es auf.

Frau Emma schloß die Tür bis zu einer Ritze, und durch die Ritze fragte sie bedeutungsvoll: »Wer soll denn zum Beispiel noch hier sein?«

Er brachte sein Gesicht fest an die Ritze: »Ist sie es?«

»Ja, sie ist es, aber ob es Ihre, sie' ist?«

»Sie ist nicht mehr im Schloß.«

»Ach so, diese, sie' — Franz, seien Sie bloß kein Esel.«

»Ich muß sie sprechen.«

»Wenn jemand fortläuft, läuft man ihm doch nicht nach.«

»Ich muß sie sprechen.«

»Ja, Franz, ich kann Ihnen nicht helfen. Hier drin hab' ich nur die Honorine.«

»Ehrenwort?«

»Ach tun Sie doch nicht so. Ich bin ja doch nicht satisfaktionsfähig. Ich sehe Sie noch beim Frühstück unten — nicht wahr?«

»Wir sind zu fünf Offizieren. Morgen gehen wir weiter zum Regiment.«

Aus dem Zimmer heraus rief Honorine: »Ich werde zum Frühstück nicht fertig sein.«

»Die Loden, wissen Sie, Franz. — Nun denn, wo treffen wir uns?«

»Auf dem Markt an der Maas,« rief Honorine.

»Guten Morgen, schöne Frau!« rief Borgers zurück.

»Es schidt sich nicht, daß ich antworte,« sagte Honorine und zog die Decke über den Kopf. Da schloß Frau Emma endlich die Tür.

Als sie ein Viertelstündchen später zum Frühstück vorausging, traf sie drunten noch Borgers, der auf sie zu warten schien und sich soeben den Säbel umschnallte. Gleich plakte er los: »Was denken Sie darüber, Emma?«

»Worüber?«

»Nun, daß sie aus dem Schloß ist.«

»Aber, Franzel, wie meinen Sie denn das?«

»Sie ist zu ihm.« Kurz, rauh und gepreßt kam es von seinen Lippen.

»Zu dem quasi Ammonier? Ausgeschlossen.«

»Sie liebt ihn doch —«

Da sah sie ihn an. Der Mann konnte sich ja kaum noch halten. Gräßlich, wenn diese

Männer anfangen zu lieben. Mit ihrem frohherzigen Übermut ist's aus, ganz aus.

In diesem Augenblick hörte man Honorine die Treppe herunterkommen. Borgers wollte sich schnell verabschieden, aber da rief Emma schon zu ihr hinauf: »Du, Honorine, hast du 'ne Ahnung, warum Baronesse vom Schloß weg ist?«

Honorine blieb auf der zweitletzten Treppenstufe stehen. »Muß das noch vor dem Frühstück erledigt werden?« Sie hielt Borgers die Hand zum Kuß hin, fast an den Mund, daß er sich kaum zu bücken brauchte. Aber dann sah sie, daß die beiden da sehr ernst waren. »Mais — was fürchtet ihr denn? Ich kenne doch Yvonne, sie ist zu keiner Katastrophe fähig. Sie wird das Schloß verlassen haben, weil — bien merci, ich fürchte mich, das vor einem Barbaren zu sagen.«

»Weil —?« Er hielt noch immer ihre Hand und drückte sie fest.

»Au! ... Weil sie das Deutsche flieht. Glaubt doch nicht, daß die auf dem Schloß sich mit dem Deutschen abgefunden haben. Sie leiden innerlich und lächeln nach außen duldsam. Baronesse will es zu keiner Katastrophe kommen lassen, und darum flieht sie das Deutsche. — Aber jetzt lassen Sie endlich meine Hand los.«

Borgers kam zu sich. Im Sprunge stürmte er die Treppe hinauf, die Stufen knarrten, der Degen klirrte, die Treppe schien zu schwanken. Verschwunden war der Barbar.

Die kleine Witwe kam mittlerweile mit Schwarzbrot und Sirup.

Doben hörte man immer noch die dumpfen, schweren, ruhelosen Schritte durchs Zimmer, auf und ab, auf und ab. Er war toll, er war verrückt. Die Uniform riß er auf. Luft! Eine rasende Sehnsucht nach ihr überfiel ihn. Er konnte sich nicht mehr helfen. Er drückte wütend die Faust an den Mund. Yvonne! Yvonne! Herrgott, er mußte sich Luft schaffen. Die zornvolle Angst, daß sie dem da, dem blasierten Esel nachgelaufen sein könnte ... Yvonne! — Wahnsinn, daß er sich einbildet, das schwächliche, elfenhaft zarte Persönchen in seine Arme zu pressen. Er liebt sie ja. Großartige Eiselei! Macht nichts, es erlöst ihn schon, sich das mal gestanden zu haben. Wenn er nur weiß, daß sie ihm nicht nachgelaufen ist — das beruhigt

ihn schon. Er weiß doch, daß er zehn Schritt in Distanz von ihr bleiben muß.

Doch jetzt war's höchste Zeit, zur Kommandantur zu kommen. Und morgen in Gefechtslinie. Dann pfeift man auf die ganze Sache. Man fängt doch keinen Krieg an, um sich in die belgischen Frauenzimmer zu verlieben. Wie hat er über den Willi geulst! Und jetzt ist sein Fall tausendmal schlimmer. Erstens eine Hochgeborene, zweitens eine Verlobte, drittens eine, die das Deutsche nicht mal um sich ertragen kann. Grund genug, daß man ihn standrechtlich erschießt, wenn er nicht loder läßt.

So. Und jetzt auch mit dem Letzten gebrochen. Die Rose, die sie ihm an jenem Abend im Schloß beim Abendessen gegeben hat — dort ein Ofen — Streichholz — buff! — eine dürre Rose wird zu Asche. Er starrte in den Ofen hinein. Wie man in ein Krematorium starrt und das Liebste zu Staub werden sieht. Die Flamme zuckte auf und lobte ins Ofenrohr. Was lag denn aber darin, im Ofenrohr? Papiere? Nein. Ein steifes Päckchen. Photographien, ein Bündel Damenbildnisse. Und Widmungen waren daraufgekrizelt. Mon chér Marcel ... Marcel? Wer hieß so? Himmelherrgott! — So'n Bündel frecher Dinger — und Marcel?

Polternd klorrte sein Schritt die Treppe hinunter.

»Madame!«

»S'il vous plait, Monsieur?«

»Wer hat das Zimmer vor mir bewohnt?«
Um der Liebe Gottes willen, was will der Deutsche?

»Monsieur de Pont-Neuve, der Adjutant —«

»Merci. Adieu!«

»Adieu,« sagte sie wirr, obschon sonst kein Franzose, sondern nur der Deutsche Adieu sagt. Hinaus war der Barbar, und sagte nicht einmal, ob er noch einmal bei ihr übernachten werde, hat auch keinen Bon geschrieben, wie die andern Offiziere. Also kommt er noch. Mon dieu! Sie hat Angst vor ihm, er ist so groß, so barsch, so merkwürdig. —

Einige Minuten vor Borgers hatten die Damen das Haus verlassen. An der Treppe, die aus Salamander nach dem Lambertusplatz führte, begegnete ihnen ein Wachtsoldat. Er grüßte Frau Emma Mertens.

Sieh mal an, ein Aachener Jung! Wart', Kamerad, ich kauf' dir Zigaretten. — Jawoll, um halb zehn wird er abgelöst, auf Wache darf er nichts annehmen.

Auf dem Lambertusplatz kam ihr Pütz entgegen.

»Mein Wagen es' futsch, Madam Emma, auf Namur zu zusammengeschossen worde. Wir zwölf Schafföre han ohne Licht fahren jemußt, von wejen die feindlichen Patrollsen. Aber da hat uns hinter die Steinbrücke doch eine uffjeschnobbert, und mittenmang sind wir im Feuer von die Fünfte französische Kavallerie. Tott stant mich bei! Meinen Wagen krieg' ich net mehr voran, spring' av und auf einen angern, und so sind wir Schafföre wieder mit das Leben davon-jelommen.«

»Über der Wagen ist futsch,« wiederholte Frau Emma, als sei ein Mensch dahingeschieden. »Pütz, es war unser Brautwagen.«

»Tott es' ming Zeuge! Daran han ich auch jedacht, esuzelage. Ich jriff mich die Benzinkann' und hann ihm anjestedt, damit onse Brautwagen net in Franzusehänd fallen sollt'. Und jetzt han ich schon en angere.« Und er nahm seine »Madams« in die Reihen der Autos mit. Da stand der neue Wagen, ein fünfzigpferdiger, offen, sehr leicht. Vierhundert Kilometer hat ein Fahrer auf einen Tag mit ihm gemacht.

»Morgen han ich bermit fünf Offiziere an die Gefechtslinie zu fahren, auch der Herr Franz. Aber auf die Tjesend von Brüss'l. Töschabei jesagt: bei Tirlemont funkense schon los, sind esuzelage auf die fluchtartige belgische Armee jestoße.«

Aus seiner Rodtasche hing etwas heraus, das einem Wurstzipfel zum Verwechseln ähnlich sah. Mit spitzen Fingern zupfte Honorine daran. Eine weiße, fette Leberwurst hob sich aus der Papierhülle.

»Erfüs'!« sagte Pütz. »Das es' für den Pitt Lamperß, für onse Lamperß aus die Fabrik, Madam. Er es' aus dem Schloß in das Kloster Sankt Martin jebrach worde und fällt im selben Momang hin an Wundstarre, tritt esuzelage die Zäh'n' net mehr auseinander.«

»Awer die Läwerwuesch soll er trotzdem essen?«

Und nun soll der Pütz sie mal zu dem Pitt Lamperß führen. Nach Sankt Martin?

Honorine weiß Bescheid. Sankt Martin ist das Stadtviertel auf der Höhe vor Lüttich.

Sie durchschreiten den Boulevard. Die imposanten Tore an den Patrizierhäusern, die fast alleamt geschlossen sind, tragen Polizeiverordnungen und Aufrufe. Die Herrschaften sind auf und davon; sie werden erst nach Lüttich zurückkehren, wenn kein deutscher Stiefel mehr übers Pflaster dröhnt.

Quer ging es durch die herrliche Baumallee zu dem Durchgangsgäßchen nach Sankt Martin. Frau Emmas Blick glitt die breite Treppenanlage nach dem hochgelegenen Stadtteil hinauf: »Nee, Kinder, das mach' ich nicht. Mir schlägt jetzt schon das Herz vom schnellen Gehen. Honorine, du kennst den Pitt ja vom Schloß aus — was?«

Also ging Honorine allein mit Pütz.

Frau Emma schlenderte zurück durch die Alleen und vertrieb sich die Zeit, indem sie ab und zu die Quartierzettel an den Türen las. An einem mäßig geschnittenen Eichenator befand sich eine besonders in die Augen fallende Aufschrift: Den Mannschaften ist es verboten, dieses Haus zu betreten!

In dem Augenblick, als Emma vorüberging, öffnete sich das Tor, und eine junge, dunkelgekleidete Dame trat heraus. Als sie Emma erblickte, stand sie still und ließ sie zu sich herankommen. Frau Emma unterbrückte ihre Verwunderung und sagte so gelassen wie möglich: »Baronesse hat einen kleinen Ausflug nach Lüttich gemacht — wie?«

Yvonne schwebte näher, indem sie noch den Handschuh aufknöpfte, und suchte über die nicht sehr angenehme Überraschung hinwegzukommen. »Ah oui, hier ist unsre Stadtwohnung« — eine graziöse Handschwenkung wies nach dem Tore —, »wo ich mit einem Diener haufe. Ich mußte wirklich etwas aus dem Lärm in Sainte-Barbe heraus. Scharmiert, Sie zu sehen, Madame.« Die schmale Hand in dem weichen Lederhandschuh glitt in die ausgestreckte Rechte Frau Emmas. »Allein auf Promenade?«

»Ja, und da auch Sie allein sind, so wollen wir zwei Waisenkinde uns zusammentun. Kommen Sie mit zum Markt!«

Zum Markt? Oh, man schickt seine Wirtschafterin zum Markt, kleine Leute gehen zum Markt. Nun denn, man wird mit dieser burkschifosen Frau »zum Markt gehen«.

Herrgott, dachte Frau Emma, wie freu'

ich mich jetzt auf das dumme Gesicht des Franzel!

Aus den Alleen heraus bogen die beiden Damen in die Geschäftsstraßen ein. Dann ging es ein Gäßchen hinauf zur zerstörten Brücke, und wieder ein Gäßchen hinunter mitten in das laute, bunte Getriebe des Lütticher Marktes.

Eine Gemüsefrau zupfte Emma am Mantel. »Mabaaaam, des Cacacarottes!«

»Mabababaaaam,« rief die schmalzige Stimme eines riesenhaften Negers mit weißer Konditormütze, »lauf' meinen Kandiszucker, gut für Schnupfen, gut für die Gurgel, gut für Kälte am Herzen!«

»Seife, Mesdames! Seife! Prachtvolle Seife! Wie Butter, wie Creme. Sie werden sich nicht mehr einmal am Tage waschen, Sie werden sich zehnmal am Tage waschen!«

»Schweine, Madame! Ganz entzückende Schweine! Wundervolle Haustiere, musikalisch veranlagt —«

Ein Gelbgrauer stand dabei und lachte aus vollem Halse, als nun die umstehenden Frauen in das Gewimmel der zartrosigen, feisten Ferkelchen hineingriffen, den quielenden Säugling auf den Arm nahmen und ihn lieblosend ans Gesicht drückten. Wieviel das Stück? 3,50 Frank. — Schwapp! plumpste der zappelnde Fleischklumpen wieder in die Hürde zurück.

Gelächter und Tuscheln. Und immer noch der große Gelbgraue unter ihnen. Da tippte ihm jemand auf die Schulter. »Franzel, da ist sie.«

Da sah er, wer drei Schritt hinter Frau Emma wie angewurzelt stehenblieb, von innerem Schreck geschüttelt. Nur jetzt nicht ihn ansehen, ihm ihr angstzudendes Gesicht zeigen. Da hörte sie aber schon seine Stimme hinter sich. »Baronesse — erfreut, Sie zu sehen.«

Ein Klang war in dieser Stimme, ein drohender Klang — oder fiebert sie sich das kloß vor? Langsam löst sie sich von der Mauer los, aufrecht, den schmalen Kopf in den Nacken, aber in überlegener Ironie lächelnd. So groß der da vor ihr ist, sie überragt ihn.

»Ein Rendezvous auf dem Markt von Lüttich! Scharmant, sehr scharmant.«

»Besser hätten Sie allerdings diese blonde Dame da nicht führen können,« sagte Bor-

gers, um über peinliche Augenblide wegzukommen.

»Pardon! Madame führte mich. Ich sehe den Markt von Lüttich heute zum erstenmal.«

»Dann war's höchste Zeit, daß Sie endlich mal kamen,« sagte er trocken.

Gut gegeben!, dachte Frau Emma. Aber ich glaube, er weiß selbst nicht, was er schwagt. Jetzt wird sie die zwei Menschen da ein bißchen zusammentuppeln, da scheint denn doch etwas Tieferes im Hinterhalt zu glühen.

Ein Bierwagen holperte in das Gedränge hinein, und plötzlich war Emma von der Menschenwoge davongetragen. Gegen Baroness stießen die Frauen an, die sich mit ihren Körben hindurchzwängten.

Borgers hielt seinen Arm schützend hinter sie, als wollte er einen Wall um sie legen. Seine Hand streifte an ihre Schulter. Das Gedränge wurde erdrückend. Ein Wagenrad schleifte dicht an ihr vorüber. Da riß er sie weg. Das Gewühl schob sie beide zusammen, schob die schöne Frau da an seiner Seite gleichsam in seine Arme hinein. Er fühlte ihre wogende Brust an seiner, der Hauch ihres schnellen Atems strich an seinem Gesicht herauf, und die Wärme ihres Körpers lohte in den seinen. Er flüsterte auf sie herab, fieberhafte Worte, tolles Zeug. Sie streifte jäh seinen Arm ab und wich bis zur Mauer zurück. Da hörte sie ihn dumpf und heiser sagen: »Ich muß Sie sprechen. Heute noch. Es hängt viel davon ab.«

»Kommen Sie zwischen fünf und sechs nach Cointe zu Doktor Marchand.« Sie nannte die Nummer des Hauses.

Da tauchte auch Emmas blonder Kopf schon neben dem dunklen Honorines wieder auf. In entzündeter Herzlichkeit drängte Honorine zu Yvonne hin, raunte aber gleichzeitig der Schwägerin zu: »Ich habe Baroness nie so verstört gesehen.«

»Das Volk fällt ihr auf die Nerven.«

Franz Borgers entwickelte eine blendende Heiterkeit. Gleichgültig, was geschehen mochte — er sah sie noch, ehe er ins Feld ging. Von ihr weg in den Kampf, in die Schrednisse, in das grauenvolle Nimmerwiedersehen dieses Krieges. Ob es töricht war, wahnsinnige Dummheit — ganz gleich, ganz gleich. Er sah sie noch! Und mehr

will er nicht, verlangt er nicht. Er läßt sie und geht berauscht von ihr; und wenn er sich auf dem brüllenden Schlachtfeld draußen eine glückliche Minute schenken will, denkt er: Ich habe einmal eine Baroness geliebt —

Zwei Lützower gingen vorüber — Augen links — und grüßten zu Borgers herüber.

»Fanzel,« sagte Emma, »von Pütz höre ich, daß Sie morgen auf Route Brüssel losziehen.«

»Morgen?« wiederholte eine leise Stimme. Da sahen sie, daß es Baroness war. Ein Glanz schoß in ihre Augen, eine gleißende Freude.

Geschrei und Gelächter. Einer Gemüsfrau brach der Stand zusammen, daß das Obst auf den Boden rollte. Ein Straßenphilosoph stand daneben und sprach gelassen: »Par terre comme au ciel.« — Auf dem Boden so gut serviert wie im Himmel.

Borgers ging voran und bahnte den Damen den Weg aus dem Quai de la Ribouée nach dem Quai de la Goffe. Honorine, die unmittelbar hinter ihm ging, griff ihm in die Taille. Die Uniform war ihm beträchtlich zu weit geworden. »Armer Kleiner!« schäfferte sie. »Er ist mager geworden.«

»A gauche!« rief Baroness. Jetzt war's ihr unmöglich, sich noch länger in dem Volk herumzudrücken.

»Dommage!« sagte Honorine, es war doch ungeheuer späßig, sich in dem Gewühl herumzudrängeln.

Sie bogen ab und den Gleisen der Kleinbahn nach in die Stadt zurück. Emma erstand sich in einem Laden einige Ansichtskarten, um ihrem Manne zu schreiben. Die andern warteten an dem Schaufenster. Eine Serie von Karten war dort ausgestellt, noch vom glorreichen Einzuge des belgischen Königspaares in Lüttich her. Ein stolzer Zug prächtiger Wagen, die Lütticher Volksspiele, Cramignons genannt, darstellend. Aber König Albert verlangte die Wohlfahrtsanstalten für die Arbeiter zu sehen. Und enttäuscht schmollte das Lütticher Volk: »Wir geben ihm Feste, und er verlangt nach Arbeiterhäusern!«

Damals, bei dieser Visite royale im Juli 1913, wehte überall die gelbe Flagge mit dem roten gallischen Hahn. Auch auf einem geschmückten Wagen der Cramignons wehte sie.

Borgers sah mit eignem Lächeln darauf.
»Der rote gallische Hahn auf dem gelben
Feld der belgischen Fahne — das ist nun
heute weiter nichts mehr als eine gemalte
Omelette.«

Honorine fand diese Bemerkung zum
Küssen schön, besonders da der Germane sie
in einem zwar sehr überzeugten, aber ebenso
falschen Französisch sprach. Da sah sie die
Augen der Baronesse groß, fast erschreckt auf
sich gerichtet, eine kühle Verwunderung im
Blick. Das ergöhte sie noch mehr. »Ah,
Baronesse, wissen Sie, ich bin furchtbar
deutsch geworden, seit ich beten muß: Lieber
Gott, verleihe den Barbaren nur schnell den
Sieg, damit mein Willi nicht mehr loszu-
ziehen braucht!«

Nur fünf Worte, wie ein in den Wind
gesprochenes Flüstern, kamen zur Antwort:
»Ich verstehe Sie nicht, Honorine.«

»Sie lieben ja auch keinen Deutschen,«
sprach hart und nüchtern der Germane. Er
wollte sie reizen. Sie sollte ein Wort sagen,
ein einziges unvorsichtiges Wort. Aber sie
schwieg; um ihren Mund lag nur ein ver-
haltenes, schmerzliches Lächeln.

Jetzt trat Emma aus dem Laden. Bor-
gers verabschiedete sich. Er mußte zur
Befehlsausgabe. Honorine drängte zum
Phare zurück, um ihren Mann zu er-
warten. —

Aus den Avenuen kam ein Herr in Zivil
mit einem höheren Offizier auf sie zu:
Bürgermeister Reyer von Lüttich.

Mit tiefer Verbeugung grüßte der Wirt
aus der Taverne »Zum Jean«. Ein fa-
moser Bürgermeister! Als die Deutschen an
die Tür von Lüttich klopfen, reiste er zum
König. Ob die Forts sich ergeben dürften?
— Nein, gebot der König; nein — aus-
halten bis zum Tod!

Er hatte gut reden, der König: er saß weit
vom Tod. Wenn die Deutschen nun auf
Brüssel loszogen — oh, so weit sind sie noch
nicht. Brüssel ist Paris, mit Brüssel erhält
Frankreich einen Nackenschlag.

»Jean!« schrie eine Frauenstimme aus der
Taverne.

»Was willst du, mein Engel?«

»Wo ist der Kellerschlüssel?«

»Ich hab' keinen Kellerschlüssel.«

»Du hast ihn!«

»Ich hab' ihn nicht!«

Ein holländischer Viehhändler stapfte her-
ein und schlug mit dem Stod auf den Tisch.

»Hä, Jean! Jean!«

»Gleich, mon ami, gleich! Wir unter-
halten uns hier über den Kellerschlüssel.«

»Ich trinke nichts, Jean.«

»Dann geh weiter! Sacredieu!«

Da stapfte der Händler in die Küche und
winkte dem Wirt geheimnisvoll: »Kannst du
mir sagen, wie ich auf kürzestem Wege nach
Sainte-Barbe komme?«

»Ganz genau. Ein Soldat kommt gleich
hierher zum Essen, er fährt mit Lastauto bis
Köln. Gib ihm ein paar Zigarren, und er
nimmt dich mit.«

»Drei Mark geb' ich ihm.«

»Nur ja nicht, sonst bist du verdächtig.
Zehn Zigarren sind keine Bestechung — be-
sonders nicht von deiner Sorte.« —

Um fünf Uhr erst kam Borgers aus der
Kommandantur zurück. Die Lütticher liefen
in den Straßen zusammen. Kürassiere zogen
ein. Hufsch, flogen die Tauben vom Lam-
bertusplatz auf und umschwirrten mit lautem
Flügel Schlag den Zeitungskiosk. Soldaten
stürmten fast den Stand. Neue Nachrichten,
darunter eine unverschämte Meldung: Japan
sandte ein freches Ultimatum nach Berlin!
Diese gelben Teufel! Natürlich hatte auch
hier England seine gierigen Hände im Spiel.
Hahaha! lachen die Grauen, 'ne nette Ge-
sellschaft! Aber in ihr Lachen gisset der
Zorn, die heilige, blutrote Scham über diesen
Verrat.

»Herr Borgers,« rief mit glühendem Ge-
sicht ein Fahnenjunker, »wenn wir bloß
schon an die Engländer 'ran wären!«

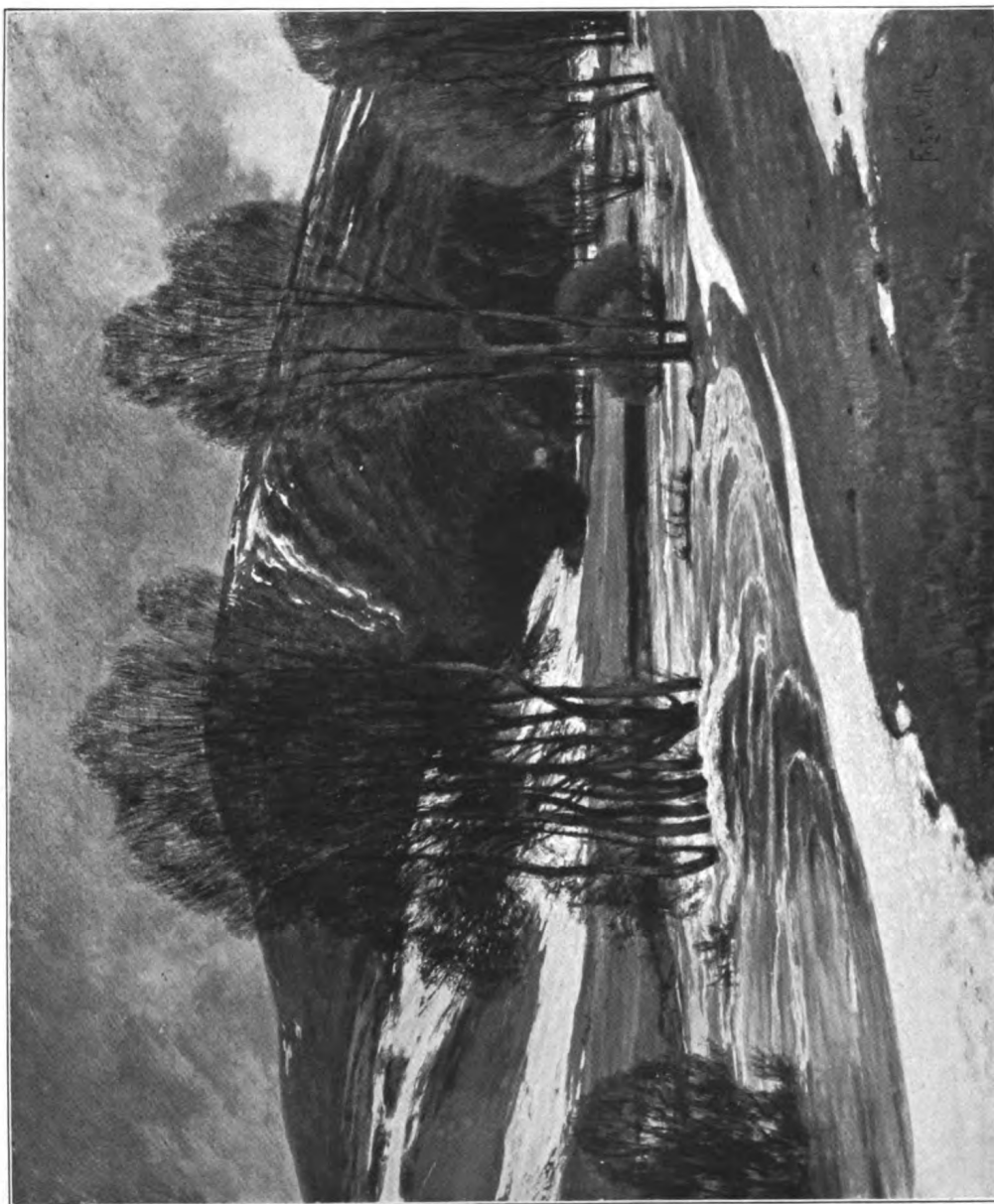
»Hinter Brüssel holen wir sie!« schallte
die Antwort zurück.

»Nun ist der schon hinter Brüssel,« rief
ihn Leutnant Dominik an und fragte, ob er
mit ihm zum Phare gehen könne, wo sie
Willi Merkens erwarteten.

»Ich komme zum Abend dorthin,« sagte
Borgers hastig und machte sich los.

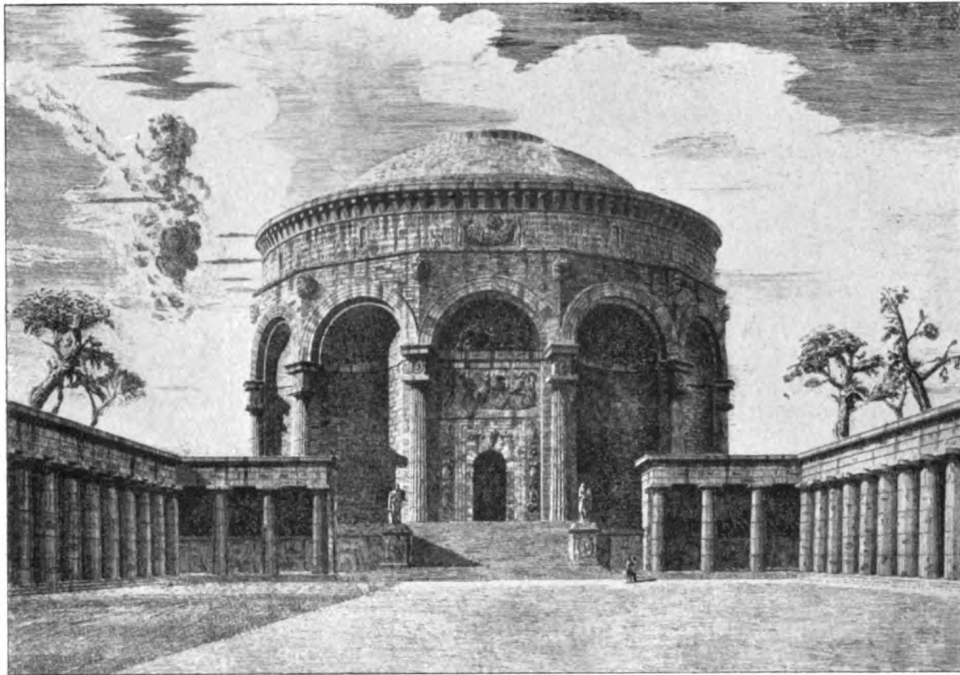
(Fortsetzung folgt.)





Phot. Oubbe & Müller, Berlin

Fritz von Wille: Wenn der Schnee schmilzt
Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1914



Entwurf für das Bismarck-Nationaldenkmal am Rhein: Vom Ehrenhof aus gesehen

Wilhelm Kreis

Von Carl Meißner

Die Kurve, in der Ruhm und Sensation einen Namen emporheben, ist sehr verschieden. Der Ruhm trägt ihn langsam stetig aufwärts und hält ihn dann lange Zeit auf gleicher gerechter Höhe. Die Sensation schnellst ihn pfeilgeschwind empor und läßt ihn schnell wieder ins Dunkel der Vergessenheit zurückstürzen. Kommt aber durch eine Streitfrage, durch ein viele bewegendes, umstrittenes Ereignis zum Ruhm eines Namens eine — dem Betreffenden vielleicht sogar peinliche — Sensation, so kann es geschehen, daß beide bewegend Kräfte den Namen vereint weiter aufwärtsheben, und es hängt dann nur von der eignen schöpferischen Flugkraft des Berühmten und Vielberufenen ab, ob dies »Aufsehen« zu einem ständigen Hinaufsehen der Kulturgenossen zu seiner stolzen Höhe wird.

Erschallte im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts von Wilhelm Kreis, so kannten ihn die baukünstlerisch Interessierten und ehrten in ihm einen Eignen, einen starken Schöpfer, und dank seinen ungefähr sechzig Bismardtürmen weitum in Deutschland ehrten und liebten ihn manche tausend

Männer des Volkes als den, der ihrem Verehrungsbedürfnis starken Ausdruck verliehen hatte. Aber im Gespräch auch mit Gebildeten konnte einem damals noch immer die Rückfrage begegnen: Wilhelm Kreis? Wer ist das?

Damit ist es seit 1911 anders. Wilhelm Kreis und Bismarck-Nationaldenkmal am Rhein bei Bingen sind jedem geläufige, zusammengehörige Begriffe geworden. Sie sind es gerade deshalb, weil sie zunächst durchaus nicht zusammenzukommen schienen. Man erinnert sich, daß das beratende künstlerische Preisgericht, in Prinzipien, über die sich sachlich streiten läßt, befangen, seinen Entwurf überhaupt nicht krönte. Man weiß, daß das entscheidende Laienkomitee, im Gefühl, so etwas wie den Volkswillen hinter sich zu haben, trotzdem für Kreis entschied, und daß er heute dabei ist, das große Werk zu schaffen. Ehe es in endgültiger Gestalt im Raume sichtbar wird, lenkt der Blick der Erwartungsvollen sich naturgemäß zurück auf das baukünstlerische Werk dieses Meisters überhaupt, um vielleicht daraus ein gefälliges Gefühl zu gewinnen, was für jenes bedeutsame Werk zu hoffen, was zu erwarten sei.



Das Burschenschaftsdenkmal in Eisenach (erbaut 1900—1902)

Phot. Max Fischer, Dresden

Wilhelm Kreis in seine Zeit zu stellen, ist leicht und — schwer. Es ist leicht, ihn in das Gefühlsleben seiner Nation einzuordnen, denn da steht er, ein rascher und starker Gestalter, mitten in einer neu hervorströmenden Bewegung. Es ist schwer, ihn in die allgemeine Kunstbewegung seiner Zeit einzugliedern, denn da bewegt er sich zunächst dem Strom entgegen und steigt von fast einsamer Höhe zu ihr herab.

Hören wir aus Bekenntnissen des jugendlichen Meisters den Satz: »Ich weihte meine Skizzen den Nornen der Neunten Symphonie, der Walküre« — so wissen wir, welche Bewegung es war, die Wilhelm Kreis, der 1873 in Eltville am Rhein geboren war, in Wiesbaden das Realgymnasium absolviert hatte und dann in München, Karlsruhe, Charlottenburg, Braunschweig studierte, in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ergriffen hatte. Es war der fast ein Menschenalter nach der Einigung erst stark hervorbrechende Strom nationalen Stolzes und germanischer Rassegefühle, die, von der Wissenschaft der Germanistik gestützt, ihre neue Nahrung im germanischen Altland suchten. Diese Tiefenströmung, die zunächst gegenüber dem hu-

manistischen Kosmopolitismus noch nicht Oberwasser bekam, und die nun von der gewaltigen Zeit emporgetragen wird, sie gab Kreis Begeisterung und Schaffensantrieb.

Die erste Aufgabe, die Kreis' innerer Reigung für den einfachen monumentalen Ausdruck germanischen Großgefühls entgegenkam, war 1895 die Ausschreibung für das Leipziger Völkerschlachtdenkmal. »Zuerst wollte ich's nicht wagen, aber die Begeisterung meiner Studienfreunde trieb mich. Ich schuf einen Entwurf, an dem wohl alle Formen neu waren; sie waren meine eignen Versuche, die wie Naturlaute noch unabgeklärt nicht in den Regeln einer Stilistik sich disziplinarisch ordneten, aber der Wille zum Ausdruck einer inneren Wahrheit brachte doch eine Wirkung von fast mich selbst überraschender Größe.« Dies Wagnis des dreiundzwanzigjährigen Braunschweiger technischen Hochschülers im sechsten Semester wurde ein Erfolg ohne praktische Folge. Sein Entwurf erhielt den ersten Preis. Otto Rieth, der geniale Skizzierer, trug den zweiten Preis davon. Die Ausführung aber bekam der Träger des vierten Preises, Prof. Bruno Schmitz, der seine Kraft damals schon am Kopfhäuserdenkmal bewährt hatte.

Vielleicht war es gut, daß Kreis die im Wachstum begriffenen Kräfte nicht gleich an der größten Aufgabe erproben mußte. Er lernt in den nächsten Jahren als Helfer von Licht am Rathaus in Leipzig und bei Wallot, dem er beim Dresdner Ständehaus die Details durchbildet, noch viel. Wallot muß als sein Erzieher für die Baupraxis gelten. Im künstlerisch Schöpferischen kann von einem Lehrer- und Schülerverhältnis, das behauptet worden ist, nicht die Rede sein. Sie sind sich im Eigentlichen ganz fremd. Schon das unterscheidet sie tief, daß Wallot stets an reife Perioden architektonischen Schaffens seine Formgestaltung angeschlossen, daß aber in Kreis gerade primitive Zeiten, Reime, die nicht voll zur Entwicklung kamen — das Theodorich-Grab, Hohenstaufentürme in Süditalien —, Schöpfergedanken erblühen ließen.

1899 schafft Kreis im Burschenschaftsdenkmal bei Eisenach sein erstes großes Monument im Raum: 40 m hoch, auf der Höhe der Wartburg gegenüber, ihr ernstlicher Rival (Abbild. S. 194). Es war die Einweihungstunde, in der, als er den Schlüssel übergab, der junge Meister



Phot. Max Jischer, Dresden

Der Bismarkturm bei Wurzen (erbaut 1907)



Der Bismarkturm bei Eisenach (erbaut 1903)

sprach: »Die Liebe zum Vaterlande hat Flammen in uns entzündet, und das Andenken an eine hohe Idee und an opfervolle Taten hat uns zum Schaffen begeistert. So ist der Ruhmestempel der deutschen Burschenschaft emporgewachsen und steht gewaltig da, den Elementen trotzend, in ewiger Ruhe.« Flammen zur Ruhe gebändigt. Ein Pathos, echt in Werk und Wort. Aber ein Jugendwerk. Antike und nordische Elemente mischen sich. Im Pfeilerring, den Kreis vorn zu schließen gewünscht hat, erhebt sich ein Rund dorischer Säulen, die im Mauerverband einen Kreis eignen Reliefscharacters gewinnen. Zwingende Ringe verzüngen sich zu einer Bekrönung, die der Meister heute selbst »kunstgewerblich«, »nicht ganz Architektur geworden« nennt. Im Inneren eine feierliche Rotunde, die Professor Otto Gufmanns bestes Werk, die Nibelungendede, krönt. Unten, wie dem Grabe entstieg, ein ernster Kreis von Standbildern der um den Reichsgedanken verdienten Männer, den im wesentlichen der allzu früh gestorbene August Hubler ganz im wuchtigen Geiste des Baukünstlers schuf.



Landhaus Oppenheim in Krefeld: Mittelteil

Ein tiefster Antrieb zu großem Schaffen wurde dann für Wilhelm Kreis Bismarcks Tod. Die Nachricht trifft ihn mit überwältigender Wucht. »Ich dachte an den Tag in Friedrichsruh, als der Alte auch mir, als einem Braunschweiger Studenten, bei der Feier seines achtzigsten Geburtstages die Hand drückte und ich die Macht seiner Persönlichkeit fühlte. Das war der Held, dem ich meine Idee weihen konnte.« Und in der Nacht darauf schafft er die Skizze eines mächtigen germanischen Heldenmals. Ausgereift, gewandelt, dem Orte angepaßt, aber im Stimmungsgrundklang gleich, gleich groß, gleich machtvoll, soll es nun über Bingen am Rhein erstehen.

Zunächst aber gab es einen fröhlichen Erfolg kleinerer Art, doch von reichster Folge. Die deutschen Studenten schrieben 1899 Bismarktürme aus. Ihre Jury wählte unter den anonym eingesandten Entwürfen, und als man die Briefumschläge mit den Künstlernamen öffnete, ergab sich: erster Preis Wilhelm Kreis, zweiter Preis Wilhelm Kreis, dritter Preis Wilhelm Kreis!

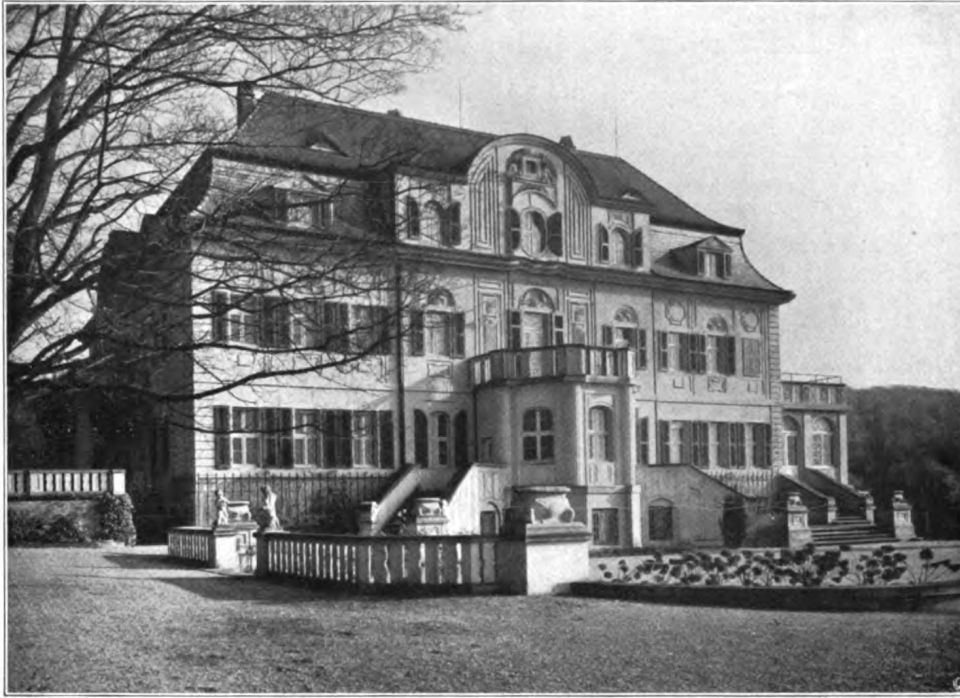
Schlagender und heiterer konnte die Tatsache nicht bewiesen werden, daß hier ein großer Gestalter das Gefühl der gleichgesinnten Volksgenossen ganz und oft getroffen hatte.

Weit über ein halbes Hundert Bismarktürme hat Kreis rundum in Deutschland seither gebaut. Wer auf Fahrt oder Wanderung vom Berge oder in der Ebene ihren Zuspruch empfängt, fühlt sich zum Hohen aufgerufen. Sie sprechen einfach, aber sie reden stärker und deutlicher als die braven Söldner im Schlapphut oder im Helm, mit Tyras oder ohne ihn, darunter Schwerter oder andres Handwerkszeug zum Berühmtwerden. Sie sprechen einfach, aber darum nicht eintönig. Mit einer formbildenden Phantasie, die schier unerschöpflich quillt, hat Kreis in den Grenzen verschiedener Typen ein immer wieder neues, in sich ruhendes Ganzes geschaffen. Der eine Typus baut aus einem niedrigen Quadrat, das gelegentlich als Halle gegliedert wird, einen runden Turm heraus. Ein anderer beharrt bis oben hin in viereckigen Blöcken, die sich verzüngen, und wirkt wie ein mächtiger Altar für ein Opferfeuer. Ein



Phot. Max Rißner, Dresden

Landhaus Wollner in Wachwitz bei Dresden:
Anrichte mit Spiegel im Speisezimmer



Landhaus Wollner in Wachwitz bei Dresden (erbaut 1908—1909)

dritter bewahrt die Rundform und gliedert den unteren Teil mit pilasterartigen edigen Mauervorsprüngen. Diese bilden oben Sockel für Skulpturen, die den engeren oberen Mauerring umstellen. So auf der Rothenburg. Ein vierter Typus — unser Bild (S. 195) zeigt seine Ausbildung bei Eisenach — ist der viereckige Turm, an dessen Ecken vier runde Säulenschäfte wuchtig herausmodelliert sind, ohne sich von der Masse zu lösen. Ihre Kapitelle verwachsen wieder ganz mit dem krönenden Mauerviereck. Eine Variation des Typus mit einem Rundbau als Bekrönung gibt die andre Abbildung auf Seite 195. Dieser Bismardturm bei Wurzen ist nicht Fanal, nicht nur Denkstein, sondern auch Aussichtsturm. So mischt hier der Formausdruck Wucht mit stiller Freundlichkeit.

Diese Hefte brachten im Laufe der Jahre einige der andern Bismardtürme, und jeder, der nicht immer auf seiner Scholle sitzt, kennt eine Anzahl von ihnen aus dem Augenschein und weiß sie bald von den oft recht dilettantischen Bismardtürmen andern Ursprungs zu unterscheiden. An diesen Bismardmälern hat vor andern unser Volk wieder die einfache Sprache der Baukunst

am Denkmal verstehen gelernt. Kann diese Sprache nichts Einzelnes, Kleines, so kann sie uns große Dinge sagen und uns stark stimmen da, wo es allgemeine Empfindungen des Stolzes, der Trauer, eines ernsten Gedenkens auszudrücken gilt. Warum denn nur immer die oft uninteressante Leiblichkeit des Gewesenen? Photographie, Gemälde, Statuetten bewahren sie ohnehin treulichst. Den Geist des Wertes gilt es zu künden! An die Stelle des Standbildes tritt hier endlich wieder das germanische Mal, das Denk-Mal!

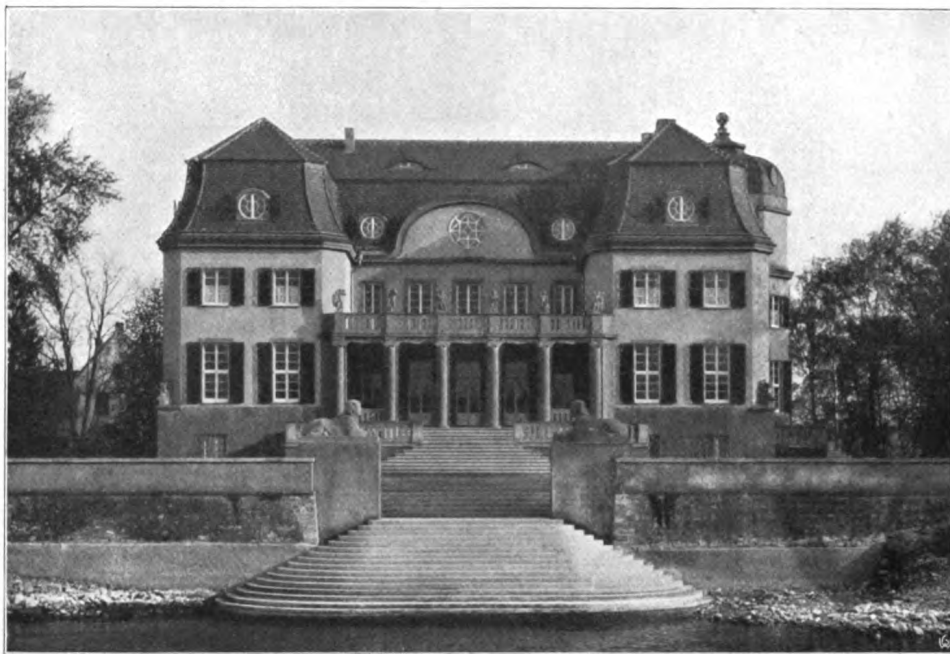
Was uns an der »gebauten Landschaft«, den »architektonischen Bergen«, den Pyramiden, an den steinernen Dolmen und Hünengräbern der eignen Vorzeit, an Römerwerken und frühromanischen Bauten packt, hier haben wir es wieder: die Wucht der von Menschenhand scheinbar nicht völlig gebändigten, nicht ganz unterdrückten Masse, an der dem Material ein Teil von seiner Kraft, seinem starken Naturleben gelassen ist. Die Steine sind nicht sklavisch glatt und stumm gemacht. Sie sprechen noch. Aber ihre Laute sind eingestimmt in einen oft donnerstarken Anruf an das Große. Für die verschiedensten Steinarten, für Schiefer

gar, sowohl im Zwange ganz beschränkter, wie mit der Freiheit größerer Mittel, hat Kreis die Gedentürme geschaffen. Einer, den sich Bauern gebaut haben, er ist wirklich fast so entstanden wie in Altvätertagen die Hünengräber. Jeder hat dazu »geleistet« und »Lasten« übernommen.

Daß Kreis auch für die Erneuerung des schlichteren Erinnerungsmals, der Grabstätte, führender Gestalter werden mußte, ist fast selbstverständlich. Das Grabmal Lupprian (S. 204) steht da die andre Grenze nach der Seite des Freundlichen, still

»Materialgemäß!« — sie waren gerade ausgegeben, und die noch kleine Kämpferschar war fanatisch puritanisch gesinnt. Da stellte nun Kreis eine Bank aus: reich phantasievoll geschnitz, in nordisch verschlungenem Ornamentgewirr! Es war mir wie ein Faustschlag. Und in meiner stillen Rede ist, glaube ich, das dumme Wort »zeitfremd« vorgekommen.

Es war mir damals noch nicht klar — und ich darf also nicht drum schelten, wenn es heute vielen andern noch nicht klar ist —, daß es innerhalb alles baulich Gestaltbaren



Phot. R. Bielef, Eltvile a. Rh.

Schloß der Gräfin Sierstorpff in Eltvile a. Rh.: Rheinseite (erbaut 1910—1911)

Lyrischen. Scheint dieser »letzte Garten« nicht von einem Klange linder, inniger Trauer wie ein sanftes Adagio zu beben? ...

Nun muß ich von der stillen Rede vor der Nibelungenbank, die ich ganz am Ende oder um die Wende des vergangenen Jahrhunderts dem Meister einmal in Gedanken gehalten habe, erzählen: als von dem einzigen Zusammenstoß, den es zwischen seiner Kunst und mir je gegeben hat. Es war damals die Zeit, da sich neue Geister regten und vom Kunstgewerbe aus für eine neue Ehrlichkeit des sichtbaren Alltags kämpften. Die Devisen: »Zweckklar!«, »Konstruktiv!«,

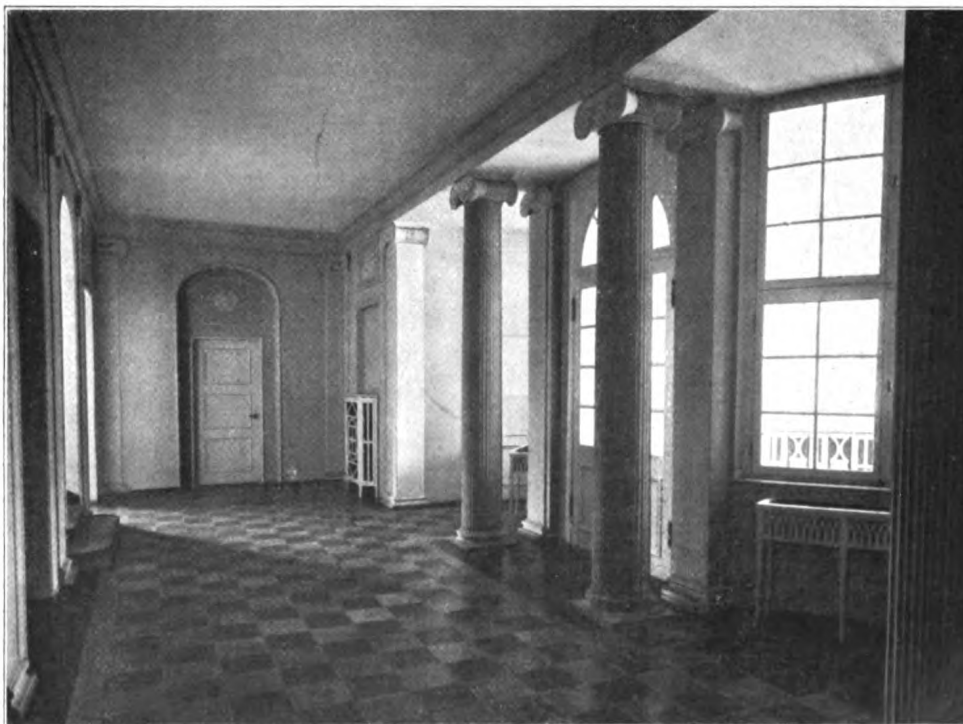
zwei größere Gruppen gibt, die gerade durch ihre Zwecke von Grund aus auf eine andre Formsprache gewiesen sind, ähnlich und vielleicht stärker unterschieden als Poesie und Prosa. Ich unterscheide heute — das Wort Bauten im weitesten Sinne fassend, auch die Bank einschließend — »Lebebauten« und »Feierbauten«. Ausdrücklich: Lebebauten, nicht: Wohnbauten, denn auch ein Haus hat, wem es die Verhältnisse erlauben, Feierräume, festliche Stellen und Stüde gesammelter Betrachtung. Die Lebebauten und Leberäume haben praktische Zwecke. Sie sollen uns dienen. Sie sollen in der praktischsten und stillbehaglich-



Phot. H. Bielef., Eltville a. Rh.

Schloß der Gräfin Sierstorpff in Eltville a. Rh.: Gartenseite

sten Form uns den Alltag erleichtern. Sie haben die Aufgabe, uns, wie ein gutgeschulter Diener, die wechselnden Stimmungen des Arbeitstages ungehemmt und ungestört durchmachen zu lassen, uns still zu helfen, daß uns möglichst viel Freude und Ruhe vergönnt sei. Und deutsch müssen die Dinge natürlich reden, wie der Diener auch. Sonst



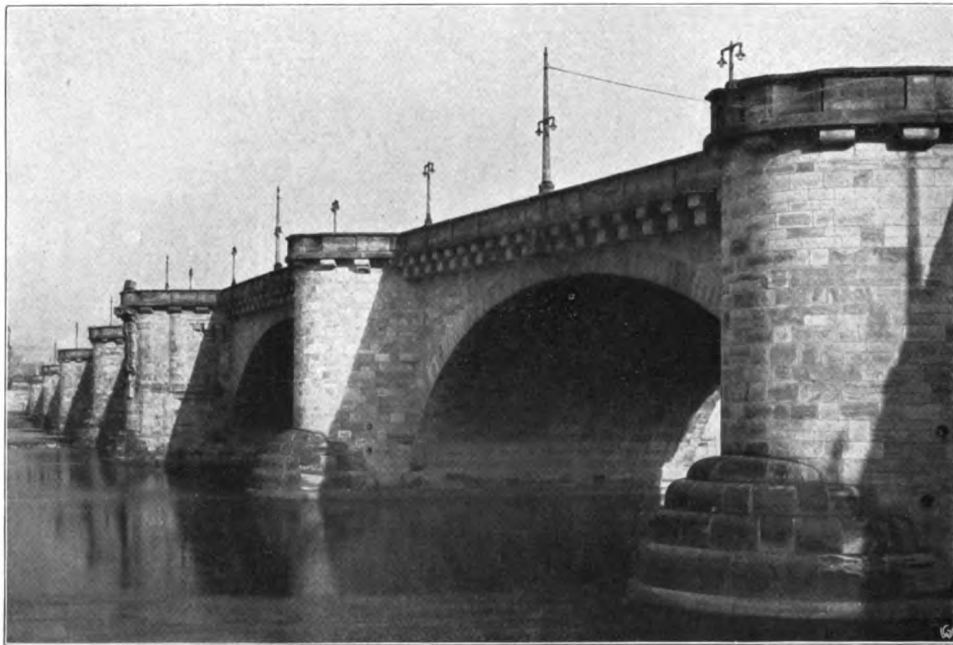
Phot. H. Bielef., Eltville a. Rh.

Schloß der Gräfin Sierstorpff in Eltville a. Rh.: Eingangshalle

wären wir ja nicht bei uns zu Hause. Die Hauptfordernisse an der Formsprache dieser Bauten und Gebrauchsdinge sind also: Bescheidenheit, Zurückhaltung, liebenswürdige Stille, sozusagen gute leise Manieren.

Etwas von Grund aus anders suchen wir selbst ja aber, wenn wir in die Kirche, in den Fest- und Musiksaal, ins Theater, in eine feierliche Versammlung oder hinaus zu gestalteter Natur, in den Park und zu seinen Baukünsten gehen. Wir gehen dahin, um gestimmt zu werden. Wir streben einer bestimmten Stimmung zu. Und eine Bau-

stimmung aus dieser hohen Einsamkeit zu seiner Zeit herab. Er gewann die Kraft zur Mäßigung und stellte sich ins Glied der Arbeiter an einem neuanständigen sichtbaren Alltag. Hinzu kam, daß, trotzdem es höchste Auszeichnungen — Bauausstellung 1900, Weltausstellung Turin 1902 — und erste Preise auf ihn regnete, die positiven Aufgaben in diesen Dresdner Kunstgewerbeschul-Professorjahren 1902—1908 ziemlich dünn gefät waren. Schulze-Naumburgs klare Kerngedanken machen ihm tiefen Eindruck, und gleich Kreis' erste kleine Villa Hotten-



Phot. Max Fischer, Dresden

Die Friedrich-August-Brücke in Dresden: Stromabwärts von der Altstadt aus

gestaltung und eine Formsprache, die diese Gemüts- oder Geistesverfassung hervorruhen und steigern hilft, ist hier sinnlich und einfach »zweckmäßig«. Dort dient der Zweck schweigsam und treu, hier herrscht er, denn wir wollen uns ja unterordnen, hören, empfangen! Und so haben die Formen hier aus ihrem Zweck heraus mit stimmendem, reichem Ausdruck zu sprechen.

Und würde ich heute in einem solchen Raume der Nibelungenbank begegnen, so würde ich sagen: Wie zweckmäßig!

Aber Kreis selbst, der bis dahin einer der spärlichen organischen Gestalter neuartiger monumentaler Feierbauten gewesen war,

roth in Wachwitz bei Dresden hat so praktische Lösungen, z. B. die nach innen schräg erweiterten Mansardenfensterleibungen, daß sie den Freunden ein Fest wird. Aber das erstaunte »Das kann Kreis auch?« ertönt in der Öffentlichkeit erst, als auf der Dresdener Kunstgewerblichen Ausstellung 1906 plötzlich das »Sächsische Haus« da steht.

Und dieser Bau, der meiner scharfen begrifflichen Unterscheidung von Feierbauten und Gebrauchsbauten so schön spottete, der so klug die Mitte hielt zwischen beiden, mit dem festlichen Eingang seiner graziösen Pergola und seiner Kuppel das eine, mit seinem schlichten Gang rund um den Innenhof das



Phot. F. Georg Schäfer, Dresden

Die Friedrich-August-Brücke in Dresden: Gesamtansicht vom Neustädter Ufer aus (erbaut 1907—1910)

zweite war, er erwies auch noch eine andre, seltener Gabe des Meisters. Er entstand wirklich plötzlich. Erst sehr nahe vor Eröffnung wurde klar, daß eine starke Erweiterung, daß ein selbständiger Neubau nötig sei. Und in wenig Tagen hatte des Meisters immer formbereite Phantasie klar und schön herausgebildet, was nötig war.

Ich darf sagen, daß es zu meinen tiefsten künstlerischen Erlebnissen überhaupt gehört hat, Kreis zeichnerisch entwerfen zu sehen. Wie rasch entsteht unter seinen Händen ein Neues, vollkommen Baumögliches! Wer es weiß, wie mühsam selbst Bedeutende und Berühmte von der Skizze zum Plan, vom Plan über viele Modelle und wirklichkeitsgroße Probebauten zur endgültigen Baugestalt gelangen, schätzt das um so höher.

Dies Schaffen quillt, es tröpfelt nicht. Mit den Räumen im Sächsischen Hause, die von Kreis selbst waren — diese Feste zeigten früher den Salon und die Bibliothek —, erwies er sich dann auch als einer der wesentlichsten Weiterbildner unsrer Innenraumaufgaben. Barock- und Renaissanceformen haben hier des Meisters gestaltende

Phantasie genährt. Aber es ist kein Nachahmen, es ist wie ein Hinüberschöpfen in das strömende Gießen des eignen Schaffens. So wurde er ein Villenbauer trotz unsern Besten und angeregt vom Besten jener guten Bürgerzeiten »um 1800«. Ich taste ver- zweifelt unter der Fülle der photographischen Beweise und möchte mit der Villa Wollner in Wachwitz (Abb. S. 196) beweisen, was aus einem alten Hause zu machen ist, wenn ein Meister es weiterbildet. Das Schloß der Gräfin Sierstorpff-Stumm in der Eltviller Aue am Rhein, von dem die Abbildung auf S. 198 die Längsfront, die Abbildung auf S. 199 den einen Seitenflügel zeigt,

aber mag — neben seiner prächtigen Verbindung von Behagen und Vornehmheit, neben der lebensreichen Bewegtheit seiner Profile — belegen, wie ein Meister die Zukunft bedenkt. An- und Ausbauten, zu denen ja so oft das wachsende Bedürfnis nötigt, sind meist der Tod der ursprünglich organischen Baugestaltung. Wie an dem würdigen schlichten Rathaus zu Herne hat Kreis auch hier zunächst nur einen Flügel ausgebaut. Der Bau im Winkel gibt — im einzelnen streng achsial —



Phot. Max Hilcher, Dresden

Die Friedrich-August-Brücke in Dresden: Hauptpfeiler Stromaufwärts

als Bauganzes zunächst ein reizvoll asymmetrisches Baubild. Wird später mehr Raum gebraucht, so entsteht eben der Gegenflügel zur Linken — als Abrundung, nicht als Störenfried! Die städtische Villa, die, enger umbaut, weniger durch die Gesamtform als durch den Reiz der einzelnen Bauglieder und durch die sichere Zweckschönheit der Profilbildung zu wirken hat, tritt uns in der Villa Oppenheim in Krefeld in der Abbildung auf Seite 196 entgegen. Das Vestibül der Abbildung aus Schloß Sierstorpff (S. 199) zeigt im Schloßcharakter die gleiche Kraft, ohne alles unlogische Formspiel aus der Sache herauszubilden. Von Kreis' Einzelmöbeln und der graziösen Feierlichkeit, die der an ernste Wucht Gewöhnte auch einmal zu geben weiß, ist dann Anrichte und Spiegel aus dem Speisezimmer der Villa Wollner in Wachwitz (Abbild. S. 196) eine anmutige Probe.

Damit griff ich schon vor in Kreis' Schaffen in der Düsseldorfer Zeit. Am Schluß seiner Dresdner Zeit wurde ihm noch ein großer Auftrag, freilich denkbar schwierigster

Art. Es galt, den Ersatz für Pöppelmanns durch ihre zu engen Durchfahrtsbogen zum Tode verurteilte Augustusbrücke in Dresden zu bauen, und Kreis bekam den Bau im Zustande vollständig fertiger technischer Planung. Wie schlicht und würdig er sich in die Gruppe — Hofkirche, Schloß, Brühl'sche Terrasse — zu fügen verstanden hat, sieht, wer Dresdens baulichen Kern besucht. Und unser Bild auf S. 201 zeigt, wie er die unvermeidlich breiten Durchfahrtsbogen durch einen edlen Ansatze des Bogenschwunges und eine allmähliche Verengung der Bogen nach Neustadt zu annehmbar, ja schön zu machen gewußt hat, wie er die dünnen Scheitelpunkte der Bogen durch eine massive Brüstung fürs Auge verstärkt hat. Die Abbildung auf S. 200, stromabwärts von Altstadt aus gesehen, gibt in Untersicht die gedrängte Wucht dieser schlichten Rundpfeiler und Bogen, während der Hauptpfeiler stromentgegen (Abbild. S. 201) kantig dem Anstoß der höheren Flut troht und über Fluthöhe mit Wappenschmuck betont ist. Oben auf den Pfeilern freilich fehlt heute

noch, was Kreis als notwendige Betonung und als Zäsur der Horizontale geplant hat: eine Reihe plastischer Gruppen.

Große freie Fahrt hat unsers Meisters Schaffen erst bekommen, seit er 1908 als Direktor der Kunstgewerbeschule, der er eine Baukünstlerabteilung angegliedert hat, in Düsseldorf lebt. Hier scheint einmal der Prophet im Vaterlande zu gelten. Bei seinen praktischen Zwecken dienenden monumentalen Hochbauten ist eine Mischung des ernstgroßen Monumenterbauers und des freundlichen Gestalters der »Heimstätten für Menschen« zu spüren. Sie zeigen jene lebensreiche Verschmelzung von Tradition und Neuschaffen, die mich bei keinem Zeitgenossen so froh und sicher macht wie bei Kreis. Das Verwaltungsgebäude der Emscher Genossenschaft in Essen löste zugleich ein für das Eisen- und Kohlenland wichtiges



Phot. Ric. Weder, Essen
Das Verwaltungsgebäude der Emschergenossenschaft in Essen
(erbaut 1908—1909)

Materialproblem. Rauch und Ruß machen dort die Sandstein- und Puffassaden rasch unansehnlich. Kreis hat einen braunen Ziegel an den Profilen als Formstein mit dem malerischen Ettringer Tuffstein aus der Eifel verbunden und mit einem Dach aus englischem Schiefer abgeschlossen. Von vornherein ein dunklerer Farbflang, der aber länger unverstimmt standhält. Im Inneren viel Beton, den Kreis — so noch neuerlich an der Halle in der Leipziger Bauausstellung — kräftig und klar zu behandeln weiß.

Von einer Reihe von Waren- und Geschäftshäusern der letzten Jahre in Essen, Dortmund, Düsseldorf, Elberfeld, Köln zeigt der Mittelteil der Fassade von dem Warenhaus Althoff in Dortmund (Abbild. S. 203) vielleicht am stärksten Kreis' grundsätzlichen Zusammenhang mit Messels Gestaltungsweise am Wertheim-Bau. Auch Kreis teilt und löst die Fläche in der Hauptsache durch vertikale Gliederung. Die Einsicht, daß damit bei stärkster Lichtfülle im Inneren doch ein deutliches Verhältnis von Stütze und Last, also ein architektonisches Gebilde zu erhalten sei, hat auch ihn dazu geführt. Aber Abhängigkeit ist nicht da. Nein, Kreis geht über Messel hinaus. Das längliche Viereck ist bei seinen Vertikalfenstern die herrschende Form, und die Tendenz, den Bau mit einer festen Dachmasse und der reichlichen Verwendung von Kreis- und Halbbogen mehr weltlich-festlich als gesteigert feierlich abzuschließen, ist dem Charakter eines Warenhauses wohl besonders gemäß.

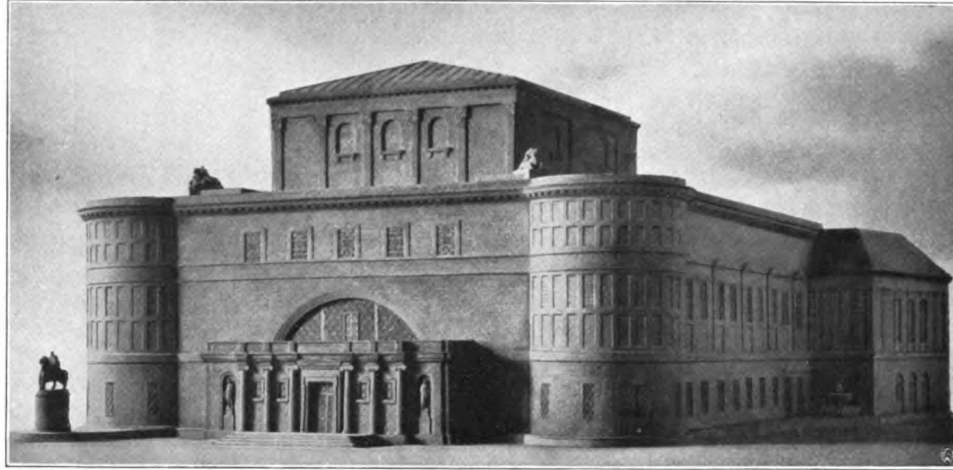
Wichtiger fast noch als diese großen Bauten scheint mir ein kleiner Monumentalbau: das Prähistorische Museum in Halle (Abb. S. 204), das, solange der Platz davor nicht umgestaltet ist, nach dem Modell richtiger wirkt als nach der Wirklichkeit. »Mir graute davor, zum Architekten zu gehen«, erzählte mir sein Direktor. »Die praktische Planung, wie und in welcher Lage zuein-



Das Warenhaus Althoff in Dortmund. Mittelteil der Hauptseite (erbaut 1911—1912)

ander wir die Räume brauchten, war klar, aber die Herren Künstler werfen einem das ja gar zu gern 'aus künstlerischen Gründen' über den Haufen, und dann wird die Sache unpraktisch. Ich sprach die Sache mit Kreis durch — und wir waren an einem Nachmittag einig. Ich war höchst erstaunt! Er nahm alles praktisch Gegebene an und war sich unglaublich schnell darüber klar, daß mit den drei einfachen Mitteln: diesen zwei Erdotunden, dem Dachaufbau und dem vorgelegten Schmuckteil des Portikus, der Baublock, der billig werden mußte, großzügig zu beleben sei. So wie er's mir von der Heimreise in einer Skizze schickte, so ist es eigentlich geblieben und geworden.«

Solch Lob zeigt uns einen Meister, der mit formfüllter Phantasie jeder praktischen Aufgabe des Baulebens gewachsen ist. Öffnet sich demnächst das kleine Museum, das mit seiner stillen, gesammelten Flächen- und Massenwirkung so groß erscheint, so er-



Das Prähistorische Museum in Halle (Modell)

schließt sich ein Lichthof, der trotz kleinen Maßen im Reiz klarer Größe seinesgleichen sucht. geworden, es ist mehr Durchblick auf den Bau geöffnet.

Wird 1915 nun auch das Bismard-Nationaldenkmal am Rhein vollendet sein, das unser Bild auf S. 193 zugleich als einen Beleg von Kreis' Zeichenkunst im Entwurf zeigt? Vor dem Kriege war es so geplant. Und ein Aufgeschoben ist hier sicher kein Aufgehoben. Denn stärker als dieser kann kein Bau dem gesteigerten Nationalgefühl zusprechen. Beim Weiterbilden hat er noch mehr von dem Steingeschiebe des Bergplateaus ins Bauleben des Werkes hinein-gezogen, die Kuppel ist ein wenig niedriger

Wahrlich, Kreis hatte nicht nur menschlich das Recht auf diese große Ausprägung seiner monumentalen Denk-Mals-Gedanken, nachdem ihm Leipzig und auch Hamburg aus Nebenrücksichten entgangen waren. Er ist auch künstlerisch der rechte Meister für dies Werk — gereift und berufen. In ihm leben gestaltvoll und wahrheitsfräftig tiefste und edelste Wesenszüge deutscher Art. So ist wohlgegründete Hoffnung, was er Großes schafft, werde das Wort bestätigen:

Und keine Zeit und keine Macht zerstündelt Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.



Grabmal der Familie Lupprian in Braunschweig (erbaut 1905)

Ein Lied

Von Marie von Ebner-Eschenbach

Er gehört zu den Starken und hat sogar als Kind nie geweint. »Weil er nicht will — aus Trotz«, sagte der Vater. »Weil er nicht kann«, sagte die Mutter. Und sie glitt ihm sanft und leise mit der Hand über den Kopf: »Wenn du's nur nicht noch einmal lernen mußt.«

Es ist ein ausgezeichnetener Mann aus ihm geworden, er nimmt, an Erfolgen und Ehren reich, eine wichtige Stellung ein, ist nie besonders geliebt, aber immer außerordentlich geachtet worden. In seiner Ehe ist er weder glücklich noch unglücklich. Seine gute Frau lebt mehr mit und in ihren Kindern als mit und in ihm. Es sind schöne, gesunde, begabte Kinder, und er freut sich darüber, aber doch nur wie über etwas Selbstverständliches; anders als wohlgeraten können doch seine Kinder und die der Frau, die er erwählt hat, nicht sein.

Er hatte einst einen Liebling in dieser Schar; das wurde ihm aber nicht verargt, denn sein Liebling war auch der aller übrigen, ein fünfjähriges Bublein, das geboren schien, um durch sein bloßes Dasein alle Herzen zu erquicken. Wie Gestalt gewordene Lebensfreude wirkte sein Anblick, er heimste allenthalben Liebe ein und verschwendete sie übertollen Herzen an Menschen, an Tiere, an Blumen. Von seinem ersten Tag an hatte er in Fülle der Gesundheit geblüht, als ihn plötzlich ein schweres, schmerzvolles Leiden mit unheimlicher Heftigkeit tödtlich überfiel. Er bäumte sich zornig auf und wehrte sich gegen den fremden Feind mit allen seinen Kräften, er ballte die Fäustchen, stöhnte, jammerte und weinte.

Der Vater trat zu ihm, faßte seine Hand und redete ihm zu: »Nicht weinen! Ein maderer Bub weint nicht, wenn ihm etwas weh tut. Ein maderer Bub, der singt, davon wird's besser.«

»Ja?« Das Kind sah zu ihm empor, lag eine Weile ganz still, seufzte tief auf und begann zu singen. Leise, mühsam hervorgepreßt, dann immer heller und heller kam aus der kleinen keuchenden Brust der Anfang eines fröhlichen Kinderliedes, ertönte glockenrein — und erlosch in einem Schluchzen.

Das Kind ist wenige Tage darauf gestorben, und der Vater hat den schwersten Verlust, der ihn treffen konnte, mit einem beinahe verletzenden Heroismus ertragen. Nun sind Jahre darüber hingegangen. Der starke Mann führt in strenger Pflichterfüllung sein gewohntes arbeitsvolles Leben fort. Segen ruht auf allem, was er unternimmt. Seine Kinder gedeihen und machen ihm Ehre. Viele beneiden ihn; er fühlt, daß er zu danken hat, und nennt sich einen Glücklichen.

Aber manchmal erwacht er des Nachts. Der Anfang eines fröhlichen Kinderliedes klingt an sein Ohr. Ein vielgeliebtes Stimmchen hat sich erhoben, singt willensstark hell und glockenrein — schlägt plötzlich um und verhaucht in einem qualerpreßten Magelaut.

Und dann schmilzt in dem eisernen Menschen etwas, das sein ganzes Leben hindurch starr geblieben ist, und er bricht in einen Strom heißer Tränen aus.

Ein Student der Menschheit

Der Dichter und Bauer Emil Gött

Von Dr. Gustav Manz (Berlin)

Vor mir stehen auf meinem Bücher-
schrank, feierlich und säuberlich in wei-
ßem Pergamentgewand, sechs Bände: Dich-
tungen, Tagebücher und Briefe von Emil
Gött. Das ist, eingefahrt im Gefängnis
der Drucklettern, die uns hinterlassene gei-
stige Lebensernte eines Mannes, dessen
schönste Dichtung ewig und unwiederbring-
lich ihm selbst und uns andern, seinen
Freunden und Zeitgenossen, vor lebenden
Augen und pochendem Herzen zerronnen ist:
sein Leben ...

Dieses Leben eines genialen Sonderlings,
eines Akademikers mit der Mistgabel, eines
Dichters hinter Pflug und Schraubstock,
eines Cäsars in Gedanken und eines Kunst-
tators in Taten, eines freundlichsten der
Freunde, der bejammernswert einsam war,
trotz aller Liebe, die ihn umhegte, eines erd-
gebundenen Himmelsstürmers, eines gott-
losen Gottsuchers — kurz, eines Mensch-
wesens, auf das, wie selten auf eins, C. F.
Meyers Huttenwort paßte: »Ich bin kein
ausgeklügelt Buch, ich
bin ein Mensch mit sei-
nem Widerspruch«.

Es ist mir, der ich dem
im blühendsten Mannes-
alter dahingerafften Dich-
ter in entscheidenden Jah-
ren seines Daseins freund-
schaftlich nahegestanden
habe, unmöglich, nur mit
dem kühlen Blick eines
Literaturhistorikers die
schaffende Persönlichkeit
Emil Gött aus seinen
nunvorliegenden Büchern
herauszulesen. Immer
wieder drängt sich mir
vor das, was nun ein
Häufchen Literatur ge-
worden sein soll, die
Erinnerung an den
Mann und den Men-
schen, wie er lebte und

wie er lebte, und wie er seinen Freunden
Stunden brennendster Bewunderung und
grimmigster Enttäuschung bereitete. Wer
ihm einmal die schwierige Hand gedrückt
hat, der wird sie nie wieder vergessen, diese
gebrungene, sehnige Turnergestalt mit dem
rötlichblonden Bart und den klugen Augen,
die so verstandescharf und doch so herzens-
warm hinter den Brillengläsern hervor-
schauten.

Und so sei denn zunächst, ehe ein ver-
weilender Blick auf die geistige Bilanz sei-
nes Lebenswerkes geworfen wird, in aller
Kürze der Lebensgang aufgezeichnet,
den Emil Gött zwischen dem Jahre 1865, in
dem er geboren wurde, und dem Jahre
1908, in dem er starb, zurückgelegt hat.

In einem Dorf am Kaiserstuhl war er ge-
boren, an den Abhängen jenes wunderlichen
Bergklozes, der sich als ein absonderliches
Wahrzeichen vulkanischer Vergangenheit aus
der oberrheinischen Ebene so jäh emporredt.

In dieser eigenartigen Umwelt wächst ein
verträumter Knabe heran,
der dann auch unver-
standen durchs Gym-
nasium geht. Die Bil-
dung wird von einem
nüchternen Vater erbet-
telt, von einer tempera-
mentvollen Mutter zu-
gebilligt. Der landes-
übliche Gang durch das
Pennal sollte für den
jungen Schwarzwälder
auch landesüblich enden,
im Brotberuf, auf der
Kanzel oder am Lehr-
pult. Aber Gött's gan-
zer weiterer Lebenslauf
war ein Davonrennen
vor jeglichem etikettierten
Dasein. Seine Hoch-
schuljahre banden sich
nicht an die Fakultät.
Aus den vorgezeichneten



Emil Gött

Kanälen philosophischer, geschichtlicher und germanistischer Studien trieb es ihn bald hinaus auf das weite Meer der Literatur. Er schien eine Zeitlang werden zu wollen, was er nie war und was er später höhnend belächelte: Schriftsteller. Aber schon die Umrisse der aus studentischen Beziehungen heraus geborenen dramatischen Erstlinge ließen eine kräftige Faust ahnen: den künftigen Wortplastiker, den Gestaltenschöpfer — mit einem Wort: den Dichter. Doch bald erkrankte alle Ästhetik im schäumenden Strudel jener aufbrausenden Ethik, jener alles durchgärenden Lebensphilosophie, aus der heraus allein Gött's Wesen und Wirken zu verstehen ist. Aus einem bequemen Saulus des übernommenen Kulturlebens wurde er zum eifernden Paulus eines erträumten Naturdaseins. Das Gegenspiel seines Menschendramas setzt ein. Vegetarier, Kommunist, Alkoholgegner und Anhänger der Naturheilkunde, so wird er zum »Landstörcher« und beginnt eine wunderliche Wander- und Arbeits-Odysee. Teils allein, teils begleitet von dem damals gleichgesinnten Freunde Emil Strauß durchkostet er, ein Bauernknecht und Gelbarbeiter, der dann und wann die Mistgabel mit dem Federkiel vertauscht, harte Lehrjahre, in denen sich Lebensgewinn und -verlust die Wage halten.

Aus all diesen Robinsonaden taucht schließlich als lodendes Zukunftsbild die »eigne Scholle« auf. Nach mancherlei Fehlschlägen faßt er auf der geliebten Leihalde am Abhang der Zähringer Burg festen Fuß. Aber bald kettet sich ihm das Bleigewicht lähmender Geldnöte an die Fersen. Der aus einem starken Lustspielerfolg von Deutschlands Bühnen zusammengeholte Gewinn versiegt überraschend schnell, zum Teil durch eigne Schuld. Für einen richtigen landwirtschaftlichen Betrieb fehlen darum die Mittel, zum Teil auch die Vorkenntnisse. Gött's reiche bildnerische Kräfte zersplittern sich, indem er bald mit den Gestalten seiner Phantasie ringt, bald in einer nie ablassenden Erfinderei Lust Maschinen erdenkt, bald in Anfällen heiliger Glut den großen Menschheitsgeschiden seine Person schenken will. Er möchte zu Tolstoi wandern, um neue Befennerkraft zu schöpfen. Er träumt davon, den Buren gegen die Engländer, den Spaniern gegen die Amerikaner zu helfen.

Überall und immer ist er auf Seiten der Unterliegenden, der tapferen Idealisten gegenüber den brutalen Kraftmeiern. Leidenschaftskrisen und Liebeswirren wühlen sein Innerstes auf. Und schließlich ist er selbst ein gefesselter Prometheus. Eine jahrelang schleichende Krankheit — der böse Lohn einer guten Tat, die Folge eines über seine Kräfte gehenden Rettungswerks bei einem schweren Eisenbahnunglück — frist ihm das Herz, raubt ihm den Atem. Er, der so gern vom frühen Morgen bis zur späten Nacht mit einer durch eiserne Willenszucht gestärkten Körperlichkeit tagewerke, sichtet seine letzten Kämpfe nur noch auf dem Papier aus: mit »Friedrich dem Tiefen«, seinem so heißgeliebten und doch so heftig bekämpften Friedrich Nietzsche, mit verehrten Frauen, mit trostreichen oder ratlosen Freunden, mit immer heftiger drohenden Gläubigern. Und nachdem schon seine früheren dramatischen Werke zwischen all der Tagesnot gleichsam nur rudweise oder mit geisterartigem Durchbruch an das Licht getreten waren, entringen sich ihm seine letzten Arbeiten, die Komödie »Mauferung« und das tiefsinnige dramatische Gedicht »Fortunatas Biß«, nur unter Martern aller Arten. Es war kein Kampf um das Leben mehr, den er führte — es war ein listenreicher Kleinkrieg gegen den lauernden Tod.

In erschütternder Weise schildert uns Roman Woerner, der Herausgeber seiner Werke* und sein liebevoller Biograph, gestützt auf die Schilderung der teilnehmenden Freunde, seine letzten Lebensmonate: »Wie von einer unsichtbaren Strömung ergriffen, trieb er, das Steuer noch mit kraftloser Hand umklammernd, dem Ende zu. In den immer kürzer werdenden Pausen zwischen den Herzkrämpfen leistet er seine geistige Arbeit, Schicht um Schicht gleichzeitig an den Erfindungen tätig und am Bühnenwerke. Als er weder sitzend noch liegend mehr ausharren konnte, erfand er eine Vorrichtung, eine Art Trapez, an der Dedé befestigt. Er hing mit beiden Armen über dem in Brusthöhe schwebenden Querstab, und so, leise mitwiegend, diktierte er im Flüsterton, jeder Satz durch Atemnot in Stöße zerbrochen, den Helfern Briefe und Szenen. Sein Wort

* Emil Gött's Gesammelte Werke. 3 Bände. Hg. von Roman Woerner (München, C. S. Vedl.).

wurde Wahrheit: Ich halte, selbst sterbend,
zum Leben ...

Nicht jedes Leben darf sich Leben nennen,
Nicht jedes Sterben kann Erfüllung heißen!

Spricht der Dichter des Edelwildes. Sein Sterben — so früh und jählings er hinweggerufen ward aus der Schaffenszeit —, es kann doch Erfüllung heißen: nicht des Werkes zwar, aber des Werkträters, der Persönlichkeit, die dahinging, vollendet in sich selbst. Diese Vollendung brückte sich aus in der entschiedenen und befriedigten Klarheit des Mundes und der Stirn, als er, von Lorbeer umzweigt, aufgebahrt ruhte, das Antlitz nach dem Leiden der letzten Tage edel wiederhergestellt durch den sanften Tod» ...

So ist er dahingegangen, eine leidenvolle Verkörperung des Wollens ohne Ende und des Müßens ohne Wahl, eine der tragischsten Erscheinungen unsers geistigen deutschen Lebens, die sich besser, als es andre könnten, in ihrer ruhelos schweifenden Natur eines ewigen Wandrers gekennzeichnet hat in der Selbstschilderung, die er in »Fortunatas Biß« dem Träger der Handlung, einem Spiegelbild seines eignen Wesens, in den Mund gelegt hat:

Ich bin ein Wanderer, Fortunata!
Die Erde lief ich mit den Füßen ab,
Die Welkenweiten mit den scharfen Augen,
Und alle Gründe mit dem hellen Geiste —
Denn hart ist an mir alles, nur der Griff nicht
Nach den Armseligkeiten dieser Erde!
Ich bin und habe nichts! Mein nacktes Leben
Ist viel zu schwer, um zu dem Sein an sich
Was andres noch zu tragen und zu sein —
So wanderte, so wandre ich! — Wonach?
Ich suchte jene Seele, die ich dachte,
Und fand sie nicht — —

Deutet der Dichter in diesen Worten das Ziel an, um das er sich strebend bemühte, so läßt er kurz darauf die schauerlichen Abgründe ahnen, die es auf dem weglosen Pfade zu diesem Ziel zu durchwandern galt:

An meinem Schilde dunkeln tausend Fleden!
Sieh diese Furchen meines Angesichts,
Es sind die Narben tiefer Seelenwunden! —
Ich bin nicht ehrlos, aber meine Ehre,
Sie baut sich auf aus vielen Tausenden
Von Ehrverletzungen, groben und feinen,
Und weite Strecken an ihr schimmern nicht
Und liegen schwarz und wüst! Und Fortunata,
Wärst du Genossin meiner bösen Nächte,

Du sähest mich gleich der Schottenkönigin
In mancher Mitternacht das Haus durchwandeln
Und bleiche Fleden, die nicht schwinden wollen,
Von rotem Fleische scheuern — —

Schon die eben angeführten beiden Proben erweisen den biographischen Charakter aller Werke, die uns Gött hinterlassen hat. Es wird die Aufgabe späterer Forschung sein, das Material zur Seelenkunde dieses Einsamen aus seinen Dichtungen herauszuschürfen und in Vergleich zu stellen mit den tief erregenden Bekenntnissen seiner Briefe und Tagebücher. Der Herausgeber der Werke geht wahrlich nicht zu weit, wenn er diese Bruchstücke einer großen Konfession in eine Reihe stellt mit dem, was uns der heilige Augustinus und Jean Jacques Rousseau an ähnlichen Zeugnissen der unerbittlichen Selbstzerfleischung hinterlassen haben. Wenn nach einem Ibsenwort Dichten so viel heißt wie Gerichtstag halten über sich selbst, so hat Emil Gött dieser Aufgabe in einer Weise gehuldigt, die nach seinem eignen Empfinden mit dem glücklich geprägten Wort »Aus-schweifungen des Gewissens« zu bezeichnen ist. Gött wäre aber nicht der große Dichter, als den ihn eine gerecht abwägende Zukunft noch erkennen wird, hätte er es nicht vermocht, das rein Persönliche einzuschmelzen in das Edelmetall seiner Kunst, mit der allein er vor einer allem persönlichen Eindruck entrückten Nachwelt für sich Zeugnis ablegen darf.

Werfen wir einen kurzen Blick auf diese uns nun in Buchform dargebotenen dramatischen Werke. Abgesehen von dem köstlichen Erstling »Der Schwarzkünstler«, der um die Mitte der neunziger Jahre unter dem Titel »Verbotene Früchte« ein starker Erfolg vieler deutscher Bühnen war, harren sie alle noch ihrer wirklichen Auf-erstehung zwischen den Kulissen. Einst war ja die im Bagdad Harun al Raschids spielende Komödie »Edelwild« vom Berliner Lessingtheater angenommen, und kein Geringerer als Joseph Rainz sollte den jugendlichen Ali, einen geistigen Verwandten des Grillparzerschen Rustan, zum Bühnensiege führen: damals war es der Dichter selbst, der das Werk in einem Anfall des Unmuts über die angebliche Unzulänglichkeit seines Schaffens und Könnens wieder zurückzog! Und als ob die Nachlebenden den Eigensinn



Hermann Vetke:

Madonna am Chienjee

Aus der Münchner Sezessions-Ausstellung vom Sommer 1914

dieses hartherzigen Erzeugers nachhaffen wollten, müssen wir es erleben, daß Mag Reinhardt bereits vor fünf Jahren das Lustspiel »Mauferung« für seine Bühnen erworben hat, um es bis auf den heutigen Tag auf seine Feuertaupe warten zu lassen!

Unter solchen Umständen wird es in verdoppeltem Maße zur Pflicht, auf diese Bühnenwerke hinzuweisen. Es sind von der ersten bis zur letzten Silbe klanggefättigte Versdramen, deren starker lyrischer Strom aber nie zur phrasenhaften Überschwemmung führt. Sein Gegengewicht findet er in der dramatischen Schlagkraft prachtvoll aufgebauter Szenen, in denen sich die Handlung gipfelt. Wenn man diese Göttschen Verse liest, denkt man manchmal, sei es wegen des Stoffes oder der psychologischen Kleinfkunst, an eine Verschmelzung von Grillparzer und Hebbel. Dann aber wieder ist es eine ganz eigne Göttsche Note, die den Gedanken an Epigonentum schleunigst verschucht und das stolze Bewußtsein weckt, daß man es hier mit einem Eignen, mit einem Einzelgänger zu tun hat, der schwer in eine Abteilung der Literaturgeschichte einzureihen sein wird. Man könnte ihn, angesichts seiner mit Vorliebe aus der großen spanischen Aberglieferung des Lope und des Cervantes hergeholten Stoffe und seiner Freude an der Märchenbuntheit des Orients, einen Neuromantiker nennen. Da ihm aber jegliche Neigung zum Verschwimmen und Verbämmern fehlt, ja eine Freude an Humor und Schabernack in ihm lebt, die all unsern Neuromantikern leider fehlt, so gibt man es schließlich auf, nach Vergleichen zu suchen, und freut sich eines dichterischen Eigengewächses, das trotz allen Maskeraden und Vermummungen einen ur- und erd- deutschen Charakter zeigt.

Hatte schon die lustige Erstlingsgabe in leichter Tonart es versucht, das Problem von Mann und Weib aufzurollen, so wurde diese uralte-ewige Frage das ausgesprochene Grundthema aller weiteren Werke der Reisezeit. Im »Schwarzfünfler«, der in freier Selbständigkeit aus einem Zwischenpiel des Cervantes erwachsen ist, versteht ein lustiger fahrender Schüler das Amt des deus ex machina. Er lenkt ein leichtfertiges Weibchen auf rechte Bahnen zurück und setzt einem eifersüchtigen Volterer von Ehemann den Kopf zurecht, während gleich-

zeitig die Pritsche des Schalksnarren auf ein minderwertiges Liebhabergesindel niederfährt. In den weiteren Werken erwächst das Geschehen aus Zwang und Not der Charaktere selbst. In der leichtbeschwingten »Mauferung« findet ein junger Mensch den Weg von der flüchtigen Länderei zur ernsthaften Liebe. Und derselbe innerlich umwandelnde Aufstieg ist geschildert in der heißblütigen Gestalt des Ali im »Edelwild«. Wie dieser junge Mensch, ein Knabe edler Art, aus den Verbüsterungen der Leidenschaft emporgeführt wird auf die Höhe seines eignen besseren Selbst, das ist ein ausgesprochen Göttsches Thema, das er in »Fortunatas Biß« noch einmal an einer Nebengestalt abhandelt. In beiden Fällen ist es der vermeintliche Feind, der einen tollen Strubelpopf zur Ruhe und Klarheit bringt. Im »Edelwild« übt diese Mentorpflicht männlicher Reife gegenüber dem jugendlichen Ungeßüm die alles um Haupteslänge überragende Gestalt des weisen Harunal Raschid. Wie sich in Wagners »Meistersingern« Hans Sachs dem Walthar von Stolzing als Führer zugesellt, so hier der große Kalif dem Sprößling eines edlen Geschlechts. Wir wollen nicht im einzelnen die psychologischen Fäden bloßlegen, die sich zu einem feinen Gespinnst zusammenschließen. Wer die Schönheit dieser Dichtung in sich aufnimmt, glaubt einen Schlud Hirnweins zu genießen, der den feinsten Duft mit dem würzigsten Geschmack vereinigt. Neben die drei Hauptgestalten, den Kalifen, den jungen Ali und seine Geliebte Euleifa, stellt sich eine Figur, die mit Shakespeariischem Romödienblut genährt ist: der ebenso wein- selige wie gedankenträchtige Scheich Ibrahim, der für die Galerie der großen komischen Gestalten der Weltliteratur eine wertvolle Bereicherung bedeutet.

Was Götts sowohl im »Edelwild« als in der »Mauferung« im Gewande ferner Länder oder abgeklungener Zeiten darzustellen versucht hat, seines Herzens heiligstes Glaubensbekenntnis, daß nur der in Liebe mit dem Weibe vereinigte heldenhafte Mann den Typus des wahren Menschen darstelle, das hat er in dem Nachlaßgedicht »Fortunatas Biß« zum Grundmotiv gewählt und das Thema zwischen drei Personen so erschöpfend abgehandelt, daß man unwillkürlich den Eindruck einer gewaltigen

einsätzigen Symphonie gewinnt. Dieses ganze, in einem Akt sich abspielende Seelendrama, dessen einzelnen Szenen der Dichter charakterisierende Zwischenüberschriften gegeben hat, ist sicher eins der bedeutendsten psychologischen Belegstücke für die moderne Auffassung des Liebesproblems und bedarf darum einer besonderen Aufmerksamkeit.

In Fortunata lebt die Erinnerung an die Begegnung mit einem Manne, der sich ihr einst auf einer Wanderung zugesellt und von vielen guten und schönen Dingen mit ihr gesprochen hat, als stärkstes Erlebnis ihres bisherigen Daseins fort. Aber sieben Jahre sind seitdem ins Land gegangen, und um einem Wunsche ihrer Eltern zu genügen, hat sie dem jungen Adalbert, der sie liebt, die Aussicht auf ein mögliches Verlöbnis gegeben. Jetzt endlich ist der Tag gekommen, an dem Adalbert von der immer noch Zögernden das bindende Jawort erwartet. Und nun gerade führt der geheimnisvolle Zufall Erdmann, den Zufallsgenossen von einst, ihr in das Haus. Vorüberwandernd hat ihn ein »Zaungespräch« mit dem Gärtner in den rosenbusenden Garten und so Fortunata unmittelbar gegenübergeführt, deren Schicksalsstunde damit geschlagen hat. Jetzt gibt Fortunata zu erkennen, daß sie Adalbert nur freundschaftlich gesinnt war, während in ihrem Herzen die Liebe für den unbekannten Fremdling schlummerte. Es ist ein Meisterstück eines geborenen Dramatikers, was Gött in der nun folgenden Szene vollbringt. Der aus allen Himmeln gerissene Adalbert, der nicht leben zu können vermeint ohne das geliebte Mädchen, und der hinausstürmen möchte in einen selbstgewählten Tod, wird von dem körperlich wie geistig überlegenen Erdmann auf die Basis gefunden Menschentums zurückgeführt. Schließlich lebt nichts mehr als Beschämung in dem Jüngling-Mann, der erkennen muß, daß der andre, als der Größere und Reifere, einzig bestimmt sein kann, an Fortunatas Seite den Lebensweg zu gehen. Dies um so mehr, als Erdmann selbst andeutet, daß auch ihm vor Jahren bereits bei jener ersten Begegnung Fortunata einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, er selbst sich aber noch nicht für reif erachtet habe, den Raum dieser Frauenseele zu füllen. So erkennt Adalbert, daß er unbesonnen herrisch zugreifen wollte, wo ein anderer, reicher an inneren Werten,

aus Selbstbescheidung noch zögerte. Mit einem Wegspruch von köstlicher Güte sendet Erdmann den Jüngling in die Welt:

Du bist ein Knabe noch aus edlem Blut,
Und wolltest feurig dich zum Opfer bringen —
Doch solche Opfer sind zu gut zum Sterben,
Das heißt, das Sterben ist zu schlecht für sie!
Wenn's aber sein muß, nun, so gehe hin:
Das Vaterland hat Not an solchen Leben,
Die lodern in den Scheiden sitzen! Aber
Das gute Flämmchen Leben, das in dir
Noch stark genug zu schönsten Möglichkeiten
Im jungen Busen brennt, soll nicht verderben! —
Und wolltest du es wirklich nicht versuchen?
Nicht deinen Jammer mein' ich zu verlängern,
Nein, ihn zu überblühen in stärkerm Leben —
Bis heute war es schwach vor lauter — Gutheit!
's ist möglich, daß du böser werden mußt,
Ein besser Mann zu werden! — Sieh, du hingst
Von Jugend auf an etwas außer dir,
Das nicht in deiner Macht stand, nur im
Wollen!

Daß es das Beste war auf dieser Welt,
Das war dein Heil im Elend, im Verlangen.
Nun aber steure auf den Pol in dir!
Sei wahr und treu zu dir, und sonst — gerecht!
Und fange hier bei uns an! Grob und stolz
Gib uns das Unse — auch auf deine Kosten!
Ist Mitleid nicht ein Glück und eine Ehre,
Und ist es nicht die höchste Qual und Schmach:
Mitleid erregen und dann von ihm
Leben?

Um Mitleid, nicht um die versagte Liebe,
Die sich nicht geben konnte, geben kann,
Hast du dies göttliche Geschöpf umstürmt,
Das du zu lieben wähestest! Laß mich lachen:
Auch diesen Menschenfraß noch nennt man
Liebe!

Nun siehst du leuchten sie und freust dich nicht,
Daß ihr das Ihre ward, nicht du? Geh —
pfui!

Adalbert (murmeln):

Ich muß vor Scham vergehn —!

Erdmann:

Und sollte drum
Dein eignes Leben häßlich, wertlos sein!
Dort einen lichten Stern am hohen Himmel,
Hier einen heißen Sporn zu jeder Schönheit!
Das Bild von einem Weib dort, dir ein Maß,
Die Braut daran zu messen! Hier ein Freund —
Weißt du, was Freundschaft heißt? Da — die
harte Hand
Des Feinds, der wohl dir will und weh
dir tut! ...

Man könnte glauben, daß die zwei großen Seelen, die sich gefunden, in einer Umarmung des Aufatmens und des erkämpften Glücks das Spiel beschlossen. Nichts von

allem! Bedeutet doch dieser Trunk des Glücks für Erdmann nur eine Labung, von der ihn eine höhere Schicksalsbestimmung wieder wegreißen muß. Als er hier vorbeizog an dem Garten, in dem ihm sein Glück blüht, da war's auf der Wanderschaft in die Ferne, um einem bedrängten Volk, das unter schwerer feindlicher Übermacht stöhnt, zu Hilfe zu eilen.* Mit feurig lobenden Worten schildert er der eben Gewonnenen, was ihn dorthin ruft. Und nun erfolgt das prachtvolle Finale! Vor unsern Augen, durch den Segen des Glücks gewachsen, erhebt sich Fortunata dem Schicksalsgenossen zu ebenbürtiger Größe. Denn sie sagt ihm: Geh deinen Weg, aber nimm mich mit, nicht um mit dir zu sein, sondern dort nur, wo dein Platz ist. Wie die alten Germanenfrauen will sie dem Krieger zur Seite stehen: Sei du das wohlgeschliffne Schwert allein, Das unvernützt und ungebrochen wirle, Und ich die Esse, die es immer frisst. Erst wenn der Tag kommt, wo des Sieges Glor Mit einem dunkelroten Flor sich schmückt Und ihr zum letzten Gang die schlechten Massen, Die ringsum uns umschnüren werden, anrennt, Dann laßt auch uns mit, daß kein gutes Weib Den Selben überlebe, der ihm fiel! Denn besser ist der Tod als dieses Leben, Das Leben einer Witwe, ohne Kind, Das sie zum Rächer dir erziehen könnte! Dann laß dein Mädchen mir dir sterben, Freund!

So einen sich die beiden in dem gemeinsamen Gefühl jener weltbesiegenden Lust, die »Licht und Feuer, Kraft und Leben« ist. Unwillkürlich denkt man bei diesem Schluß eines Wortgedichts voll heimlichster Musit an den Freudenslang, mit dem die wiedererweckte Brünnhilde dem Siegfried sich ans Herz wirft: »Leuchtende Liebe, lachender Tod!« Und doch ist wieder ein feiner Unterschied vorhanden! In der sinnheißen Welt des großen Tonzauberers schlagen die Wogen der Leidenschaft über dem seligunseligen Paar zusammen. Bei Gött wandert der Liebenbe mit seiner Schildgenossin erst zur Arbeit, und nur nach vollbrachtem Kampf will sich der »erprobte und erstarrte Mensch«, ein Herr des Lebens, mit der Liebenden vereinen zu jenem Bunde, der das Leben weiterschleppen soll:

Tagelöhnen und geheimnisreichen Töchtern,
Der Mutter gleichend, Wolken süßen Lebens!

* Hier klingt Gött's Burenbegeisterung durch.

Man darf es als eine Gnade des Schicksals bezeichnen, daß es dem Dichter gegönnt war, trotz allen Irrungen und Wirrungen seines Daseins sein Wesen wenigstens in diese dramatischen Dichtungen hineinzuprägen, während er sonst, einem Zuge seiner Natur entsprechend, den kostbaren Schatz seiner Gedanken umgemünzt hat in das Kleingeld des Aphorismus und der Sentenz. Einen ganzen Band füllen diese Gedanken-späne, die ihm abfielen bei der zermürbenden Arbeit, sich aus Lieben und Leiden eine Weltanschauung aufzubauen. Aber auch das, was Gött hier in allerlei kurzen Gedichten und Sprüchen, Gedankengängen, Charakteristiken und Glossen sowie in der Aphorismenfolge »Im Selbstgespräch« über Gott und Religion, Liebe, Ehe und Kinnschaft, Mensch und Mitmensch, Glück und Not, Leben und Tod, Führung und Schicksal, Wissenschaft und Kunst, Wahrheit und Lüge, Vaterland, Herrscher und Beherrschte zusammengefaßt hat, ist nur ein schwacher Widerhall dessen, was sich vor uns in den drei Bänden der Tagebücher und Briefe ausbreitet (bei C. F. Beck, München).

Hier schauen wir in das Herz seines Herzens. Hier bliden wir, oft bewundernd, oft entsetzt, in die lobende Esse seines Gedankenherbes. Hier tritt uns der tragische Mensch entgegen, dem zeitweise ein selbstgewählter Freitod oder der umschleiernde Irrsinn eine Rettung bedeuten wollte, hier werden wir Zeugen einer Lebensbahn, die nicht in der Form eines befreienden Aufstiegs sich vollzieht, sondern als eine ewige Wiederkehr von erträumten Siegen und grausamen Niederlagen. Hier erkennen wir als das Grundmotiv seines inneren Elends den dem Größenwahn immerhin verwandten Größentrieb, der sich an selbsterrichteten Schranken blutig stößt. Moritz Seymann hat ganz recht, wenn er vor einiger Zeit in einer tiefgrabenden Abhandlung über Emil Gött die Behauptung aufstellte, daß man diesen Typus von Mensch und Kämpfer dereinst noch einmal in ein Kapitel zur Geschichte der deutschen Moral einreihen werde. Denn nach Abzug alles dessen, was schließlich als pathologische Wucherung erkannt werden muß, bleibt ein Typisches zurück: Emil Gött ist der Mensch zwischen zwei Weltanschauungen und Weltaltern, der Zeit-

genosse des Kampfes zwischen Dualismus und Monismus, der heilsuchende Flüchtling, der den Kirchenhallen entlaufen ist und doch in seines Herzens unausrottbarer Noth nach neuen Tempeln sucht. Er ist außerdem noch ein heißblütiger Sinnenmensch, der seine Erotik mit Askese niederzwingt, ein sinnlich-übersinnlicher Freier um Gott und das Weib. In einer Art krankhaften Spieltriebs hat er sein Inneres zu einem Podium glühendster Disputationen gemacht. Aber bei allem, was sich in ihm vollzog, hat er nicht mit sich selbst Komödie, sondern gegen sich Tragödie gespielt.

Und doch! Aus all dem Wirrwarr des Zweifels und der Negation erhebt sich schließlich eine über Friedrich Nietzsche hinausgehende und ihn bis zur Gesundung ergänzende Lebensphilosophie, deren Sinn etwa folgender ist: Sich selbst erreichen, das heißt, die höchstmögliche Vollendung des eignen Ich in Gefinnung und Tat, ein Leben im Sinne des eignen Ideals, ist Seligkeit. Der Mensch soll durch sich und über sich hinaus. Im »Wert schaffen« allein liegt der Wert des Lebens. Das Leben ist nichts als ein Weg, um etwas zu werden. Wer unter seiner Kraft arbeitet, vergeudet sie zu seinem Schaden; wer hinter seiner Erkenntnis zurückbleibt, macht sich elend.

Man sieht, von wie starken ethischen Strömen diese Weltanschauung durchpulst ist. Wohl bekennt sie sich auch zum Übermenschen Nietzsches, aber dieser Übermensch soll durch uns selbst geschaffen werden, und er kann es nur, wenn zum Übermann das Überweib tritt. Nur zwei in heiligster Liebe verbundene Menschen können Eltern des Übermenschen, das heißt, des bis zu höheren Entwicklungen hinaufgepflanzten Menschen werden. Immer wieder und wieder sucht Gött gerade diesen Gedanken, die sein dramatisches Schaffen so stark beeinflusst haben, auch in seinen Briefen und Tagebüchern eine neue Form zu geben.

Es ist von einer herzerreißenden Tragik, wissen zu müssen, daß diesem Frauenlob voll feinsten Empfindens niemals das ersehnte Herdbämmerglück beschieden war. In dieser Hinsicht wird der Briefband, der zum gro-

ßen Teil erfüllt ist mit den Äußerungen an eine verständnisvolle Freundin sowie an verschiedene andre verehrte Frauen und Mädchen, zu einem bilderreichen Spiegel seines Gemüts- und Seelenlebens. Und die menschliche Unterbilanz Gött's auf diesem Gebiete wird uns dabei gleichfalls klar: auch in den Beziehungen zum andern Geschlecht läßt Gött wie in all seinen Gedankengängen auf das Ja das Aber folgen. Und daß er selbst der duldsamsten Frau ein unbequemer Weggenosse hätte sein müssen, das ergibt sich wiederum aus der merkwürdigen Mischung feinsten Tactgefühls mit sehr temperamentvoller Tyrannei, die aus manchen dieser Briefzeilen spricht. Aber ihm hat wenigstens bis zum letzten Atemzuge die treueste Freundschaft zur Seite gestanden, wo er, der Rast- und Ruhelose, die Liebe nicht zu halten verstand. Aber seinen letzten Lebenstagen, die umhegt waren von zartester Fürsorge, liegt eine unbeschreibliche Anmut; noch in seinem letzten Briefe (geschrieben am 12. April 1908, einen Tag vor seinem Tode) lebt er der Hoffnung, daß er zu Ostern wieder droben (auf der Leihalde am Fuße des Zähringer Schloßberges bei Freiburg) sein und seine Birken grün werden und seine Pfirsiche blühen sehen werde.

So will ich denn schließen mit den schönen Versen, die Emil Gött noch kurz vor seinem Tode in dem Briefe an eine verehrte Frau schrieb:

Bin ich noch einsam,
Da solche Stimmen mich umtönen,
Solche Augen auf mich sehen,
Solche Sehnsucht mich umlebt?
Kann der Mut mir sinken,
Kann die Lust vergehn,
Auszuharren — auszutun — auszuwerden?
Süße Kraft,
Liebe Frauen,
Haucht ihr her,
Und der Wille wächst
Zu allem Guten:
So sein —
So entstürzt' es mir jüngst
Untermischt mit Tränen —
So sein, wie der Augen bestes,
Das auf mir ruht, mich will ...





Der Graf von Gleichen

Eine heitere Erzählung von Paul Quensel



Dina und Mina Mieps waren in Wiedenbrück nur unter dem Namen die Haselmäuse bekannt; denn ihr Wesen stimmte damit überein, was die Zoologiebücher von jenen kleinen drolligen Tierchen zu berichten wissen: Mit ihren dunklen Augen blickten sie aufmerksam und munter; im Fressen sind sie äußerst sparsam und bescheiden, in ihrem Haushalt reinlich und verträglich. In der höchsten Angst geben sie einen quietschenden oder hellzischenden Laut von sich, versuchen aber niemals zu beißen, sondern ordnen sich völlig dem Willen ihrer Bewältiger unter.

Von ungeübten Augen wurden Dina und Mina Mieps leicht verwechselt. Sie glichen einander eben wie Haselmäuse, hatten dieselben lebendigen Mäuseaugen, dasselbe wie zum Pfeifen gespitzte Schnäuzchen, dieselbe behende Art. Doch konnte die Verwechslung dem Kenner nicht passieren. Dinas linkes Bein war nämlich ein wenig kürzer als das rechte, die Ursache ihres wiegenden Ganges, und Minas rechtes Auge stand etwas außer der Achse, was ihrem Gesicht einen Schimmer von Innerlichkeit und Nachdenklichkeit verlieh.

Das Nest der Haselmäuse war ihrer Zierlichkeit angepasst. Es wurde von den besitzlosen Nachbarn »Villa Büddich« genannt und von Baukundigen als Wunder der Architektur angesprochen. Die Innenräume glichen nämlich nach Form und Größe schief angesägten Pianofisten, und jedermann fragte sich, wie es möglich sei, in einem Hause so viel abgeschrägte Wände herauszubekommen. Die Villa Büddich stammte von einem alten unwirschigen Schneider und war von ihm der Mutter der Haselmäuse vererbt worden. Sie hatte den Schneider in seiner Krankheit mit zarter Hand gepflegt und ihn nach dem Eintritt seiner völligen Hilflosigkeit zu Liebe und Dankbarkeit gezwungen.

Dina und Mina Mieps waren glückliche Menschen; denn sie verlangten als unbewußte Anhängerinnen Epiktetos' vom Glück nicht mehr als das Bröcklein, das ihnen zu-

fiel, und hatten gleichwohl die Überzeugung, daß es ihnen viel besser gehe als andern Leuten. Die Folge war ein Glanz des Wohlbehagens auf ihren spitzen Haselmausgesichtern, ein Schein stolzer Genugtuung, der sich besonders bemerkbar machte, wenn sie Sonntags im vollen Feiertagsstaat in ihrer tischgroßen Gartenlaube saßen und sittsam hinaus auf die Spaziergänger schauten.

Für das leibliche Wohl der Haselmäuse sorgte eine mit ängstlichem Fleiß und schüchterner Umsicht geleitete Schneiderei. Geistige Stärke und Erholung schöpften sie aus einer alten christlichen Anthologie und aus einer Spielbörse, die »Freut euch des Lebens« und das »Bienenhaus« spielte. Außerdem gab's aber noch mancherlei Nebeneinnahmen, leibliche und geistige. Im Gärtchen piffen die Stare und Meisen; an den Sträuchern hingen Beeren für köstliche Fruchtjäfte. Von den paar Obstbäumen schimmerten rote und gelbe Äpfel. War in guten Jahren ein Überfluß, so verkauften sie den Hauptteil; wuchs aber in dürreren Jahren überhaupt nur ein Handkorb voll, so reichte der Ertrag gleichwohl bis Pfingsten.

Das Wunder vom Ölkrüglein wiederholte sich auch in mancherlei andern Formen. Die halbe Gans, die sie sich zu Weihnachten kauften, beherrschte den Mittagstisch bis Mitte Januar. Immer neue saftige Stücke erstanden; die einzige Latsche erschien immer wieder, der Hals schien sechzig Wirbel zu besitzen und wurde immer länger, je mehr sie davon aßen. Und zuletzt konnten sie dem Nachbarshündchen noch acht Tage lang niebliche Sortimentchen von Knochen vor die Haustür legen, die so sauber waren, als hätten sie ein Jahrzehnt in einem Ameisenhaufen gesteckt.

In diesen kleinen, stillen Weibern mit spärlich verrankten Wasserblümlein und possierlichen Entlein fiel plötzlich ein Stein, geworfen von der Hand des Zufalls oder wohl besser: der Fürsorge; denn es geschah bei einem Missionsfest und sogar während des

Gottesdienstes. Die Haselmäuse saßen auf der Empore, dicht am Chor, und rüdten sich eben zurecht, die Motette mit Andacht zu genießen, als sie unter den Sängern einen liebreizenden, schwarzgekleideten Jüngling bemerkten. Er war so recht als Führer der Tenöre erkenntlich, hielt sein Notenblatt wie ein Entrüdter, hob beim Singen den Kopf wie ein Gidelhahn und brüdte die Augen inbrünstig ein. Sein Haar war lang und ungeknitten, seine Künstlerkrawatte weit ausladend, seine Stimme schien aus dieser Krawatte zu kommen. Sie zitterte ergreifend, die Textausprache war edel: Ach höte an die Macht der Lübe! Den Haselmäusen war's, als ob sie Schlagfahne äßen und dabei an den Fußsohlen gekrabbelt würden. Wie bitteres Abscheiden empfanden sie es, als der herrliche Gesang zu Ende ging. Doch die Chormitglieder setzten sich in die benachbarten Bänke, der kunstreiche Sänger, als ob er von den Sehnsüchten der Haselmäuse geheimnisvoll angezogen werde, neben diese, und so war das Abscheiden vergessen. Er schaute sie prüfend von der Seite an; es kam wie ein wonnefames Erkennen über die drei. Und während sich der glaubensstarke Missionar mit bemerkenswerter Zungenkraft abmühte, seine Erlebnisse im fernen Heidenland gleich einem Sauerteig in eine Predigt zu verwirren, sprang ein geheimer Funke herüber und hinüber und zündete in den Herzen der Jungfrauen allerlei lustige Flammen an. Die standen zwischen den erbaulichen Nutzenwendungen der Predigt wie rote Mohnblumen im Haberfeld und ergöhten die Haselmäuse mehr denn der Haber. Als das Amen laut und selbstzufrieden durch die Kirche dröhnte, fühlten sie wegen ihrer Freude an rotem Antraut freilich einen scharfen Biß im Gewissen, und sie ließen deshalb beim Vaterunser die sechste Bitte ganz besonders herzlich durch den Sinn laufen.

Des Jünglings Gemüt schien weniger zierlich befaitet. Er räusperte sich laut und fühlte nach Art der Tenöre fortgesetzt nach seinem Rehlkopf. Er schüttelte überlegen das Haupt, als ob er den Redner auf ungereimten Wegen ertappt habe, und einmal glaubte Dina, die ihm zunächst saß, sogar das Wort Kamillentea zu vernehmen, eine Kritik, vor der sie erschrak. Doch horchte sie gleichwohl mit angehaltenem Atem nach ihm

hin, im stillen von der Schwester beneidet, die weiter seitwärts saß. Als er nach der Schlußstrophe eilig aufbrach, beschlich die Jungfrauen ein Gefühl, wie wenn der rote Mohn aus dem Haberfelde gerauft werden solle. Doch als sie ihn vor dem Seitenportal wartend fanden, wich die Wehmut einer erneuten Hoffnung. Sie sollten nicht getäuscht werden. Der Jüngling trat, angefeuert durch ihre suchenden Blicke, weltmännisch an sie heran, und bald waren sie in ein bedeutames Gespräch verstrickt über die göttliche Musik im allgemeinen und über seine Tenorstimme im besonderen. Dabei redete er in so hohen und sicheren Tönen, daß sie zu ihm wie zu einer Korpphäre der Kunst empor schauten und die Wahrheit des Goethischen Wortes empfanden: Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen. Als er zuletzt gar anfang, vom göttlichen Beethoven und seiner grandiosen C-Moll zu phantasieren, da erreichte ihr Glück den Gipfel. Sie schauten verstohlen nach den Fenstern hinauf, ob man sie in ihrer illustren Begleitung auch richtig bemerke und bestaune.

Beim Mittagessen lächelten die Haselmäuse in sich hinein, während sie äußerlich ihre Würde bewahrten und das Schnäuzchen wie zum Pfeifen gepipst hielten. Auch das Gespräch bewegte sich in unverfänglichstem Gleise.

»So gut hat mir's selten geschmeckt,« sagte die eine, nachdem sie einigemal von dem Mahle genippt hatte. »Es ist aber auch ein herrliches Essen, so ein Reisbrei mit Zucker und Zimt — und dabei so leicht bekömmlich!«

Und die andre: »Nun kommt noch unser herrlicher Nachtisch. So ein Apfel, und zumal jetzt nach Ostern, ist ein feiner Genuß. Sie sind nicht groß, doch ungemein saftig und gewürzig und so gesund, so gesund!« Dabei roch sie mit Behagen an der runzligen Reinette und legte sie vorsichtig auf den Teller zurüd.

Nun lächelten sie wieder in sich hinein. Das Feld mit rotem Mohn war wieder vor ihrem Geist, und sie sahen fast keinen Haber mehr. Doch keine sagte ein Wort, sondern sie blieben in ihren lustigen Verstecken, bis sie endlich, selbstvergessen wie Kinder, die Köpfe gleichzeitig hervorstreckten.

»Ob er sein Versprechen wahr macht, heut nachmittag, und nach unsern Beerensträu-

hern sieht?« fragte die eine. Und die andre: »Wir müßten ihn für seine Mühe mit einem Täßchen Kaffee bewirten und mit einem Apfel.«

Er kam zeitig gewandelt, streifte nachlässig die baumwollenen Handschuhe von den Händen und begann mit nachdenklichem Rennerblick die dürrtigen Stachelbeerbüschlein zu bemustern. Dabei entwickelte er tief-sinnige Theorien über ihre Aufzucht und Behandlung, über Sortenauswahl und Wertung der Früchte. Als er endlich zur Pragis überging und einen besonders wider-spensigen Zweig mit dem Messer zu stutzen versuchte, rißte er sich die Haut. Darüber stieß er einen Wehlaut aus und hüpfte mit schmerzentsetztem Gesicht im Kreise herum. Die Schwestern waren tief erschrocken, legten ihm in liebendem Wettkampf einen Verband an und führten ihn zum Kaffeetisch in der Laube. Dort erholte er sich rasch, räumte ohne Mühe die vorhandenen Zwiebäde vom Teller, weichte sie in Kaffee ein und schlürfte sie mit sichtlichem Genuß, wonach er zu den Äpfeln überging. Während er einen nach dem andern benagte und mit den Kerngehäusen nach einem Rhabarberstod auf der Rabatte warf, gab er allerlei bemerkenswerte Aufschlüsse über sein Leben.

Der Vater konnte es seines gemütvollen Wesens halber beim Militär nur bis zum Sergeanten bringen, doch die Vorsehung hielt ihn im Zivilstand schablos: er stieg bis zum ersten Trauermarschall des Beer-digungs-Instituts »Ruhe sanft!«. Anders die Mutter. Trotz ihrem Brustleiden waren Energie und Tapferkeit ihre Haupteigen-schaften. Sie hatte einen Schutzmann ge-prügelt und einen ungezogenen Jungen der Nachbarschaft mit dem Kopf in den Scheuer-eimer getaucht — »bis er blau war«, so sagte der gemüthvolle Sänger mit Stolz. Er selbst war von Haus aus Tischler, gern gelitten und viel umworben bei allen Meistern, ge-häßt und verwöhnt von den Meisterin-nen, geachtet und beneidet von den Mit-gefellern. Doch nach der Entdeckung seiner Gottesgabe, wie er seine Tenorstimme nannte, trieb er sein Handwerk nur noch, soweit es mit seiner Kunst vereinbar war. »Man muß die unteren Stufen hinter sich lassen, wenn man hinaufwill!« sagte er pa-thetisch. Und er wollte hinauf. Durch Gur-geln mit Maun und den reichlichen Genuß

von rohen Eiern suchte er seine Gottesgabe immer glanzvoller zu gestalten. Er ging viel in der Sonne spazieren, wobei er be-ständig Tonbildungsübungen vornahm: mah — mah — und an passenden Stellen seinen Brustkasten durch systematisches Ein- und Ausatmen zu stählen suchte. Mit dem mo-ralischen Aufstieg war seinen Angaben nach keiner-zi wirtschaftliche Einbuße verbunden, wie sie so oft beim Übergang zur hehren Kunst bemerkt werden kann, sondern die verschiedenen Gehaltsquoten und unter ihnen namentlich die Leichentälerchen — so nannte er das Begräbnishonorar — flossen am Ende des Monats zu einer Summe zu-sammen, die ihm sogar erlaubte, an eine brauchbare Frau zu denken. Auch von sei-nem musikalischen Werbegang erzählte er, von seinem Bestand an Sololiedern, von seiner großen zweitägigen Reise in die Sächsishe Schweiz und von seiner Absicht, auch noch das Klavier zu erlernen.

Die Frühlingssonne war über dieser Le-bensbeschreibung merklich gesunken; es strich kühl über den Garten, weshalb er plötzlich ängstlich mit der Hand nach dem Teil der Krawatte faßte, wo seine Gottesgabe saß. Er holte ein kariertes Tuch aus der Tasche und legte ihr einen Verband an, wobei er sich über die bedenklichen Einflüsse kalter Luft auf gute Tenorstimmen ausließ und allerlei Anspielungen auf die einladende Fräulichkeit des Häuschens machte. Mit ihnen brachte er die Haselmäuse in eine schlimme Stellung zwischen ihrer Zuneigung und der öffentlichen Brille, in der Herren-besuche bei einzelstehenden Jungfrauen fast immer verdächtig erscheinen. Zuletzt siegte die öffentliche Brille, allerdings nur unter der Zusicherung, daß die Zuneigung durch einen gemeinsamen Spaziergang entschädigt werde. Und auch der kunstreiche Sänger ging nicht unbelohnt von bannen. Er trug den letzten Apfelrest aus dem Vorratskeller der Haselmäuse in seinen Jadettaschen hin-weg, wodurch er in der Hüftgegend einen allzu rundlichen und völligen Ausdrud ge-wann.

Als die Schwestern am Abend neben-einander in ihren Betten lagen, sagten sie lange kein Wort, gingen aber den gleichen Gedanken nach. Denn als die eine mit wei-cher Stimme unvermittelt anhub: »Er ist mir wie ein Bruder, er könnte ruhig zwi-

schen uns liegen,« so fuhr die andre gerührt, doch ohne Pause fort: »Und jede nähme eine Hand von ihm, und wir wären ein ebler, stiller Geschwisterbund.«

Dann kamen die roten Mohnblüten von beiden Seiten und vereinigten sich zum lustigen Strauße: »Er täte uns was Hübsches erzählen von seiner Reise in die Sächsische Schweiz, wie er beinahe vom Kuhstall gestürzt ist, wie alle besseren Damen ihr Auge auf ihn geworfen haben, und wie er in allem viel billiger weggekommen ist als andre Leute. Und von seiner Stimme müßte er uns erzählen, wie sie der Friedhofsverwalter entbedt und gesagt hat, daß ein guter Tenor mit Diamanten und Perlen aufgewogen wird und sich alle Kommerzrätinnen darum raufen. Und singen müßte er die 'Liebeslaube' und 'Wenn ich einmal muß scheiden' und aus dem Erbkönig die ergreifende Stelle: 'Jetzt faßt er mich an!'«

»Und das müßte er immer leiser singen — immer leiser — daß wir dabei wie fromme Geschwister einschließen — alle drei, Hand in Hand —«

»Und was Schönes träumten — was ganz Schönes — wie er auf'm Theater einen König singt, mit einer Krone und einem Säbel — oder so —«

Was die Haselmäuse in selbiger Nacht wirklich träumten, verrieten sie am Morgen einander nicht — ein Zeichen, daß sie zu Rivalinnen geworden waren. Schon auf dem verabredeten Spaziergang trat es sichtbar zutage. Sie suchten sich bei dem kunstreichen Sänger durch die Süßigkeit ihrer Worte und Taten einander auszustechen. Verglich ihn die eine mit Caruso, so nannte ihn die andre Arion. Bewunderte die eine die neusilberne Lyra, die er als Anhänger trug, so berauschte sich die andre an seinem halbseidenen Taschentuch. Traktierte ihn die eine im Gasthaus, in dem sie sich ausruhten, mit bayerischem Bier, so antwortete die andre mit einem Schinkenbrot.

Dieser eifersüchtige Wettstreit setzte sich in der folgenden Zeit fort, so daß der edle Sänger alle paar Tage eine kleine Christbescherung erlebte. Von Mina erhielt er Malzbonbons zur Stärkung seiner Gottesgabe, ein Gläschen Veilchenparfüm und ein Zigarettenetui, von Dina Emser Pastillen, eine Nagelfeile und fünfzig Stück Visitenkarten mit der Aufschrift: Dietrich Emanuel

Zwinscher, Mitglied des städtischen Kirchen- und Friedhofschors, Lehrer für Sologesang.

Damit kam eine merkwürdige Veränderung in das ganze Wesen der Haselmäuse, die durchaus nicht mehr mit den Angaben der Zoologiebücher in Einklang zu bringen war. Sie wurden unruhig und grillig, hegten im Herzen Groll und Eifersucht und überwachten einander mißtrauisch, also daß die zweite heimlich folgte, wenn die erste vorgab, einen Geschäftsgang zu besorgen, und die erste eifrig spionierte, wenn die zweite nach Tinte und Feder suchte. Häßliche Gedanken, von denen sie früher nichts gewußt hatten, umspannen sie immer fester. Sie schielt doch mächtig! dachte die eine. Ihr Fuß ist doch eine Entstellung! die andre. Jede aber trug die sichere Hoffnung, den stolzen Sänger zu besitzen, und er sah ein, daß er mit ausgleichender Gerechtigkeit gute Geschäfte machte.

Er kleidete sich mit der Sorgfalt, die einem doppelten Liebhaber zukommt, legte sich einen Klemmer zu und trug ihn an einem breiten schwarzen Band. Im Kirchen- und Friedhofschor benahm er sich noch selbstgefälliger als sonst und hatte beständig ein überlegenes Glüd auf den runden glänzenden Backen. Er sah aus wie einer, der mit klugem Sinn eine bedeutende Spekulation zu Ende gebracht hat und sich des Gelingens freut. Seinem Spezi, einem Bäcker aus Bayern, der im Kirchen- und Friedhofschor den zweiten Bass sang, weihte er andeutungsweise in seine Erfolge ein, und als er neidischen Einwürfen begegnete, berechnete er den bisherigen Ertrag seiner Liebe in einer Art, die keinerlei Zweifel zuließ, auf wenigstens dreißig bis fünfunddreißig Mark.

Anzählige Schatzgräber haben ihre goldenen Aussichten gestört, da sie das Schweigegebot nicht hielten. Auch Dietrich Emanuel Zwinscher scheuchte das Glüd durch seine geschäftstolze Rebseligkeit. Sein unreeles Verfahren wurde aufgedeckt, und zwar zu einer Zeit, wo er noch gar nicht daran dachte, seine Liebe zu halbieren. Als nämlich Dina eines Tags von einem atemlosen, aber vergeblichen Rundschafftergang nach der verschwundenen Schwester zurückkehrte, fand sie auf dem Sofa eine Verstrickung zweier Menschen, in der sich nicht erkennen ließ, zu welcher Partei die ver-

schiedenen Arme und Schultern gehörten. Sie stieß einen Schrei aus, worauf sich der Knoten entwirrte. Minas rechtes Auge war mehr als sonst nach einwärts gewendet, als sie errötend vor die Schwester trat und stammelte, die allmächtige Liebe habe sie in Bann geschlagen, die Verlobung sei eben erfolgt.

Bei dieser Eröffnung gab Dina einen pfeifenden Laut von sich, fuhr sich mit den dünnen Nähsfingerchen in die magere Herzgegend, schloß die Augen und legte den Kopf zurück. Aber plötzlich trat ihr eine entlagende Größe vor Augen, von der sie einst in einem Zeitungsroman gelesen hatte. Sie senkte den Kopf nach vorn, zog den Atem langsam und hörbar ein und hauchte: »Möge dein Schritt gesegnet sein, Schwester!«

Die also Beglückwünschte griff erfreut nach der Hand der Segnenden, mußte aber erfahren, daß es Verhängnis der Menschen ist, aus der Rolle zu fallen; denn sie erhielt plötzlich eine Maulschelle, die ihr falsches Gebiß in Unordnung brachte. Das Äußerste war zu fürchten; aber Dietrich Emanuel Zwinscher trat zwischen die Erzünten und erging sich in einem Sermon von dunkelblauen Nebelblumen, die er sich aus Hochzeits- und Sterbepredigten gemerkt und zu gelegentlicher Anwendung getrocknet hatte. Der bedrohliche Streit wurde auf solche Art zu einer wehmütigen Nachdenklichkeit gemildert, und der ganze Verlobungsabend behielt dies Gepräge, trotzdem der Bräutigam eine für einen Tenoristen höchst achtenswerte Menge bayrischen Bieres trank und wohl ein duzendmal die ergreifende Stelle sang: »Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!« Selbst die Versicherungen, daß die lebenswürdige Schwägerin ein gleiches Unrecht auf sein Herz besäße wie seine Braut, konnte das verbüßerte Gemüt der Zurückgesetzten nicht aufhellen, und eine verstoßene Umarmung hatte bei ihr nur ein wehmütiges Seufzen zur Folge.

Erst als die Haselmäuse nebeneinander in den Betten lagen, löste sich die verhaltene Bellenmurmur. Die unglückliche Dina begann bitterlich zu schluchzen, was die glückliche Mina so erschütterte, daß auch sie ihre Tränen nicht zurückhielt. Dann umarmten sie sich und gelobten in ihrer Rührseligkeit aufs neue, alles zu tun, damit ihr schöner Traum von einer der Leiblichkeit entbunde-

nen Doppelehe zur Wirklichkeit werde. Der Sänger sollte ihnen gemeinsam gehören, nie ein Gegenstand des Reides und der Eifersucht sein, sondern sich wie ein Bruder mit ihnen zu Tische setzen, für beide zugleich von der Sächsischen Schweiz erzählen, für beide zugleich vom Erbkönig singen, süß und leis, bis ein einziger Traum die liebende Dreifaltigkeit umschlinge.

Einige Tage vor der angesetzten Hochzeit begann Dietrich Emanuel Zwinscher seine Habe in die Villa Büdlich überzuführen. Da war zunächst ein Büchlein »Wie lerne ich Klavier spielen?« Ferner die größere Hälfte einer Gitarrenschule, eine Konneburger Begräbnisordnung, etliche Feste des Romans »Die Leichenbraut«, Klopstocks Oden in Taschenformat, ein Lohengrin aus Gips und ein neubronziertes Gelbbett. Unter seiner Garderobe waren erwähnenswert ein paar blaßrote Trikots, die er angeblich als Tannhäuser getragen hatte, fünf Zylinderhüte von verschiedenster Form und Größe, aber durch eingelegte Papierstreifen passend gemacht, und elf vollständige Anzüge. Der fürsorgliche Sänger hatte sie aus verschiedenen Nachlässen für wenige Mark zusammengekauft und trug sie je nach der verschiedenen Gelegenheit. Im schwarzen, der ihn wie ein korrektes Ausrufzeichen zusammenschürte, sah man ihn bei der Sonntagsmotette und auf dem Friedhof, im erbsengelben mit den viel zu langen und deshalb reichlich umgefrempelten Hosen beim Promenieren. Den gesprengelten, schmutzfarbigen trug er bei regnerischem Wetter und den großlarierten, mit sehr weitem, schlumprigem Nackt und zu kurzen, durch einen dadelbeinigen Vorbesitzer verbogenen Hosen in gemüthlicher Häuslichkeit. Da er außerdem auch allerlei Kombinationen oder Kreuzungen zwischen den einzelnen Teilen der verschiedenen Anzüge erzeugte, so ergab sich eine schier endlose Reihe von Bekleidungsmöglichkeiten, durch die die Haselmäuse seit dem Beginn ihrer Bekanntschaft mit dem Sänger in steigendes Erstaunen versetzt worden waren. Nun wurde der Kleiderlegen in verschiedenen Schränken und Verschlägen untergebracht, wobei es erneuten Stolz und erhöhte Genugthuung gab.

Weniger fröhlich und einmütig verlief die Regelung der neuen Wohnungsordnung. Denn als die legitime Braut der illegitimen

begreiflich zu machen suchte, daß sich bei aller herzlichen Zusammengehörigkeit der Traum von einer gemeinschaftlichen Schlafstätte doch nicht wohl in die Wirklichkeit übertragen ließe, so lief die illegitime Versuchnupst davon. Das Brautpaar aber benutzte die Gelegenheit, um das jungfräuliche Bett Dinas in die engste der Pianofisten und das bronzierte Feldbett des Sängers an seine Stelle zu schaffen.

Trotz dieser Vorverstimung verlief die Hochzeit in würdigster Weise. Ein rothaariger Schlingel aus der Nachbarschaft, der Blumen streuen sollte, schüttete allerdings den ganzen Blütensegen gleich am Kirchengang auf die Gassen und weigerte sich hartnäckig, dem Brautpaar voranzumarschieren. Aber die Motette des Kirchenchors und die Traureden über den Text »Und er soll dein Herr sein« ließen das Ungeschied völlig vergessen. Der junge Ehemann hatte seinen Spezi, den Bäcker und Bassisten aus Bayern, als Brautführer für Dina gewonnen. Der erwies sich als rabiatere Glas- und Schüsselräumer, und zwischen hinein sang er allerlei Schnaderhüpfl, die immer anzüglicher wurden, je weiter das Glas- und Schüsselräumen zu Ende ging. Den Anspielungen, daß er eigentlich seinem Kollegen Dietrich Emanuel Zwinscher es nachmachen und Dina heimführen könne, begegnete er, solange es noch etwas zu räumen gab, mit sauer-süßem Lächeln, aus dem ein einfältiges Gemüt seine Willfährigkeit hätte schließen können; später jedoch antwortete er kurz angebunden und zuletzt sogar ausfällig: »Ja freili, dös könnt dir passen, Sachse, daß ich dir die Schwägerin vom Halbe heirat und dir zu dem Häusle verheiß!« Und dann schlug er eine Lache an, in der alle Entrüstung der protestierenden Teile unterging wie ein Mäuslein im Braubottich.

Wenn auch Dina von einer gemeinschaftlichen Schlafstätte ausgeschlossen war, so blieb die geistige und wirtschaftliche Gemeinschaft des Kleeblattes wunderbar erhalten. Es war Friede und Ordnung in dem kleinen Hause. Aus der engen Küche buffeten oft liebliche Düfte, so daß der Graf von Gleichen, wie Dietrich Emanuel Zwinscher nunmehr von der Nachbarschaft genannt wurde, viel Neider fand. Die Tischlerei gab er ganz auf, pflegte seine Stimme mit Maun und

rohen Eiern und seinen Leib mit Liegefeuren. Dabei rauchte er Zigaretten, las die Todesanzeigen im »Stadtboten« und stellte allerlei nachdenkliche Betrachtungen an, etwa folgender Art: Die alte Schneidern hat sich auch weggemacht — hm, hm! —, wird aber wahrscheinlich nur zweiter Klasse begraben. Niedrige Kasse! Für ihre Toten haben sie immer nichts übrig... Aber da, der Rektor Schlauert, Lungenentzündung — hm, hm! —, das ist 'ne Primaleiche, da ist e Leichentälerchen gewiß. In fröhlicher Begeisterung versuchte er sogleich seinen Tenor und sang in gemütvollen Tönen: »Es ist bestimmt in Gottes Rat...«

Währenddem saßen die Haselmäuse am Nähtisch, schnitten, säumten, wiebelten mit den wächsernen Fingerchen und warfen ihrem Manne von Zeit zu Zeit einen flinken, verehrenden Blick zu. Nur wenn er zu singen anhub, legten sie die Arbeit hin und horchten mit verzückten Augen auf die herrliche Gottesgabe. Beide suchten wieder nach greifbaren Formen ihrer Verehrung, genau wie damals, als er sich noch nicht standesamtlich für eine von ihnen entschieden hatte. Natürlich geschah es auch wieder ganz verstoßen. Denn Mina wollte die Taschache, daß der ihr ehelich angetraute Mann mit von der Arbeit ihrer Schwester lebte, durch offene Liebesgaben nicht noch auffälliger machen; und Dina glaubte klüger zu handeln, wenn sie alles unterließ, was die Eifersucht der Ehefrau wecken konnte. So erhielt der kunstreiche Sänger wieder von beiden Seiten köstliche Verehrungen, von der einen ein paar Mark Taschengeld, einen Magenwärmer und eine Flasche Samos, von der andern ebenfalls ein paar Mark Taschengeld, ein halbes Duzend weiche Eier und ein Päckchen Sanatogen. Die doppelten Wohltaten bekamen ihm ausgezeichnet; den weiten schlumprigen Anzug füllte er immer besser aus, während der schwarze Kirchenrock vorn weit offenstand wie eine aufgeplagte Schote. Er vergalt die Fürsorge, indem er beide Teile mit Liebenswürdigkeiten und gefühlvollen Reden erfreute. Er versicherte jeder gesondert, daß sie entzündende, gewandte Hände und herauschendes Haar besäßen, schnippte sie liebevoll hinter die Ohren und zog sie huldvoll an sich. Seine Ehefrau setzte ihn zwar etlichemal beim Schlafengehen zur Rede;

aber er mußte ihre eifersüchtigen Anwandlungen durch gesammelte Würde und Ehrbarkeit immer wieder zu dämpfen. Als sie aber einst von einem Laufherposten aus bemerkte, wie ihm Dina mit liebender Sorgfalt eine neue Frisur zurechtmachte, worauf er sie herzlich umschlang und auf seinen Schoß zog, da schoß sie wie eine Rebhühner, deren Junges in Gefahr ist, hinzu, riß ihr den Kamm aus der Hand und stieß sie zurück. Sie taumelte gegen den Kleiderschrank, wodurch der darauffstehende Lohengrin ins Schwanken geriet und sich mit einem Kopfsprung in den Kohlenkasten stürzte. Darob zunächst allgemeine Sprachlosigkeit, dann aber ein Sturm der Entrüstung, den man bei dürftigen Haselmäusen gar nicht gesucht hätte. Er sprang herum und hinum, und zuletzt entstand ein wilder Wirbelwind, in dem Verbächtigungen, Schmähungen und Beleidigungen wie zerrissene Papiere umherflatterten. Schon beim Beginn des Unwetters hatte sich der Graf von Gleichen friedlich auf dem Sofa ausgestreckt, gleich einem, der sein Tagewerk treulich erfüllt hat und nun mit ruhigem Gewissen aus dem warmen Stübchen ins Schneetreiben blickt. »Aber Münnchen!« rief er gemütvoll, dann wieder: »Aber Dünnchen! Können wir denn nicht in christlicher Liebe zusammen läben? Ei, ei, ei!«

Es gibt Verwicklungen, bei denen alle sittlichen Ermahnungen versagen. Sie werden mit Notwendigkeit immer bedrohlicher, bis sie früher oder später mit der Gewalt der Faust gelöst werden. So wurden auch die Geschehnisse in Villa Büddich nach Ursache und Folge immer düsterer, obwohl sich Dietrich Emanuel Zwinscher zum Unterhändler aufwarf und allerlei diplomatische Kniffe anwandte, um die streitenden Parteien nachgiebiger zu stimmen. Dina siebelte ganz und gar ins Dachgeschoß über, die Möbel wurden geteilt, wodurch das Erdgeschoß des Sängers manches schöne Stück verlor. Besonders der Verlust eines Lehnstuhls schmerzte ihn tief; er bediente sich seiner, wenn ihm das Lagern auf dem Sofa zu eintönig erschien. Das von den Haselmäusen gemeinsam betriebene Schneidergeschäft spaltete sich in zwei Ateliers, und da jede die Kundschaft an sich zu ziehen suchte, so gab es wieder allerlei Verbächtigungen und Zänkereien. Um die ge-

meinsame Nähmaschine, die nunmehr an neutralem Orte, nämlich in dem engen Hausflur aufgestellt werden mußte, entspannen sich ähnliche Kämpfe wie um eine afrikanische Wasserstelle. Es blieb nicht bei Drohungen und Scheinangriffen, sondern das eine Mal kam es sogar zu gegenseitigen Einfällen in die magere Frisur, so daß zuletzt ein dürftiges Strähnlein wie eine sterbende Blindschleiche auf dem Schlachtfelde zurückblieb. Die Zoologen hätten gewiß eine neue Tierkrankheit, den Haselmauskoller, erfunden, wäre ihnen nur Gelegenheit zur Beobachtung gegeben worden. Der Graf von Gleichen war diesmal keineswegs der lachende Dritte, sondern er hatte die Kriegskosten zu tragen. Die Einnahmen aus dem sonst gemeinsamen Atelier waren nunmehr halbiert, infolgedessen wurden die Mahlzeiten bei Zwinschers geringer, sein Taschengeld spärlicher, der schwarze Kirchenrod wieder paßlicher. Unruhvoller als sonst erwartete der kunstvolle Sänger die Zeitung mit den Todesanzeigen, und oft ächzte er tiefbekümmert: »Die besseren Leute haben e Läben wie Ragen. Was da wegstirbt, sind lauter Zweetklässer — ei, ei, ei!«

Die Spannung im Hause wurde ihm mit der Zeit recht ungemütlich; denn seine Frau ließ es bei vorwurfsvollen Blicken nicht bewenden. Es gab Anspielungen und Klagen, die immer lauter und kühner wurden und ihm das Lagern auf dem Sofa ganz vergällten. Die Folge war, daß er noch mehr als sonst im erbsengelben Anzug mit der reichlich aufgetrempelten Hose spazieren ging oder stundenlang herumstand, wenn irgend etwas Sehenswertes geschah: ein Zirkus gebaut, eine Spritze probiert oder ein Hund geschwemmt wurde. Dabei suchte er mit dem Bambusstöckchen, summt leise seine Leibstellen aus dem Erbkönig oder der Liebeslaube vor sich hin und suchte auf solche Weise die Mitwelt über seine wahre Lage hinwegzutäuschen. In seinem Mangel an häuslicher Ruhe und Behäbigkeit schloß er sich dem Bäder und Sangesbruder aus Bayern, den er seit der Hochzeit etwas gemieden hatte, wieder enger an und wurde von ihm in einer Kneipe in der Nähe des Friedhofs eingeführt, die im Volksmunde »Die letzte Träne« hieß und als besondere Spezialität die Bereitung von Kalbsbären pflegte. Kam er dann spät, doch mit auf-

gehelltem Gemüt nach Hause, so wiederholten sich die Vorwürfe in verstärktem Maße, ja, seine zarte Ehefrau ermannete sich sogar zu der Behauptung, daß es doch eigentlich recht und billig sei, wenn auch er etwas arbeite und zum Haushalt beitrage. Das machte ihn zunächst völlig sprachlos; er hatte bei einer Haselmaus alles andere erwartet als solche revolutionäre Anschauung. Dann sammelte er sich zu folgender stolzen Abwehr: »Weißte, Müünnchen, du hättest müssen en Schneider heiraten oder en Schuster, aber kein Künstler.«

Das konnte sie nicht beruhigen. »Wenn man nur an deiner Gottesgabe einen Fortschritt merkte,« sagte sie, »aber sie ist nicht mehr halb das, was sie früher war. Bei der Sonntagsmotette schlugen dir wieder die Töne um, und alle Leute guckten sich an.«

Diese Tatsache konnte er freilich nicht ableugnen, er erklärte sie aber damit, daß er in der Mutation stehe; sein Tenor verwandle sich in ein Baritönchen. Damit suchte er zugleich die Notwendigkeit seiner zahlreichen Spaziergänge zu beweisen; denn alle derartigen Übergänge könnten nur durch Zerstreuung und Bewegung in freier Luft reguliert werden.

In der »Letzten Träne« wurde dann und wann zur Belebung der Unterhaltung ein Spielchen gelegt, wobei Dietrich Emanuel Zwinscher in der Regel munter verlor. Im Anfang erschlich er sich bei Mina die Mittel zur Dedung, indem er angab, der Arzt habe ihm den Kehlkopf behandelt und verlange nun sein Honorar; dann aber mußte er kleine Wechsel ausstellen. Der Gedanke an die steigenden Schulden umwölkte sein Haupt, so daß er oft mißmutig in großen Filzschuhen umherschlurfte und ganz aufhörte, die Liebeslaube zu singen. In einer besonders schwermütigen Stunde, da brausen der Regen rieselte und Mina blaß und weinerlich an einem melancholischen Unterrock nähte, dachte er sogar daran, unter die geizigen Schinder und Schaber zu gehen und in seiner vielen Freizeit die Tischlerei wieder aufzunehmen. Da jedoch am nächsten Morgen ein Tag heraufstieg, der so lustig war, als wollte die Natur selber zu weiterem Schuldenmachen anreizen, so schämte er sich seiner Verzagttheit, fuhr in den Erbsengelben, setzte das Hütchen schief auf und nahm das Bambusstößchen. Als er durch

das Hausgärtchen wandelte, lernte er begreifen, daß die Fürsorgung mancherlei Mittel hat, um ein bedrücktes Menschenkind zu nähren. Es fielen ihm Zeilen eines alten Liebes ein:

Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großer Gnade rüden.

Und aller Kleinmut wich von ihm. Er tat einen fröhlichen Streich mit dem Bambus und setzte das Hütchen noch schief. Lachte ihm nicht von den Stachelbeerbüschen, die mit Früchten überladen waren, ein fröhlicher Erwerb entgegen? Verhielt nicht der Obst- anhang einen guten Verkauf? Lehnte nicht im Schuppen ein überzähliger Rechen zwecklos herum?

Er war sich allerdings von vornherein darüber klar, daß er solchen Wegen der Vorsehung nur im geheimen folgen dürfe, und er begann seine Ernte demgemäß des Nachts, als die Haselmäuse bereits schliefen. Aber sie glückte, und als er sich in die neue Erwerbspraxis erst etwas eingearbeitet hatte, gelang es ihm, sich die verschiedensten Dinge nutzbar zu machen. Eine alte Ofenplatte setzte er beim Altertums Händler ab; einen türkischen Schal, den seine Frau aus Sparsamkeit nur selten zu tragen pflegte, kaufte die Magd des Kirchners, und den gesprengelten Regenwetteranzug übernahm der Baper für eine Schuld, obwohl er ihn selbst nicht tragen konnte.

Seit den Kämpfen um die Nähmaschine fand der Verkehr zwischen den Schwestern nur noch schriftlich statt. Sie legten ihre Briefe in eine Nische, in Umschlag und förmlich adressiert: »J. H. Fräulein Dina Mieps, Atelier für Damenkleider« oder »J. H. Frau Mina Zwinscher, geb. Mieps, Atelier für Damenkleider«. In einer dieser Mitteilungen schrieb Dina, daß sie nachmittags punkt drei Uhr herunterkommen wolle, um die von der Mutter aufgesparten alten Taler im bewußten Geheimfach endlich zu teilen; denn da sie ihr Geschäft erweitern wolle, so sei sie genötigt, ihren gesamten Besitz zusammenzuziehen. Sie erschien auch, besuchsmäßig gekleidet und in feierlicher Röhle. Das bewußte Geheimfach, das sich hinter andern Schieblästen in einem ganz unvermuteten Winkel des Schrankes befand, wurde geöffnet — aber ein Schreden durchrieselte die Haselmäuse: die alten schönen

Kronen- und Siegestaler, sechs an der Zahl, waren verschwunden. Sie durchsuchten die Kästen fiebrisch von oben bis unten. Dann setzten die Verdächtigungen ein.

»Nur ein Eingeweihter kann der Spitzbube sein!« rief Dina.

Und Mina: »Wer ist der Eingeweihte, he? Oder sind die fünf Busch Stachelbeeren nicht in deine Einmachbüchsen gekommen?«

»Das verbitte ich mir!« zitterte Dina. »In meinen Töpfen ist keine Stachelbeere geschmort worden.«

So kam das Geschäftsgebaren des edlen Sängers an den Tag. Tiefe Erschütterung seiner Ehefrau war die Folge seiner Lebenskunst. Sie steigerte sich, als sie bei einer gründlichen Inventur die andern Abgänge in ihrer Wirtschaft bemerkte. Aus dem Dachgeschoß vernahm sie das Echo ihres Jammers, aus der gleichen schrecklichen Überrafung geboren. Rief sie unten: »Das Album für die Ansichtskarten ist weg!«, so kam es die Hühnerstiege herunter: »Mein silberner Kaffeelöffel ist hin!«

Dann fanden sich die beiden, halb unbewußt, bei der neutralen Nähmaschine ein, Dina mit kriegerischen Augen, Mina gekniet, von Tränen der Scham überströmt. Das Elend der Schwester wedte in Dina ein Gefühl wohlthuender Genugtuung. Aber ihre Überlegenheit machte sie großmütig. Sie konnte sich einige Augenblicke in ihrer eignen Güte, dann kam sie dem schwergeprüften Weibe mit einer vergebenden Sentenz entgegen: kein Großdenkender werde wegen der Ruchlosigkeit des Mannes über die Frau asterreden oder bösen Leumund machen.

Mina vergalt das Entgegenkommen, indem sie versprach, das durch den unwürdigen Schwager veruntreute Gut nach Möglichkeit wieder herbeizuschaffen, worauf Dina ihre Großmut bis zur förmlichen Verzichtleistung steigerte — ein Wettkampf, der auf beide so ergreifend wirkte, daß sie ihre Nührungstränen zusammenfließen ließen. Die gleiche Einbuße, die gleiche Enttäuschung, die gleiche Entrüstung schloß die Schwestern wieder zusammen. Sie reichten sich feierlich die Hände und versicherten einander Mut und Standhaftigkeit. Also gestärkt und verbündet, beschloßen sie Abwehrmaßregeln, die damit begannen, daß sie das Haus wie für eine Belagerung gewissenhaft abschloßen und die Fensterläden zusperrten.

Als der kunstreiche Sänger in später Stunde sorglos und fröhlich anlangte — er hatte für fünfzehn Groschen Stachelbeeren in Bier vertan —, da fand er jeden Eingang versperrt. Er pötte am Fensterladen und flötete sanftmütiglich: »Müna, mein Läden, gib den Schlüssel heraus!«

»Wir lassen keine Räuber herein!« kam es von drinnen als Antwort.

»Ich bin kein Räuber, ich bin dein Dietrich Emanuel.«

»Der hatte einen lieblichen Tenor. Du hast einen Sausack. Du hast uns die Taler gestohlen, den türkischen Schal, den silbernen Kaffeelöffel, das Ansichtskartenalbum und wer weiß was noch.«

Er legte sich aufs Parlamentieren, kam aber damit nur weiter vom Ziele; die Haselmäuse stärkten sich im Glauben an ihre gerechte Sache und verweigerten den Einlaß um so hartnäckiger. So wurde er energisch, pochte mit der Faust an die Läden, rüttelte an der altersschwachen Tür und brohte, ein Fach einzutreten. Die Nachbarn wurden munter, öffneten die Fenster und kamen im Nachtzeug auf die Gasse. Einer rief: »Der Graf von Gleichen kann nicht in die Burg. Seine zwei Weibsen haben die Zugbrücke aufgezo-gen.«

Dietrich Emanuel Zwinscher verbat sich jede Einmischung und erreichte damit das Gegenteil. Es erschienen immer mehr Strupplöpfe in den Fenstern, jeder wußte einen andern Rat. Der eine bot ihm seinen Badtrog als Nachtlager an, der andre seinen Ziegenstall, ein dritter griff sogar zur Ziehharmonika und sang dazu:

»Wie hat sich's doch so umgekehrt:
Da nun der Frau die Müß' gehört,
So will sie auch den Hut —«

Und der Chor heulte den Refrain: »Huhuhuhut!« Da es eine milde, sternenhelle Nacht war, schlugen einige vor, Stühle und Bänke heranzuschaffen, damit man der Entwicklung der Angelegenheit in Bequemlichkeit folgen könne. Da hielt es der Wütende für geraten, die Belagerung der Burg aufzugeben.

Der Graf von Gleichen suchte sein Heil in der »Letzten Träne«. Da saß noch der Bayer mit dem Wirt. Anfangs schienen sie von der Störung wenig erbaut, allmählich aber begann sie der Fall zu interessieren. Als einsichtige Männer rieten sie beide zur

Strenge, jede andre Lösung des Konflikts sei Halbheit. Der Wirt stellte sogar die These auf, eine gesunde Frau verlange nach Prügeln, durch Prügel werde sie anhänglich und treu. Das Bambusstöckchen Dietrich Emanuel Zwinschers wurde bemustert, aber zur Prozedur nicht geeignet befunden; der Bayer erbot sich, ihm seinen Teestrauch zu leihen, und auch der Wirt entschied sich für ihn. Nun wurden Exekutionspläne aufgestellt, Anreden an die widerspenstigen Weiber ausgearbeitet. Doch verwirrten sich die Sinne immer mehr, die Zungen wurden steif wie sterbende Weißfische. Dann sanken die drei schönen Häupter auf die Tischplatte und hoben sich erst wieder, als sie in der Frühe von einer schlappigen Magd mit Scheuerwasser besprengt wurden. »Gehst fürs erste mit auf mein Logis!« befahl der Bayer. So schlichen die beiden Säger auf einem Seitenweg aufs neue unter Dach, wo sie ihren Schlummer fortsetzten bis gegen Abend.

Der Graf von Gleichen erwachte mit dem Gefühl des Hungers und der inneren Anruhe. »Nazi!« schrie er. »Auf, Nazi! Wir haben ein Prima-Begräbnis verschlafen!«

Der Bayer fauchte und schnarchte schrecklich über den Verlust und schob alle Schuld auf die »ausgeschamten Weibsen, elendigen«. Er reizte und stachelte seinen Genossen wie einen Stier in der Arena und brachte ihn damit in solche Wut, daß er anfang, mit dem Teestrauch das alte vermottete Sofa auszuklopfen. In wilder Kampfesstimmung, die Brust von rachgierigen Lüsten geschwellt, rückte der Graf von Gleichen ab, um die Exekution auszuführen. Auf Umwegen gelangte er ungelesen ins Gärtchen hinter dem Hause, fand, wie er vermutet hatte, das Pförtchen offen und nahm heimlich den Schlüssel an sich.

Nichts ahnend saßen die Haselmäuse bei der Schneiderei, einträchtig um die Nähmaschine gruppiert. Die vorliegende Arbeit war wieder nach Gabe und Neigung verteilt. Jede hatte einen Zwieback neben sich, an dem sie von Zeit zu Zeit genügsam knuperten, ganz wie in alter Zeit. Da trat er ihnen mit dem Teestrauch gegenüber wie ein Tierbändiger, der unter Bestien tritt. Er stand kraftvoll aufgebläht, zog die Brauen zusammen, schob das Kinn vor, knirschte mit den Zähnen, sagte aber vorerst kein Wort. Es war eine furchtbare Stille, bis sich von

Dinas schmalen Lippen der Angstschrei löste: »Du hast die Tür nicht geschlossen, Mina!«

Detzt legte er los, jedes Wort unterstrichen. Dazu hieb er bei den Kernworten mit dem Teestrauch auf den Dedel der Nähmaschine, daß die Haselmäuse furchtsam quiettschten und wie von elektrischen Schlägen getroffen mit den durchsichtigen Händen an die Ohren fuhren. »Also fängt sich der Gottlose in der eignen Schlinge und muß zuletzt an seiner eignen Bosheit ersticken, wie da geschrieben steht: Er wird sie mit einem eisernen Zepter zerschlagen, wie eiserne Töpfe wird er sie zerschmeißen. Raun ist's ein Jahr, daß ich mit jener ehebrecherischen Frau am Altar stand und der Diener Gottes ihr die Worte ins Gewissen rief: Und er soll dein Herr sein. Und er soll dein Herr sein! Hat das elendige Weiberzeug die heilige Mahnung schon vergessen, oder hat sie der Teufel gegen den Strich gebürstet? So will ich ihnen weisen, wer Herr ist im Hause, Dietrich Emanuel Zwinscher, Mitglied des Kirchen- und Friedhofschores, Lehrer für Sologesang, oder zwei armselige Haselmäuse. Sollte aber doch eine von beiden etwas zu sagen haben, so mag sie vor mich treten und mag sich erleichtern. Aber dann ist's ihr letztes, das schwöre ich euch, dann zermalme ich sie.« Er hatte sich in Hitze geredet, die Betroffenheit und Hilflosigkeit der armseligen Weiblein gab ihm steigenden Mut. Die Schläge auf den Dedel der Nähmaschine fielen immer dichter, daß die Nachbarschaft meinte, es sei eine Maschinengewehrabteilung in der Nähe.

Keinerlei Widerrede folgte, nachdem er geschlossen hatte. Wieder stand er eine Weile in der Haltung und mit der Miene eines Tierbändigers. »Heran!« rief er. »Immer heran! Hat wirklich keine etwas zu erwidern? So will ich euch sagen, was not ist. Die eine schafft einen Liter Lagerbier, die andre brät mir eine Karbonade, aber nicht zu klein. Zum Teufel, zwei Weiber hat man im Hause, aber keine kocht was Rechtes! Suppengeschlampe oder Reismus mit Zucker und Zimt. Und dabei soll ein ausgewachsener Mensch bestehen, der einen aufreibenden Dienst hat bis zum Abend, ja bis in die Nacht hinein, dieweil sich das Weiberzeug in den Betten fielt und bid und faul schläft. Also Galopp, meine Damen! In einer halben Stunde muß alles fertig sein, sonst soll euch —«

Die Haselmäuse liefen dienstfertig davon; die Zoologiebücher hatten also völlig recht mit ihrer Angabe: In der höchsten Angst geben sie einen quietschenden oder zischenden Laut von sich, versuchen aber niemals zu beißen, sondern ordnen sich völlig dem Willen ihrer Bewältiger unter.

Auch später dachte keine an Auflehnung; unentwegt, wenn auch mit geheimen Seufzern, arbeiten sie für ihren Mann und Gebieter. Er ist die Seele des Geschäfts geworden, überwacht den Fortgang der Arbeit, feuert zu regem Fleiß an und ist mit ausschlaggebend bei der Festsetzung des Preises. Er schreibt die Rechnungen aus und geht nach Worte und Befehl, damit die Frauen ihre Arbeitskraft nicht unnötigerweise zu zersplittern brauchen. Bei diesen Beforgungen hat er angeblich immer viel Scherereien und ärgerliche Auseinandersetzungen, so daß es erklärlich ist, wenn er gewöhnlich lange ausbleibt und nach seiner Rückkehr ermattet aufs Sofa sinkt. Legt er sich auf eine andre Seite, so klumpert, rasselt und kracht es, und er klagt: »Eine Lust ist's wahrlich nicht, auf der alten Pritsche zu liegen. Aber wie soll's anders sein, wo das Weiberzeug die Federn jahrein, jahraus zusammenfügt?«

Wenn am Abend ihre Schneiderei und sein Mittagschläschen zu Ende ist, so sagt er: »Run wollen wir noch e bißchen im Garten schuffen!« Seine Arbeit besteht darin, daß er, auf eine Stange oder Fackel gelehnt, kommandiert und kritisiert, während die Haselmäuse herumwuseln und mit ihren dünnen Fingerchen krabbeln und tragen, hier Unkraut herauszupfen, dort Raupen vom Kohl lesen. Er hat sie auch unterwiesen, wie Grabstich und Sichel zu brauchen sind, und wenn sich eine ungeschickt anstellt oder nicht die nötige Kraft entwickelt, so wird er ungnädig und wettert und spottet über das armselige Weiberzeug, das sich ohne Mann im Kampf ums Dasein nicht behaupten könne. Doch bekommt ihm sein Tagewerk. Er ist voll, rund und glänzend wie eine Wassermelone, wiegt sich beim Gehen und schnippt mit den Fingern. Kurzzeit steht er dicht vor einer zweiten Mutation: sein Baritonchen ist auf dem besten Wege, sich zum Kontrabaß umzubilden. Es rasselt und schnarrt, wenn er seine neuen

Leiblieder singt: »Ab' immer Treu und Redlichkeit« oder »Im tiefen Keller sitz ich hier«. Im Kirchenchor darf er deshalb auch nicht mehr vorn stehen, sondern aus dem Hintergrunde wie aus einer Höhle läßt er seine Stimme vernehmen. Oft hat er sogar überhaupt keinen Anlaß, so daß es nur eine Frage der Zeit sein kann, ob er nicht den beschwerlichen Kirchen- und Friedhofsdienst ganz und gar aufgeben muß, um sich dann ausschließlich der Leitung seines Hauses und Geschäfts zu widmen. Für seine Gesundheit wär's von Vorteil. Denn durch die zerstörenden Einflüsse der Russen hat sein Verdienstsystem, wie er angibt, schwer gelitten. Er geht von Zeit zu Zeit zu einem Naturarzt und hat von ihm einen appetitanreizenden Tee und, alten Medizinal-Tofaier verordnet bekommen. Der kostet zwar viel Geld und den Haselmäusen manchen Seufzer; aber es wird ihnen so oft klar gemacht, ein Haushaltungsvorstand habe die heilige Pflicht, sich zum Besten des Ganzen zu erhalten, daß sie anfangen, es zu glauben.

Sie schlafen wieder wie einst dicht nebeneinander, doch nicht in ihrer ehemaligen geräumigen Kammer, sondern in einer der Pianokisten, die gerade groß genug ist, daß die beiden Bettchen stehen können. Da liegen sie still und ergeben und träumen von lang vergangenen besseren Zeiten; von der Kindheit, wo sie frei umherpringen und Blumen suchen durften; von der Schule, wo ihr Ruf in Religion und Schönschreiben durch keine Mitschülerin überboten wurde. Ist ihre Tagesarbeit besonders ergiebig gewesen, so leisten sie sich ein Stüd Rog-Drops, lusschen es mit Andacht, bis es ganz dünn ist, und halten es gegen das Licht, um aus den bunten Flüssen und Ringen allerlei märchenhafte Dinge zu deuten. Währenddessen streckt sich der Graf von Gleichen allein in der geräumigen Kammer, vorausgesetzt, daß er nicht in der »Letzten Träne« beschäftigt ist. Dort erfreut er sich allgemeiner Schätzung; denn er ist immer wohl aufgelegt und niemals ein Spielverberber. Doch auch einigen der Honoratioren hat er Interesse abgenötigt. Der alte farbassische Apotheker behauptet zum Beispiel, Dietrich Emanuel Zwinscher habe die einzige Möglichkeit gezeigt, wie das Problem des Grafen von Gleichen zu lösen sei.

Die Uhr wird schlagen

Von Otto Riemaß

Die Uhr wird schlagen, und ihr Hammer von Erz
Heiß dröhnen mitten an Englands Herz,
An Londons nebelverrammeltes Tor —
Unsre grauen Regionen siegreich davor,
Mag sein, mit blutender Stirn oder Hand,
Aber am blutenden Herzen von Engelland.

Die Uhr wird schlagen. In Spud und Schaum
Zerrinnt ein gleißender Lügentraum.
Beiß' neue Welten gegen uns auf,
Erlöse dir deinen Gott selbst zum Kauf,
Die Uhr wird schlagen mit eherner Kraft,
England, nun rüste zur Rechenschaft
Für alles, was du in Bier und Bahn
Dem Rechte, dem Frieden — und uns getan.

Narr, der du glaubst, deiner Völker Gemüth
Stände Wache an deinem Herrscherpfuhl!
Du rafftest die Erde in deine Taschen
Und knüpfst dich doch in die eigenen Maschen;
Doch war mit all deinem Gold nur zu kaufen
Das Feuer zum eigenen Scheiterhaufen.

Nach' hinter der Maske — die Stunde wird schlagen,
Und uns wird auf ihrer Schwinge sie tragen.
Sie drückt uns den Hammer in die Faust,
Der splittend auf deine Maske sauft.
Mit toten Augen noch fänden wir
Durch Meere von Blut den Weg zu dir.
Kein Schrecken zu tief, kein Nebel zu grau,
Kein Brute zu schamlos oder zu schlau,
Sie halten alle und alle den Lauf,
Den Zeiger der Stunde, England, nicht auf.

Und einmal wird aus den öden Ruinen
Der neue Völkerfrühling ergrünen —

Die Welt wird wieder an stillen Altären
Den Gott der Stärke im Frieden verehren.
Und wenn wir tief und am tiefsten gepflügt,
Das Heute und Morgen granitgleich gefügt
Und schweigend grüßen in erster Raft
Die Freunde, die Freude, die Arbeit zu Gast,
Wert unsers Blutes, so stolz wie frei —
Dann sei du nimmer und nimmer dabei.
Du stehe draußen vor dem Tor
Und mische dich in der Bettler Chor.
Dir springt kein Tor auf, dir blinkt kein Licht —
Wer bist du? Wer warst du? Wir kennen dich
nicht.

All die du riefest, das ekle Geschmeiß,
Es macht uns das Herz nicht kalt und nicht heiß.
Aber hundertfach glühender als unser Stahl
Soll brennen auf dir das verächtliche Mal!

Dann streife, ein einsamer Hasver,
Ruhlos und glücklos über Erde und Meer ...
Und sprichst du: „Ich warf der Hölle Brand
Von der Erde zum Himmel, über Wasser und
Land,
Hab' Gott und der Menschheit ins Antlitz ge-
schlagen

Und habe nun all ihren Fluch zu tragen,
Ein ewig brennendes Feuermaal —“
So sprichst du die Wahrheit — zum erstenmal.

Nach' hinter der Maske — die Stunde wird
schlagen,
Und uns wird auf ihrer Schwinge sie tragen,
Wir dröhnen an Londons verrammeltes Tor,
Unsre grauen Regionen siegreich davor ...
Laßt fröhlich die Adler meermwärts fliegen —
Die Uhr wird schlagen, und wir werden siegen.



Walther Klemm

Brücke

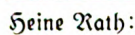
Neuzeitliche deutsche Holzschnitte

Von Dr. Robert Cormegh (Leipzig)

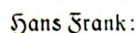
Die Kunst des Holzschnitts, das heißt die Kunst, in Holz Vertiefungen zu schneiden und mit den stehengebliebenen Flächen zu drucken, wurzelt in dem uralten Stempelschnitt. Ihn benutzten schon die römischen Legionäre, um ihr Eigentum zu bezeichnen; seiner bedienten sich ostasiatische Fürsten und Mandarine der frühesten Zeiten als Zeichen ihrer Würde und Amtsgewalt. Der Zusammenhang zwischen dem Schriftdruck und dem begleitenden Bildruck ergibt sich daraus, eine Beziehung, die am deutlichsten erhellt, wenn man daran erinnert, daß sowohl Ostasien wie Deutschland, die Länder der Blüte der Holzschnidekunst, die Wiege der schwarzen Kunst, mit beweglichen Lettern Bücher zu drucken, gewesen sind.

Allein es herrscht eine tiefgehende Verschiedenheit zwischen der Holzschnidekunst Deutschlands und Ostasiens, die erst seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts ausgeglichen wurde, seitdem durch die Bemühungen Jules de Goncourts und durch

die erste Pariser Weltausstellung die Kunst Ostasiens in Europa allgemeinere Würdigung gefunden hat. Das Unterscheidende liegt weniger im Technischen als in der Auffassung der Natur durch das Künstlerauge. Jede zeichnende Kunst — zu ihr gehört ja der Holzschnitt, der zuerst auf das Holz gezeichnet und dann geschnitten wird — will nicht Wirklichkeit geben, sondern eine Umschreibung. Charakteristisch will sie in Form einer Zeichensprache an die Wirklichkeit erinnern. Je deutlicher diese Form, um so ausdrucksvoller und lebendiger wirkt das Blatt. Aber in dieser Zeichensprache soll nicht nur die Wirklichkeit deutlich und erkennbar sein, sie soll vielmehr auch in den geistigen Gehalt der Dinge einführen, sie soll Beziehungen und Zusammenhänge aufdecken und knüpfen. Wenn zum Beispiel die Sonne durch radial geordnete Linien angedeutet wird, so ist damit nicht die Erscheinung ihrer Lichtstrahlen gekennzeichnet, an ihre Wirkung soll zugleich erinnert werden. Es grenzt die Holzschnidekunst an die Dichtkunst, als deren Begleiterin sie zuerst auftritt.



»Die altjapanische Kunst ist durchaus subjektiv. Das heißt, die Künstler standen mit tiefer Sympathie der Natur gegenüber und versuchten in sich das Gefühl anzufachen, als ob sie selbst Tiere, Blumen oder alles das seien, was sie zu malen wünschten; und die Gemälde wurden nur gemalt, wenn die Künstler sich bis zu diesem Punkt des Gefühls durchgerungen hatten. Daher brauchten sie weder Hintergrund noch Perspektive, und auch ihre Farben sind sehr einfach. Die westliche Kunst ist durchaus verschieden von der altjapanischen, sie ist objektiv. Das heißt, die Künstler malen alles so, wie es ihnen



Silberfasan

malerisch zugleich ist diese Poesie. So lautet sie zum Beispiel:

Oh, wenn wir das Rotwild schreien
und in den tiefen Tälern
auf fallende Blätter treten hören,
dann fühlen wir, wie so traurig der Herbst ist.
Alle Vögel hoch oben, sie sind davongeflogen,
und eine flodige weiße Wolke verläßt uns gleich-
falls.

Doch o seht den Berg von Reite!
Du und ich, wir werden nicht müde, einander
anzusehen.»

Künstler: »Ihre Art war weder subjektiv noch objektiv und sollte nur dem Auge gefallen. Selbstverständlich sind die Kompositionen gut, und die Kolorierung ist fein. Aber sehr edel ist diese Kunst nicht. Es ist seltsam, daß gerade diese Drude von den Europäern als typisch japanisch angesehen werden; denn ihr eigentlicher Ursprung war holländisch. Hokusai unterstand vielleicht am stärksten dem holländischen Einfluß. Er malte Hintergründe und beobachtete zuweilen sogar die Regeln der Perspektive. Sein



Karl Thiemann:

Winter in Dachau

Diese Kennzeichnung der altjapanischen Kunst und vor allem der Holzschnidekunst bezieht sich auf die ältesten Meister wie Hishikawa Moronobu, der allerdings, was meist vergessen wird, hundert Jahre nach Türer wirkte. Um die Wende von 1700 fällt die Blütezeit dieser Meister. Die Toriischule hat vor allem mit Erfolg Schauspielerdarstellung gepflegt. Von den in Europa am besten bekannten Meistern, wie Hokusai, Utamaro, Hiroshige, sagt derselbe

Lehrer war ein Japaner Shiba Kōkan, der die Ölmalerei von einem holländischen Künstler gelernt hatte.»

Wir erkennen aus diesen Worten Buscho Haras das Unterscheidende zwischen der Kunst Ostasiens und Europas und zugleich, wie wir über eine uns näherstehende Stufe dieser Kunst zu dem Fremden in ihr vorgebrungen sind. Sinnenkultur in höchster Blüte gibt alle ostasiatische Kunst, sei sie ganz subjektiv oder neige sie schon mehr

Aus der Sammlung der Galerie Ernst Arnold in Dresden wurden für diesen Aufsatz einzelne Blätter guter deutscher Holzschnidekünstler unsrer Zeit her-

Eine Vorbemerkung: alle diese Holzschnitte sind Originalholzschnitte, d. h. vom Künstler nicht nur auf das Holz vorgezeichnet, sondern auch selbst mit dem Schneidmesser oder Stichel bearbeitet. Das war weder bei Dürer noch bei Menzel und Ludwig Richter der Fall. Dürer zeichnete seine Entwürfe auf Langholztafeln, und Formenschnneider wie H. Andreaä, J. de Negker legten mit größter Reinlichkeit die Umrisse frei. Seit der Erfindung des Engländers Thomas Bewick, der an Stelle von Langholzplatten und Messer den Buchsbaumholz-Querschnitt und den Stichel benutzte, war gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein neuer Aufschwung der europäischen Holzschnitkunst eingetreten. Allerdings wurde dank

A full-page illustration of a woman in traditional Romanian folk costume, dancing. She wears a white blouse with red floral embroidery, a dark skirt, and red accessories. Her arms are raised, and she is looking upwards. The background is a textured, light brown color.

Leonhard Santo: Grete Wiesenthal in der ungarischen Rhapsodie

Art der Kunstübung der Allgemeinheit verständlich und schätzenswert zu machen: die Augen mußten sich an eine Formenwelt gewöhnen haben, die, wie ein Stichwort einen ganzen Satz, nur in Andeutungen Eindrücke wiedergeben durfte. Erzieherin in diesem Sinne war für uns alle das Plakat. Plakatwirkung werden wir im neuzeitlichen Holzschnitt allenthalben entdeden.

In ihren Bestrebungen um den farbigen Holzschnitt gehören die beiden in Böhmen geborenen, lange gemeinsam arbeitenden Künstler Walther Klemm und Karl Thiemann zusammen.

Klemm wirkt zurzeit als Professor für Holzschnittenkunst an der Weimarer Kunsthochschule. Betrachten wir seine »Enten« in ihren verschiedenen, doch jeweils charakteristischen Stellungen, dann hebt bei allem Anklang an japanische Vorbilder ein eignes nahes Ver-

hältnis zu der Natur und ihren Geschöpfen dieses Blatt über eine bloße Nachahmung empor. Unter den Japanern ragt neben Hofusai als Meister des Tierbildes Korijsai (blühte von 1772 bis 1780) hervor. Sein Kranich im Schnee oder bei Sonnenuntergang, sein Vogel Hoo (ein Fabeltier wie der Vogel Rot), seine Enten im Schilf bleiben für alle Zeit vorbildlich. Wie ernst und gründlich der Künstler in seinen Beobachtungen des Tierlebens vorgeht, beweist eine Äußerung Klemms, entnommen Hans W. Singers Werke »Die moderne Graphik« (Leipzig 1914, E. A. Seemann): »Es interessiert Sie vielleicht, daß ich, um die Blätter des Vogelbuches und Tierbuches, etwa die »Blaumeisen«, »Kleiber«, »Reiber«, »Hasen« usw., zu machen, stundenlang im Gestrüpp und Moor auf dem Bauche oder Rücken liege, mit einem Feldstecher als Waffe. Später zeichne ich aus dem Gedächtnis hunderte Male die gesehenen Bewegungen und Stellungen des



Charlotte Rollius:

Stilleben in weißer Schale

Getiers. Aus diesem »Material« komponiere ich dann das Bild. Ich habe die Kurve nach dem Osten mit voller Absicht gemacht. Ich habe einige Blätter Hiroshiges frei nachgebildet, um »dahinterzukommen«. Klemm ist »dahintergekommen«, wie wir sahen, und so konnte er in den neueren Arbeiten die »Kurve nach dem Osten« verlassen. Freilich ganz verleugnen kann niemand die Schule, die er durchlaufen hat. Auch in den beiden Brücken Klemms ist die Flächenfüllung, die Wiedergabe des Momentanen noch ostasiatisch, dennoch waltet der Künstler ganz frei nach seinen Absichten. Das wird am deutlichsten, wenn man sich bei der »Brücke im Regen« das Blatt Hiroshiges aus der Serie der Tosaïdo-Landschaften »Regenschauer am Abend« vergegenwärtigt oder es danebenhält. In gleicher Schärfe der Charakteristik wird die Wirkung des Regens auf beiden Holzschnitten dargestellt, allein in der Verwendung der Figuren in der starken, strichartigen Be-

tonung des Regens ist gegenüber Hiroshige ein Element, entnommen der alten deutschen Holzschnidekunst, hinzugekommen, das dem Eigensten des Künstlers entstammt. Das gleiche läßt sich bei der Darstellung des Wassers erweisen; wo ellipsoide Formen aus dem Holz gegraben sind, die in ihrer Nebeneinanderstellung und Anordnung ein deutliches Zeichen für leichtes, langsamfließendes, vom Regen gespeist Wasser geben.

Nach dem hiermit Ange deuteten bedarf es bei der »Kettenbrücke« nicht vieler Worte.

Nur auf die Strahlung der Abendsonne sei hingewiesen, die hier im Sinne meiner Einleitung nicht das Licht wiedergeben soll (denn die Schatten, die deutlichste Wirkung des Lichtes, fehlen), sondern die Gesamtheit soniger Wirkungen: Wärme, Abendfrieden usw.

Ich möchte noch zwischen Klemm und Karl Thiemann wegen der deutlichen Beziehung zu Klemms Tier-



H. Foerster:

Am Deich

bilbern die »Silberfasanen« Hans Frank einfügen. Dieser Künstler — vielleicht liegt es auch am Motiv — hängt mehr als jener von den Japanern ab. Das Ausparen der weißen, klar umgrenzten Flächen des Papiers als farbige Wirkung im Bilde ist nach dem Muster Ostasiens gut gelungen. Es wird durch die glückliche Gruppierung der Farben das farblose Weiß als Ton in die Harmonie hineingezogen. Die Japaner empfinden dieses Weiß so stark als Farbenart, daß sie es bei Gewandteilen mit Blinddruck, d. h. Mustern ohne Farbe, verzierten.

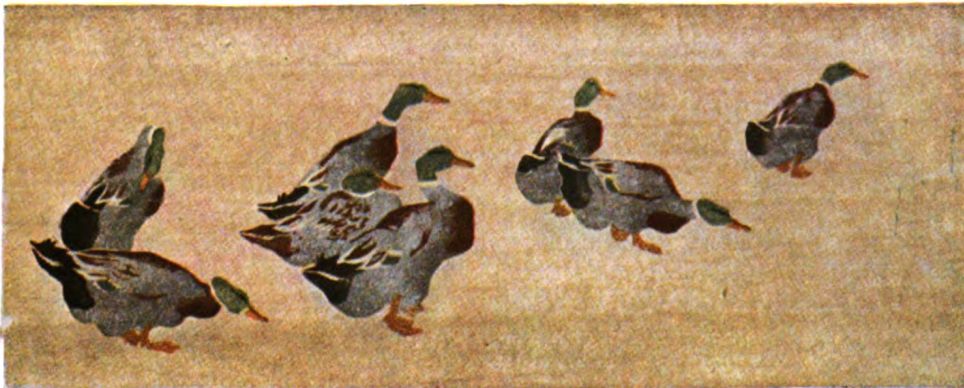
Karl Thiemann holt sich seine Motive

im Flecken Dachau bei München. Klemm gegenüber, der die Farben zusammenstimmt und ausgleichend abwägt, ist Thiemann bunter, plakatartig draufgängerischer. Auch arbeitet er mit weniger großen Flächen als Klemm, um in seinen kräftigen, ungebrochenen Farben nicht aufdringlich zu werden. Der »Winter in Dachau« gibt ein deutliches Bild seiner Art. Wie notwendig dabei jede Einzelheit zum Ganzen steht, kann man sich vor Augen führen, indem man durch Zukneifen der Augen die mittlere Figur

mit rotem Kopftuch und roter Schürze hinwegnimmt. Sofort wird der Schnee und der Himmel matt. Das Strahlende eines klaren Wintertages schwindet.

Eine ganz andre Behandlung der Landschaft mit Unterdrückung aller Umrißlinien im Sinne der impressionistischen Kunst zeigen H. Foerster und seine Rath in ihren Werken. Farbensymphonien im Druck, fein

ausgeglichen wie die farbigen Blätter eines Hiroshige, strebt Rath an. Die schärferen Betonungen kleiner Einzelheiten — so die hellen roten Geranien — dienen nur der Gesamtwirkung. Sie lassen uns doppelt die zarte Abtönung des Mittel- und Hintergrundes empfinden. Die Kunst des Weglassens wird in diesem Blatt besonders glücklich geübt, Details der Zeichnung und der farbigen Abstufungen sind überall vermieden, und doch bleibt alles deutlich und charakteristisch. Nichts geht uns von dem schönen Bau Daniel Pöppelmanns verloren. Die erzählende deutsche Auffassungsweise



Walther Klemm:

Enten

verbindet sich mit Japans Form in Foersters »Am Deich«. Wie der Obstverkäufer, die Arme in die Seiten gestemmt, die Frau erwartend und fragend anblickt, das läßt uns, wenn wir den Mann im Segelfahn noch hineinbeziehen, leicht eine Novelle ausspinnen. Das starke Schwarz in der Kleidung der Frau, das Zurücktreten der Männer in ihrer lichterem Farbigkeit läßt das Symbolische in diesem Kampf ums Weib noch deutlicher werden. Vielleicht lag das Novellistische nicht in der bewußten Absicht des Künstlers; aber unbewußt ließ er die Farben reden. In der tonigen Ausgeglichenheit steht das Blatt den Landschaften Naths nahe.

Die Vielseitigkeit japanischer Anregungen, wie jeder Künstler andres, seiner Art entsprechend, aus der Holzschnidekunst Japans aufnimmt, beweist Leonhard Fanto, der in Dresden ansässige Wiener Künstler. Sein eigenstes Gebiet bilden Entwürfe für Theaterdekorationen, und aus den Figuren entwickelte er die scharf umrissene Einzelfigur im Holzschnitt. Unjapanisch ist

in seiner Kunst vor allem die Freude am Bunten, die an slawische Volkskunst gemahnt. Wundervoll wird auf unsrer Abbildung (S. 228) die Verzüdung der graziösen Tänzerin bei den Klängen der ungarischen Rhapsodie wiedergegeben. Und auch die Buntheit empfinden wir als organisch notwendig an diesem Blatt. Wie in den ungarischen Weisen langsam Verhaltene mit grellen, aufbläuernden Rhythmen wechselt, wie ein Rhythmus plötzlich in den andern überspringt, so soll die Buntheit grell aufrauschen neben dem gelassenen Linienspiel des Umrisses der Erscheinung.

Die jüngstvergangene Zeit der Malerei, unter dem Einfluß der Kunsttheorien eines übertriebenen Impressionismus stehend, verachtete das Motiv und legte die Betonung auf die Form, ohne sich klar zu werden, wie Form und Gehalt untrennbar miteinander verbunden sind. Jeder Vorwurf bedingt, richtig erfasst, seine eigne Formung. Ein Blumenstilleben verlangt andre Behandlung als eine Landschaft oder ein Menschenantlitz. Wäh-



Carl Moser:

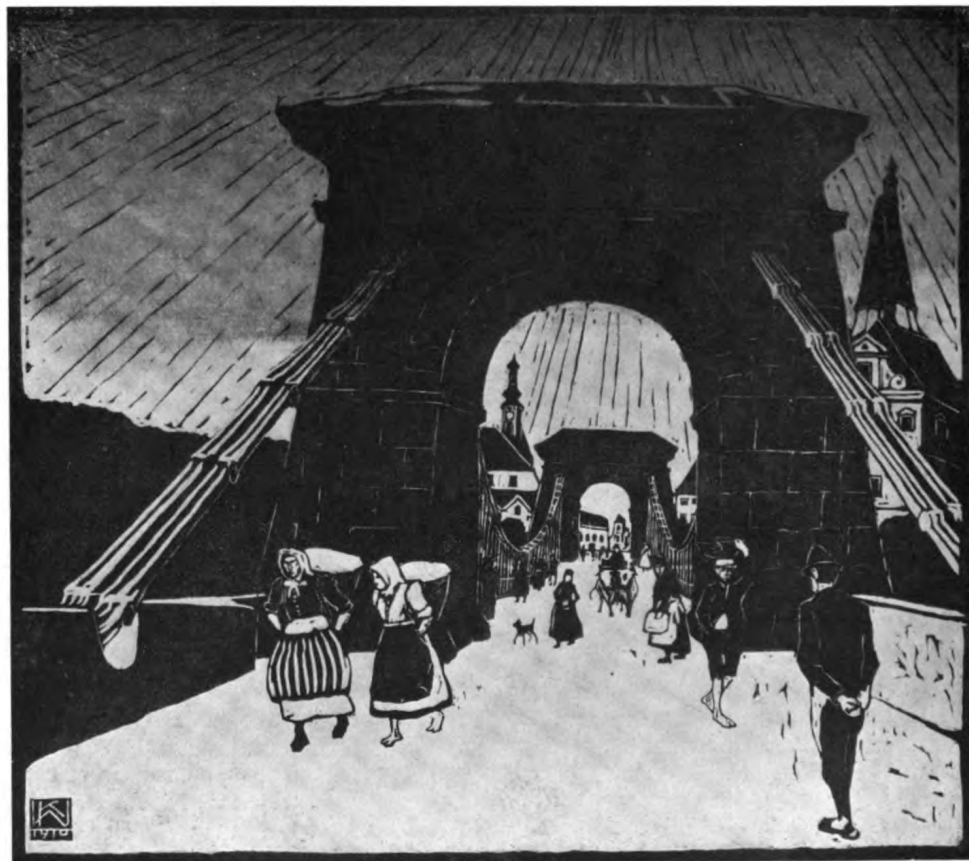
Sarnerin

rend wir in einer Landschaft meistens die Gefühlswerte des in ihr Erlebten lieben, während Erinnerungen mitbestimmend auf unsre Augenfreude wirken, also Geistiges zum Sinnengenuß als Steigerung oder Hemmung hinzutritt, wendet sich das Stilleben nur an unsre Sinne.

Wie tief die Stimmung des in ihr Erlebten den Blick für eine Landschaft erhellte oder trübte, brüden am schönsten Goethes Worte aus, als er vom Straßburger Münster die Landschaft zu seinen Füßen betrachtete. »Noch sind keine Leiden und Freuden, die sich auf uns beziehen, darauf verzeichnet: diese heitere, bunte, belebte Fläche ist noch stumm für uns, das Auge haftet nur an den Gegenständen, insofern sie an und für sich bedeutend sind, und noch haben weder Neigung noch Leidenschaft diese oder jene Stelle besonders herausgehoben; aber eine Ahnung dessen, was kommen wird, beunruhigt schon das junge Herz, und ein

unbefriedigtes Bedürfnis fordert im stillen dasjenige, was kommen soll und mag, und welches auf alle Fälle, es sei nun Wohl oder Weh, unmerklich den Charakter der Gegend, in der wir uns befinden, annehmen wird.«

Vom Stilleben dagegen fordern wir nur Sinnenfreude. Die Farbenzusammenstellung, der samtene Glanz der Blätter sprechen die Augen oder den Tastsinn an. Immer sind es reine Gefühlswerte, aus denen hier die Freude quillt. Noch deutlicher wird die Abhängigkeit der Form vom Motiv, wenn ich an ein Menschenantlitz denke. Jedes Alter besitzt eine eigne Schönheit. Wie wir aus den Stellungen der Gesichtsmuskeln Weinen und Lächeln herauslesen, weil unter diesen Gemütsstimmungen unsre eignen Muskeln sich verziehen, so spiegelt die Schönheit jedes Lebensalters für uns ein Erlebnis wider. Beim Kinde fesselt die Unberührtkeit, die sorglose Freude am Dasein, Jüngling und Jungfrau deuten uns die Frühlingsstürme



Walt her Klemm

Rettenbrücke

des Lebens, das unbewußte Aufdämmern einer Schuld, an der alle tragen müssen — Menschenlos. Dem Manne hat Sorge und Kampf eine eigne Veredlung gegeben, und die Gattin hat Weibeschicksal, Mutterglück und -sorge geheiligt. Stille ist über das Alter gekommen, und wie der Abendglanz der Sonne auf wellenlosen Teich Glanz in breiten Flächen legt, so leuchtet Abgefärbtheit und Milde aus den Blicken, den Runzeln und Fältchen der Greisengesichter. Im Kind und Greis finden sich die Geschlechter wieder; die trennende Kampf- und Liebestellung fehlt bei Beginn und im Abgesang des Lebens. Solche Erwägungen müssen überzeugen von der Wandelbarkeit der Form bei der Darstellung der einzelnen Motive. Auch Geistiges — braucht man das zu sagen? — hat starke Realität, läßt sich nicht unterdrücken.

Wie die Technik des Holzschnitts diese verschiedenen Aufgaben dem Geistigen gegenüber löst, kann am besten eine Nebeneinanderstellung des »Zwingerbildes« von Rath, des »Stillebens in weißer Schale« von Charlotte Kollus und der »Särnerin« (Bewohnerin des Tiroler Sarntals) von Karl Moser-Bozen aufklären. Alle drei Blätter halten sich an japanische Holzschnittart, sie lieben das Verschwinden der Übergänge eines Tons in den andern, sie weichen einer starken Umrißlinie aus. Und doch! Wie wirkt die bläuliche Silhouette des Dresdner Zwingers als Ganzes geschlossen, wie steht das Bauwerk als Ganzes, als Denkmal in seiner Umgebung! Anders Blumen und Früchte. Im Stilleben hat jede von ihnen das Einzelsein verloren, nur im Zusammenhang und Zusammenklang behält sie Wirkung und Wert. Die weiße, fassende Schale eint in ihrer hellen Greltheit die bunte Fülle. Neben diese lebendige Farbenpracht stellt sich die gedämpfte Tönung des Teppichs und der Wand, um uns sinnfällig den Gegensatz



Martha Cunz:

Konzert

zwischen dem Leben in Blume und Frucht gegenüber den toten Dingen vor Augen zu führen.

Bunt ist auch Puz und Tracht der Särnerin, aber das frische Gesicht mit dem roten, lachenden Mund überstrahlt alle Farben. Die Lustigkeit der Gesichtsfarbe steigert noch die in matterem Rot gehaltene Nelke hinter dem Ohr. Sie stellt zugleich eine farbige Verbindung her zwischen dem dunklen Haar und dem hellen Gesicht.

Den äußerst möglichen Verzicht auf Umriß zeigt Martha Cunz in ihren Holzschnitten. Sie druckt plakativ, in glatten Flächen, seien es Farben, wie in ihren guten Gebirgslandschaften, oder Töne, wie in dem hier abgebildeten »Konzert« (S. 233). Auch sie ist in ihrer impressionistischen Form Schülerin Ostasiens. Um einen Apfelblütenbaum anzudeuten, dessen Ergänzung der Weiterarbeit unsrer Phantasie überlassen wird, läßt der Japaner von ungefähr ein Blütenzweiglein ins Bild ragen. Diese äußerste Form des Impressionismus lebt genau wie

in der Malerei in der japanischen Dichtkunst. Es ist interessant, zu beobachten, wie sie den Stil der Kunststift und von dort den der Romane der Gebrüder Goncourt beeinflusst hat. In unsrer Zeit wirkt die Charakterisierung durch Schlagworte ohne Präbilität alltäglich. Wir haben uns an Anadoluth in der Dichtkunst gewöhnt. Vom Bildrand überschnittene Teile, die ein Ganzes andeuten, Einzelfiguren für eine Masse gleichen dem Anadoluth in der Sprache. Eine Mehrzahl um ihn herum sitzender Geiger deutet die überschnittene Figur links unten an. Durch die Diagonalstellung der Reihen der Zuhörer ersetzt der gegebene Teil eine große Masse. Überall muß unsre Vorstellungskraft ergänzend eingreifen, genau wie wir bei flüchtigem Hinsehen im gewöhnlichen Leben tun. Wir haften auch da niemals am Einzelnen, unsre Augen tasten nicht die Gegenstände ab. Ein Blid — und das bloße Erkennen genügt schon zur Orientierung. Wie mangelhaft oft dieses schnelle Erfassen in der Natur, zeigen plötzliche Fragen nach Einzelheiten des Geschehenen.

Wir wären am Ende mit unsrer Darstellung, wollten wir nicht als Schlußstück unsrer kleinen Zufallsammlung gerade im Gegensatz zu der Plakatwirkung dieses Holzschnitts von Cunz eine reine Umrißzeichnung setzen.

Auch dieser Holzschnitt ist trotz seiner Verschiedenheit von den vorangegangenen ohne Japan undenkbar. Aber während die andern ihre Vorbilder in jener japanischen Kunst suchten, die der unsern näher steht, die Buscho Hara als weniger edel verwirft, geht der »Zeitungsleser« von Richard Graef-Dachau auf die früheste japanische Holzschnittekunst zurück. Klare, eindeutige Umrisse deuten in einer stenographischen Abkürzung Natur und Gefühlsäußerungen an. Ich denke an das »Ise monogatari« vom Anfang des 17. Jahrhunderts oder an die Schnitte Hishitawa Moronobus. Jedenfalls: eindeutiger und sinnfälliger, als es dieser Dachauer mit den wenigen kräftigen Strichen zuwege bringt, läßt sich die Anteilnahme des Lesers an seinem Stoff kaum schildern. Glas, Flasche und Zigarre sind beiseitegeschoben, sie beherrschen die eine Hälfte der Bildfläche. Das Zusammenfließen aller andern Linien nach Händen und Bart des Lesenden ist eine zeichnerische Andeutung für das tiefe Versunkensein all seiner Gedanken in das Zeitungsblatt.

Wie stark auf mich diese Konzentrierung des Zeitungslesers auf seinen Stoff wirkt, möge mein Wunsch ausdrücken, daß ich stets solche Leser für meine Aufsätze und Bücher haben möchte, wie offenbar dieser Herr einer ist.



Richard Graef-Dachau:

Zeitungsleser

Wie urteilen wir über die Heilsarmee?

Von Universitätsprofessor D. Dr. Martin Schian (Gießen)

Es ist jetzt etwa ein Vierteljahrhundert her, daß die Heilsarmee ihre Arbeit in Deutschland begann. So ungewohnt war dem deutschen Volke ihre Art, so wenig stimmte sie zu den Begriffen, die es von religiöser Arbeit hatte, daß ihr so ziemlich in allen Schichten unverhohlene Abneigung begegnete. Die Polizei machte Schwierigkeiten. In Stuttgart untersagte sie zeitweilig die Abendversammlungen; zugleich verlangte sie, daß die Zeit des sonntäglichen Gottesdienstes von Versammlungen frei bleibe. In Worms wurden die Veranstaltungen nach kurzer Frist vollständig verboten. Als in Kiel ein Angestellter der Heilsarmee die polizeiliche Erlaubnis für Versammlungen nachsuchte, wurde er, ein Ausländer, kurzerhand ausgewiesen. Während die oberen Zehntausend sich kühl ablehnend verhielten, erfüllten Angehörige der unteren Stände die Säle, in denen die Heilsarmee ihr Werk begann, mit Tumult. Mir ist noch sehr lebhaft in der Erinnerung, wie damals gerade die religiös und kirchlich Gesinnten mit Abscheu und Entrüstung die Profanierung der Religion durch die lärmende, unfeierliche, für unser Empfinden oft geradezu lächerliche Art der Rede und des Gesanges verurteilten. Man denke: fromme Lieder nach der Melodie von »Heil dir im Siegerkranz« oder »In einem kühlen Grunde« gesungen! Daß die Heilsarmee gar Frauen als Leiterinnen und Rednerinnen auftreten ließ, verstärkte die Antipathie. In Zürich richtete der evangelische Synodalrat ein Anschreiben an Pfarrämter und Gemeinden, das mit dem Satze begann: »Es widerspricht aller guten christlichen Sitte und dem Wortlaut der bestimmten apostolischen Vorschrift, wenn Frauen, wie dies in der Heilsarmee geschieht, in so hervorragender und auffälliger Weise öffentlich hervortreten und in der christlichen Gemeinde das große Wort führen.« So geschah in der freien Schweiz im Jahre 1889! Nebenbei gesagt: welche Illustration des Wandels der Anschauungen in einem einzigen Vierteljahrhundert! Welches Feld hat die Frauenbewegung seitdem erobert! Welche Fortschritte hat auch die

kirchliche Betätigung der Frau seitdem gemacht!

So damals. Und jetzt? Die jüngste Statistik, die die Heilsarmee selbst zusammengestellt hat, verzeichnet für Deutschland 164 Korps und Vorposten (also größere und kleinere Stationen), 475 Offiziere und Helfer. Sie berechnet die Zahl der Zuhörer »in der Halle«, also in geschlossenen Räumen, auf 1 062 309, im Freien auf 194 180, zusammen auf 1 356 489. Nach welchem Grundsatz diese Ziffern gewonnen sind, ist nicht deutlich mitgeteilt; wahrscheinlich sollen sie die Summe derer angeben, die im Laufe eines Jahres an Veranstaltungen der Heilsarmee in Deutschland teilgenommen haben. Auf alle Fälle kann die Heilsarmee ein gewaltiges Wachstum verzeichnen. Es gibt wohl keine große und wenige größere Städte, die sie nicht in irgendeiner Form in Angriff genommen hätte. Freilich kann sie keineswegs überall glänzende Erfolge verzeichnen. In der Großstadt Frankfurt a. M., in der ich ihren Versammlungen in den letzten Jahren wiederholt beigewohnt habe, verfügt sie nur über einen einzigen, äußerst bescheidenen, niedrigen Saal in einer ziemlich abgelegenen Vorstadtstraße; und die Zahl der Teilnehmer war an den Sonntagabenden, auch wenn »Extraversammlung« angekündigt war, regelmäßig sehr gering. Auf dem Lande hat sie so gut wie gar keine Fortschritte zu verzeichnen. An England und Amerika gemessen, ist der Erfolg in Deutschland immer noch klein. 9004 Korps und Vorposten zählt die Heilsarmee in der ganzen Welt; die 164 deutschen bilden also nur einen sehr bescheidenen Teil davon. Und sicherlich sind die deutschen Posten längst nicht die stärksten. Aber man mag diese einschränkenden Beobachtungen noch so stark betonen: für die kurze Zeit ihrer deutschen Arbeit, für die außerordentlichen Schwierigkeiten gerade dieser Arbeit ist der Fortschritt doch sehr beträchtlich zu nennen.

Um so dringender ist die Notwendigkeit, zur Heilsarmee Stellung zu nehmen. So viel steht ja schon fest: wir haben uns

allmählich mit ihr abgefunden. Das Vierteljahrhundert hat genügt, um die lieben Deutschen an das fremdländische Gewächs zu gewöhnen. Was wir sonst im gleichen Zeitraum erlebt haben, hat zu solcher Gewöhnung geholfen. Vor 25 Jahren wurde jeder Angehörige einer andern Menschenrasse auch in den Straßen der deutschen Großstädte wie ein Wundertier betrachtet; heute geschieht das nur noch in der entfernteren Provinz. Vor 25 Jahren erregte jede Zeitungsankündigung religiöser Versammlungen von unbekanntem Herkommen und ohne landeskirchliche Legitimation Aufsehen; heute haben Apostolische und Neuaustolische, Adventisten und andre Gemeinschaften dafür gesorgt, daß wir Derartiges gleichmütig hinnehmen. Die Gemeinschaftsbewegung mit ihren durch auffallende Plakate angezeigten Evangelisationen, die Zeltmission mit ihren ganz neuen Formen haben dazu geholfen, daß unsre Nerven abgestumpft wurden. Wir wundern uns so leicht nicht mehr, auch nicht über sonderbare Methoden der religiösen Agitation. Die Aussicht, eine Frau öffentlich sprechen zu hören, zog damals viele an; heute ist uns das durchaus nichts Neues mehr. Wir haben uns, wie an viele und vielerlei Erscheinungen der religiösen Werbetätigkeit, so auch an die der Heilsarmee gewöhnt. Selbst an die Hallelujamädchen, die uns abends im Restaurant den »Kriegsruf« anbieten, und an ihre wenig schöne Kopfbedeckung. Hier und da mag ihnen noch ein Spottwort nachfliegen; zuweilen stört einmal ein Betrunkener eine ihrer Versammlungen; aber das alles begegnet selten. Die Heilsarmee gehört jetzt schon zum Kirchenzettel vieler Großstadtzeitungen; ihre Uniform ist ein Bestandteil des Straßenbildes unsrer Großstädte.

Sicherlich hat auch die Methode der Heilsarmee selbst manches zu dieser Entwicklung beigetragen. Sie hat begriffen, daß England und Deutschland nicht nach dem gleichen Schema zu behandeln sind. Sie lernte bald auf die ernstere deutsche Art eingehen. In London ist die Versammlung im Freien allgemein üblich. Abend für Abend stellen sich bekanntlich am Eingang zum Hyde Park die Söldlinge der mannigfaltigsten Organisationen auf und halten ihre politischen, sozialen und religiösen Reden; und um jeden, der halbwegs reden kann oder

der sonst über irgendeine Attraktion verfügt, sammeln sich in größerem oder kleinerem Kreise Gruppen von Hörern. In diese Verhältnisse paßt die Straßenpredigt genau hinein. Wir in Deutschland kennen diese Praxis nicht, und es ist wenig Aussicht, daß sich die Rede im Freien gerade als religiöse Predigt einbürgere. So hat die Heilsarmee diese Form der Agitation, sie hat die öffentlichen Umzüge und manches Ähnliche zurücktreten lassen; sie hat sich einigermaßen unsern Sitten angepaßt. Fast scheint mir, daß auch der Verlauf ihrer Hallenversammlungen in Deutschland ruhiger ist als in England. Zwar sind die Beobachtungen des Einzelnen in diesem Stück naturgemäß unvollständig; aber ein solches Musikgetöse, ein so heftiges und anhaltendes Händeklatschen der gesamten Hörerschaft nach dem Takt der Gesänge wie einst in der großen Halle am Oxford-Circus in London habe ich jedenfalls hierzulande nie erlebt; es wird auch kaum vorkommen.

Aber ich glaube nicht, daß der Wandel in der Stimmung gegenüber der Heilsarmee allein auf diese Umstände zurückgeführt werden kann. Wir haben ja erlebt, daß ihre Arbeit von deutschen staatlichen und städtischen Behörden unterstützt worden ist! In Hamburg hat der Staat, in Mainz hat die Stadt ihr Beihilfen bewilligt! Auch sonst hört man Urteile, die über das Maß des Sichgewöhnens, Sichhineinfindens, Ertragens weit hinausgehen, Urteile voll Anerkennung und voll Lobes. Solche Urteile und Hilfe verbannt die Heilsarmee nicht ihren religiösen Versammlungen, nicht ihrer Bußbank und ihrem »Kriegsruf«, nicht ihrem militärischen Charakter, sondern lediglich ihrer sozialen Arbeit. Von Jahr zu Jahr hat sich diese Arbeit stärker entwickelt, von Jahr zu Jahr die Aufmerksamkeit kräftiger auf sich gezogen. Am bekanntesten sind die Männerheime, jetzt in Deutschland 14 an der Zahl. In ihnen wurden in eines Jahres Lauf 665 901 Einzelmahlzeiten ausgegeben, 295 751 Nachtquartiere gewährt. Die Insassen halten sich in ihnen je nach den Umständen kürzere oder längere Zeit auf. Daneben bestehen 7 Rettungsheime, in denen 447 Mädchen Aufnahme fanden, 1 Logierhaus für Mädchen, das 1901 Mädchen billiges Logis und Mahlzeiten gab, 1 Wöchnerinnenheim, 1 Wochenpflegestation, 1 Kinder-

heim, 5 Samariterposten. Von diesen Posten aus wurden — immer nach den eignen Angaben der Heilsarmee — in Jahresfrist 656 Kranke gepflegt und 3446 Besuche gemacht. Auch Armenpflege treibt die Heilsarmee; 1003 Arme hat sie in einem Jahre mit Nahrungsmitteln und Kleibern bedacht. Diese soziale Hilfsarbeit auf deutschem Boden ist nur ein kleiner Teil der gesamten Arbeit, für die alle Zahlen anzugeben hier zu weit führen würde. Der soziale Gedanke ist — man mag sagen, was man will — bei uns eine Macht; das soziale Hilfsbedürfnis ist groß. So ist's denn der Heilsarmee gelungen, durch diese Arbeit Freunde zu gewinnen, viel mehr, als ihr durch ihre religiöse — sie selbst sagt: »geistliche« — Arbeit je gelungen sein würde.

Man darf vermuten, daß die besondere Art ihrer sozialen Arbeit geeignet war, gerade auch in Deutschland Anerkennung zu finden. Es ist richtig, daß die Heilsarmee sich nicht scheut, dort anzufassen, wo es am schwersten ist. Bekannt ist, daß ihre Arbeiter gerade Verzweifelte und Verlorenen nachgehen, daß sie ihr Augenmerk besonders auf Lebensüberdrüssige gerichtet haben, und daß sie ihre Heime ohne lange Vorverhandlungen als Rettungshafen im eigentlichen Sinne des Wortes den Schiffbrüchigen des Lebens öffnet. Es ist auch möglich, daß ihre Arbeit von manchen mit den politischen Zuständen verquidt und als besonders aussichtsvolle Gegenwirkung gegen die Sozialdemokratie begrüßt wird. Gerade an dieser Gedankenverbindung wird die Heilsarmee selbst aber kaum teilhaben. Im übrigen tut sie, die nie die Reklame gescheut hat, das Ihrige, um das soziale Werk in den Vordergrund zu schieben. In der mehrerwähnten Statistik, die den vom Berliner Hauptquartier herausgegebenen »Strahlen im Dunkeln« entstammt, ist die soziale Arbeit vorangestellt; die »geistliche« Arbeit kommt hinterher, obwohl das weber durch die geschichtliche Entwicklung noch durch das Größenverhältnis der Zahlen begründet ist. Die Heilsarmee rühmt, es gebe wohl niemand, der die Nöte und Leiden des kleinen Mannes besser kenne als ihre Gelboffiziere. »Sie haben den Finger immer auf dem Puls des wirtschaftlichen Lebens, und wenn es in dem großen Organismus zu Störungen kommt, so merken sie es am allerersten.«

Sie versuchen dann, so heißt es weiter, Rat zu schaffen, Arbeit zu finden, um die Hungernden zu speisen, die Frierenden zu wärmen. Sie wollen ja Seelsorger derer sein, um die sich niemand sonst kümmert! Diese Sprache macht natürlich Eindruck. Setzt dann in besonderen Notzeiten, bei Arbeitslosigkeit usw., die Heilsarmee das, was sie tut, durch geeignete Notizen in den Zeitungen ins rechte Licht, so ist ihr Dank und Unterstützung sicher. Hier liegt eine der wichtigsten Erklärungen für die veränderte Einschätzung der Heilsarmee.

Das Urteil über die Heilsarmee hat sich also zu ihren Gunsten gewandt. Dürfen wir uns mit diesem Urteil, wie es jetzt ist, begnügen? Heißt das, eine Erscheinung wie sie hinreichend verstehen, klar einschätzen, wenn man sich mit ihrer Existenz abfindet und ihre soziale Arbeit begrüßt oder auch unterstützt? Man sagt, es sei dem Deutschen eigentümlich, daß er den Dingen auf den Grund geht. Gehen wir mit dieser Haltung gegenüber der Heilsarmee ihrem Wesen, ihren Tendenzen auf den Grund? Müssen wir sie nicht auch in die Gruppe der verwandten Erscheinungen einreihen, mit ähnlichen vergleichen? Sollten wir nicht ihre Arbeit, auch die soziale, neben die ähnliche Arbeit stellen, die andre leisten?

Unter den Schriften, die die Heilsarmee behandeln und die allmählich sehr zahlreich geworden sind, befindet sich eine, die durch ihre sehr eingehende Behandlung aller Einzelfragen besondere Beachtung verdient. Ihr Titel ist »The Salvation Army and the Public«, ihr Verfasser John Manson. In England hat sie mehrere Ausgaben erlebt, in Deutschland ist sie, weil nicht übersetzt, wenig bekannt geworden. Manson kommt zu dem Ergebnis, daß die Heilsarmee nach wie vor a converting machine — eine Befehrungsanstalt — ist, also ein religiöses Werk. Das soziale Werk aber blende dem Publikum die Augen; es lasse die ganze Heilsarmee als philanthropisch orientiert und weitgehender finanzieller Unterstützung würdig erscheinen, während sie in Wirklichkeit viel mehr die Zwecke der eignen religiösen Organisation verfolge. Wer sich ein eignes gründliches Urteil bilden will, wird die genauen Ausführungen Man-

jons nicht unbeachtet lassen dürfen. Ich kann hier nicht des näheren auf sie eingehen, sondern nur meine eigne Meinung zur Sache sagen. Sie geht dahin, daß Mansons Urteil in der Kritik entschieden zu weit geht, aber doch einen sehr richtigen Gedanken enthält. Es wäre verfehlt, wollten wir, was die Heilsarmee tut, besonders auch, was sie unter sozialem Gesichtspunkt tut, lediglich als eine Art Reklamearbeit für ihre Organisation, für sich selbst als religiöse Gemeinschaft ansprechen. Ohne jede Frage sind in der Heilsarmee die Kräfte der Menschenliebe reichlich lebendig, die zu Hilfs- und Rettungsarbeit treiben. Wer sich etwas mit dem weitbekannten General William Booth beschäftigt hat, dem Gründer und Leiter der Heilsarmee, der dreiundachtzigjährig 1912 gestorben ist, der wird nicht auf den Gedanken kommen, daß sein ganzes Lebenswerk lediglich unter der Tendenz gestanden habe, eine religiöse Gemeinde zu bilden. England und die Welt wollte er für Christus erobern. Das ist etwas andres. Aber allerdings: Bekehrungsarbeit ist das Rückgrat der gesamten Arbeit der Heilsarmee; soziale Arbeit ist ihr gegenüber durchaus Nebensache. Es ist völlig richtig gedacht, wenn eine der Zeitungen der Heilsarmee in der Verteidigung ihrer sozialen Arbeit gegen den Vorwurf der Überflüssigkeit schreibt: »Wir hätten wirklich nichts dagegen, wenn unsre soziale Arbeit in Deutschland nicht notwendig wäre und wir uns mit dem beruhigenden Gefühl, daß für jede Not eine Hilfe zur rechten Zeit und an rechter Stelle zur Hand ist, dem andern Zweige unsrer Arbeit widmen könnten.« Dem andern Zweige: das bedeutet, der religiösen Bekehrungsarbeit. Sie steht voran; sie führt nur unter besonderen Verhältnissen zur sozialen Arbeit. Sie nimmt übrigens auch weitaus die meisten Kräfte in Anspruch. 475 Offiziere und Helfer in Deutschland, 164 Korps und Vorposten, aber nur 30 soziale Stationen, die sicherlich nur einen kleinen Bruchteil der Kräfte beschäftigen. In der Missionsarbeit, d. h. in Ländern, die noch keine feste Organisation der Heilsarmee besitzen, stehen 2406 Missionare, 1900 Lokaloffiziere, aber es finden sich nur 459 Tageschulen, 8 Apotheken, 7 Webeschulen, 61 »soziale Einrichtungen«. Immerhin ist die soziale Arbeit keineswegs lediglich Reklame-

mittel, durchaus nicht bloß Aushängeschild; vielmehr ist sie innerlich mit der Bekehrungsarbeit verbunden, dient ihr zur Unterstützung und Förderung.

Wie urteilen wir also? Wir hüten uns vor der Einseitigkeit, die die Heilsarmee nur als »Sekte« nehmen möchte, die vor allem ihre Anschauungen und Sitten kritisiert und die alles, was sie an den untersten Schichten arbeitet, als Mittel zum Zweck einschätzt. Kein Zweifel: da ist ehrlicher Wille, zu helfen und zu nützen. Aber wir müssen uns ebenso vor der andern Einseitigkeit hüten: die soziale Arbeit ganz unabhängig von der Bekehrungsarbeit anzusehen und ohne Beziehung zu ihr einzuschätzen. Die Heilsarmee ist nicht, will nicht sein und kann nicht sein eine philanthropische Einrichtung für arbeitslose Männer und gefallene Mädchen. Vielmehr steht dieser Zweig ihrer Tätigkeit letzten Endes im Dienst ihrer religiösen Arbeit. Wer die soziale Arbeit finanziell unterstützt, unterstützt zugleich die religiöse Arbeit. Und zwar die religiöse Arbeit im Sinne der Heilsarmee.

Aber die »Religion« der Heilsarmee ist schon viel geschrieben worden; der jüngst verstorbene Erlanger Kirchenhistoriker Theodor Kolbe hat darüber eine mehrfach aufgelegte gründliche Studie mit dem Titel »Die Heilsarmee« geschrieben. Hier alles, was dazu zu sagen wäre, auszubreiten, ist unmöglich. Genug, daß die in der Heilsarmee herrschenden Anschauungen — von »Lehren« kann man kaum sprechen — eine besondere, recht primitive, jeder Durchbildung entbehrende, in manchem Stück geradezu grobmassive, jedenfalls unsrer deutschen Art ganz fremde methobistische Bildung darstellen. Wer sich mit ihnen vertraut macht, sieht sich Anschauungen gegenüber, die in eine Linie mit den Anschauungen anderer, von England oder Amerika herkommender kleiner Religionsgemeinschaften gehören — von Religionsgemeinschaften, die für Deutschland zu empfehlen oder zu verbreiten keinem unsrer Gebildeten auch nur entfernt in den Sinn kommen würde. Dazu kommt noch die äußere Aufmachung der religiösen Werbetätigkeit bei der Heilsarmee, die zwar sehr verschieden wirkt, die aber jedenfalls neben manchen Vorzügen auch schwere Nachteile aufweist.

Wir müssen die Tätigkeit der Heilsarmee

aber auch in den Rahmen der andern sozialen Hilfsarbeit in Deutschland einstellen. Deutschland gilt als das Musterland sozialer Fürsorge. Unstre soziale Gesetzgebung geht der aller andern Länder voran. Man hat der Heilsarmee um deswillen gesagt, ihre Arbeit sei überflüssig. Tatsächlich liegen die Verhältnisse infolge des staatlichen Eingreifens bei uns erheblich anders als zum Beispiel in England. Überflüssig ist, was die Heilsarmee tut, dennoch nicht. Auch unsere soziale Gesetzgebung hat, so dicht ihr Netz allmählich gezogen ist, doch ihre Lücken. Und Gesetze können überhaupt nicht jede Not fassen, jeder Not steuern. Sie müssen notwendig gerade dort versagen, wo die eigne Kraft, der eigne Wille versagt. Wenn schwierige soziale Verhältnisse mit geschwächter sittlicher Energie zusammentreffen, wenn an der Arbeitslosigkeit nicht bloß mangelnde Nachfrage nach Arbeitskräften, sondern auch Mangel an Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit die Schuld tragen, dann kann kein Gesetz helfen, dann bedarf es sittlicher Einwirkung und Kräftigung. Sehen wir einmal von der besprochenen Tatsache ab, daß ihre soziale Arbeit zugleich immer irgendwie im Dienst ihrer eigentümlichen religiösen Arbeit steht, so können wir uns nur freuen, daß in der Heilsarmee eine Kraft mehr Hand angelegt hat, um denen zu helfen, bei denen Not und Schuld zu bösem Erfolg zusammenwirken.

Wir sind also bereit, die soziale Mithilfe der Heilsarmee zu begrüßen. Aber wir dürfen um der Gerechtigkeit willen neben ihr die andern Kräfte nicht vergessen, die im selben Sinne tätig sind. Tätig sind und waren, längst ehe die Heilsarmee ihren Fuß nach Deutschland setzte! Gab es nicht lange schon in Deutschland eine Innere Mission? Hat sie nicht Jahrzehnte früher als die Heilsarmee Rettungsheime für gefallene Mädchen gegründet? Hat sie nicht in Herbergen zur Heimat, in Naturalverpflegungsstationen, in Vereinen für entlassene Gefangene, in Armenpflege, Wöchnerinnenpflege, Krankenpflege Gewaltiges geleistet? Ist nicht jede Diakonissen- und Diakonenstation eine »Samariterstation«? Zählt sie nicht Kinderheime und Rettungshäuser und Zufluchthäuser in Menge? Es ist eine bewiesene Tatsache, daß die junge Arbeit der Heilsarmee gegenüber der weitverzweigten, fest

eingebürgerten, aber Jahr um Jahr um neue Arbeiten sich mehrenden Liebestätigkeit der evangelischen Kirche sich ausnimmt wie ein Zwerglein gegenüber dem Riesen. Ich denke nicht daran, zu behaupten, daß in und neben dieser Arbeit nicht auch das, was die Heilsarmee tut, seinen Raum hat; soziale Arbeit kann gar nicht genug geleistet werden. Und wenn sie nicht bloß als Unterstützungsarbeit getan wird, sondern — wie es doch scheint — als Erziehungsarbeit, so hat sie nicht bloß ihren Raum, sondern auch sicher ihren Nutzen. Aber man darf um ihretwillen die andre, ältere, größere Arbeit keinesfalls vergessen, geringschätzen, zurückstellen. Je wichtiger es ist, daß die soziale Arbeit mit der dahinterstehenden religiösen Arbeit zusammenhängt, um so mehr soll der Deutsche sich fragen, ob er nicht besser tut, die heimische Arbeit zu unterstützen und nicht die fremdländische, die deutschgeartete und nicht die englischen Charakter tragende. Aber alle Engherzigkeit sei verbannt! Mag die Heilsarmee zeigen, was sie auf sozialem Gebiete leisten kann! Nur darf die uns selber und unsrer Art nahestehende Liebesarbeit darunter nicht leiden.

Es war unausbleiblich, daß die Arbeit der Heilsarmee in Deutschland durch den Ausbruch des gegenwärtigen Krieges stark beeinflusst werden mußte. Von allen in Deutschland arbeitenden religiösen Gemeinschaften ist sie ganz gewiß diejenige, die in engster Verbindung mit England steht. Stellt sie doch geradezu einen Teil des von London aus einheitlich geleiteten Riesenorganismus dar. Die obere Leitung des deutschen Zweiges lag in der Hand von Engländern. So gut es gehen wollte, hat die deutsche Heilsarmee sich den besonderen Verhältnissen des Krieges angepaßt. Aus den leitenden Stellen sind die Ausländer entfernt, Deutsche traten an die Stelle. Die sozialen Anstalten sind fast alle zu Lazaretten zur Verfügung gestellt worden. Nebenbei gesagt: Sachkundige versichern, daß der General allen englischen Offizieren der Heilsarmee streng verboten habe, sich als Söldner anwerben zu lassen; als Organisation sei die Heilsarmee überhaupt gegen den Krieg. Es ist wahrscheinlich, daß die Anpassung an die Notwendigkeiten der Kriegszeit den deutschen Zweig durch den Krieg hindurchrettet;

ohne jede Frage wird er hinterher seine Arbeit mit jäher Kraft neu aufnehmen. Ob nicht die inneren Wandlungen der deutschen Volksstimmung, die dieser Krieg im Gefolge gehabt hat und wohl für die Dauer haben wird, ihr die Weiterarbeit ungemein erschweren werden, das ist eine Frage, die sich jetzt noch nicht sicher beantworten läßt.

Eine verzwickte Erscheinung ist die Heilsarmee in Deutschland bereits geworden. Einst — und wahrlich nicht vor allzu langer Zeit — glaubte man sie damit abgetan, daß man über sie die Achseln zuckte. Wenn Gassenjungen die Heilsoldatinnen verhöhnten, oder rohe Gesellen ihre Säle mit Lärm erfüllten, so sah man darin den Beweis dafür, daß sie sich nicht einbürgern werde. Das war kurzfristig geurteilt. Energien setzen sich auch gegen Hohn und Spott durch. Und die Heilsarmee ist eine Energie. Wie sie es unter dem alten Booth war, so scheint sie es auch unter ihrem neuen General, seinem Sohne Bramwell Booth, zu bleiben. Es kommt bei ihrer Organisation viel darauf an, welche seelische Kraft der Leiter besitzt. Aber anderseits ist ihre Organisation längst so stark, daß ihre Kraft nicht mehr allein vom Kommandeur abhängt. Sie wird wahrscheinlich, trotz den ihr durch den Krieg erwachsenen Schwierigkeiten, auch weiter einen der religiösen Faktoren bilden, mit denen man in Deutschland rechnen muß. Zwar hat sie natürlich nicht entfernt die Bedeutung für unsre Verhältnisse, die unsre Landeskirchen besitzen. Sie nimmt nicht teil

an der mächtigen, die Seele des deutschen Volkes aufwühlenden Auseinandersetzung zwischen der christlichen Religion einerseits, ihren Gegnern anderseits. Wo Gedanken geschliffen, wo Weltanschauungsfragen erwogen, wo Probleme durchgearbeitet werden, da steht sie abseits, ganz abseits. Sie braucht ihre Kräfte nicht zu verzehren in dem Widerstreit zwischen Geschichte und Gegenwart, zwischen überkommener Form und neuer Entwicklung. Aber das alles gleitet sie hinweg. Ihre Organisation ist ihr gegeben; eine Theologie kennt sie nicht; die Bibel erklärt sie naiv, wie es ihr gut scheint; Kritik und Wissenschaft machen ihr das Herz nicht schwer. Sie kann niemals den Rahmen bilden, in dem das Christentum für Deutschland seinen Platz wahrte. Aber einen der vielen religiösen Faktoren, die mitwirken, bildet auch sie. Und gerade die soziale Betätigung bildet einen wichtigen Berührungs- und Vergleichspunkt. Die Heilsarmee darf gerechte Anerkennung für das verlangen, was sie auf diesem Gebiete geleistet hat. Aber es wäre sehr falsch, wollten wir ihre Arbeit als neu oder als einzig dastehend oder als besonders wirkungsvoll beurteilen, wollten wir von ihr erwarten, was von unsrer Seite nicht geleistet wird. Es scheint beinahe, als wollte infolge der geschickten Reklame der Heilsarmee das deutsche Publikum das rechte Augenmaß verlieren. Dann würde es wieder einmal Fremdes höher schätzen als Eigenes. Fremde Leistung vorurteilslos anerkennen! Aber auch die eigne in Ehren halten!

Die Schwerter hoch!

Die Schwerter hoch!
Durch Nacht und Tod und Wunden,
Durch Schutt und Qualm des tiefen Weltenbrands,
An diesem Krieg muß unser Volk gesunden,
Die Rettung gilt's des heil'gen Vaterlands.
Das Leben her! Wer zählt noch Lebensstunden?
Deutschland soll nieder? — Nie wird das geschehn,
Solange deutsche Männer Grenzwacht stehn! —
Merkt auf, ihr Räuber! Hier sind Deutschlands Söhne,
Der Tod fürs Vaterland ist ihnen Lust.
Durch Todesqualen klingen Siegestöne,
Ein letztes Dauchzen hebt die junge Brust.
Sieg unser Ziel! Sieg unser Tagwerk kröne!
Die Schwerter hoch!

S. M. Schiff Schießen

Wolfgang Schmidt



Todesnachricht

Eine Vision von Wolfgang Schumann



Der Sturm rüttelt an meinen Fenstern. Er kommt von Westen. Von Westen! Bist du wirklich schon tot, junger, starker Krieger? Dein Auge war Stahl. Deine Stimme war unbeugter heißer Wille. Deine Hand war Kraft und Jugend. Dein Herz, ja — dein Herz gehörte noch uns, die wir dir am Lebensweg standen, vom Schicksal an ihn gestellt, es hatte nur im Traum frei gewählt, war nur in deinen müden Stunden auf Raub ausgegangen, wie die Tiere der Wildnis; nein, es gehörte uns nicht, war nur in unsrer Hut, uns anvertraut. Einst sollten wir es — glühend, überströmend würde es dann sein — verlieren. Nun schlägt es nicht mehr.

Wirklich? Schlägt es nicht mehr? Der Sturm rast vorüber, dunkle Wolken ziehen tief, überlast, unergossen vorüber. Heiße Luftströme leuchten über die Felder draußen. Die Türen springen auf; ich eile hinaus und weiß nicht, ob es Tag, ob Nacht ist. Der Himmel loht rötlich im Westen, der Wald starrt schwarz vor mir auf im Osten. Ich nahe ihm, in dem Schreie und Pfiffe, Krachen und Rasen sind. Und auf einmal umfängt mich Nacht; nur wenn ich den Kopf erhebe, glastet stumm durch das tosende Dürster der rote Himmel.

Ein junger, schöngealteter Mann in glänzendem Gewand wandert vor mir. Sorglos und, mitten im Sturm und Dunkel, hell und unbewegten Haares. Der Ruhm. »Sahst du sein Herz?« schreie ich plötzlich ihn an. — »Es flog an mir vorüber, noch nicht lange. Ich vermochte es nicht zu halten.« So sprach er — und war verschwunden. Ich nickte nur, wußte es. Leise fielen große wässerige Schneeflocken durch die Bäume nieder, die der Boden gierig in sich sog. An einem dunklen Wasser, das, in Nacht getaucht, ein ödes Auge, zum erdüsterten Himmel blickte, saß ein Greis. Zahnlos sein Mund, sein Blick stier in die Tiefe gerichtet, sein Haar wild, seine Faust voll Blumen, die er zerreibt, in der andern ein spitzer Pfeil, den er in weiche Leiber bohrt. Der Haß. »Du sahst es nicht, ich weiß es!« schreie ich. Meine Füße haften weiter, aus-

gekalbt, naß. Ich bin von Schweiß bedeckt. »Es schlägt nicht mehr,« sagt er, ich weiß nicht, ob laut oder leise, doch mit gelbgelühender Stimme, die an allen Bäumen widerhallt. Die Füße tragen mich weiter, mein Innerstes bebt. Es muß noch schlagen! In tiefe Schluchten gerate ich, an hauchkalte Gründe. Tief unten dehnt sich sumpfiges Land, schwarz in Nacht gehüllt. Ich springe über feuchte Steine und Wurzeln hinab und lange stürzend unten an. Da hebt sich eine fleischlos graue Hand vor mir und winkt mir matt und gebieterisch ein »Halt!« zu. Und eifiges Grauen packt mich. Unter einem Zeltbach, halb nur hervorgebückt, kniet es, affengewandt, aus Bein und Sehne, die unheimlich zuckend die Glieder umherreißt. Kniet vor einem Feld, in dessen Dürster auf Sumpfboden Pilze emporstehen, weich und zart, mit süßer Gebärde ins Licht sich redend. Und das kniende Ungeheuer hebt sich je und je über den Boden und zerbrückt sie, einzelne mit dem Daumen, viele mit dem Arm, weithin zielend, sicheren Auges, sicheren Griffes. Es springt unermüdblich auf und geht wieder nieder zum vernichtenden Griff und Druck, mechanisch, wie ein übermüdetes Tier, doch rastlos. »Was tust du?« schreie ich es an, aber meine Stimme kommt nur wie lungenkrankes Bellen schwach aus meiner Brust. — »Ich töte!« sagt es leise vor sich hin. »Siehst du es nicht? Es will leben. Es kommt überall hervor, zuviel, zuviel. Manche leben schon Minuten, es nimmt kein Ende, kein Ende.« Und emsig zerquetscht er weiter die weißen Lebenssteine, die zu Hunderten sich entringen. Nun sehe ich sie alle, schon die kleinsten, kaum dem Licht geschenkt, die er abbrückt, ehe sie recht aus dem Dunkel blicken, und die großen grauen, die er mühelos dem Boden gleichmacht. Neben ihm gewahre ich eine riesenhafte Spinne, deren Beine in gleichem Takt sich bewegen; wie im Kreise läuft sie langsam, ohne voranzukommen. Oft blickt er nach ihr, sie ist seine Uhr. Nun weiß ich es schon lange, daß ich am Zelt des Todes bin. In mir gärt durch zitternde Kälte Mut auf, ich hebe den Arm und packe zu. Aber ich ziehe ihn

sogleich zurück, er gerät in einen Lustkreis glühender Kälte, wo das Blut erstarrt — der umgibt den Tod. Ich kann ihn nicht greifen. Er hastet weiter, manchmal auslangend aus dem Zelt weiter über das Moor hin, dann wieder hockend und nur mit dem Finger leise ausgreifend. »Du hast es,« sage ich nun matt. »Du hast dein Herz. Und wie sollte es hier schlagen ...« Seine Stimme aber ist müde und fast klagend, da er sagt: »Ich habe es nicht. Nichts habe ich. Ich stehe und vernichte, ich mähe nur, ich ernte nicht. Siehst du es nicht, es quillt und quillt, und ich halte es auf; vom Später weiß ich nichts.« Indem trugen mich die Füße weiter, mutlos wanderte ich im Halbdunkel, bis ich aus dem Schluchttal hinauf an die Quellwiese kam, wo weißer Schnee das letzte Taglicht festhielt. Eine schöne Frau stand über die Quelle gebeugt und spielte mit goldenen Kugeln, die sie oft ins Wasser fallen ließ; von da aber sprangen sie, wie von elastischem Boden, wieder zu ihr, die spielend ein helltönendes Lied sang. Ich umfaßte ihre Knie und sank nieder. »Sahst du es nicht?« flehte ich sie an. — »Ein Vogel flog vorüber,« sagte sie mit kühler Stimme, »er faßte eine meiner Kugeln, aber er ließ sie fallen, dort fand ich sie wieder.« Sie wies mich den Berg hinan, dessen Wiesenlehnen zum nächtigen Himmel hinaufgedehnt lagen. »Eile!« sagte sie. »Eile! Du holst ihn wohl ein.« Unter ihren Worten aber verging sie in Nebelweiß, und ein Lachen tönte irgendwo auf, grell und hart. Hatte ich in ihrer Gestalt den Wahn der Welt umfaßt? War das kalte Lachen des Sieges herbe Antwort? Doch — deinen Weg hatte ich gefunden, junger Lieber, denn dein kriegerisches Herz hat zuletzt noch einen Schlag für ihn getan.

Der Weg schien endlos; der Wind schweifte sanfter als vorher über das Berggelände, die Wolken hoben sich, der Nebel zerfiel, und in blühendem Nachtblau glänzten Sterne, schwammen ferne weiße Segelwolken. Spuk und Götzenbilder entfernten sich. Ich atmete wieder. Die Kühle umfing mich gut. Mein Blut durchströmte die Adern frischer, und ich fühlte steigend Wärme aus dem Inneren mich durchdringen. Auf einem Felsen aber, von dem der Blick weit über Dörfer und Land schweift, saß sie. Einsam und sehnsuchtreich, den

Blick über die Heimat hingewendet, die Hände um ihr Knie gefaltet, das Haar gelöst, glänzend selbst im Dunkel, die große, süße Stimme einem Liebesdienstbar, das mich wunderbar ergriff. Und ich wußte, wer hier sang. Einen Zipfel ihres blauen Mantels ergriff ich und weinte, weinte ohne Unterlaß. Sie hörte auf zu singen und strich mein Haar sanft. »Er war oft bei mir,« sagte sie, »als er noch lebte; er träumte bei mir die schönsten seiner Träume. Ich liebte ihn, aber ich durfte ihn noch nicht küssen. Nun kam mir Krieg und Tod zuvor. Sein Herz war eben bei mir zum letzten Abschied, sein liebes Herz.« Ich richtete mich auf und sah tränenden Auges ihre überirdische Schönheit im Licht der Nacht wundervoll blühen. »Also auch du hast es nicht, auch du, die Liebe selbst, konntest es nicht halten?« So sprach ich laut und verzweifelt. Sie schüttelte nur das Haupt. Der Nachtwind ging klagend, aber sanft durch die tief unten rauschenden Bäume. »So sage,« sprach ich weiter, »wo es ist, sage dies wenigstens!« Ich flehte sie an. Ihr Angesicht war ernst und voll Güte. »Abnähst du es nicht?« erwiderte sie leise. »Abnähst du es nicht?« Sie wies zu den Gipfeln der Berge, auf denen Mondhelle den Schnee beglänzte. »Dorthin geht der Weg,« flüsterte sie. Ich wollte hinwegstürzen, aber sie hielt mich. Sie erhob sich in unenbllicher Schönheit. »Ich will dir Kraft geben, vielleicht findest du den Weg,« sagte sie und berührte mit ihrem warmen Mund meinen Scheitel, daß mein Herz wonnenvoll schlagend sich erhob und ich heißen Dankes voll ihre Hand umschloß. Feuer und Licht ward ihr Kuß in meinem Inneren. Und nun stieg ich empor. Die Nacht wurde lichter und lichter, kleine Kiefern lagen auf den Matten, große Steine glänzten grau im Schattengrund. Die Höhe schien mir gering, während ich Stunden stieg. Alles lag in seliger Stille. Nach unten zu war kein Blick frei, nur vom Felsen her, wo die letzte Aussicht war, tönte unausgesetzt das herrliche Lied derer, die mich eben geküßt hatte.

Mitternacht schien vorüber. Ich hielt an einem See, im Angesicht des Himmels, durch den der Wind leise ihr Lied den Sternen zu trug. Nur ein Gedanke flutete in mir, dem ich jetzt wie vorher nachjagte. Ich mußte ihn finden. »Blick auf!« hörte ich

eine Stimme. Ich tat es und sah den Himmel hell wie im Morgenlicht, verblässhend das Blau der Nacht. »Was siehst du?« Aber ich sah nichts als Himmelsbelle und Sternenblinzeln. Da fuhr eine Hand über mein Auge, ich sank nieder, dann sagte die Hand die meine, und mit hochgewaltigem Rauschen traten wir den Flug an. Durch gesangdurchströmte Räume ging es aufwärts, dann saß ich wieder auf eines weiten Mantels untersten Falten. Ich war bei Gott. Neben mir standest du! »Lieber, Geliebter!« sagte ich, und wir umarmten uns still und lange. »Hast du den Weg gefunden?« fragte ich ihn schluchzend. »Warum mußt es so früh sein?« Es war wie Groll in mir, aber seine Augen, sonst hart und blinkend, sahen nur schweigend auf mich, als sagten sie: Kamst du, um mich das zu fragen? Und ich senkte den Blick. Da gewahrte ich tief unten am Berge den blauen Mantel, in den vormals meine Tränen geflossen waren, und meine Tränen flossen stärker. Wir reichten uns die Hand, und tief, tief in weiter Ferne sah ich die Länder der Erde, hell im Sonnenschein, düster in Nacht, rasch bewegt. Du aber zeigtest mir Millionen Menschen, eilende und stille, in Tempeln und Hütten, Palästen und Städten, singend, weinend, mordend, leidend, jauchzend, gestillt und froh — mit einem Wink der Hand liehest du mich Millionen Schicksale sehen, die vorüberflogen wie Felsen im Sturm, Jahrhunderte durchwanderten wir, unzählige Tausende von Menschen wirbelten vorüber. Ach, und ich hörte Schluchzen und Wehklagen, hörte Singen und Fluchen; Denker standen abseits, den Blick in Fernen gerichtet; Dichter schauten das Ewige im Täglichen an, Feldherren über Karten ge-

beugt, Truppen anfeuernd, Besiegte und Sieger zogen vorüber in tausend farbigen Bildern, und Millionen schwanden unter einem Geißelhieb, Millionen seufzten unter heißem Himmel in Fron und Not, Millionen geißelten sich, siechten, wälzten sich in Not, zerrieben sich in Gier und Genuß — alles aber ging wie Spiel lautlos an uns vorüber. Dein Finger bewegte Bild um Bild vorbei in unbegreiflicher Wahrheit und Schnelle. Ich fiel dir in den Arm und wandte mich schauernd ab, in mein Schaudern aber klang das süße Lied vom Berge her. »Was ist der Sinn? Was will all dies?« fragte ich dich angstvoll, drängend, in dumpfem Weh. Meine Tränen flossen wieder, aber nur das Lied vom Berge gab Antwort. Plötzlich rauschte Wind von unten auf und trug es heller, heilig größer tönend herauf, daß mein Innerstes zitterte in tiefer Qual der Lust. Du warst nicht mehr neben mir. Ein Flügelrauschen zu meinen Häupten erhob sich, und ich gewahrte dein Herz mit mächtigem Schwingen, einem edlen Vogel gleich, entfliegen; tief erschauernd sah ich in Gottvaters Herz dich heimkehren, geliebtes Herz, heimkehren, heimkehren! Und noch immer rannen meine Tränen; die Frage lag noch auf meinen Lippen, was all dies wolle. Doch ich stürzte durch den Gesang vom Felsen, der zu herrlich großem Allgesang der Millionen von unten angeschwollen war und Weltenräume erfüllte, stürzte durch Morgenlicht und Frühnebel, breitete meine Arme nach der Frau am Berge und erwachte.

Der Sturm hatte sich gelegt. Leichter Schnee fiel vom halbklaren Himmel, und ein spielender Wind trug ihn durch das Fenster auf das Blatt, das deinen Tod meldete.

Den Toten

Ihr Dahingegangenen,
Die ihr aus dem Rausche,
Aus der Fülle in die Stille ging't —
Ach, wir Armen, die euch lieben,
Die wir blieben,
Wie auf uns die schwere Leere sinkt.

Ihr den Sternen Nahen,
Euer Lachen, euer Leuchten
War ein Lichtgeschenk geprüfter Zeit —
Oh, wir Schicksalsmüden, die wir lauschen
In dem Rauschen
Welcher Blätter der Vergangenheit.

Ihr von Gott Geliebten,
Aufgehoben aus dem Kleinen
Zu dem reinen ewigen Lebensgeist —
Wie uns Erdbundnen in den Schmerzen
Unser Herzen
Euer letztes Lächeln heimwärts weist.

Käthe Cajetan-Milner

Der Krieg in der neueren philosophischen Ethik

Von Dr. Paul Feldkeller

Die Philosophie des Krieges ist fast so alt wie die Philosophie selbst. Seit den Lobhymnen Heraklits des »Dunklen« von Ephesus (um 500 v. Chr.) ist abwechselnd für und wider die Einrichtung des Krieges gestritten worden. Aber von dauernden philosophischen Strömungen, die gegen den Krieg Stellung genommen hätten, ist für das Altertum wie das Mittelalter nichts bekannt. Das ward mit dem Anbruch der Neuzeit anders. Seit den Religionskriegen und zumal dem Dreißigjährigen Kriege wurden, wenn auch keineswegs die Kabinette und Heere, so doch offensichtlich die Völker kriegsfeindlich. War auch vordem bei Bürgern und Bauern das Waffenhandwerk unbeliebt und der Söldner zu einer tieferen Stufe Mensch gezählt, so nahm jetzt der Abscheu gegen den Krieg und den sich als Herrenmenschen fühlenden und betätigenden Soldaten in Reinkultur, wie wir ihn nirgend prächtiger dargestellt sehen als in »Wallensteins Lager«, greifbarere Gestalt an. Die Zeit der entstehenden Kaufmannsinteressen, des sich ansammelnden Reichtums, der Freude an dem wachsenden geographischen und physikalischen Wissen, der schon teilweise erworbenen religiösen und auch bürgerlichen Menschenrechte, kurz: der nun immer festere Formen annehmende Geist der »Zivilisation«, des soliden, reblich erworbenen gesicherten Glücks wurde jener sozusagen platonischen Idee des Soldaten, der »auf der Fortuna ihrem Schiff« die Gunst des flüchtigen Augenblicks und des Zufalls zu erhaschen suchte, spinnefeind.

Denn mit seinem einseitigen Glück war das des Zivilisten nur schlecht verträglich; »alles das geht von des Bauern Helle«; das Ideal der Zeit war aber ein anderes: »die möglichst größte Glückseligkeit der möglichst größten Zahl der Menschen«. Der englische Philosoph Bentham sprach damit aus, was alle von Zivilisation und Humanität erfüllten, etwas gesinnungs- und moralsteifen Bürgersleute empfanden. Etwas so Unsolides wie der Krieg fand da keine Sympathie. Die friedlichen Instinkte mischten sich sogar in die Erklärungen der Wissenschaft (Naturrecht, Vertragstheorie, Gesellschaftsbedürfnis) und führten zur Begründung des Völkerrechts (Albericus Gentilis, Hugo Grotius). Die Zeit der Aufklärung wollte wenig vom Kriege wissen und sah in ihm etwas Unvernünftiges, Wildes und Tierisches. Man suchte nach Mitteln, ihn einzubämmen. David Hume, Englands größter Philosoph, dazu selbst Staatsmann und Historiker, machte ihn lächer-

lich, sogar der »Philosoph von Sanssouci«, obwohl durch und durch Kriegsmann, erkennt zwar die Tugenden an, die der Krieg wecke und fördere, weiß aber sonst nichts Besseres zu sagen, als daß er ein notwendiges Übel sei. Wie für so viele andre Gebiete, so hat der größte Philosoph der Aufklärung und zugleich ihr Überwinder, Immanuel Kant, auch von den kriegsphilosophischen Gedanken der Aufklärungszeit das Wertvolle und Ewige herausgearbeitet und der Folgezeit übergeben: ob jemals der »ewige Friede« Ereignis wird, wissen wir nicht und brauchen wir nicht zu wissen; unberührt davon aber lebt seine Idee in uns als ein Ideal, als ein Wegweiser für die Richtung, die unser Handeln nehmen soll.

Die Zeit der aufklärungsfeindlichen Romantik und der Befreiungskriege brachte die Geister zurück vom verstandesmäßigen, trodenen Weltbürgertum, hin zu den heißen National- und Vaterlandsgefühlen. Wir brauchen nur zwei Männer zu nennen: Fichte und Görres, in so vielem verschieden, hierin eins. Mit Hegel gar kommt es zu einer Verherrlichung des staatlichen Lebens und des Krieges. Der Krieg ist eine notwendige und vernünftige Einrichtung der Weltvernunft selbst. Aber der nach Hegels Tod eintretende Niedergang der deutschen Philosophie brachte die zweite Aufklärung, verbunden mit einer maßlosen Überschätzung von Naturwissenschaft, Technik und Wirtschaftsleben. Der Krieg sank von neuem in der Schätzung. Der gefeierte Philosoph dieser Niedergangszeit, Arthur Schopenhauer, sowie der Wagnerische Kreis sahen im Kriege nichts als ein Erzeugnis des bösen und sich selbst peinigenden Willens. Und der die Schopenhauer-Wagnerische Weltanschauung in sich überwindende Nietzsche fand damit auch wiederum zum Kriege ein freundlicheres Verhältnis. Gerade aber auch aus der Naturwissenschaft, nämlich vom Darwinismus her, sollte die Philosophie kriegsfreudiger gestimmt werden. Mit vielen andern pries E. von Hartmann den Krieg als Hauptmittel des Rassenkampfes, d. h. der natürlichen Zuchtwahl innerhalb der Menschheit. Aus diesem Grunde läßt das Prinzip der Kultur-entwicklung, wie er in seiner »Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins« auseinandersetzt, alle jene Proteste gegen den Krieg als hinfällig erscheinen. Denn es sei eine allgemeine Regel, daß gerade die den Kulturfortschritt am stärksten befördernden Dinge — und zwar je mehr sie ihn befördern — um so unlustregender wirken.

Damit sind wir bereits bei der Gegenwart

angelangt. Wie die unsichere, zerrissene Übergangszeit, in der wir leben, allen geistigen Regungen ihren Stempel aufdrückt, so unterliegt auch der Krieg in der modernen philosophischen Ethik einander entgegengesetzten Beurteilungen. Im Mittelpunkt des Interesses steht natürlich die Frage nach der sittlichen Berechtigung, Vermeidbarkeit des Krieges überhaupt und der sittlichen Verpflichtung der Anbahnung eines kommenden Zeitalters ewigen Friedens. Allen Friedensfreunden imponiert die Kantische Fassung und Lösung am stärksten. Ihr schließt sich ohne jede Abweichung der auf ethischem wie psychologischem Gebiet erfolgreiche Kopenhagener Philosoph Harald Höffding in seiner »Ethik« (übersetzt von Bendixen) an. Das Verhältnis der Staaten zueinander kann nicht ein Rechtszustand genannt werden, wie das der Individuen innerhalb der Staaten ein solcher ist. Vielmehr treffen wir auf dem Gebiete der Internationalität einen bloßen Naturzustand an: die Staaten leben miteinander wie gefesselte Wilde. Gewalt steht gegen Gewalt, und das Bedürfnis, sich auf anderer Kosten auszubreiten, ist das herrschende. Diese Zustände sind ganz und gar nicht ideal. Von internationalen Schiedsgerichten verspricht Höffding sich das Heil. Die ersten Gerichte überhaupt waren Schiedsgerichte. Und was so im Kleineren erreicht ist, das wird man auch im Größeren durchzuführen suchen. Keineswegs soll damit freilich gesagt sein, daß der Krieg jemals überhaupt ein Ende nehmen werde. Hinsichtlich gerade dieses heiklen Punktes sprechen sich allerdings die meisten philosophischen Schriftsteller recht pessimistisch aus. Rein Herrenvoll, so meint der Sozialist Menger in seiner »Neuen Sittenlehre«, wird niemals auf seine Stellung verzichten, wenn man es nicht mit Gewalt zwingt. Aber obwohl auch er den Krieg für etwas Minderwertiges, eine Folge sittlichen Tiefstandes erklärt, kommt er hinsichtlich der Friedensbestrebungen zu einem ganz anderen Resultat als Höffding: gerade wegen des unausrottbaren nationalen Egoismus ist nicht daran zu denken, daß der Krieg durch die Friedensbewegungen oder durch ähnliche ideale Bestrebungen beseitigt, ja auch nur in nennenswertem Maße gemildert werden könne. Auch der Berliner Theologieprofessor Georg Runze glaubt in seiner »Ethik« nicht daran, daß sich der Krieg jemals gänzlich aufheben lassen werde. An die Einführung eines künftigen allgemeinen Völkerfriedens sei in dieser Welt nicht zu denken, diese Hoffnung sei »leider« eine Utopie, wie die Hoffnung auf die Wiederkunft Christi im Jahre 1000 sich als Utopie erwies. Der resignierenden Stimmung begegnen wir bei Ethikern, die ihre Friedenswünsche im Konflikt mit den Tatsachen sehen, öfters.

Dennoch beurteilt Runze die Sachlage wesentlich optimistischer als Menger. Denn er hält wenigstens den Verteidigungskrieg für sittlich berechtigt, der Angriff dagegen sei nur dann erlaubt, wenn er eine Form der Verteidigung sei, zum Beispiel um einem geplanten Angriff eines Nachbarstaates zuvorzukommen. Sonst sei der Krieg als Versuch gewaltsamer Vernichtung von Menschenleben sittlich zu verwerfen. Diese Rechtfertigung des »Verteidigungskrieges« durch Runze vermag allerdings wenig zu befriedigen. Denn welches Volk der Erde wird um Gründe verlegen sein, um seinen Krieg als einen »Verteidigungskrieg« hinzustellen? Sowohl die Serben, Russen, Franzosen wie die Engländer »verteidigen sich« in dem gegenwärtigen Kriege, wenn man ihren Zeitungen glauben darf. Die Hoffnung aber, die Kriege einmal auf bloße Verteidigungskriege — die auch von Unparteiischen als solche bezeichnet werden müssen — zu beschränken, ist logisch ansehtbar, da der Verteidigungskrieg auf der einen Seite denotwendig einen Angriffskrieg auf der andern Seite zur Voraussetzung hat. Trotzdem zeigt sich, daß auch in der Gegenwart bedeutende Denker eine Abschaffung des Krieges aus Gründen der Sittlichkeit in einer fernen Zukunft für möglich halten. Wer wie die genannten Ethiker die Vergangenheit zum Maßstab der Zukunft macht, wird an keinen künftigen ewigen Frieden glauben. Wosfern wir aber mit Wilhelm Wundt, dem ehrwürdigen Lehrer der Psychologie aller Weltteile, in der Geschichte der Zukunft keine bloße Wiederholung der Vergangenheit, sondern eine lebendige Fortentwicklung der Gegenwart sehen, dürfen wir hoffen, daß sich das Verhältnis der Staaten zueinander einem Zustande dauernden Friedens immer mehr nähern wird. Damit ist diese Hoffnung nicht nur als eine ethisch, sondern auch als eine geschichtlich berechtigte dargetan. In der Gegenwart freilich stehen die Rechtsanschauungen der Völker oft genug in unversöhnlichem Gegensatz zueinander. Daraus entstehen dann unlösliche Konflikte politischer Interessen, und es bedürfte der Schaffung neuer Rechtsanschauungen, um diese Konflikte zu beseitigen. Man beachte, wie Wundt bereits nicht mehr in Bausch und Bogen den Krieg auf Reib, Brutalität, Bosheit usw. zurückzuführen sucht, sondern auch unvereinbare, aber gleichberechtigte Rechtsanschauungen als Erklärungsgrund heranzieht. In der Tat müssen wir diese verschiedenen Rechtsanschauungen wohl so lange als gleichberechtigte ansehen, als keine Rechtsautorität über ihnen steht, welche die Macht hätte, nur eine Anschauung zur Geltung zu bringen. Der Leser beachte, wie der Krieg daselbe Schicksal erfährt wie die Religion, deren Beurteilung im Laufe der Gedankengeschichte den

gleichen Schwankungen unterworfen war. Zielt man die Religion in der Aufklärungszeit des 18. Jahrhunderts (Voltaire u. a.) für eine Folge klerikaler Machtgier, von Priesterbetrug und systematischer Volksverblöding, bis man sie dann als ein notwendiges, geschichtlich gewordenes Produkt seelischer, ja höchster geistiger Bedürfnisse begriff, so macht die Beurteilung des Krieges eine ähnliche, schon von Hegel angebahnte Wandlung durch: man sucht, wie die Religion, wie fremde Sitten und Meinungen, so auch den Krieg als seelisches Phänomen zu verstehen, statt ihn ausschließlich menschlicher Bosheit und den niedrigsten tierischen Trieben zur Last zu legen. Denn es gibt bedeutend weniger bewußte Bosheit und Niedertracht in der Welt, als der naive Mensch annimmt, und zumal der einseitige Verstandesmensch ist stets bereit, seine Unfähigkeit, zu verstehen, mit solchen Erklärungsgründen vor sich selbst zu verbergen. Darum ist jene Andeutung Wundts für das Verständnis so bedeutsam. Darum vermag dieser Denker auch ein solches Vertrauen zu der künftigen Entwicklung des Menschengeschlechtes aufzubringen, daß er eine internationale Rechtsgemeinschaft in der Zukunft für möglich hält. Kant hatte in seiner kleinen Schrift »Zum ewigen Frieden« (1795) — wie vor ihm einige andre — den Vorschlag gemacht, einen allgemeinen Menschheitsstaat zu begründen. Aber weder diesen noch ein mit höchster Macht ausgestattetes internationales Tribunal hält Wundt für ein erreichbares Ziel, weil keins von beiden ihm der geschichtlichen Entwicklung zu entsprechen scheint. Vielmehr weist er auf jene freiwillig gewählten Schiedsrichter hin, auf die friedlichen Vereinbarungen und Vergleiche, wie wir sie heute schon haben und deren wachsende friedenenerhaltende Kraft sich bewähren werde. Der wichtigste Faktor aber, welcher uns die Bürgschaft dafür gibt, daß die genannten Einrichtungen der internationalen Rechtsgemeinschaft von Dauer sein und sich bewähren werden, besteht doch aber schließlich in dem Umstand, »daß das Gefühl der moralischen Verantwortung gegenüber den schweren Folgen des Friedensbruches immer mehr zunimmt«.

Noch einen Schritt weiter gibt es auf dieser Pahn, die Wundt eingeschlagen hat, der sich darauf beschränkte, die Verschiedenheit der Rechtsanschauungen als Teilgrund für den kriegerischen Konflikt einzuführen. Man kann in diesem Verfahren, das Geistesleben als Erklärungsgrund heranzuziehen, so weit gehen, daß schließlich der Kampf der Waffen sich in einen Kampf der Geister auflöst, welche die Waffen lenken. Diesen Weg hat in der Tat Adolf Lasson beschritten, der zweiundachtzigjährige Jüngling auf dem philosophischen Ra-

themer, der durch zwei volle Menschenalter und philosophisch traurige Zeiten hindurch ein feuriger Fortentwicker und Verbreiter Hegelscher Hochgedanken gewesen ist. Man wird das — zumal gerade auch ästhetisch! — Bestehende seiner Gedanken nicht verkennen, mache sich aber auch die Gefahr klar, die in einer solchen »Umwertung« des Krieges liegt, da auch die bezauberndste Begriffsdichtung (Spekulation) sehr wohl den Tatsachen widersprechen kann. Denn es wird die Frage sein, ob das berechtigte Prinzip des »Verstehenwollens« so straff gehandhabt werden darf, daß die unbewußt wirkenden, tierisch-selbstsüchtigen Instinkte (das, was Kant und Fichte das »radikal Böse«, Schopenhauer den »Willen« nannte) aus den Erklärungsgründen zugunsten geistiger Regungen ganz hinausgebrängt werden dürfen. Selbstverständlich glaubt Lasson (nach seiner »Rechtsphilosophie«), daß der Krieg zu keiner Zeit jemals werde entbehrlich gemacht werden können. Denn alle Kunst der Unterhandlung kann es nicht verhindern, daß in den »Knotenpunkten der Entwicklung« die Interessen unvereinbar werden, so daß die Staaten ihre gegenseitigen Verhältnisse allein durch ihre Macht zu ordnen imstande sind. Dann wird sich die innere Leistungsfähigkeit und Kulturböhe des Staates durch den Krieg zu erproben haben. Aber nicht die nationale Echeelsucht macht Lasson dafür verantwortlich, denn selbst die friedfertigste Gefinnung der Menschen kann es nach ihm nicht verhindern, daß auch die friedfertige, ehrliche Unterhandlung doch einmal aussichtslos wird und der trostige Wille der Staaten sich mit dem Schwerte durchzusetzen sucht. Diese Welt ist eine vernünftige Welt, in der es sinnvoll zugeht. Überall und immer, wo wir stehen, nehmen wir die Werke des ewigen Geistes wahr. Nicht erst im »Jenseits«, nein, schon hier und jetzt und im Kleinsten ist Gott gegenwärtig und leben wir im Ewigen, und auch der Völkerrreit ist keine Veranstaltung satanischer Gewalten, »der Krieg ist ein Kampf geistiger Mächte«. Damit ist er ein edler Wettstreit geworden, und man darf ihn nicht mehr unter die rohen, blindzerstörenden Gewalten rechnen. Damit aber ist der Völkerrreit auch auf ein höheres Niveau gehoben und der begrifflich-sachlichen Nachbarschaft der Privatfehde, die ein Verbrechen bleibt, entrückt. Denn gerade das Argument, der Völkerrreit sei ebenso schlecht und ebenso unsittlich wie das Faustrecht der Einzelnen, wie das Duell, hat den Friedensfreunden Anhänger zugeführt. Der Krieg ist mit den Gewalttaten der Einzelnen nicht auf eine Stufe zu stellen, er ist mehr als ein sanktioniertes Morden im großen nach dem Rezept: Die kleinen Strolche hängt man, die großen läßt man laufen (oder ehrt sie). Denn

erstens werden wir eine dem einzelnen Bürger übergeordnete rechtmäßige weltliche Gewalt anerkennen müssen, die dem einzelnen souveränen Staate fehlt. Zweitens aber kämpfen die Staaten — nach Laffon u. a. — um Ideen, geistige Werte, um überindividuelle Güter, an denen ein öffentliches, womöglich die ganze Kulturwelt angeheendes Interesse hängt, das den Privatkämpfen fehlt. Und wie so der Krieg als eine Wirkung geistiger Regungen hingestellt wird, so soll er auch selbst die Ursache sittlicher Höherentwicklung sein. Das aber führt uns zu der Frage nach der Bedeutung des Krieges für Sittlichkeit und Kultur.

Diese wird sich zunächst danach bemessen, was für Kräfte beim Kriege am Werke sind und sich so durch den Krieg auswirken, so daß sie nun ihrerseits wieder durch den Krieg, den sie haben erzeugen helfen, neue Nahrung erhalten. Der schon genannte Sozialist Menger spricht in diesem Zusammenhange von »furchtbaren sittlichen Mißständen«, von nationalem Haß und Unterdrückung der Besiegten, Hößding nennt den Krieg ein »Ueberbleibsel der Brutalität, die gewöhnlich niedere menschliche Entwicklungsstufen bezeichnet«, der Ethiker Julius Baumann leitet den Krieg aus lebensnotwendigen Instinkten her. Sofern der Mensch Tier ist, neigt seine Natur zur Feindseligkeit und Gewalt. Das Erschütternde und Furchtbare des Schauspiels des Krieges gibt sogar Laffon zu, wird aber nach der entgegengesetzten Seite hin einseitig, wenn er nur der edlen Kräfte und Fertigkeiten gedenkt, die sich im Kriege ausleben. Macht demgegenüber die Gegenpartei geltend, es seien doch nur militärische, kriegerische Anlagen, die der Krieg voraussetze, so betont dieser Idealist, daß kriegerische Überlegenheit auf der vielseitigeren und gründlicheren Entfaltung und Übung gerade auch derjenigen Eigenschaften beruhe, die den Wert des Menschen auch in allen andern Beziehungen bedingen.

Wäre das unzweifelhaft richtig, so müßte die Kriegsstärke ein Maßstab für die Kulturhöhe, die Höhe des geistigen, sittlichen Lebens sein. Unbedenklich zieht Laffon diese unabweisliche Konsequenz. Um der stets drohenden Gefahr des Krieges begegnen zu können, muß der Staat die Arbeit seiner inneren Organisation mit doppeltem Ernst betreiben, muß suchen, daß die Staatsbürger mit Freubigkeit und Begeisterung seinen Zwecken dienen. Darum muß er in seinen Bürgern Verständnis für die nationale Arbeit und staatsbürgerliche Gesinnung zu erwecken suchen, und dies wiederum kann er nur, wenn er die Ideale der Gerechtigkeit und Freiheit zu verwirklichen strebt. So wird die stete Kriegsbereitschaft des Staates zum Hebel für

die Entwicklung der Kultur. Es wurde bereits erwähnt, wie E. v. Hartmann ebenfalls den Kulturfortschritt vom Kriege mit abhängig macht. Menger dagegen behauptet, daß die Kriegstüchtigkeit mit der steigenden Kultur eher ab- als zunimmt. Darum brauchen die schwächeren Rassen sich nur die europäische Kriegskunst anzueignen, um sich der sie bedrängenden stärkeren Rassen zu erwehren. Daß für eine hohe militärische Kultur keineswegs eine hohe geistige und sittliche Kultur die notwendige Voraussetzung ist, beobachten wir auch in der unmittelbaren Gegenwart. In der Tat, wenn man die niedrige geistige Kulturhöhe der slawischen Völker mit ihren verhältnismäßig doch außerordentlich respektablen Kriegsmitteln vergleicht, die sie im Balkan- und im gegenwärtigen Kriege aufgebracht haben und anzuwenden verstehen, muß man Menger zustimmen. Auch müßte, wenn Laffon recht hätte, das durch ewige »Probemobilmachungen« die übrige friedfertige Welt beunruhigende Rußland, das doch also gewiß »kriegsbereit« war, den Idealen der »Gerechtigkeit und Freiheit« nachgestrebt haben. Die militärische wie die technische Kultur hat an sich, d. h. rein sachlich, mit der Kultur des geistigen, also auch des sittlichen Lebens nicht das geringste zu tun. Daß sie einander — nicht immer! — fördern, hat in den für unser Problem zufälligen psychologischen, soziologischen und wirtschaftlichen Verhältnissen seine Gründe. Auch Wilhelm Schallmayer knüpft in seiner beachtenswerten, vorwiegend kriegsfreundlichen Studie »Der Krieg als Züchter« (Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie V) die Überlegenheit in der militärischen Kultur nicht an überlegene psychische und leibliche Erbqualitäten. Dene wird vor allem von der geographischen Lage, dem Milieu der Völker begünstigt.

Welchen Wert hat nun der Krieg für die sittliche Entwicklung der einzelnen Menschen? In dieser Frage der Kriegspädagogik plagen die Geister weniger heftig aufeinander. Was auch die Wollust des Kampfes an Werten, zum Teil sogar fragwürdiger seelischer Kultur, bei den Kämpfenden zerstören mag, es ergibt sich dennoch ein erfreulicher Gewinn. Am nächsten liegt da die Tugend der Tapferkeit. Der Neufantianer Hermann Cohen aus Marburg glaubt in seiner »Ethik des reinen Willens« in der Tapferkeit die Tugend zu erkennen, zu deren Ausübung und Pflege der Krieg als Mittel einen Wert erhält. Er unterscheidet wohlweislich den »sinnlichen Begriff« der Tapferkeit des alten mythischen Kriegs- und Heldenideals von dem rein ethischen. Weil jenes heidnische Ideal des Mythos eben noch kein rein sittliches war, wurde es von den Pro-

pheten des Alten Testaments heftig bekämpft. Für diese ist der Krieg die böse Folge der Zersplitterung der Menschheit in viele Völker und Sprachen und damit des durch den Turmbau zu Babel bekundeten Übermuts. Dieses mythische Heldentum ist die Sünde selbst, der Krieg seine Ausgeburt. Ohne Sünde und Krieg wird die Menschheit zur Einheitslichkeit gelangen. So wird den Juden der Krieg zum Symbol jener falschen Menschheit, die sich in die vielen feindlichen Völker spaltet. Aber »der eine Gott fordert die eine Menschheit. Der Krieg muß aufhören; dieser Kampf ums Dasein der Völker. Friede muß auf Erden werden. Der Friede ist Sittlichkeit. Gott ist einzig, und sein Name soll einzig sein. Alle Völker sollen in ihm und durch ihn zur einen Menschheit sich vereinigen.« Allein nicht das mythische Heldentum mit seiner Tapferkeit, gegen das sich die jüdische Anschauung richtete, kann unser Ideal sein. Aber auch nicht das ästhetische Heldentum kann es sein, wie es der künstlerisch inspirierte Naturalismus in der sinnlich-freudigen Vorstellung der Tapferkeit darbietet. Diese ästhetische Vorstellung ist nichts als die Fortsetzung des Mythos. Der ästhetische Sinn wertet die sinnliche Stärke wie überhaupt in der Natur so auch im Menschen als bewunderungswürdig, schön und erhaben. So kommt es, daß als politische Tugend in der bisherigen Geschichte vorzugsweise die militärische gilt; denn der Krieg ist der letzte Ausweg der Politik. Allerdings brauchen die Feldherren — wenn auch nicht die Mannschaften — heute weniger als früher sich dem feindlichen Feuer aussetzen und so die bloß sinnliche Tapferkeit zu bewahren, vielmehr erstreckt sich ihre Tapferkeit auch auf die geistige und sittliche Energie und nähert sich so dem sittlichen Heldentum. Dennoch aber färbt nach Cohen das alte mythische Idealbild vom Kriegshelden auch auf das moderne naturalistische Schlachtenbild ab: wie dort der eine Held die Hunderte nieder macht und man in dieser übermenschlichen Kraftleistung das wahre Heldentum erblickt, so empfindet man in natürlicher Fortsetzung davon für die moderne Kriegsführung wesentlich in gleicher Weise. Aber doch nur die sittliche Tapferkeit ist eine echte Tugend, die allein das Kriegsführen rechtfertigen kann. Aberdies ist sie jedoch mitnichten auf den Krieg beschränkt, sondern hat ein weit umfangreicheres Betätigungsfeld. Erst so ist sie als die geschichtliche Tugend zu erkennen, als die Tugend der Weltgeschichte. Freilich stehen die Tugenden der Wahrhaftigkeit und der Bescheidenheit dem Range nach höher: sie hindern den Mut, in Unbesonnenheit und Tollkühnheit auszuarten. Aber ohne die Tapferkeit gibt es kein sittliches Dasein der Völker. Sie ist die Tugend des

Bürgers, des Menschen, der sich durch die staatsbürgerliche Betätigung sein sittliches Dasein im Staate erwerben und verteidigen soll. Die Dinge gehen zu lassen, wie sie eben gehen, das ist die Todsünde gegen den Geist der Sittlichkeit.

Weil sich die Tugend der Tapferkeit aber gerade im zivilen Leben entfaltet, so bedarf sie des Krieges nicht. Ja, im bürgerlichen Leben entwickelt sie sich frei und nach Wahl, im Kriege wird sie zur zwangsmäßig beschworenen Pflicht. Eine individualistische Ethik, d. i. eine solche, welche die einzelne Persönlichkeit und nicht die Gesamtheit zum einzigen Träger und zum letzten Zweck des sittlichen Handelns macht, wird darin eine Vergewaltigung des einzelnen Menschen erblicken müssen. Aus diesem Grunde verwirft der Philosophieprofessor Max Wentscher den Krieg in seiner »Ethik«. Für ihn liegt das Problem vor allem darin, daß der Krieg eine Betätigung des Volkes als Gesamtheit ist und ebenso sich gegen eine andre Gesamtheit richtet. Damit wird der Einzelne nur wie ein Mittel zum Zweck, also nicht mehr als Selbstzweck, als sittlich freies Wesen behandelt. Und auch wir werden diesen Einwand als ein schwerwiegendes Argument anerkennen müssen, sofern sich herausstellen sollte, daß der Krieg den Menschen tatsächlich zum Mittel herabdrückt. Denn mit Kant und Fichte urteilen wir, daß der Mensch vom Menschen allemal nur als Selbstzweck betrachtet und behandelt werden darf. Ob aber eine derartige Verletzung des Sittengesetzes im Kriege in Wahrheit vorliegt, ja in jedem Kriege vorliegen muß, ist die schwierigste Frage, auf die der genannte Ethiker leider nicht näher eingeht. Er kommt zu dem Ergebnis, »daß die Anwendung von Gewalt gegen Mitmenschen und im besonderen das Verstümmeln und Hinmorden unter allen Umständen (!) als sittlich verwerflich beurteilt werden muß«. Daß diese Betrachtung einseitig ist, wird klar, wenn man die von Lasson danebenhält. Nach diesem — wie auch nach Hegel und Cohen — hat der Mensch für sich allein gar kein sittliches Dasein, sondern erst im Staate. Erst innerhalb der Gesamtheit und in ihrem Dienst hat er die Möglichkeit zur sittlichen Tat und zur Entfaltung aller Tugenden. Und das gilt auch vom Kriege. Denn weil kein Staat zum Voraus wissen kann, wann er in die Zwangslage versetzt wird, sei es im Angriff gegen den, der ihm das Lebensnotwendige versagt, sei es in der Abwehr gegen den, der ihm das Unerträgliche zumutet, seine Macht gebrauchen zu müssen, er aber sehr wohl weiß, daß jeder nächste Augenblick die Möglichkeit eines auf friedlichem Wege nicht austragbaren Konflikts mit sich bringt, ist er gezwungen, seine Kraft für solch möglichen Fall zu entwickeln und zu bewahren. »Die Kraft des



Oskar Reichenbach:

Silfklamm Meran

Staates aber besteht in der leiblichen und geistigen Tüchtigkeit seiner Bürger und insbesondere in der ihnen zu erteilenden Erziehung und Übung, besonders für kriegerische Leistungen, in Disziplin und Gehorsam, in Mut und Treue. Aber der Zwang, die Staatsbürger in dieser Richtung zu erziehen, veranlaßt auch die Entwicklung der meisten andern Tugenden. Freilich entzieht der Staat durch den Kriegsdienst seiner Bürger viele Kräfte friedlicher Tätigkeit; aber dieser Verlust wird reichlich wieder eingebracht durch die Erhöhung der persönlichen Tüchtigkeit, welche die kriegerische Erziehung mit sich bringt. Laffon nennt die immer drohende Möglichkeit des Krieges die größte Wohltat für das Menschengeschlecht. Denn sie unterbrückt die Genügsamkeit des sinnlichen Behagens, Egoismus, Verweichlichung und Zuchtlosigkeit. Dieses letzte Argument ist aber für Wentzker ganz und gar kein Verteidigungsgrund des Krieges. Es wäre unsittlich, den sonst vermeidbaren Krieg als Mittel zu benutzen, um mit ihm drohender Verweichlichung entgegenzuwirken, die männlichen Tugenden, den Heldennut wieder in besseren Kurs zu setzen. Denn dazu ist der Krieg eine viel zu entsehlliche Einrichtung. Aber auch nicht bloß um seiner Folgen willen, nicht erst wegen der Leiden, die er Freund und Feind und Neutralen zufügt, muß der Krieg als minderwertig erscheinen, sondern auch weil der Siegreiche, der mit allem Glanz des Heldentums Bagnabete, der das Glück hat, die kriegerische Tätigkeit mit höchstem Erfolge auszuüben, doch dabei immer nur Eigenschaften entwickelt und übt, in denen das tiefste, eigentliche Wesen des Menschlichen noch gar nicht in Aktion tritt. Und diese Einsicht kann uns eine wertvolle Ergänzung zu den Laffonschen Darlegungen sein. Denn die Betonung der vom rein menschlichen Standpunkt aus negativen Seite des Krieges, der doch zum größten Teil bloße Verneinung ist, scheint uns im höchsten Maße beachtenswert. Schon darin brüdt sich sein negativer Charakter aus, daß er ein bloßer Ausnahmezustand und für die Dauer unmöglich ist, was für die übrigen Kämpfe, vor allem die geistigen, ganz und gar nicht zutrifft. Das Kriegführen ist eben nur eine gelegentliche Polizeimaßregel in großem Maßstabe und damit nicht positiv und nicht Selbstzweck genug, um mit unserm höchsten sittlichen Ideal vom Menschen in sachlichen Zusammenhang treten zu können. In der Tat kennen wir keinen verehrungswürdigen großen Menschen, der es war, weil er (nur!) ein großer Kriegermann war.

Erheben wir die Frage nach der Gerechtigkeit im Ausgange des Krieges, so wird der Antwort auf diese Frage meistens vorsichtig aus dem Wege gegangen. Die dar-

winistifchen Naturphilosophen pflegen von dem Ausgang der Kriege auch sittlich befriedigt zu werden, weil die tüchtigere und höherstehende Nation den Sieg davontrage. Von solchem Naturalismus will Laffon nichts wissen. Nicht die rohe Kraft sei siegreich, sondern nur die harmonisch, vernünftig geordnete. Sein Idealismus führt ihn aber zum ziemlich gleichen Ergebnis. Die Entscheidung des Krieges ist gerecht; denn das siegreiche Volk erweist sich als das führende und vorbildliche Volk. Es erstreckt seinen Einfluß auf die andern Völker und zeigt sich überlegen, solange es gesund und rüstig, wenigstens gesunder und rüstiger als die andern Völker bleibt und größere und schnellere Fortschritte als diese macht. So offenbart sich im sieghaften Triumph wie in der schmachvollen Niederlage die Richterin Weltgeschichte. Ihr Richterspruch ist sinnvoll und gerecht, weil kein Sieg und keine Niederlage endgültig ist ohne den Willen der Menschen, die sich darein ergeben. Am weitesten in der Verherrlichung des Krieges geht wohl B. Kießling (in »Volks-erziehung und Krieg«, 1885). Da wird der Krieg der Stammvater der Vernunft genannt: die Sprache ist die Mutter der Vernunft. Sie selbst hinwiederum ist von der Gesellschaft, die Gesellschaft vom Krieg erzeugt. Es ist also eine beneidenswerte Stellung, die da dem Krieg als dem Urgroßvater der Vernunft zugewiesen wird.

Soll der Krieg unter Umständen als berechtigt gelten, so damit noch nicht alle Kriegsmittel. Es erhebt sich damit die Frage nach der Sittlichkeit in der Kriegsführung. Nach des Jesuiten Cathrein »Moralphilosophie« sind den Kriegführenden nicht alle Mittel erlaubt, unter keinen Umständen Lüge und Meineid. Weniger schlimm, aber trotzdem verwerflich ist die absichtliche Verbreitung falscher Nachrichten, erbichteter Siege und dergleichen, um den Mut der eignen Truppen zu heben und den der feindlichen zu lähmen. Liberale Rechtslehrer wie Holtendorff zählen dagegen die Verbreitung falscher Nachrichten und irreführender Angaben zu den angemessenen Mitteln der Kriegsführung. Etwas anders sind bloße Hinter- und Vorbehalte in den Angaben, welche der Jesuit für zulässig erachtet. Auch der verstorbene Berliner Philosophieprofessor Friedrich Paullsen betrachtet in seiner »Ethik« die Kriegslüge als zum Wesen des Krieges gehörig. Denn wenn sogar in privater Notwehr gegen Räuber und Einbrecher Gewalt bis zur Tötung sittlich zulässig ist, so muß es die Versteckung durch eine Täuschung als das gelindere Mittel erst recht sein. Ob dieser Vergleich stimmt, mag sich der Leser überlegen; davon aber abgesehen, hielt der Philosoph Sichte selbst gegen Mörder und Einbrecher eine Lüge für unsittlich. Demgegenüber will der Hinweis Paullsens

darauf, daß es nie einen Soldaten gegeben habe noch geben werde, dem es Gewissensbisse verursachte, den Feind zu täuschen, gar nichts besagen. Nach Paulsen wird die Kriegslüge von beiden Parteien geübt und erwartet. Dies Letzte ist aber offenbar für den Moment der Täuschung unrichtig, denn sonst käme es niemals zu der tatsächlich sehr oft gelingenden Aberlistung. Hält Paulsen eine Kriegsführung mit offenen Karten für eine schlechthin unmögliche Sache, so ist zu erwidern, daß die (passive) Zurückhaltung in der absichtlichen Irreführung noch nicht gleichbedeutend ist mit dem (aktiven) Aufheben der Wahrheit. Im ganzen ist das Problem schwierig. Zu schnellerer Einigung mit Paulsen kommen wir, wenn er die Regeln des Krieges nur so weit gelten läßt, als es sich um die Kriegsführung handelt. Denn sobald man sich auch im Kriege nicht mehr als Feind, sondern als Mensch begegnet, treten die allgemeinen Regeln für den menschlichen Verkehr wieder in ihr Recht. So geschieht es in der gelegentlichen Begegnung Einzelner, so auch, wenn es sich darum handelt, aus der Feindseligkeit herauszukommen. Darum darf man den Waffenstillstand nicht brechen, nicht den Parlamentär angreifen, auch nicht Kriegsmittel anwenden, über deren Nichtgebrauch ein Einverständnis angenommen werden darf.

Der Wirrwarr der Meinungen möge den Denkfleißigen anspornen, sich begründete Überzeugungen zu verschaffen. Freilich bildet sich ohnedies jedermann seine eigne Meinung, so daß wir eher eine Mahnung zur Zurückhaltung ergehen lassen könnten. Nachdenken und Kritik macht nämlich bescheiden: man verzichtet vorberhand gern auf fix und fertige Lösungen und ist heillos froh, wenn es gelingt, die Probleme richtig zu erkennen; denn das ist der alte Erbfehler: fertige Antworten in der Tasche zu haben, ehe man richtig fragen gelernt hat. Die Probleme liegen sozusagen auf der Straße, der »Alltag« ist gespickt voll von ihnen, aber nur wenige sehen sie. Finden diese auch keine endgültigen Lösungen, so doch etwas andres Wertvolles: das sind Gesichtspunkte, von denen aus sie einen freien Blick für die Beurteilung erlangen können. Von den kleinherzigen Denkgewohnheiten des Alltags entlastet werden, sich die Seele ausweiten und auslüften, indem die Geisteskräfte auch einen Gegenstand wie den Krieg, dessen schaurige Furchtbarkeit die Seele zu Boden zwingen will, meistern und unter dem Gesichtswinkel des »Ewigen« betrachten lernen: das ist der schöne, wenn auch nur mittelbare Erfolg philosophischer Selbstbesinnung, auch wenn ein unmittelbares Ergebnis fehlt.

Dämmerstunde im Felde

Fern, fern auf deutschen Gartenwegen
Geht fromm dein lieber Frauenschritt.
Du hörst wie ich ein leises Regen
Und weißt es wohl: ich wandre mit . .

Des Himmels Rosenwunder blühen
Im See, von Wassern feucht umschäumt,
Es brennt in tiefem, tiefem Glühen
Die fernste Wolke licht besäumt.

Nun stehst du still im hellen Kleide;
Dein Haupt lehnt kühl am dunklen Holz,
Dein Herz ist schwer vom deutschen Leide,
Dein Herz ist weit vom deutschen Stolz.

Ich steh' auf schattendunklem Grunde
Im grauen Mantel hinter dir,
Und leise durch die leise Stunde
Geht Wort und Wort von dir zu mir.

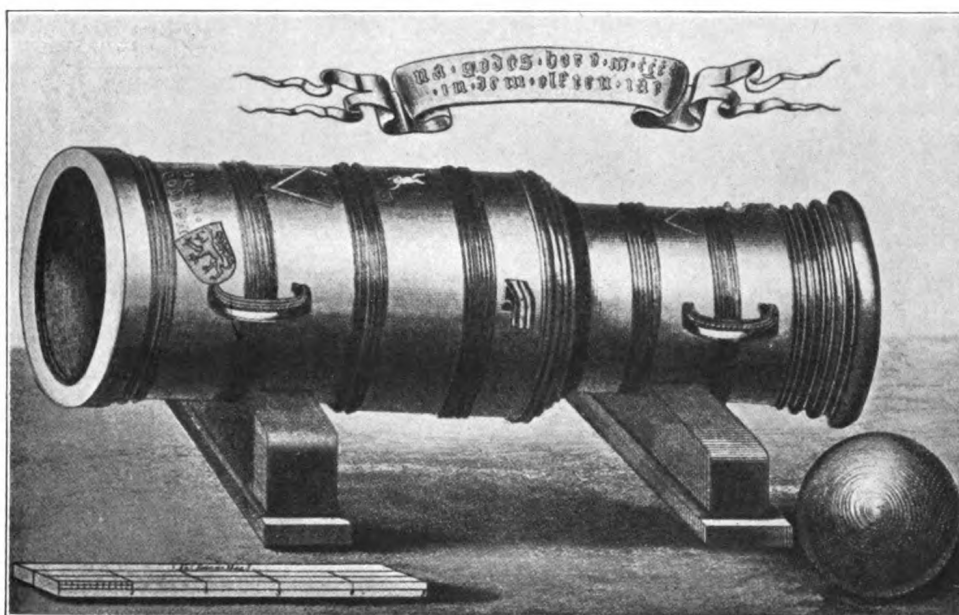
Und heller schimmern deine Birken
Bei jedem Wort, das fromm erwacht,
Und immer tiefre Rosen wirten
Des Herrgotts Engel in die Nacht.

Ich möchte deine Hand erfassen,
Und auch die deine öffnet sich,
Da wirft der Mondgott seine blassen
Grabrosen zwischen dich und mich . .

O Dämmerstunde, Rosenstunde,
Wie bald dein Märchenduft zerschäumt!
In Welschland geh' ich nächt'ge Kunde,
Und unser Traum ist ausgeträumt.

Ich schreite über Feindeserde
In meines Mantels fahlem Grau.
Und doch: ich steh' vor deinem Herbe
Als Schildwacht, liebe deutsche Frau!

Walter Fleg



Die Faule Mette von Braunschweig

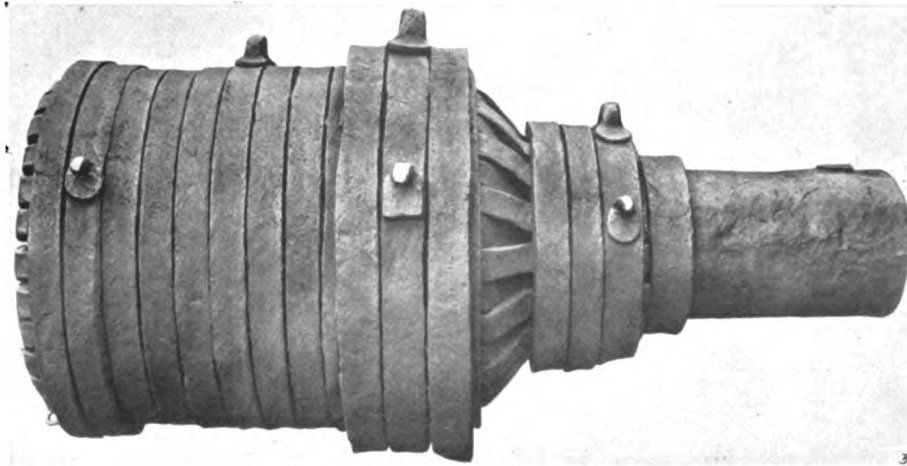
Riesengeschütze

Von Dr. Stephan Rekule von Stradonitz

Erinnern sich die älteren Leser noch der früher viel aufgeführten Operette »Der lustige Krieg«? Da schießen die Belagerer in einen vom Feinde besetzten und verteidigten Ort täglich je eine große Kanonenkugel, und zwar immer ungefähr um die gleiche Tagesstunde, so daß die Belagerten sich an diesen »Donnergruß« nicht nur allmählich gewöhnt haben, sondern auch Maßregeln treffen können, sich mit ihm abzufinden. Der Vorgang, in dem Stücke komisch ausgestaltet, erregte bei den Zuschauern jedesmal viel Heiterkeit.

Die wenigsten, die diese Operette gesehen haben, werden sich aber damals wohl bewußt gewesen sein, daß das Geschützwesen in den ersten Zeiten tatsächlich so wenig vervollkommen war, wie es dort geschildert ist. In der »Chronik von Metz« vom Jahre 1437 wird von einem »Stückmeister« gerühmt: »Er schoß dreimal des Tags, wohin er wollte, gebrauchte aber auch magische Kunst. Aus diesem und vielen andern Gründen mußte er nach Rom ziehen, um von seinen Sünden losgesprochen zu werden.« Diese Stelle ist außerordentlich bezeichnend. Daß jener »Stückmeister« es fertigbrachte, ganze drei Schüsse täglich —

man darf wohl einfügen: aus einem sehr großen Geschütz — abzugeben und noch dazu gut zu treffen, d. h. zu »richten« (»wohin er wollte!«), schien den Zeitgenossen nur dadurch möglich, daß er »auch magische Kunst gebrauchte«, d. h. mit dem Teufel im Bunde stand. Dieser Glaube und die Langsamkeit im Schießen sind hauptsächlich aus der außerordentlichen Umständlichkeit des Ladens zu erklären. Zunächst mußte das ursprünglich vollkommen staubförmige Pulver mit einer Ladefaulen durch die Rohrmündung auf den Boden des Geschützrohrs, d. h. in den »Pulverschack« oder die »Pulverkammer«, gebracht werden. Dann war diese durch einen fest eingetriebenen hölzernen Klotz abzuschließen. Davor kam dann das Geschöß. Als Geschosse hatte man Steinkugeln, die teils mitgeführt, teils erst an Ort und Stelle vom Steinmetzen hergestellt wurden, seltener Eisenkugeln, da diese erheblich teurer waren. Die Steinkugeln verstärkte man in späterer Zeit oft mit Eisenringen. War ein derartiges Geschöß in das eigentliche Geschützrohr, den »Flug«, gebracht, so mußte es darin durch hölzerne Keile, sogenannte »Bislen«, festgehalten werden. Schließlich galt es, den Spielraum zwischen Geschöß und »Seele« des Geschützes, mit andern Worten:



Der Große Pumhart von Steyr (Seitenansicht)

die Lücken zwischen diesen einzelnen »Bissen«, kunstgerecht mit Lappen und dergleichen zu verstopfen, damit »kein Dunst entweiche«, d. h. kein Pulvergas neben dem Geschos herausströme und dadurch kostbare Wurfkraft verloren gehe. Erst als man, noch vor der Mitte des 15. Jahrhunderts, das Schießpulver körnig zu machen gelernt hatte, wurde das Laden etwas erleichtert. Aber auch dann blieb das beschriebene Verfahren noch äußerst mühsam und zeitraubend.

Man halte also fest: die Riesengeschütze oder »Steinbüchsen« — denn um solche handelt es sich — jener Zeit, Geschütze, die dazu bestimmt waren, die Bastionen durch ihre zentnerschweren Geschosse niederzulegen, bestanden notwendig aus zwei scharf voneinander zu unterscheidenden Teilen: einem weiteren und längeren, dem »Flug«, und einem kürzeren und engeren, dem »Pulversack« oder der »Pulverkammer«. Andernfalls wäre es ja nicht möglich gewesen, am Ende des Fluges und vor den Übergang der Kammer in den Flug den beschriebenen Holzklotz zu keilen.

Die ersten Geschützrohre dieser Art, nämlich deren langer »Flug«-Teil, waren aus eisernen Längs-

stäben hergestellt, mit darübergeschobenen eisernen Ringen, entsprachen also in der Herstellung einem Fasse mit seinen Dauben und Reifen. Das an das eine Ende der Längsstäbe zum Abschluß der »Seele« an- und eingesezte volleiserne Bodenstück — Pulversack, Pulverkammer — wurde hier auf verschiedene Weise festgehalten.

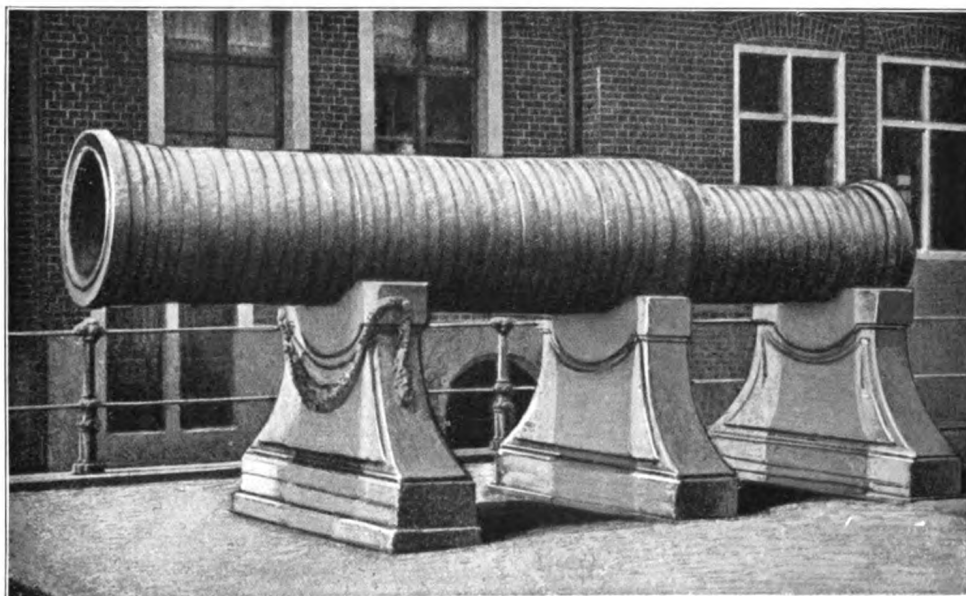
Ursprünglich waren diese Geschützrohre an der Mündung weiter als am Bodenstück, was ein Austreiben der Ringe vom Boden her und so ihr Festsitzen wesentlich erleichterte. Später wurden die Rohre durchweg gleichweit hergestellt, und man hat nun anscheinend die Ringe in heißem Zustande aufgeschoben und ließ sie sich dann abkühlen, wobei sie sich zusammenzogen und die Stäbe gehörig zusammenpreßten.

Ich habe mir die Ansicht gebildet, daß die Längsstäbe, aus denen diese »Riesengeschütze« damals bestanden, regelmäßig nicht bloß in der vorbeschriebenen Weise lose zusammengefügt, sondern vielmehr zusammenschweiß waren. Man findet freilich vielfach die Meinung ausgesprochen, es sei nicht recht wahrscheinlich, daß ein derartiges Zusammenschweißen der



Der Große Pumhart von Steyr (Vorderansicht)

eins der ältesten erhaltenen Pulvergeschützrohre von geradezu riesigen Abmessungen, befindet sich im k. und k. Heeresmuseum zu Wien unter dem Namen »Großer Pumphart von Steyr«. Dieses Geschützrohr stammt aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Annahme, daß dieses Riesengeschützrohr in der Stadt Steyr erzeugt worden sei, beruht jedoch ausschließlich auf einer alten Zeughausüberlieferung und verdient um so weniger Glauben, als die weitere hiermit verbundene Überlieferung, dieser »Mörser« sei von den Türken geraubt, dann von diesen 1529 vor Wien zurück-



für die Frage der Zusammenschweißung naturgemäß nur wenig Sicheres ergeben, daß dagegen diejenigen von den alten Riesengeschüßen, die ich gesehen habe, alle zusammengeschweißte Längsstäbe aufweisen, keine bloß lose zusammengefügt. Ich kann mir endlich auch nicht denken, daß es möglich gewesen wäre, diese lose Zusammenfügung so dicht vorzunehmen, daß keine Pulvergase hätten entweichen können. Anderseits war man in der Kunst der Behandlung des Eisens damals schon weit genug vorgeschritten, um ein solches Zusammenschweißen vornehmen zu können.

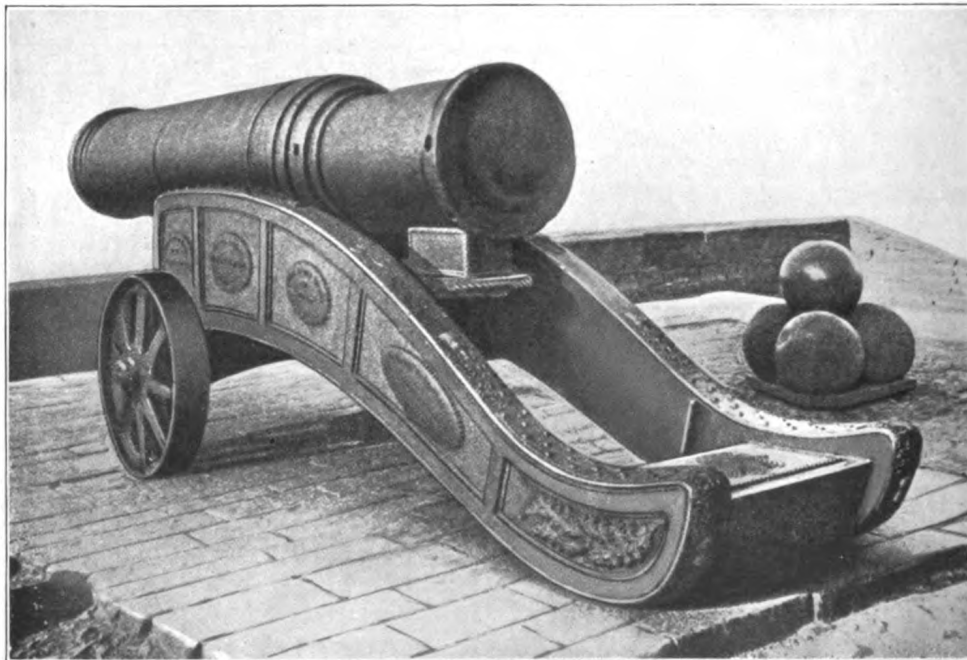
gelassen worden, dem, was über den Geschützpark Sultan Euleimans II. bekannt ist, in keiner Weise entspricht. Dieses Geschützrohr hat eine Gesamtlänge von 260 cm, von denen 115 cm auf die »Kammer«, 145 cm auf den vorderen, weiteren Teil, das eigentliche Geschützrohr, den sogenannten »Flug«, entfallen. Der innere Durchmesser der Kammer beträgt nur 18 cm, der innere Durchmesser des »Fluges«, das sogenannte »Kaliber«, aber 88 cm. Dieses Kaliber übertrefft also das auch der stärksten Geschütze von heute noch um ein Bedeutendes (Abbild. S. 252).

Ein noch älteres, nämlich 1411 hergestelltes Riesengeschütz mußte die »Gaule Mette« von Braunschweig gewesen

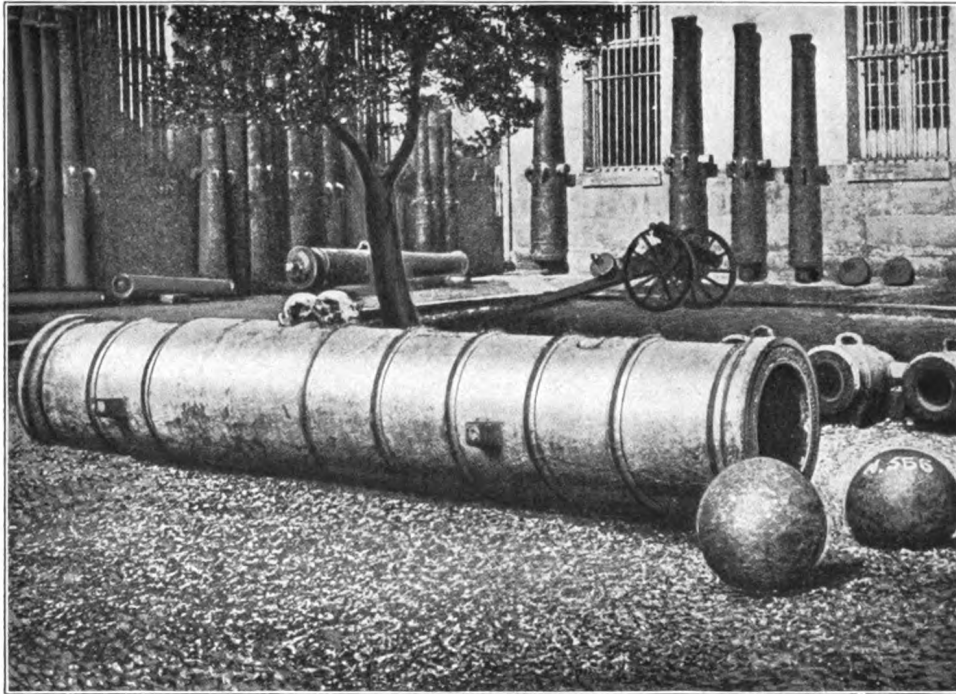
sein, die in demselben Jahre, als der Erzbischof Günther von Magdeburg mit den Herzögen Bernd und Heinrich zu Braunschweig-Lüneburg die von Schwichelbt wegen ihrer Raubtaten in der festen Harzburg belagerte, ausgezeichnete Dienste geleistet haben soll. Aber sie ist nicht mehr vorhanden, und Genaueres weiß man von ihr nur durch eine alte Abbildung aus dem Jahre 1728. Nach der diesem »fliegenden Blatte« (von Johann Georg Schmidt) beigegebenen Beschreibung wog das Stück 180 Zentner. Die Kugel hatte ein Gewicht von 6 Zentner. Zur Ladung waren 52 Pfund Pulver erforderlich. An einer andern Stelle des Blattes ist von einem Kugelgewicht von 7 Zentner weniger 14 Pfund und von einer Ladung von 70 Pfund Pulver die Rede. Die Jahreszahl 1411 ist auf der Abbildung deutlich erkennbar. Sicher war das Geschütz trotzdem erheblich jünger. Zwar widerspricht die Gestalt des Rohres im allgemeinen dieser Zeitangabe nicht. Dagegen sprechen die Zierate des Rohres (Herkules mit der Schlange; Hausmarke; Gestalt des Wappenschildes) für eine erheblich spätere Zeit, etwa das Ende des 15. Jahrhunderts. Allerdings ist die Jahreszahl in der Inschrift ganz deutlich auf dem Bilde wiedergegeben,

aber was will das besagen? Der Künstler kann sich schließlich auch verlesen haben. Ausschlaggebend erscheint aber folgende Überlegung. Konrad Kauder gibt in seinem »Feuerwerksbuch« von 1429 die äußerste Tragweite der größten damals bekannten Riesengeschütze auf 2500 Schritt an. Und diese Tragweite, so fügt er hinzu, sei nur dann erreichbar, wenn man das allerbeste Geschüßpulver anwende. Die erwähnte »Beschreibung« gibt aber die Tragweite der »Faulen Mette« auf 3300 Schritt an. Das ist ein weiterer Beweis dafür, daß diese aus späterer Zeit stammte.

Ungefähr aus der gleichen Zeit wie der »Große Pumhart von Steyr« stammt ein ähnliches Riesengeschützrohr, das gleichfalls noch heute erhalten ist und, unter dem Namen der »Tollen Grete« weltbekannt, das Wahrzeichen der jetzt von den deutschen Truppen besetzten Stadt Gent in Belgien bildet. Die »Dulle Griete« wird auch »Dam Meg« genannt. Dieses gewaltige Rohr ist zweifellos burgundischen Ursprungs, da es dicht bei dem Zündloch den »Feuerstein«, das Sinnbild des Ordens vom Goldenen Vlies, zeigt. Dieser Orden ist am 10. Januar 1429 vom Herzog Philipp dem Guten von Burgund gestiftet worden;



Mons Meg



Die Endarferin

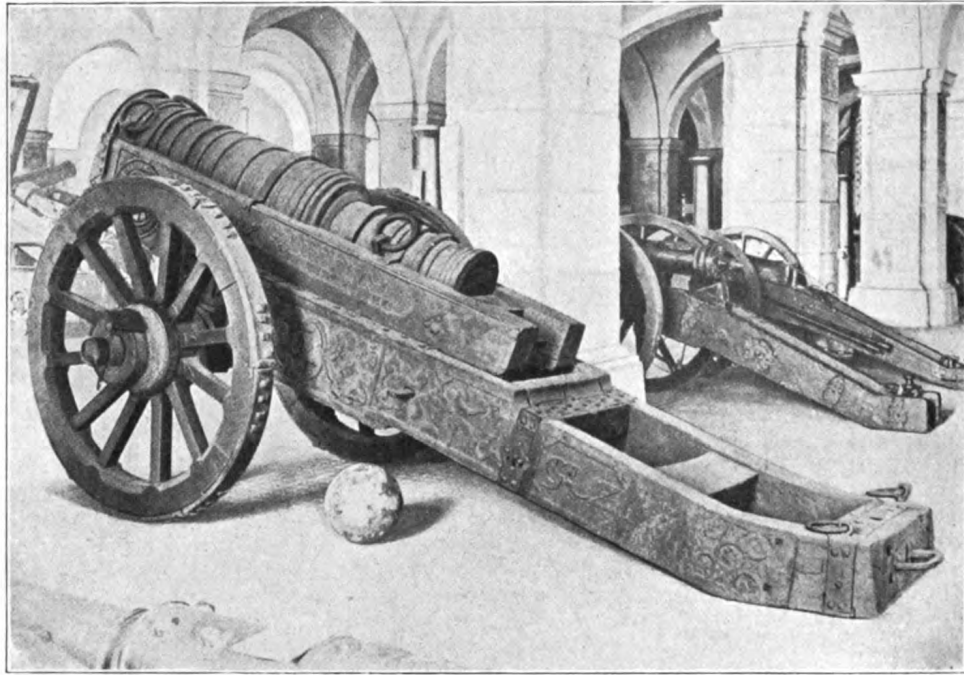
vor dieser Zeit kann also das Rohr nicht hergestellt sein. Hiernach ist die oft zu findende Angabe, die »Tolle Grete« sei 1383 bei der Belagerung von Audenarde zur Verwendung gelangt, unhaltbar. Es liegt offenbar eine Verwechslung mit einer späteren Belagerung von Audenarde, der von 1452, zugrunde. Der Belagerer war die Bürgerschaft von Gent; die Verteidigung leitete Simon de Valain, der darüber in seiner »Chronik« berichtet hat. Philipp der Gute entsetzte die Stadt, wobei die »Tolle Grete«, die die Genter mit sich geführt hatten, in seine Hände fiel. Das Rohr ist hiernach zwischen 1429 und 1452 entstanden.

Sein »Flug« besteht aus 32 Eisenstäben von je 55 mm Breite und ungefähr je 30 mm Dicke, die der Länge nach aneinandergeschweißt sind. Darüber sind 41 Ringe geschoben. Die »Kammer« besteht aus 20 ebenfalls verschweißten Ringen. Drei Fünftel des inneren Raumes der Kammer fassen 38 kg Geschützpulver von der Dichtigkeit von 0,9, die das übliche Neuntel des Gewichts des Geschosses ausmachen. Das Gesamtgewicht des Rohres beträgt 16 400 kg, die Gesamtlänge 5,025 m. Die innere Länge des Fluges ist 3,315 m, die der Kammer

1,375 m. Der Rohrdurchmesser, d. h. die »Seelenweite«, beträgt 64 cm. Die »Tolle Grete« ruht jetzt auf drei steinernen Pfeilern aus neuerer Zeit.

Wenige Jahre nach der erwähnten Belagerung von Audenarde von 1452, nämlich 1460, bei der Belagerung von Roxburgh, führte ein derartiges »Riesengeschütz« ein weltgeschichtliches, allerdings ungewolltes Ereignis herbei: den Tod des Königs Jakob II. von Schottland (3. August 1460). »Der König, neugieriger als ihm zukam, stand dicht bei den Kanonieren, als die Geschütze abgefeuert wurden; sein Oberschenkelknochen wurde von dem Stück eines schlecht geratenen Geschützes zerschlagen, das beim Schießen zersprang, wodurch er zu Boden gestreckt wurde und alsbald den Geist aufgab«, heißt es in einem Bericht. Das Geschütz soll schlecht verschweißt gewesen sein.

Ein Geschützrohr, das nach Größenverhältnissen und Herstellungsart der »Tollen Grete« nahe verwandt, ist die »Mon's Meg«, die jetzt zu Edinburg auf dem Schlosse vor der Kapelle der heiligen Margarete steht, was angesichts des Namens des Geschützes ein besonders passender Platz ist. Walter Scott hat sich mit diesem Geschütz beschäftigt



Die Faule Magd zu Dresden

und veranlaßt, daß an ihm eine Inschrift angebracht wurde, die besagt, daß das Rohr zu Mons in Belgien hergestellt worden sei, und dies ist auch unzweifelhaft richtig. Als Herstellungsjahr wird gewöhnlich 1456 angegeben. Die erste urkundliche Erwähnung des Geschützes unter dem Namen »Mons« findet sich indessen erst unter Jakob IV. von Schottland (1488 bis 1513).

Es ist eine alte, aber unhaltbare Sage, das Geschütz sei zu Galloway in Schottland hergestellt worden. Sein Name schon deutet mit Sicherheit auf Mons als den Herstellungsort. Wahrscheinlich ist das Geschützrohr gleich mit demjenigen, das »Der Löwe« genannt wird und das Jakob II. erweislich aus Flandern kommen ließ. Der Zuname »Meg« zu dem Namen »Mons« (oder »Montis«) erscheint urkundlich erst im 17. Jahrhundert. Im Volke mag er schon vorher üblich gewesen sein, jedenfalls ist er gleichbedeutend mit »Grete«, nämlich eine Abkürzung von »Margarete«. Weibliche Vornamen oder Bezeichnungen wie »Nette« = »Meze« und »Magd« finden sich, wie hier eingefügt werden mag, für die Riesengeschütze in alten Zeiten außerordentlich oft. Es ist also nur ein Anknüpfen an alte Soldaten- und Volksüberlieferungen, wenn unsre

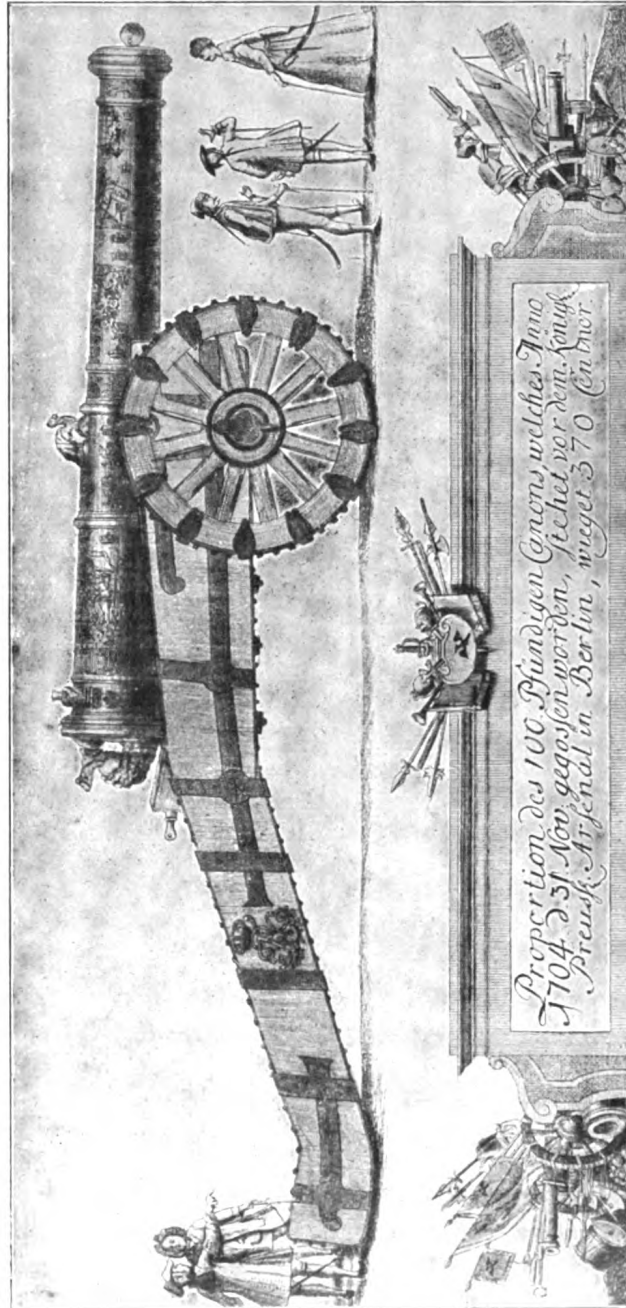
großen (42-cm-) Brummer vielfach auch »Dide Berta« genannt werden.

Von den einzelnen, bestimmten Riesengeschützen, die bis auf die Gegenwart erhalten sind, weiß man äußerst wenig über ihre Verwendung und noch weniger über ihre Wirkung. Am meisten kann man in dieser Hinsicht noch aus den alten handschriftlichen »Feuerwerksbüchern«, artilleristischen Lehrbüchern, entnehmen, namentlich aus den darin regelmäßig enthaltenen Zeichnungen und Beschreibungen von Geschützen.

Um wenigstens ein Beispiel für mittelalterliche Berichte über Verwendung und Erfolge von Belagerungsgeschützen zu bringen, führe ich aus Essenweins Buch »Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen« eine Stelle über die Belagerung und Zerstörung des Schlosses Tannenberg an: »Der Pfalzgraf hatte nur eine Büchse, die Steine, etwas größer als ein Haupt, warf, demnach etwa einen Fuß im Durchmesser und 70 bis 80 Pfund Gewicht hatten. Sein Büchsenmeister war Henne von Wachenheim. Der Erzbischof von Mainz hatte gleichfalls Büchsen gebracht, die nicht näher erwähnt werden, also jedenfalls von kleinerem Umfang waren. Die Stadt Mainz hatte ihre große Büchse gesandt, nachdem sie in Frankfurt

durch Vermittlung des Rates Steinfugeln dazu gekauft. Auch hatte man gehört, daß die Frankfurter die Abfuhr ihrer großen Büchse in das Lager verdingt hätten, und bat deshalb die Frankfurter, auch die Zufuhr der Mainzer Büchse zu verdingen. Von Frankfurt war schon vorher eine Faustbüchse geschickt. Die Entscheidung des ganzen Unternehmens erwartete man jedoch von der großen Frankfurter Büchse. Zum Transport der Steine hatten die Bundesgenossen den Frankfurtern 14 Wagen zugesandt. Diese schickten zur großen Büchse 16 Steine nebst 12 kleineren und dem nötigen Pulver. Für Verbringung der großen Büchse auf die Höhe vor der Burg hatte Henne von Wachenheim eine Aufzugsmaschine konstruiert, da er fürchtete, die Kräfte des Zugviehes würden nicht ausreichen. Man schrieb deshalb den Frankfurtern, daß sie lange Seile mitbringen möchten. 20 Pferde schafften sie nun in die Höhe; für das Gerüst, worauf sie lag, waren 32 Pferde erforderlich. Während die Bundesgenossen bald ihr Pulver und ihre Steine verschossen hatten, waren die Kugeln der Frankfurter Büchse zu groß, es mußten daher erst kleinere beschafft, ebenso zuvor ein Schirm für dieselbe erbaut werden. Die Belagerten suchten die Arbeiten zu hindern und schossen Steine so groß wie ein Hellerbrot und kleine Bleifugeln, ohne indessen jemand zu treffen. Welch besonderen Wert man aber auf jede Büchse legte, und wie wenige deren überhaupt vorhanden waren, geht daraus hervor, daß die Frank-

furter noch vor dem Fall der Feste ihre Faustbüchse zurückverlangten, um sich zu Hause ihrer Feinde erwehren zu können. Die Arbeit mit der kolossalen Büchse war eine sehr bedeutende. Schon die erste Kugel blieb im Mauerwerk des Bergfrieds stecken; die zweite durchschlug das Mauerwerk, und bald war die Feste genommen.«



Der Hundertpfunder von 1704 vor dem Kgl. Zeughaus in Berlin

Proportion des 100 Pfündigen Canons, welches Anno 1704 31 Nov. gegossen worden, steht vor dem Kgl. Preuss. Arsenal in Berlin, wieget 370 Ctr. 200.

Essenwein fügt hinzu, daß bei Ausgrabungen, die im Jahre 1849 von Sachverständigen vorgenommen wurden, sich Steinkugeln von verschiedener Größe fanden, die damals in die Burg geworfen worden sind. Von 3 Zoll an gingen sie bis zu 2 Fuß 7 ½ Zoll. Diese, mit einem Gewicht von 8 ¼ Zentner, waren jedenfalls aus der großen Frankfurter Büchse geworfen.

Bei der Eroberung von Konstantinopel durch Mohammed II. (1453) sollen Riesengeschütze eine große Rolle gespielt haben. Ich erlaube mir aber, die darüber erhaltenen Berichte für sehr anzweifelbar zu halten.

Aus den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts sind zwei große Steinbüchsen erhalten, die hier noch besondere Erwähnung verdienen, die »Bussona« und die »Endarferin«. Die »Bussona« stammt aus dem Geschützpark des Johanniter-Malteser-Ordens zu Rhodus und ist aus Rhodus selbst als Geschenk des türkischen Sultans an das »Germanische Museum« zu Nürnberg gelangt. Sie trägt das Wappen des Großmeisters Peter von Aubusson (1476 bis 1505). Die »Endarferin« ist ein noch größeres Geschütz. Sie wurde 1487 von Georg Endorfer für Siegmund von Tirol gegossen und befindet sich jetzt im Musée d'Artillerie zu Paris.

Ganz besonders bemerkenswert ist bei diesem Rohr, daß sich davon eine Abbildung in dem »Zeugbuche« Kaiser Maximilians I. (entstanden 1500 bis 1510) befindet mit den Beischriften: »Hauptpuch Endarfferin« und »Georg Enndorffer goß mich, welcher nit frid hab der nuß mich«. Also um eine »Hauptbüchse«, ein »Hauptstüd« handelt es sich auf jeden Fall nach der Meinung der Zeitgenossen. Die Inschriften auf dem Geschützrohr selbst nun lauten folgendermaßen. Um die Mündung herum:

Die lateri huis ich vor meinem gebalt huet dich das vnrecht straf ich jörg endorfer gos mich. Auf der Mitte des Rohres, oben, steht: »Sigm / vnd erz / herzog ze öster / reich ff. MCCCC / vnd im LXXXVII«, und am oberen Ende vor dem Zündloche: »jörg gos mich«. An Wappenschmuck zeigt das Rohr den österreichischen Querbalken- und den tirolischen Adler Schild unter Herzogshüten. Dieses Geschützrohr kann als der Vertreter einer ganzen Gattung damals hergestellter oder vorhandener Geschütze angesehen werden, deren Größenverhältnisse im einzelnen nur mehr oder weniger voneinander abwichen.

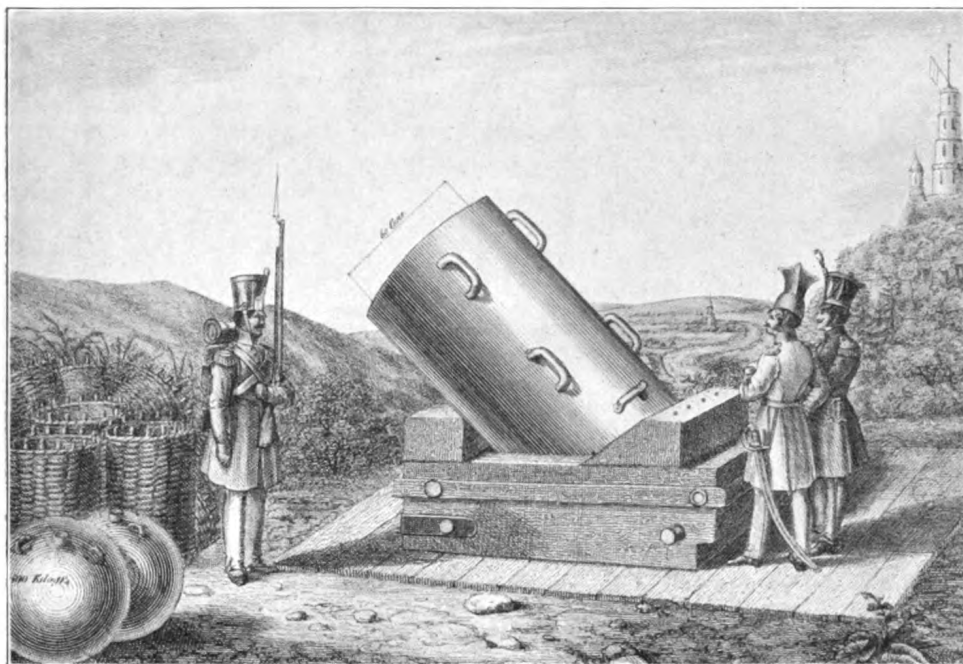
Das älteste »Riesengeschütz« auf reichs-deutschem Boden, zugleich eins der ältesten



Der Hundertpfünder
Asia



Borderteil des Rohres
der Asia



Der Paixhans von 1832 vor Antwerpen

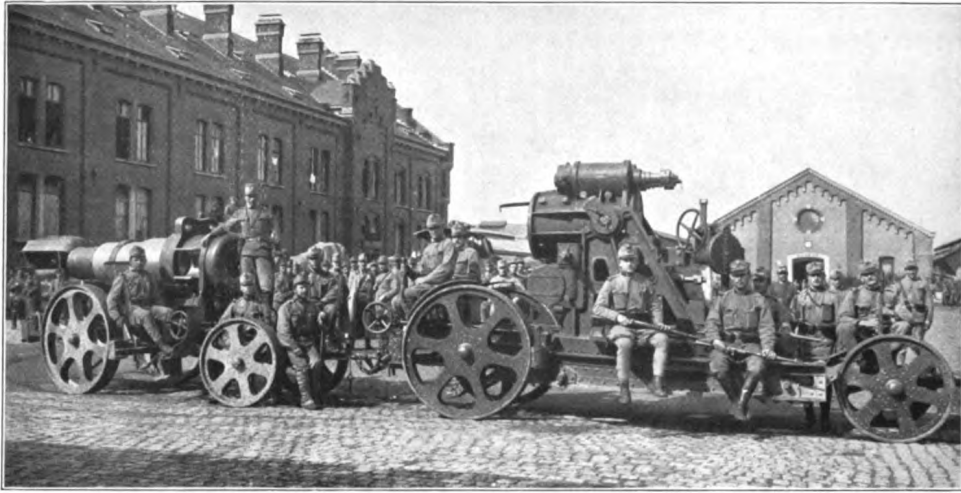
erhaltenen Pulvergeschütze überhaupt, besonders merkwürdig dadurch, daß nicht nur das Geschützrohr, sondern daß auch die recht alte Lafette erhalten ist, es sich somit wirklich um ein Riesengeschütz aus alten Zeiten handelt, ist die »Faulle Magd« in der Königlichen Arsenalsammlung zu Dresden. Auch das Rohr dieses Geschützes besteht aus zusammengeschweißten Eisenstäben mit darübergeschobenen Ringen. Das Gesamtrohr ist 233 cm lang. Davon entfallen 152 cm auf den »Flug« und 81 cm auf die Kammer. Das »Kaliber« ist 34,5 cm. Der innere Durchmesser der Kammer beträgt 14,13 cm. Das Gewicht des Rohres ist auf 1320 kg berechnet worden. Das Rohr stammt aus der Zeit um ungefähr 1400, die Lafette aus dem 16. Jahrhundert. Ihr Gewicht ist auf 1390 kg berechnet worden, so daß das Gesamtgeschütz zur Zeit seiner letzten Verwendung im ganzen rund 2700 kg gewogen hätte.

Diese Lafette ist eine sogenannte Doppellafette. Mit andern Worten: sie besteht aus einem »Rohrlager«, einer Kofelade, der »Oberlafette« und der »Unterlafette« mit dem »Lafettenschwanz« und den beiden Rädern, die also fahrbar war. Die »Kofelade« ist mittels Schildezapfen in der Unterlafette

in senkrechter Richtung drehbar. Mit der »Kofelade« wurde also die Höhenrichtung, mit der Unterlafette vermittels des Lafettenschwanzes die Seitenrichtung bewirkt (Abbildung S. 256).

Diese Bewegungs- und Richteinrichtung wird man nicht anders als durchaus unvollkommen und sehr ursprünglich bezeichnen können. Und diese mangelhafte Vorrichtung war selbstverständlich ebensosehr die Ursache der im Eingang geschilderten äußerst geringen »Feuergeschwindigkeit« wie die dort dargelegten Schwierigkeiten beim Laden. Diese sehr großen Unvollkommenheiten der »Lagerungen« bei den Geschützrohren von ganz großen Abmessungen haben eigentlich bis auf die Neuzeit bestanden, wie die Beschreibung des »Mortier Monstre« von 1832 noch ergeben wird.

Bei dieser ganzen Sachlage kann für Brandenburg-Preußen zweierlei nicht erstaunen. Erstens, daß von den mittelalterlichen Riesenkanonen, die sich in alten Zeiten in brandenburg-preussischem Besitz befunden haben, nichts mehr auf die Gegenwart gekommen ist. Zwar ist die sogenannte »Faulle Grete«, mit der Markgraf Friedrich I. die Quigow-Burgen Griesad und Plaue zerstört hat, allgemein bekannt und durch Wilden-



Die österreichischen Skoda-Motor-Kanonen
 Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

bruchs »Quikows« sogar zu einer Bühnenberühmtheit geworden, allein man weiß von ihr sehr wenig und vor allem nicht, was aus ihr geworden ist. Bei den gleichzeitigen Geschichtschreibern heißt sie nur »Die große Büchse«. Der Name »Faule Grete« ist erst viel später aufgetaucht, und man hat deshalb wohl auch die Vermutung ausgesprochen, daß sie ein und dasselbe Stück wie die »Faule Mette« von Braunschweig gewesen sei.

Es hat in vergangenen Zeiten auch Riesengeschütze gegeben, die niemals etwas andres als bloße Prunkgeschütze gewesen sind. Ein solches Prunkgeschütz ist das Riesengeschütz des ersten Königs von Preußen gewesen, der Hundertpfünder »Asia«, den Johann Jacobi im Herbst des Jahres 1704 gegossen hat. Das Leben dieses großen Geschützes war ein rechtes Trauerspiel. Unter Friedrich I. stand es vor dem Zeughause, wurde »gleichsam ein Schau-Essen im Arsenal« genannt, diente merkwürdigen höfischen Zeremonien, wurde aber schon von Friedrich Wilhelm I. nicht mehr gewürdigt, der von seiner Abneigung gegen »Das große Kanon« wenig Hehl machte. Friedrich der Große sprach dem Geschütz das Todesurteil mit folgendem Schreiben: »Mein lieber General der Artillerie von Linger. Da ich resoliert bin, das vor dem Zeughause zu Berlin stehende große Kanon einnehmen und vergießen zu lassen. Als sollet Ihr die Veranstaltung machen, damit ermeldetes Kanon abgenommen, entzweigeschlagen und das Metall davon bei dem Zeughausbestande

zum ferneren Vergießen in Einnahme gebracht werde. Welches dann auch wegen des an der Lafette befindlichen Eisens und was etwa an Holz davon noch brauchbar sein möchte geschehen muß.«

Dieses Geschütz war ein prächtiges Erzeugnis des Kunstgewerbes und von ansehnlichen Größenverhältnissen. Gefostet hat es 17 828 Reichstaler. Das Gewicht des Rohres wird auf 370 Zentner angegeben. (Abbildungen S. 257 u. 258.)

Die merkwürdigen höfischen Zeremonien, zu denen die »Asia« gebient hat und auf die eben angespielt wurde, haben in zwei königlichen »Verbrüderungstrünken auf der Riesentankone« bestanden. In der ersten Hälfte des Monats Juli 1709 weilten die Könige Friedrich IV. von Dänemark und August der Starke von Sachsen-Polen (als Kurfürst von Sachsen: Friedrich August I.) in Berlin. Der staatsmännische Hintergrund der Zusammenkunft war der, daß der Dänenkönig und August der Starke eine neue Verbindung mit Rußland gegen Schweden gesucht hatten, und daß es wichtig war, auch Preußen gegen den Schwedenkönig unter die Waffen zu bringen, mindestens aber Preußens Vermittlung bei Rußland zu gewinnen. Natürlich mußten die beiden königlichen Gäste in diesen Tagen auch die neue »Riesentankone« bewundern. Aber nicht genug damit: an dem Geschütz wurde eine Treppe angebracht, mit deren Hilfe die drei Könige sie bestiegen, um sich auf ihr mit einem großen Becher Wein ewige Freund-

Alle bisher beschriebenen Riesenrohre waren Vorderlader. Die Herstellung solcher Riesenrohre als Hinterlader, nämlich mit beweglichen, einsetzbaren »Kammern«, ist in alten Zeiten niemals in befriedigender und zweckentsprechender Weise gelungen. Nur bei kleinskalibrigen Geschützrohren kam dies verhältnismäßig früh schon auf. Von den geschilderten Vorderlader-Riesengeschützen der Vergangenheit bis zu den neuzeitlichen Hinterlader-Riesengeschützen mit Verschlüssen war es somit noch ein sehr weiter Weg, und der nächste Fortschritt in der Herstellungsweise der Riesengeschütze ist auch nicht der gewesen, Hinterlader dieser Art herzustellen, sondern Bombentanonen, d. h. Riesengeschütze, die statt Stein- oder Eisen-

Das auf unsrer Abbildung (S. 259) dargestellte Geschütz scheint der größte »Paighans« gewesen zu sein, den es bis dahin gegeben hat. Die Abbildung läßt in vortrefflicher Weise auch die noch höchst unzulängliche Lagerung dieser Geschütze, ferner auch die wichtigsten Mängel des »Mortier Monstre« erkennen, der vor Antwerpen in Tätigkeit trat und wohl zu Lüttich gefertigt war. Er soll vor Antwerpen vorzügliche Wirkung



Digitized by Google

Durch eingehende Untersuchungen und genaue Berechnungen wurde nun ermittelt, daß ein Kaliber von 30,5 cm die Höchstgrenze darstellte, die unter diesen Umständen und Bedingungen noch erreichbar war. So kam der 30,5-cm-Mörser der Skoda-Werke zu Pilsen zustande. Durch ein sehr hohes Geschossgewicht, große Anfangsgeschwindigkeit und Wurfböhe wurde es erreicht, daß die neuen Mörser auch die stärksten Betonwände mit ihrem Schuß zerstören konnten. Die ungeheure Wirkung wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Geschosse dieser Geschütze je 7 ½ Zentner wiegen. Die Fortbewegung geschieht durch einen Austro-Daimler-Kraftwagen mit 100 Pferdestärken, der drei Anhängewagen zieht. Diese Anhängewagen sind sehr sinnreich eingerichtet und tragen je das Rohr, die Lafette und die Bettung. Mit großem Scharffinn ist die

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Prophetie und Krieg

Von Hans Freimark

Wenn die apokalyptischen Reiter über die Erde rasen, befällt die menschliche Natur ein Bangen. Menschenwert wird klein und bedeutungslos vor den entfesselten elementaren Gewalten. Aus der Unsicherheit der Zeit flüchten sich die bedrückten Gemüter in die Gewißheit der Ewigkeit. Wie es Tag und Nacht wird nach großen unerschütterlichen Gesetzen, so, meinen sie, müsse auch Heil und Unheil der Völker in der Ordnung des Alls bestimmt sein.

Dieser Glaube ist alt, in ihm wurzelte das Orakelwesen der Antike, und hier liegen die bewegenden Gründe, die den Beruf der Wahrsagerei noch immer blühen lassen. Und besteht man sich diesen Glauben recht, so kann man ihn nicht einmal einen Aberglauben nennen, ist er doch eigentlich nur das Anerkenntnis der Tatsache, daß kein Ereignis ursachlos eintritt und jedes eine Wirkung vorhergehender Wirkungen ist. Alltätiglich werden Wahrscheinlichkeitschlüsse von Bekanntem auf Unbekanntes gezogen, und niemand würde es einfallen, diese Folgerungen für Prophezeiungen auszugeben, selbst dann nicht, wenn die Voraussetzungen sich stets verwirklichen. In den kleinen Dingen des Lebens sind wir gewöhnt, die Zukunft zu durchschauen; lediglich den großen Begebenheiten gegenüber scheint diese Fähigkeit zu versagen. Aber sie scheint es nur. In Wirklichkeit gibt es kein Geschehnis auf Erden, dessen Eintritt nicht im voraus von irgendeinem Kopfe erwogen und in den Bereich einer gewissen Erwartung gezogen worden wäre. Und dies nicht etwa, weil der Betreffende über außergewöhnliche Gaben, sondern nur weil er über bestimmte Interessen verfügte. Diese lassen ihn schärfer sehen als die Gleichgültigen oder rüden ihm eine gewisse Ahnung nahe, von der er, je nach Anlage und Artung, sachlich nüchtern oder in geheimnisvollen Bildern reden wird. Je gewaltiger, je erschütternder das zu erwartende Ereignis ist, um so größer ist die Zahl seiner Propheten.

Der Weltkrieg hat sie in Hülle und Fülle gehabt. Seit Jahren warf er seine Schatten voraus. Ihn zu bannen, entstanden die Friedensbewegung, die internationalen Austauschbestrebungen, die interparlamentarischen Zusammenkünfte. In der Kunst lieben die Jüngeren dem Gedanken eines neuen kriegerischen Selbstentums seit langem begeistert, zuweilen allzu traffen Ausbruch. Kriegerromane wurden uns zu Dutzenden beschert, und mancher Verfasser nahm auf Grund seiner Kenntnisse oder seiner Ahnung der Sachlage Schilderungen vorweg, die jetzt Wirklichkeit geworden sind. Diese

Wellen mußten schließlich auch Gemüter bewegen, die alles andre als kriegerischen Sinnes sind, und was die Tatkraft der einen zu Leistungen antrieb, reizte die Phantasie der andern zu Gleichnissen und Verkündigungen.

Freilich nicht immer verbannten die »Vorausagen« ihre Entstehung einer wirklichen Gefühllichkeit für das, was die Zeit beschäftigt. Zumal die Angaben der Pariser »Seherin« Madame Thèbes, deren Sprechzimmer auch sehr hohe Herren häufig aufzusuchen pflegten, scheinen mehr realer politischer Eingeweihtheit zu entstammen. Aber gerade deshalb ist beachtenswert, was sie in ihrem Almanach auf 1914 »weissagte«: »In Frankreich spricht alles für den Sturz der alten und das Kommen neuer Lenker des Staates. Zwar droht dem Lande Kriegsgefahr, aber« — und diese Annahme ist für eine Patriotin selbstverständlich — »es wird sich aus dieser erneut und verjüngt erheben. England aber zerbröckelt sich. Und Rußland steht jeden Tag vor einem Abgrunde.« — »In Petersburg ist alles verurteilt«, schrieb sie bereits 1910 und erläuterte dies durch den Zusatz, daß »Österreich auf Kosten Rußlands sich glänzend entfalten würde«.

Es ist bemerkenswert, daß auch die Berliner Sonnambule, die 1905 unter dem Pseudonym de Ferrièr ihre Prophezeiungen herausgab und die nicht die mindesten politischen Beziehungen hat, eine ähnliche, bezüglich Deutschlands ergänzte Prognose abgab. In einer ihrer Trance-Reden vom August 1898 heißt es: »Auch du, Rußland? Verhülle dein Antlitz mit schwarzem Flor. Du mußt trauern, trauern. Dein Volk zerfällt ... Du armes Frankreich, verhülle dein Haupt ... Was seh' ich? Ein zerfallenes Reich. — Du Land, wo einst eine Königin (Victoria) regierte lange — über sechzig — lange Jahre! Man schaut hinweg, man stolpert über dich. Man kennt dich nicht wieder ... Gott segne dich, Österreich, auch du hast dich verändert. Habsburg ruht in Särgen ... Deutsches Reich: deutsche Einigkeit ... weit reicht deine Grenze. Sie dehnt sich dort bis an die Wolga — sie reicht bis zu den Pyrenäen ... Es wird vollbracht!« Spätere Gesichte erläuterten diese Verkündigung noch. de Ferrièr »sah« den Sieg unserer Flotte, die die englische überflügelte und die sie merkwürdigerweise schon damals in einen gewissen Gegensatz zu der japanischen brachte. Zu jener Zeit wird Deutschland, verheißt sie, dreimal so groß sein, und seine Grenzen werden noch mehr vom Meere bespült sein.

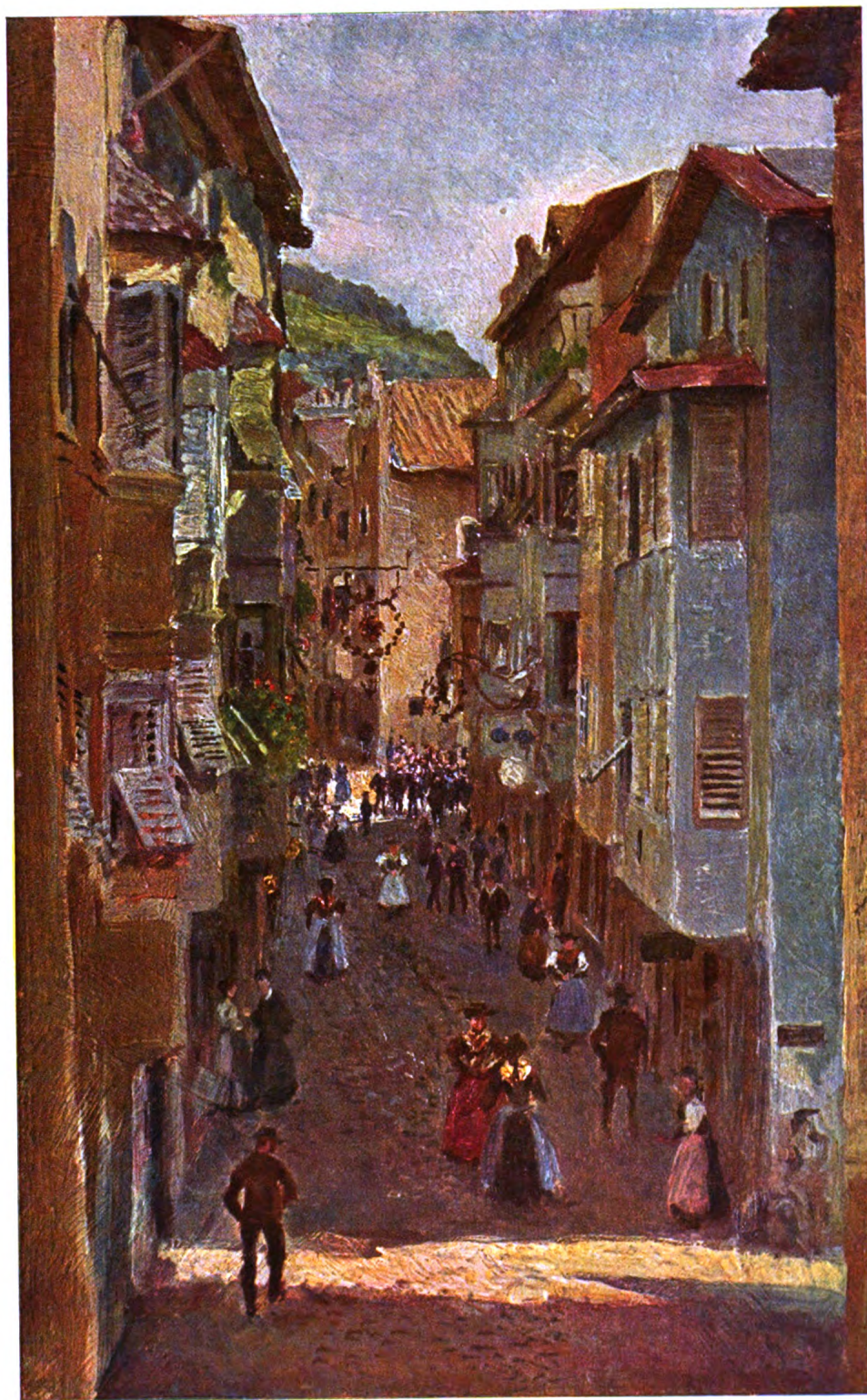
Aus einer magischen Zahlenrechnung, die Niemayer (Hannover) in dem Februarheft 1911 des »Zentralblattes für Okkultismus« beibrachte, zog er die Folgerung, daß gleich den Jahren 1812 und 1871 auch 1914 für Frankreich ein Unglücksjahr sein werde. Er sagte ihm die völlige Niederwerfung durch Deutschland voraus und setzte hinzu: »Dieser Krieg wird sich aber nur dann entspinnen, wenn die Mächte von ganz Europa über Deutschland und Österreich-Ungarn herfallen werden.« Für England hatte ein amerikanischer Astrologe, ebenfalls 1911, ein Horoskop aufgestellt, nach dem diesem Lande die nächsten Jahre »einen fürchterlichen Krieg mit einer andern europäischen Macht bringen würden, aus dem es so geschwächt hervorgehe, daß es zu vielen Zugeständnissen genötigt sein werde«.

Mit denselben Worten fast, so daß man die Vermutung nicht unterdrücken kann, der Horoskopsteller habe auf diese Äußerung zurückgegriffen, hatte 1882 der angeblich mit dem zweiten Gesicht begabte britische General Gordon sich zu einem seiner Untergebenen über Englands Zukunft geäußert. Als Zeitpunkt hatte er die Jahre um 1910 genannt. Die Erwartung, daß die hundertjährige Wiederkehr der Befreiungskriege uns Krieg bringen werde, war übrigens im Volke allgemein verbreitet. Bald hieß es, 1912 werde er beginnen, dann sollte 1913 das Blutjahr werden, und schließlich wurde als letzte Frist für seinen Ausbruch 1915 gesetzt. Es ist das ein Stück naiver Zahlenmystik. Immerhin mag die ihr zugrunde liegende Auffassung auch auf die Deutung der schwierigen kabbalistischen Berechnungen Niemayers wie die der Astrologen nicht ohne Einfluß geblieben sein. Sind doch sowohl kabbalistische wie astrologische Rechnungsmaßnahmen nur eine andre Art der Konzentration und der Steigerung sensibler Fähigkeiten. Was der Suggestor durch Befehl oder Anstarrung, was der Magnetist durch seine Streichungen erreicht, die Auskultation der persönlichen Hemmungen, das erzielt der mystische Rechner, gleich dem Medium, durch Vertiefung in Zahlen oder in die Konstellation der Gestirne. Weber das Aneinanderreihen der Ziffern noch das Wissen um die Bedeutung der einzelnen »Häuser« des Horoskops würde höhere Einsichten vermitteln. Die fließen einzig und allein aus dem Lebendigen werden gewisser Grundtatsachen und aus ihrer Verknüpfung mit den der Beobachtung unterzogenen Umständen oder mit dem ihr ausgelegten Charakter. Wenn der bekannte Verfasser von »Zabliels Alamanac« (London 1911) der Regierung des Königs Georg V. »schwere Katastrophen zu Wasser und zu Lande« voraussetzt, so knüpft er dabei freilich an gewisse empirisch bekannte Daten anscheinender Gestirns-

einflüsse an. Aber die Beziehung auf den besonderen Fall geschieht lediglich mit Hilfe der Kombinationsgabe des Betrachters. In diesem aber wirken naturgemäß die Hoffnungen wie die Befürchtungen seiner Umgebung im weitesten Sinne. Und wenn Kniep 1914 im Septemberheft der »Psychischen Studien« den kriegerischen Unternehmungen der Triple-Entente einen üblen Ausgang und England für spätestens Januar sogar eine Staatsumwälzung, die zur Flucht des Königs führt, ankündigt, so dankt er — es mag ihm unbewußt sein — diese Weisheit nicht ausschließlich den Sternen, sondern ebenso viel, wenn nicht mehr, seiner zeitlichen Kenntnis der politischen und sozialen Strömungen.

Kann diese Erklärung aber auch für jene Prophezeiungen Geltung haben, die anstatt Jahre ganze Jahrzehnte und noch mehr zurückliegen? Paul de Lagarde, der alles andere denn ein Freund des Mystizismus war, schrieb in seinen »Deutschen Schriften«: »Ich rechne es mir zur Ehre an, seit 1853 ohne Schwanken die Anschauung vertreten zu haben, daß erst die Gründung eines mitteleuropäischen Staates Europa den Frieden geben werde.« Und 1875 weist er auf die kommende Bedrohung durch Rußland, auf ein zu erwartendes Bündnis zwischen diesem und Frankreich, auf Belgiens unzuverlässige Neutralität hin. Er spricht von der Überschwemmung der östlichen Landesteile durch die russischen Truppen in einer künftigen Auseinandersetzung, rät, daß wir uns in den Polen ein Gegengewicht schaffen müssen, und mahnt, durch Erbverbrüderung mit Österreich die deutschen Grenzen zu sichern. Würden alle diese Hinweise ohne Begründung dastehen, viele würden kaum zögern, sie als eine Prophezeiung anzusprechen. So aber nimmt man sie als das, was sie sein wollen: politische Voraussetzungen. Der ganze Unterschied liegt in der Form und der Darstellung. Welchen Mitteilungen der höhere Wert innewohnt, ist unschwer zu entscheiden. Der Prophet gibt Bilder, bunte Vermutungen, wo der überlegende Sinn Entwicklungstendenzen aufzeigt. Allerdings bergen sich diese auch in den Prophetien, nur sind sie meist sehr persönlicher Natur.

Ein solches Gebilde haben wir in dem Gesichte des russisch-polnischen Vaters Korce-niecki vor uns, der 1819 in einer Vision ein Schlachtfeld in der Nähe von Winsk im russischen Gouvernement Minsk erschaute, wo Russen, Österreicher, Engländer, Franzosen, Türken und andre Völker, die er nicht kannte, kämpften. Die gleichzeitige Erscheinung eines polnischen Märtyrers erläuterte dem Vater, daß der Friede, der diesem erbitterten Ringen folgen werde, Polens Wiederherstellung bringen würde. Der Wunsch, aus dem sich diese Prophe-



Oskar Reichenbach:

Sonntagmorgen in Klausen

zeigung gebär, liegt um so deutlicher zutage, als berichtet wird, daß der Vater am Abend zuvor den Märtyrer angefleht habe, sein Vaterland aus der russischen Bedrückung zu befreien. Der Traum zeigte ihm dann alle die Völker als Pöcker, deren laute oder geheime Abneigung gegen Rußland er kannte.

Noch deutlicher spricht der Wunsch aus der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Polen umlaufenden Verheißung, daß Polen sich erheben und an den aufgestropften und verborrtten Stamm der Romanows die Art legen werde, noch ehe das zweite Jahrtausend des Zeitalters abgelaufen sei. »Er wird fallen, und die Völker werden jauchzen«, triumphiert die Verkündigung.

Nicht überall tritt der Wunschcharakter der Weissagungen so deutlich zutage wie in den angeführten Beispielen, und eine gewisse Art von Prophezeiungen scheint jeglicher natürlichen Erklärung zu spotten. Vor allem diejenigen des Nostradamus. Die Centurien des Nostradamus erschienen zuerst 1555 und 1558. Es sind zehn Abschnitte zu je hundert Vierzeilern, deren jeder in absichtlich dunklen und doppeldeutigen Sätzen eine Prophezeiung enthält, die aber, wie selbst die eifrigsten Verteidiger nostradamischer Weissagungskunst zugeben müssen, stets erst nach Eintritt des Ereignisses, auf das sie scheinbar zutreffen, gedeutet werden können. Es wird vielfach als besonders beweisend angeführt, daß Nostradamus in diesen Versen unter andern die französische Revolution, die Flucht der Königsfamilie nach Varennes, die Geburt und Herrschaft Napoleons und das Ende des Kaiserthums unter Napoleon III. bei Sedan vorausgesagt habe. Zuweilen bis auf die Namen beteiligter Persönlichkeiten, wie den des Gemeinbeamteten Gauce bei der Verhaftung Ludwigs XVI. in Varennes. Auch noch in einigen andern Sprüchen finden sich Bezeichnungen, die in späterer Zeit ihre lebendigen Träger erhielten. Bedenkt man aber, daß die Auslegung der Sprüche immer nur nach den Geschehnissen möglich ist, so ist es viel wahrscheinlicher, daß auf Grund des Gleichklanges eines an sich andersdeutigen Wortes mit dem Namen einer geschichtlichen Persönlichkeit erst hinterher die entsprechende Deutung erfolgt. Die künstliche Verwirrung und Doppelsinnigkeit der nostradamischen Verse macht ihre Auslegung zu einem geistreichen Spiel für ahnungsreiche Gemüter. In Wahrheit ist daher nicht Nostradamus der Prophet, sondern seine Deuter sind es. Damit soll nicht gesagt sein, daß Nostradamus selber keiner Voraussichten fähig war. Im Gegenteil. Er besaß die Fülle des Wissens seiner Zeit, auch des naturwissenschaftlichen, und hatte dank seinen höslichen Beziehun-

gen eine gute Kenntnis der politischen und geistigen Strömungen der damaligen Kulturländer. Einem Manne von seiner Bedeutung mußte naturgemäß eine beträchtlich größere Blickweite erwachsen als dem Durchschnitt seiner Zeitgenossen. Und als er sich vollends in die Einsamkeit zu Salon zurückzog und sich einbringlichem, nachdenkendem Sinnen hingab, da gewann er Einsichten, die den im Trubel des Daseins Stehenden verborgen bleiben. Mehr aber noch als Wissen wurde Ahnen in ihm lebendig, und da seine Sprüche menschlichzeitliche Begebenheiten behandeln — wie sollten sie sich nicht auf diese und jene Erscheinung des Daseins beziehen lassen!

So wollen denn manche auch aus einzelnen Versen Hinweise auf den jetzigen Weltkrieg herauslesen. Frankreichs Untergang meinen sie in dem 75. Vierzeiler der zweiten Centurie angekündigt zu finden, wo es heißt: »Wenn man die Stimme des seltsamen Vogels wie Orgelton hören wird, wird der Scheffel Weizen so teuer, daß selbst Menschenfresserei Platz greift.« Der »seltsame Vogel« wird auf die Zeppeline bezogen, und die Weizenteuerung als Sinnbild für Frankreichs Untergang genommen, da dieses den meisten Weizenverbrauch hat. (!) Und das Ende der englischen Seeherrschaft wird aus der letzten Strophe der zehnten Centurie gefolgert: »Das große Reich England wird mehr als drei Jahrhunderte allmächtig sein. Große Massen werden über Wasser und Lande gehen. Die Lusitanier (Portugiesen) werden darüber nicht erfreut sein.« Unter »großen Massen« verstehen die Ausleger Heere, obwohl es auch Güter bedeuten kann und dann nur eine Erklärung des Bildes der ersten beiden Zeilen wäre. Aber den Ausgang des Krieges sollen schließlich der 51. Spruch der zehnten und der 87. der zweiten Centurie berichten. Der erste besagt: »Orte, niedriger als Lothringen gelegen, werden durch die Belagerung der Piskardie, Normandie und Le Maine mit Niederdeutschland vereinigt und auf Kreise zurückgeführt werden.« Und der andre lautet: »Danach kommt von den äußersten Ländern ein germanischer Fürst auf dem goldenen Thron. In Knechtschaft gerät die Dame auch durch widrige Gewässer; ihre Zeit hat nicht länger gedauert.« Die »Dame« soll La France und der »goldene Thron« das Zeichen des Friedens sein.

Während die zeitgenössischen Weislaer und die Ausleger der alten am Werke sind, eine Zukunft zurechtzufinnen, wie sie ihrer Art und Neigung genehm ist, bröhen die Donnerlärm des neuen Werdens und Bereitens an unser Ohr. Kein Prophetenspruch vermag die Taten aufzuhalten, die jetzt das Wort haben.

Des Deutschen Kultursendung in der Welt

Von Joseph August Lux

Das Volk der Dichter und Denker, wie der englische Historiker Thomas Carlyle die Deutschen bewundernd nannte, hatte geistig bereits die Welt erobert, ehe es sich anschickte, die Welt wirtschaftlich mit den Mitteln friedlicher und fleißiger Arbeit zu erobern. Dieser Sieg der deutschen Arbeit und Kultur und die darauf gegründete Weltmachtstellung wäre nicht möglich gewesen ohne die vorherige geistige Ausaat. Man denke an die Verkünder idealer Werte, an die nationalen Bildner wie Schiller, Kleist, Fichte, Stein, Arndt, Schenkenborf oder an das hochgeistige Weltbürgertum Goethes, der beiden Humboldt, Hegels und so fort. Wer nach Jena kommt und auf den schlicht ehrwürdigen Häusern die Namen großer deutscher Dichter, Denker, Forscher, Erfinder und Entdecker liest, wird gleich mit von einer seltsamen Rührung und Andacht ergriffen sein. Wie heimliches Licht liegt das Gedenken auf den Stirnen dieser fast ärmlichen Behausungen. Deutschland war nach dem Befreiungskrieg vor hundert Jahren äußerlich arm und vielfach gebunden; aber es hat trotz der Stille nicht geschlafen; dem dichterischen Aufschwung war die äußerlich freilich weniger schwungvolle, in sich gelehrte Gelehrtenarbeit, der Ausbau der Naturwissenschaften, gefolgt, das technische Zeitalter bereitet sich vor. Jenes heimliche Leuchten auf den Stirnen der bescheidenen Wohnstätten, die nächtliche Lampe in stillen Gelehrtenstuben, sie schenken ein Licht über den ganzen Weltball werfen. Das war von Haus aus alles Selbsterziehung, Selbstvervollkommen, die Anwendung des kategorischen Imperativs auf das Stück Arbeit, das jeder vor sich hatte, die Verbindung eines idealen Gedankens mit dem gestählten Pflichtbewußtsein. Aber Gedanken sind Kraft, sie wurden Stein und Eisen und haben in aller Stille und äußeren Not das Fundament zu dem Weltbau deutscher Wirtschaft und deutscher Herrschaft gelegt.

Das konnte freilich erst sichtbar werden, nachdem der deutsche Genius Bismarck die nationale Eigheit geschmiedet hatte. Auf den Schlachtfeldern von 1813 und in den Dichtungen der Freiheitskämpfer war die deutsche Einheitsidee glorreich aufgetaucht;

verwirklicht wurde sie erst 1870/71. Die Bewunderer waren jetzt unsre Reider, Konkurrenten und Gegner geworden. Nur gegen eine Welt von Feinden konnte sich die junge Großmacht durchsetzen. Immer an sich selbst verbessernd, in unaufhaltbarer Fortentwicklung hat es Deutschland verstanden, auch im Frieden die Feinde zu schlagen, und zwar durch die Arbeit, durch deutschen Fleiß und deutsches Können.

Die alten Ideale suchten nach 1870/71 einen neuen zeitgemäßen Ausdruck, sie wurden in den Begriff Kultur umgeprägt. Goethe hatte ihn ein Menschenalter früher vorgelebt. Das Denken und auch das Kunstschaffen bereitete teils den neuen Zeitgeist vor, teils spiegelt es ihn wider, sei es national, weltbürgerlich oder, wie man gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts mit Vorliebe sagte, kulturpolitisch. Beethoven war noch der musikalische Ausdruck des heroischen Gefühls um 1813; Richard Wagners Musikdrama dagegen orchestrierte die deutsche Einheitsbewegung von 1848 bis 1870/71, der Dichterkomponist rückt die germanische Heldensage ins Volksbewußtsein, recht bezeichnend für das nationale Ideal jener Tage. Das erstarkende deutsche Bürgertum spiegelt sich gern in den »Meistersingern von Nürnberg«; der Klassizismus als Empire und Biebermeier ist abgelöst; »altdeutsch« ist der Stil der Zeit. Ein mystisch-religiöser Zug tritt hinzu, man denke an Parsifal; die Bühne wird, wenn schon nicht im Schillerschen Sinne eine moralische Anstalt, so doch eine Kultstätte, fast eine weltliche Kirche. Ein Erziehungsmoment schimmert sehr deutlich durch; der Rembrandt-Deutsche will in der Kunst vor allem ein Erziehungsmittel sehen; Rembrandt als Erzieher deutet seinem Volk die Welt wie eine Bibel. Der große holländische Künstler, der in ärmlicher Dachkammer mit heiterer Gelassenheit seine größten Meisterwerke schafft und mit seinen Blättern den Ärmsten die Offenbarungen der Kunst darreicht, ist in der Tat ein beheres Vorbild, und es ist wieder so recht bezeichnend für den Deutschen, daß er ein solches Vorbild wählt. Auch er will die Tröstungen der Kunst den Ärmsten bringen, es ist die Zeit des beginnenden Großkapitals und

mithin auch des Proletariats. Das Organisations-talent fängt sein Erziehungswert im großen an, es betrifft nicht nur das Meer, die Industrie, sondern vor allem die anschwellenden, auf die Städte konzentrierten Arbeitermassen, die eine neue soziale Struktur ausbilden. Ihr hervorragendes Merkmal in Deutschland ist der »Bildungshunger«. Wir mögen über die billigen Klassifizierungsausgaben, über die Zehn- und Zwanzigpfennighefte mit kleinem Druck auf schlechtem Papier spotten, aber sie hatten einen heiligen Sinn. Die Sache von dem Kunst-ins-Volk-tragen ist eine rein deutsche Erfindung. Es bedurfte der ganzen Weisheit des geborenen Kultur Erziehers, nicht nur die Volksbildung, sondern auch das höhere Geistesleben aus der drohenden Gefahr der materialistischen Verflachung herauszuführen und das ethische Bewußtsein vor der Verflachung zu bewahren. Auf Büchner folgte Schopenhauer. Der einseitigen Lehre von »Kraft und Stoff« ward »die Welt als Wille und Vorstellung« entgegengesetzt; das energetische Prinzip der Entwicklung ward vertieft und bereichert durch die Weisheit des Ostens, durch die Lehren Zarathustras, durch jene spirituelle Richtung des Denkens, die geeignet sein wird, die scheinbare Kluft zwischen Glauben und Wissen, zwischen religiösem und naturwissenschaftlichem Anschauen zu überbrücken. Sie gewinnt täglich an Breite und Tiefe und verspricht ungeahnte Werte seelischer und sittlicher Natur. Gewissermaßen auf psychische Grundlage gestellt sind auch die Künste durch den sogenannten Impressionismus. Er geht zwar von Frankreich aus, aber er ist bei uns keineswegs auf die Malerei allein beschränkt geblieben; vor allem hat er bei uns eine methodische Durchbildung und Anwendung auf alle geistigen und künstlerischen Schaffensgebiete gefunden, so daß wir geneigt sind, das ganze Zeitalter vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts an das impressionistische zu nennen. Wir haben ihn kulturpolitisch aufgefaßt, das heißt erzieherisch. Demgemäß ist der Künstler von heute Kulturpolitiker geworden und hat die jüngste erzieherische Bewegung eingeleitet, die auf die Hebung des Geschmacks, auf die Qualitätsverbesserung der industriellen und gewerblichen Produkte, auf die Vereblung des Heims und

Verschönerung des Landes abzielt. So hat das Wort Kultur auch künstlerisch einen wahrhaft volkstümlichen Sinn bekommen. Wir haben uns selbst zu dieser Höhe erhoben und haben in diesem Streben nach Qualität, nach Schönheit und Geschmack unsre Meister übertroffen, auf dem Weltmarkt haben wir auch hierin den Sieg zu unsern Gunsten entschieden; deutscher Geschmack kann bereits dem Ausland zum Vorbild dienen.

Es muß aber trotzdem gesagt werden, daß in dieser neuen Entwicklung nicht mehr die Künste den Vorrang einnehmen, sondern die Technik, die Industrie, die Wirtschaft. Der Künstler und Dichter hat nicht mehr das Volk hinter sich, sondern nur noch ein Publikum. Das Volk der Dichter und Denker ist ein Arbeitsvolk geworden, ein Unternehmersvolk, ein Handelsvolk. Auf den geistigen Eroberungszug folgt der praktische; in wenigen Jahrzehnten hat er sich eine Weltmarktstellung gesichert, »den Platz an der Sonne«, wie dieses geflügelte Wort lautet. Die Gegner, die ein ohnmächtiges Deutschland liebten, ein einiges Deutschland fürchteten, ein mächtiges Deutschland haßten, sahen mit heimlich geballter Faust dieses Riesenwachstum, das dennoch natürlich war und nur jene verblüffen konnte, die die inneren Ursachen dieses Aufstieges, nämlich die erprobten nationalen Tugenden, das Genie der Arbeit, das ehernen Pflichtgefühl, die sittliche und körperliche Gesundheit des deutschen Volkes, nicht kannten oder nicht kennenlernen wollten und in ihrer Unwissenheit jenen Seelenhaß gegen uns schürten, der zum Schwert greifen zu müssen glaubte. Deutschland war zur Macht gekommen, das lag in seinen Grundeigenschaften; mit der Macht war als natürliche Folge auch ein ungeahnter Reichtum gekommen, der gleichwohl ein Mittel der Bewegungsfreiheit und Größe ist. Aber gewisse Kinderkrankheiten blieben uns bei dieser Entwicklung nicht erspart: das plötzliche Reichwerden zeitigte auch bei uns unerfreuliche Erscheinungen, die wir, es sei zur Ehre der Nation gesagt, als undeutsch empfinden. Die Auswüchse der Entwicklung seit 1870/71 dürfen schon darum nicht verschwiegen werden, weil sie eine Warnung für die Zukunft enthalten. Der deutsche Idealist ist Realpolitiker geworden, das ist durch die Ent-

widlung bedingt, aber nicht mehr der Typus des Dichters oder Künstlers, des Gelehrten oder des Volksmannes bestimmt, in den Großstädten wenigstens, die Bildfläche der Kultur, sondern der wenig sympathische Typus des Emporkömmlings; er beherrscht die Gesellschaft, die nicht immer nach Verdienst würdigt, sondern mehr nach Besitz. Die wirkliche Größe lebt bescheiden, aber es gilt schier nicht mehr als Tugend wie in früheren Zeiten, wo es nicht anders denkbar war. Selbst Bismarck, der Erbauer des Reiches, führte ein so einfaches Haus, daß es gegen eine heutige Kommerzienratsvilla im Grunewald ärmlich erscheinen könnte, wenn es nicht durch das Vermächtnis nationaler Tugend so unendlich reicher wäre. Ein nichtiger, aufreizender Luxus nahm überhand und mit ihm Modesucht, Ausländerei und der Hang nach leichtem und frivolen Vergnügungen, dem zum Teil Kunst und Literatur untertan wurden, weil es ein gutes Geschäft war, so vor allem die einst als moralische Anstalt gedachte deutsche Schaubühne, von Ausnahmen natürlich abgesehen. Die Geschäftspolitik stand, mehr als gut ist, über der Kulturpolitik; den Ausschlag gab die Frage nach dem Gewinn: Bringt's was ein? Das Große nicht nur in Kunst und Dichtung hat ein schlechtes Gedeihen, wenn die rein geschäftliche und gewinnsüchtige Erwägung alles ist, von denen das Leben alsdann ausschließlich geleitet schien; die Mittelmäßigkeit behauptete den Erfolg, auch die Künste wollten schier nichts mehr wissen von der ethisch-künstlerischen Forderung; wer das Ethos anrief, erntete als Ideologe kaum mehr denn ein geringfügiges Lächeln, und schließlich mußte man sich vor dem überhandnehmenden Eigennutz und der rücksichtslosen Gewinnsucht verzweifeln fragen: Wo bleibt der deutsche Idealismus?

Wie ein schwerer Traum liegt die Erinnerung an dieses Gestern auf uns. Wir atmen heute auf, wie von einem Alpdruck befreit. Denn es hat sich gezeigt, daß diese bedenklichen Zeichen der Überkultur und der Appigkeits nur eine gewisse Gesellschaftsklasse betreffen, daß aber der Kern des deutschen Volkes von dem Wurmstich der Fäulnis unberührt und gesund geblieben ist. Wir haben heute kaum mehr ein Publikum, wir haben glücklicherweise nur noch ein Volk!

Dieses glücklich überwundene Gestern hat aber auch einen erzieherischen Nutzen; wir wollen eine Lehre für kommende Zeiten daraus schöpfen, indem wir die Wertlosigkeit, ja Schädlichkeit dieses täuschenden Glanzes erkennen und künftighin vermeiden. Es ist ja das große Glück des Deutschen und sein Schutz vor drohender Entartung, daß er auch dann nicht den Erzieher verleugnet, wenn es sich um seine eignen Fehler handelt, die er immer wieder zu verbessern sucht, sobald er sie erkannt hat. Sein Bestes würde der Deutsche verlieren, wenn er sein Ethos preisgäbe. Der Idealismus hat ihn groß und stark gemacht; was er durch diese innere Kraft errungen hat, würde er nicht bewahren und vermehren können, wenn er den Idealen entsagen würde, darin die Stimme seines Genius tönt. Nichts steht dem Deutschen so schön, nichts macht ihn so unüberwindlich wie dieser Idealismus, der ihn zum Machthaber der Gesittung bestimmt, zum Kulturarbeiter unter den Völkern, zum Welterzieher.

Unser Sein und Werden beruht auf den sittlichen Eigenschaften der Nation, somit auch unsre Zukunft. Wir werden so groß und unüberwindlich sein, wie es unsre inneren Kräfte sind, unser Pflichtbewußtsein, unser Fleiß und Ordnungssinn, unser geistiges und sittliches Streben, unsre Liebe zur Arbeit und unser inneres seelisches Verhältnis zu dem Werk, das wir schaffen, und das wir nicht so sehr um des bloßen Vorteils willen, sondern auch um der guten und gerechten Sache willen tun. Darin besteht das Wesen des deutschen Idealismus, der unsre Eigenart ist, unsre Größe und Schönheit. Große Männer haben uns seit Arminius als die Verkörperung des nationalen Idealismus vorangeleuchtet: der Große Kurfürst, Martin Luther, Friedrich der Große, die deutschen Dichter und Denker der Freiheitskriege vor hundert Jahren, die deutschen Gelehrten und Forscher und so fort bis auf den letzten Mann im Volke, der seine Pflicht tut. Die große Entfaltung der letzten Jahrzehnte, unsre Technik, unsre wirtschaftlichen Organisationen, die Weltmacht unsers Handels und unsrer Industrie, das deutsche Heer, der Heroismus des einzelnen Mannes und der Gesamtheit, die Geisteskultur, die auch in dieser eisernen Zeit nicht aufhört, immer neue Werte der Innerlichkeit,

der Seele und somit der schöpferischen Kraft hervorzubringen: dies alles ist nur möglich und denkbar, weil es aus dem sittlichen Idealismus des Deutschtums als der gemeinsamen Wurzel hervorgegangen ist. Es ist klar erwiesen, daß deutsche Kulturarbeit nichts Geringeres ist als sichtbar gewordene Seelenkultur; wo sie echt ist und deutsch, ist sie keineswegs bloß ein Formales, Modisches, von außen Angeflogenes, sondern ein von innen heraus Wirkendes, aus tiefen sittlichen Beweggründen Entspringendes.

Wir haben keinen Grund, zu zweifeln, daß der sittliche Genius unsers Volkes, der uns jetzt so glücklich über alle Kleinlichkeit, alle Sonderinteressen und Parteispaltungen hinweggeholfen hat, auch später bei den kommenden großen Kulturaufgaben des Volkes am Werk sein und uns zu Neugestaltungen helfen wird, die dem Idealismus des Deutschtums am tiefsten entsprechen und dem Geist der Freiheit und Menschlichkeit die weiteste, ungehemmteste Entwicklungsmöglichkeit geben — ein Ziel, aufs innigste zu wünschen!

S. M. S. Nürnberg

Sieben Jahre pflügte sie den schäumen Okeanos
Mit der Schraubenwucht zehntausendsacher Pferde,
Und es war kein Hafen auf der runden Erde,
Der sich ihrem bunten Wimpelspiel verschloß.

Sieben Jahre knallte um den Bug nur grüner Schaum,
Schloß das rote Blutberg der Kanonen.
Doch da schlug mit eins aus den Regionen
Luzifers ein Blitz in Welt und Sommertraum.

Britische Signale funkten: »Kreuzer, steh!«
Ja, die Donnerantwort einer breiten Seite
Trotzte langhin hallend: »Nie!«, und eine zweite
Flodte um das feindliche Geschwader Eisenschnee.

Von den Wanten bis zum letzten wilden Feuerherd
War nur dieses eine heilige Gefühl wach: Durchzurafen!
Und es war wie Odem Gottes allen eingeblasen,
Wie ein Schwert durch ihre Brust gequert.

Ja, da war ihr Schicksal schon besiegelt; höllischer Orkan
Riß den Schornstein, Mast und Fahnentuch in Stüde,
Riß den Aberragenden von der Kommandobrücke...
In die Kesselflanken gurgelte der Ozean.

Schwurhoch hob das triefende, durchsiebte Ped
Den zermalnten Stumpf der Flügelklosse,
Und zum letzten Male rollte der Geschosse
Rückstoß über das geschrägte Achterdeck.

Schon von würgender Gewalten Arm umfaßt,
Brauste ein Choral noch aus dreihundert Kehlen,
Und da warf sich Christus in die Bruderseelen
Und umwuchs sie wie ein alter Eichenwald:

Kronen, die das heiße, beispiellose Helbentum
Dieser adeligen Toten hoch umlohten...
Und noch denen auf den Söldnerboten
War das unerhörte Mut und Ruhm.

Paul Jech

Von Kunst und Künstlern

Bismarck-Bildnis von Lenbach — Bismarck-Denkmal von Leberecht — Wenn der Schnee schmilzt. Von Fritz von Wille — Aprilmorgen im Wilden Kaiser. Von Maximilian Schels — Madonna am Chiemsee. Von Hermann Bräke — Die Gifflamme bei Meran und Sonntagmorgen in Klausen. Von Oskar Achenbach — Kinderbildnis von Alfred Hamacher — Damenbildnis von Fritz Rhein — Krieg und Kampf in deutscher Bilderkunst — Zwei Schattenrisse von Ranna Eide



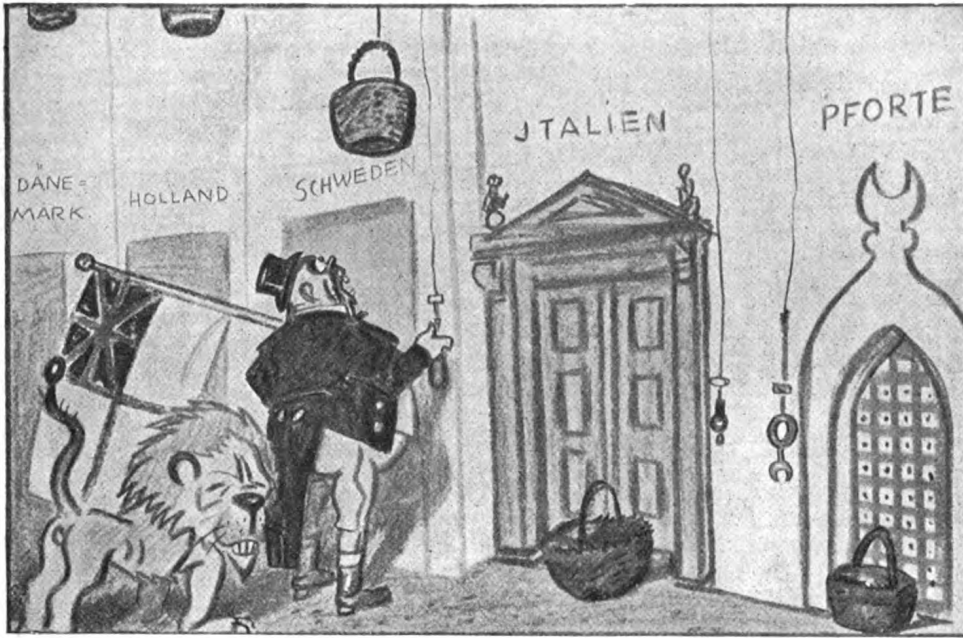
In der Spitze unsers Festes steht diesmal kein farbiges Kunstblatt, wie gewöhnlich, sondern ein einfacher Mattdruck. Aber es ist Bismarcks Kopf, der uns da entgegenblickt, und kein Geringerer als Meister Lenbach hat ihn gemalt.

Gegen Lenbachs Bildnisse im allgemeinen mag der strenge Kunstrichter, der zunächst und vor allem auf die malerischen Werte, dann aber auch auf die eigentümliche seelische Ausdruckskraft sieht, manches auf dem Herzen haben. Von seinen Frauen- und Kinderbildnissen hat man nicht mit Unrecht gesagt, daß sie sich meistens, zumal in den letzten Jahren, unter dem Druck einer vorgefaßten Anschauung zum Erschreden ähneln, und kaum weniger willkürlich als diese seine Auffassung ist zuweilen Lenbachs Farbengebung. Aber schon seine Bildnisse alter Frauen, erst recht jedoch die bedeutender Männer erheben sich zur sachlichen Charakteristik, ja nicht selten zu einer über das Augenblickliche und Lebensstreuende gesteigerten Allgemeingültigkeit, wie sie ganz kein echtes Kunstwerk entbehren kann. Cornelius Gurlitt erzählt da eine kennzeichnende kleine Geschichte. In Berlin wurde einmal eine Ausstellung von Moltke-Bildnissen veranstaltet, deren Grundstich die von Lenbach bildeten. Der Dargestellte kam selbst und sah sich die Sammlung an. Vor jedem der Bilder machte er eine Bemerkung. Zu denen von Lenbach sagte er kopfschüttelnd: »Der will immer einen Helben aus mir machen!« ... Das war ein vortreffliches Urteil — im Guten wie im Bösen. Lenbach hat oft Leute, die ihm saßen, zu »Helben« zu stempeln versucht, die es weder äußerlich noch innerlich waren, und so der Pose manches Zugeständnis gemacht; aber wo er eine wirklich bedeutende Persönlichkeit vor sich hatte, da gab es zwischen Kunst und Gegenstand einen Einklang, wie er den bloßen Natürlichkeitsmalern nie gelingt. Das gilt schon für Moltke, wieviel mehr noch von Bismarck, mit dem ihn eine jahrzehntelange Freundschaft verband, und in den er sich tiefer und tiefer hineingesehen hatte. Nun strömte das Idealbild, das er sich im eignen Inneren von dem Kanzler, dem großen Staatsmann und dem nicht minder großen Menschen, geformt hatte, durch den Pinsel gleichsam wieder auf die Leinwand, und so kommt es, daß wenigstens die besten dieser Lenbach'schen Bismarck-Bildnisse mehr noch der Nachwelt als den Zeitgenossen zu geben haben, die ihnen peinlich klein-

lich die Treue der Wirklichkeitsercheinung nachrechnen konnten.

Auf unserm Bilde, einem Pastell aus den achtziger Jahren, ist es das Auge mit der Braue, das alles beherrscht — ein Auge, in dem sich das Schicksal eines ganzen Reiches, eines ganzen Jahrhunderts spiegelt. Man hat dem Münchner Meister, der doch so gern sich selber und andern die großen Vorbilder klassischer Bildniskunst aus dem 16. und 17. Jahrhundert vor Augen rückte, öfters die Skizzenhaftigkeit seiner Bildnisse, insbesondere seiner Bismarck-Bildnisse vorgeworfen. Aber danken wir nicht gerade dieser absichtlichen Unfertigkeit die Lebensfülle, die Macht und Kühnheit seiner Köpfe? Müßte dieser Kopf an Ausdruckskraft nicht Einbuße erleiden, sobald der angebeutete Halberstädter Kürassierfragen sich auch nur bis zum ersten Uniformknopf fortsetzte? Und endlich: bewahrt den Maler nicht gerade diese »Unfertigkeit« am ehesten vor der »künstlichen Altmeisterei«, die manchem seiner Bildnisse wohl den Edelrost der Zeit, aber auch einen Hauch virtuoser Kälte gibt?

Freilich, zur Monumentalität, zur Jahrhundertwirkung, wie sie doch Menzel für seinen Helben Friedrich den Großen erreicht hat, steigt Lenbach auch in seinen Bismarck-Köpfen nicht auf. Dafür stand ihm das Modell zu nahe. Erst der Nachwelt wird es vergönnt sein, den Bismarck-Topos zu schaffen, der vor dem Bild der kommenden Zeiten standhält. Ansätze dazu sind schon da. Einer der besten in Hugo Leberers Bismarck-Denkmal, das von der Elbhöhe in Hamburg auf den Welthafen hinüberblickt. Langsam nur und widerwillig hat sich das deutsche Volk an diese Erscheinung seines geliebten Kanzlers gewöhnt. Bismarck als Roland? Wozu so fern gerückt, er, der uns eben noch so nahe war? Das Künstlerauge sah weiter, es nahm schon etwas voraus von der Zukunft. Und so fängt nun, anderthalb Jahrzehnte nach dem Tode des Gewaltigen, dies Bild an, sich als eine über die Wirklichkeit zur Wahrheit erhöhte Verkörperung seines Wesens durchzusetzen, auch bei denen, die sich anfangs unwillig oder gar empört davon abwendeten. Lenbach hält Bismarck fest, wie er im Leben war; Leberecht deutet vor, wie er in weiterleben wird. Deshalb haben wir gerade diese beiden Darstellungen in einem Fest vereinigt, das den Jahrhundertruhm Bismarcks, den erlebten und den kommenden, feiert.



Adolf Hengeler:

Verlorene Liebesmüh

Nach einem Blatt des im Verlag von Karl Schnell in München erschienenen Hengeler'schen »Tagebuchs von 1914«

Zwei Vorfrühlingsbilder, die Schneeschmelze von Friz von Wille und der Aprilmorgen im Wilden Kaiser von Maximilian Schels, möchten den Betrachter dazu anregen, doch ja nicht an den spröden Schönheiten dieser Wochen zwischen Winter und Lenz achtlos vorüberzugehen. In keiner andern Zeit des Jahreslaufs entfaltet die Natur so viel dramatische Schönheiten wie in den März- und Apriltagen, wenn Eis und Schnee mit den ungeflümmen Frühlingswinden kämpfen, wenn der braune Saft schon durch die Ätern der Bäume quillt oder aus dem Wiesen-grunde die Krokusse hervorspießen, während von den Felswänden herab noch der blanke Schnee sein Ruhelied ins Thal schmettert oder in den Hügelfalten sein Nest hütet, als werde ihn keine Macht Himmels oder Erden je daraus vertreiben. Und eines Morgens oder Mittags ist er doch verschwunden, und das blühende Leben, das unter seiner Decke auf den Augenblick gewartet hat, laßt aus strahlenden Augen der strahlenden Sonne zu!

Der Westfale Fritz von Wille ist unsern Lesern längst ein lieber Bekannter: es kommt selten eine größere Kunstausstellung, die uns nicht eins seiner westdeutschen Landschaftsbilder begehrenswert macht, auch wenn wir immer wieder bedauern müssen, daß wir bei ihrer Wiebergabe meistens auf die Farbe zu verzichten gezwungen sind, in der ein wesentlicher Teil ihres Reizes liegt. Was wir diesmal von ihm zeigen, kann die Farben noch am ehesten

entbehren. Auch in dem Tondrud erleben wir das heimliche Gären und Brausen, das Schmelzen und Keimen mit, das die Natur erfüllt. Ist es nicht, als ob die Reifer an diesen Bäumen vor Verlangen, zu blühen, förmlich zitterten? Hört man den quirlenden Wellen im Bach nicht an, wie befreit sie aufatmen, daß sie nach langem Bann des Schweigens nun wieder rauschen und plaudern dürfen?

Von dem jungen Münchner Maximilian Schels, dessen Studienlaufbahn sich in so kurze Zeit zusammendrängt, daß er sich fast seinen eignen Lehrer nennen darf, bringen wir zum erstenmal etwas. Aber es ist gleich ein Stück seiner eigensten und innersten Kunst. Denn der Alpenmalerei gehört seine angestammte Liebe. Seine Heimat ist eine oberbayrische Gebirgsstadt, und schon von Jugend auf spielen in seinem Leben die Berge die entscheidende Rolle. Von ihren kleinsten Anfängen an bis zu ihren großartigsten Gebilden war er schon mit ihnen als Bergsteiger vertraut geworden, ehe er sie künstlerisch empfinden und bewältigen lernte. Brauchen wir erst zu sagen, daß auch dieses um Ostern an dem Nordfuß des Wilden Kaisers bei Kössen in Tirol entstandene Bild, wie alle von Schels, bis auf den letzten Strich an Ort und Stelle gemalt worden ist? Wie hätte sich sonst diese Frische des Natureindrucks bewahren lassen! Dieser Gegensatz des noch tief winterlichen Hochgebirges zum ersten Frühlingsahnen im Tal, dieser Vergeworfling, der dort, neben dem Herbst, die reichsten und mächtigsten Kontraste bietet.

23*

Hermann Bettes »Madonna am Chiemsee« benutzt die Landschaft der bayerischen Vorberge nur als Stimmungshintergrund, aber auch in den ausgeprägt bäurischen Menschen, die sich hier in andächtiger Verehrung um das in jeglicher Gestalt anbetungswürdige Wunder von Mutter und Kind zusammengefunden haben, ist etwas von dem zugleich großzügigen und herben Charakter der Landschaft. Selten hat man so den Eindruck des Erdwüchsigen und Bodenständigen wie vor diesem Bilde: er prägt sich ebenso deutlich in dem leibbewußten Antlitz der säugenden Mutter wie in den vom zarten Kindesalter bis zum Greisenalter führenden Gesichtern der Betenden aus.

Den Maler unserer beiden farbig wiedergegebenen Landschaftsbilder, Oskar Achenbach — übrigens kein Angehöriger der berühmten Düsseldorfer Künstlerfamilie, sondern ein Pommer (1868 in Stettin geboren) —, hat eine früh erwachte Vorliebe für die Alpenlandschaft und das Alpenvolk nach Tirol geführt. Als Zwanzigjähriger kam er, um sich im graphischen Gewerbe weiter auszubilden, zuerst in die Alpenländer, ein Jahr später zum erstenmal nach Italien. Auf diesen Reisen bildete er sich selbsterzieherisch durch Besuch der Sammlungen und ein eifriges Naturstudium. Einer nur der Landschaft gewidmeten Reise nach Norwegen folgte auf Eugen Brachts Anregung ein kurzer Besuch der Berliner Akademie. Ohne sich einer bestimmten Richtung oder Schule anzuschließen, stellte Achenbach sich schon damals auf den Boden einer möglichst unbefangenen Naturbeobachtung. Eine Anzahl in Privatbesitz be-

findlicher Landschafts- und Figurenbilder, unter denen anfangs das Aquarell vorherrschte, entstanden seit Mitte der neunziger Jahre. So Bilder aus der Mark, malerische Kleinstadtwinkel, Spreewaldidyllen, Winterstimmungen aus der Berliner Umgebung u. a. Die Jahre 1907 und 1908 vergönnten dem Künstler eine neue, diesmal längere Studienreise durch ganz Italien. Seitdem hielt sich Achenbach mit Vorliebe in Südtirol auf, wo er sich bald in Meran, bald in den malerischen alten Städtchen des Etsch- und des Eisacktales seine Motive holte.

Das eine der von uns wiedergegebenen Bilder — beide sind nach Ölbildern vervielfältigt — betraf für den Kenner Merans kaum einer Unterschrift. So lebendig tritt uns hier das romantisch malerische Kleinod Merans, die »Gillflamm«, entgegen. Brausend und schäumend zwängt sich die aus dem Passierer Tal hervorstürzende Passer durch eine enge Schlucht, die von den Ruinen der Zenoburg auf steilem Felsen hoch überragt wird. Die nach Süden gewandte Schlucht bietet eine besonders üppige Vegetation und damit zu dem wilden, ungestümen Gebirgswasser einen äußerst reizvollen Gegensatz. Von besonders farbigem Reiz ist diese Umrahmung im Herbst, wenn das Laub in allen Tönen vom hellsten Gelb zum tiefen Rotbraun spielt und dazwischen das frische Grün von Zypressen und immergrünen Sträuchern sich von dem Gestein lebhaft abhebt.

Und das andre Blatt? Wer, der nach Meran oder Bozen fuhr, hat nicht gern auch dem Eisackstädtchen Klausen ein paar Stunden geschenkt? Diesem Paradies der Maler, das schon Dürers Herz eroberte. Es ist Sonntagmorgen. Noch liegen tiefe Schatten über der engen Gasse, die nur an einigen Kreuzungen mit schmalen Seitengäßchen ein Sonnenstreif durchquert. Gegen den Hintergrund leuchtet sich die rechte Häuserreihe zu einem hellbeschiedenen Platz, wo Gruppen von Bauern der Umgebung sich vor der Kirche versammelt haben. Die Gasse selbst ist belebt von Bauernkindern, Burschen und Frauen im Sonntagsstaat, die zur Messe wandern — ein Bild, das für diese kleinen Alpenstädte, mögen sie heißen, wie sie wollen, so bezeichnend und für den Reisenden, mag er kommen, woher er will, immer wieder gleich anziehend ist.

Zwei Bildnisse beschließen die Reihe unserer Kunstblätter. Sie gehören zwei ganz verschiedenen Richtungen der Malerei an. Alfred Hamachers Kinderbildnis, dessen Original auf der letzten Großen Berliner Kunstausstellung namentlich bei den Müttern eitel Entzücken erregte, hat seinen Reiz in der feinen, liebevollen Einzelbehandlung und in der Ausmünzung der geschmackvoll abgestimmten Kolo-



Mamma Eicke: Sieh, das brachte der Osterhase!

ristik. Man versteht vor diesem Bilde leicht, wie sich der Maler, der früher mit Erfolg markante Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, wie den Generalfeldmarschall Grafen Haeseler, die Professoren Lenz und Waldeyer, den Sänger d'Andrade und die Yvette Gilbert, malte, sich neuerdings mehr und mehr dem Kinderbildnis zuwendet.

Friz Rheins Damenbildnis ist ein Werk der Sezeßion. Das zeigt sich in der freien, unmitttelbaren Auffassung und in der trotz dem »Augenblicklichen« tiefbringenden seelischen Charakteristik dieser Frauenpersönlichkeit, deren Haltung und Gesichtsausdruck von einem reichen Innen- und Eigenleben zeugen.

Was dieser Krieg bisher der bildenden Kunst gegeben hat, ist noch immer ein trübes Kapitel; die Größe und Furchtbarkeit des kriegerischen Geschehens ist nirgend erstanden, und dem innersten Gehalt unsrer heilig-ernsten Kampfesinnung ist noch nicht Genüge geschehen. Da rechtfertigt es sich, in die Schatzkammern der Vergangenheit zu steigen und an Kampf- und Kriegsbildern das aufs neue in guten Drucken zu zeigen, was unsrer Stimmung gewachsen ist. *Avenarius* hat das in einer Kunstmappe getan (*Der Kampf in deutscher Bilderkunst*; München, Callwey; 3 M.), die zwanzig Blätter (27:37 cm) nach Werken von Dürer, Cornelius, Böcklin, Menzel, Thoma, Defregger, Klinger, Kampf, Egger-Lienz, Hans Röhrl u. a. zusammenfaßt. In der Mappe ordnen sich die von kurzen Erläuterungen begleiteten Blätter zu dem kraftvollsten Gesamtbilde, das die deutsche Kunst aus Krieg und Kampf bis heute gewonnen hat.

Von den hier vertretenen Künstlern war kaum ein einziger selbst auf einem wirklichen Schlachtfeld; das sollte uns mehr der inneren Anschauung der Künstlerseele vertrauen lehren, als wir augenblicklich gesonnen sind. Auch der daheimgebliebene Humorist darf sich dann wohl in den Kreis der Kriegsmaler wagen: die Beobachtung des heimischen Drum und Dran gibt ihm Stoff genug für Stift und Pinsel. *Abolf Hengeler*, der Münchner, der bisher mit Vorliebe auf der Schalmee friedlicher Gefühle



Nanna Eicke:

Alle unter einem Dach

blies, beweist es uns. Er hat nach seinen Farbstiftzeichnungen bei Schnell in München drei Bildermappen in Farbendruck erscheinen lassen, die sich *»Aus einem Tagebuch 1914«* nennen und schon damit andeuten, daß sie sich nicht in das Schlachtgetümmel selbst stürzen, sondern es von daheim glossieren. Eine sprudelnde Erfindungsgabe und eine spielende Gestaltungskraft offenbaren sich in diesen Darstellungen; mit zornmütigem Temperament paart sich eine siegesgewisse Ironie, wo es die Schwächen, Torheiten, Winkelzüge und Erbärmlichkeiten unsrer Feinde zu treffen gilt, aber auch an grimmig-heiligem Ernst fehlt es nicht, wenn deutsche Volkskraft in derben Gestalten aufsteht und für unser gutes Gewissen zeugt.

In den Text haben wir schließlich noch zwei Schattenrisse von Nanna Eicke eingefügt: Darstellungen aus dem Kinderleben, die ebenso frisch erfasst wie anmutig ausgeführt sind. Auch wenn man sich durch sie an Pletsch oder Dieffenbach erinnert fühlt, werden sie der Künstlerin freundliche Sympathien erwerben.

Literarische Rundschau

Bismarck

Die Hoffnung, daß uns schon der hundertste Geburtstag des Reichsgründers eine Dichtung bescheren werde, in der seine Persönlichkeit und sein Werk in künstlerischer Gestaltung, erhöht und verewigt, auf die Nachwelt kämen, hat sich nicht erfüllt. Grenssens Epos war ein Mißgriff, der nur mit Not dem Zorn des deutschen Volkes entging. Möglich, daß das Buch noch einmal wieder aufersteht, für diesmal kam es zu früh oder zu unzeitig. Die Ablehnung hat uns gelehrt, daß Bismarck und seine Schöpfung, um die gerade jetzt der entscheidende, bestätigende oder verwerfende Kampf geführt wird, uns allen noch zu nahe steht, als daß wir auch in der Literatur — die bildende Kunst mit dem natürlichen Zwange äußerster Abkürzung und Verdichtung hat es darin besser — schon eine Monumentalisierung vertragen könnten: die Erhöhung empfinden wir als Entfernung, die Objektivierung als frostige Kälte. So behält einstweilen die geschichtliche Darstellung das Wort. Und da fehlt es uns nicht an guten, tüchtigen, warmherzigen und großzügigen Werken.

Nachdem Max Lenz schon vor Jahren eine straff zusammenfassende Gesamtwürdigung in großen Zügen gegeben hat, ein Meisterwerk der Auswahl und Urteilsabwägung, ein historisches Kunstgebilde in einem mäßigen Bände, ist die große, sozusagen repräsentative Bismarck-Biographie von Erich Marcks noch im Erscheinen begriffen. Wahrscheinlich wird uns noch dies Frühjahr den zweiten Band bringen, sind doch seit dem Erscheinen des ersten (Stuttgart, Cotta), der Bismarcks Jugend bis 1849 behandelt, schon bald sechs Jahre verflossen.

So gemächlich zu arbeiten, ist der vollstümlichen Darstellung nicht vergönnt. Ein Buch, das ins Volk bringen soll, muß auf einmal fertig sein, in einem Guß geformt, von einem großen Gefühl beseelt. Das gibt den vielen Tausenden, die danach verlangen, Adolf Matthias in seinem bei Bed in München erschienenen »Bismarck« (mit vier Bildnissen; geb. 5 M.). Niemand wird hier neue Forschungsergebnisse aus bisher verschlossenen Schriftschätzen erwarten, niemand auch neue, grundstürzende Auffassungen. Das Ziel dieses Buches ist der Aufbau des Bismarckischen Lebens und Werkes in der Gestalt, die sich aus warmem Miterleben und fühlbar geschichtlicher Forschung bis zu diesem Augenblick gebildet hat, und dieses Ziel ist auf den fünftehalbhundert Seiten mit reinen Mitteln und edler Darstellungsform erreicht worden. Matthias hat sich von den grundlegenden Geschichtswerken über Bismarck kein wichtiges entgehen lassen, aber die eigentliche architel-

tonische Idee seiner Darstellung ist sein Eigentum: wie er es schon in seinem Buche über Goethes Mutter (»Lebensbücher der Jugend«, Band 18) getan hat, läßt er auch hier seinen Helden, soweit es irgend angeht, sein Leben und Schaffen selbst, oft mit den eignen Worten erzählen. Bei keinem Staatsmann ist das in gleichem Maße möglich wie bei Bismarck, weil bei keinem andern das eigne Wort in geselligem Verkehr, in Brief und Rede so getreulich die Arbeit des Lebens begleitet. Fast könnte man diese Biographie deshalb eine Selbstbiographie nennen, die die Sprache und den Stil des großen Mannes selber spricht als Träger seines Wesens, seines Denkens, Fühlens und Wirkens. Sie wird es leicht haben, zu einem deutschen Hausbuch zu werden, und auch wenn sich in unserer Schätzung Bismarckischer Politik zukünftig einiges ändern sollte, das Werk von Matthias, das sich ganz auf die lebendigen Kräfte der Persönlichkeit stellt, braucht von solcher Verschiebung äußerer Maßstäbe wenig zu fürchten.

Ein andres Ziel als Matthias hat Professor Veit Valentin im Auge, wenn er es unternimmt, in einem Bändchen der Teubnerschen Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt« (Nr. 500) Bismarck und seine Zeit auf 135 Seiten darzustellen. Die Kürze verpflichtet zu strenger Auswahl der kennzeichnenden Züge und zur äußersten Straffheit in der daraus gewonnenen Charakteristik — um so klarer kristallisiert sich das Gesamtbild der Epoche, die von Bismarck ihr Gepräge hat. Ohne bei wissenschaftlichen Einzelfragen zu verweilen, weiß Valentin die Ergebnisse zu packen, das Bleibende und Lebenzeugende, das Allgemeine und Vorwärtstreibende, das Geistige und Wirkende, das von Bismarcks Erscheinung ausgeht und als Saat von ihm im Mutterboden der Staaten- und Menschheitsgeschichte Wurzeln schlägt.

Vollstümlichere Zwecke verfolgt der Stuttgarter Oberstudienrat Gottlob Egelhaaf mit einem bei Cotta erschienenen Bändchen: »Bismarck für das deutsche Volk« (mit zwei Bildnissen und der Nachbildung eines Briefes von Bismarck). Hier ist Lebens- und Charakterbild zu einer leichtflüssigen Darstellung von Wärme und geschichtlicher Treue vereinigt.

Viel weitere und tiefere Zusammenhänge eröffnet Colmar Freiherr von der Goltz, der preußische Generalfeldmarschall, der in unserer vaterländischen Geschichtsschreibung längst seinen Ehrenplatz hat, in dem zweiten Bande seiner »Kriegsgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert«. Dieser zweite Band (Berlin, Georg Bonbi; geb. 11 ½ M.) ist noch

weniger rein kriegswissenschaftlichen Charakters als der erste; mit Recht führt er deshalb den Titel »Im Zeitalter Kaiser Wilhelms des Siegreichen«. Freilich, ohne die Kenntnis der kleineren, den großen Kriegen vorangegangenen Feldzüge würde die Größe der durch Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke herbeigeführten Wandlung im kriegerischen Geist und Vermögen des deutschen Volkes nicht hinreichend hervortreten. Auf dieser Grundlage erst erhebt sich die ausführliche Darstellung der Kriege von 1866 und 1870/71, die den weitaus umfangreichsten Teil des Werkes einnimmt. Aber über die Periode der Kriege hinaus gibt Goltz dann eine gedrängte Entwicklung des gesamten Kriegswesens in Deutschland bis zum Ende des Jahrhunderts. Der in diese Zeit fallende Aufschwung, wie er sich in Technik, Industrie, Handel und Verkehrswesen kundtut, zeigt schon die Umwälzung auf beinahe allen Gebieten des Kriegswesens, die wir jetzt staunend und bewundernd auf den Schlachtfeldern von Ost und West in Tätigkeit getreten sehen. Klarheit der Anschauung, Unbefangenheit des Urteils, Gliederung des Stoffes und Ausdruckskraft der Sprache behaupten ihre alte Höhe der Meisterschaft.

Bismarck selbst hat den 13. Juli 1870 als den bedeutungsvollsten und entscheidendsten Tag seiner Politik bezeichnet. Dem entspricht die riesige Literatur, die sich mit den Emser Ereignissen dieses Tages beschäftigt. Von deutscher und französischer Seite ist die unmittelbare diplomatische Vorgeschichte des Krieges von 1870 bis auf den heutigen Tag in der widersprechendsten Weise dargestellt worden — welcher Ausblick eröffnet sich da auf die Geschichtschreibung des gegenwärtigen Weltkrieges! Aber gerade von diesem neuen, jenes frühere so gewaltig überschattenden Ereignis ist zu hoffen, daß nun endlich die sachliche Darstellung jener Emser Vorgänge und ihres Widerhalls in Berlin und Paris Gehör finden wird: der Abstand und die Dämpfung sind da, deren die Historie bedarf. So kommt die Studie, die der Hallenser Historiker Prof. Richard Fester der Genesis der Emser Depesche widmet, in einem höheren Sinne gerade jetzt zur rechten Zeit (Berlin, Gebr. Paetel; geb. 4 M.). Fester schreibt mit der noch in Friedenszeiten wurzelnden unverhohlenen Absicht einer friedlich-sachlichen Ausgleichung, die sich die Wissenschaft auch durch den lautesten Kanonendonner nicht verwehren lassen darf, und er arbeitet mit dem vollen überlegenen Rüstzeug kritischer Geschichtsauffassung und -kritik, für die bekanntlich von jeher die Entstehung weltgeschichtlicher Katastrophen zu den anziehendsten Aufgaben gehörte. Mit glänzender Beherrschung aller nur irgendwie in Betracht kommenden Quellen und Belege wird aufgedeckt und dargestellt, ab-

gewogen und beurteilt, was bisher — solange die deutschen Staatsakten im Auswärtigen Amt noch unter Verschluss gehalten werden — über das Vorspiel des Deutsch-Französischen Krieges zu erfunden ist. Ein kleiner Kreis ist hier zu erstaunlicher Fruchtbarkeit gebracht worden. Dabei aber liest sich dieses Buch, das seinen wissenschaftlichen Apparat reslos in die Schlussanmerkungen verbannt, Kapitel für Kapitel spannend wie ein guter historischer Roman; die ungeheure Fülle der Tatsachen und des Wissens hat das Kunstwerk eines literarischen Essays so wenig zu trüben vermocht, wie die Gewitterwolken des neuen Krieges seine wahrheitsfindende Objektivität.

Neues zur persönlichen Lebensgeschichte Bismarcks tritt in diesem Gedächtnisjahr bisher weniger hervor, als man erwarten durfte; vielleicht hat der Krieg einstweilen manches zurückgehalten, um es für ruhigere Zeiten aufzusparen. So darf der Blick wohl auch um ein paar Jahre zurückschweifen. Da findet er denn als eine der wertvollsten Veröffentlichungen zur Lebensgeschichte des gealterten Staatsmannes die Erinnerungen, die Hermann Hofmann, der frühere politische Leiter der Hamburgischen Nachrichten, aus den Jahren 1890 bis 1898, also aus Bismarcks Amtsruhe aufgezeichnet hat (Stuttgart, Union; zwei Bände). Vieles davon beruht auf persönlichen Mitteilungen des Fürsten an den ergebenen und vertrauten Publizisten, alles andre ist unmittelbar nach den Begegnungen und Gesprächen mit Bismarck niedergeschrieben worden. Solange wir den dritten Band der Bismarckischen Denkwürdigkeiten entbehren müssen, fließt uns hier die zuverlässigste Kunde über das Denken, Planen und Sorgen des einsamen Riesen im Sachsenwalde. Wir alle erinnern uns ja noch der Zeit, da die Hamburger Nachrichten als Bismarcks erklärtes Leitblatt seine politischen Anschauungen, seine Weisungen und Warnungen in die Welt trugen — hier den Vermittler zu spielen, forderte nicht bloß journalistische Gewandtheit, sondern auch Takt und Umsicht, politische Tugenden, die selbst etwas von Bismarcks Schule haben mußten. Dieselbe geschichtsbewußte Selbstlosigkeit, die damals im Dienste des Tages gewaltet hat, sehen wir nun in dem Erinnerungsbuche im Dienst der Nachwelt am Werke. Dem geschichtlichen Teil, der so viel dauernd Wichtiges über Bismarcks Entlassung, sein Verhältnis zum Kaiser, den deutsch-russischen Neutralitätsvertrag u. a. zu berichten weiß, folgt die Wiedergabe der Bismarckischen Artikel zu den Tagesereignissen, zum erstenmal in zuverlässiger Form; noch heute für den, der zu lesen versteht, eine Fundgrube unveralteter politischer Weisheit.

Neu erschienen ist zum Jahrhunderttage eins der lebenswürdigsten und wohlthuendsten Bücher,

sie sich in Bismarcks Lebenskreisen bewegen: die Biographie Johanna von Puttlamers von Sophie Charlotte von Sell (Berlin, Trowitsch & Sohn; geb. 6 M.). Sie verdient den Erfolg, den sie sich in einem Jahre erobert und fest begründet hat. Schon weil sie ihrem Gegenstande in einem Geist und Stil dient, die ihm verwandt und seiner wert sind: schlicht, ein wenig herb und doch voller verhaltener Wärme und Innigkeit, schildert sie Bismarcks Frau, sie, die ihm so viel gewesen, die nach seinem eignen Wort so unendlich viel aus ihm gemacht hat. Sorgen, für andre denken und opfern war ihr Leben; sie kann nur immer auf Gutes und Tröstliches für ihren geliebten großen Otto, ohne je auch nur mit einer Spur von politischem Ehrgeiz oder Eitelkeit in die Fäden seiner Arbeit zu greifen. Seine Leidenschaft zu befeuern, seine Stärke zu stützen, brauchte dieser Mann keine Gefährtin, wohl aber waren Johannas selbstlose Hingebung, ihr allzeit williges Verständnis, ihre stille, tapfere Geduld, ihr unbeirrbarer Glaube und ihr erquidender Humor ein Hafen der Ruhe für ihn, ohne den er schwerlich allen auf ihn einstürmenden Gewalten so unerschütterter standgehalten hätte. Dies deutsche Frauenideal des uneigennütigen Dienens und Betreuens, eine Weile verächtlich über die Achsel angesehen, wird in dem Augenblick von selbst wieder zu Ehren kommen, wo der deutsche Mann sich seiner deutschen Mannhaftigkeit bewußt wird — die Zeit ist da, also auch die Zeit für dieses Buch.

Wir kommen zum Schluß und lenken auf den Ausgangspunkt unserer Übersicht zurück. Bismard in deutscher Dichtung — noch hat sich kein einheitliches, stark und groß gefügtes Monument für ihn aufgerichtet, aber die Bausteine vom Quader bis zur Plinthe liegen zu Tausenden verstreut im deutschen Schrifttum der letzten sechzig Jahre. Eine Auslese daraus zu treffen, ist ein schöner, des Gedenttages vom 1. April würdiger Gedanke. Karl Leopold Maper hat eine solche Sammlung veranstaltet (Berlin, Verlag von Dr. Batsch & Ko.), und sie soll willkommen sein, auch wenn sie noch alle Schwächen und Unzulänglichkeiten des ersten Versuches aufweist. Denn es ist schwer, hier einen sicheren, Sachinteresse und Kunstgeschmack vereinigenden Gesichtspunkt zu finden. Maper hat dem einen wie dem andern Zugeständnisse machen müssen; was er auf seiner Fahrt von Hölberlin und Heine — denn auch die Sängere der Ahnung und Erwartung nimmt er in seine Sammlung auf — bis zu Bower und Dehmel auf fast 300 Seiten zusammengetragen hat, ergibt zwar keine Harmonie, aber doch einen vielschichtigen Chor, aus dem mit stetig sich steigender Kraft das Preislied auf Bismardische Größe emporsteigt. Es hätte dem Buche gewiß nichts geschadet, wenn es, zumal aus früheren Jahrzehnten, auch einige Skeptiker aus der Bismard-Dichtung hätte zu Worte kommen lassen; aber so, wie es jetzt vorliegt, ist es doch vielleicht besser geeignet, dem Jahrhundertgedenttage die poetische Weihe zu geben. E. W.

Kriegsbücher

Rein Wissens- und Beschäftigungsweig hat aus dem gegenwärtigen Kriege mehr Vorteil gezogen als die Geschichte, nicht bloß die vaterländische, nein, die Geschichte überhaupt. Ein ungeheures Anschauungsmaterial ist plötzlich für sie aufgerichtet worden, und politisch-historische Zusammenhänge haben sich greifbar aufgetan, während sie zwei Menschengeschlechter lang im Abstrakten lagen. Ein Name aus der großen klassischen Geschichtschreibung hat in dieser Zeit vor allem wieder Klang und Geltung bekommen, nachdem es eine Weile schien, als sollte er von Vertretern anderer Methoden überholt werden: das ist Leopold von Ranke, der große Meister der absoluten Sachlichkeit, der alle Spekulation abwehrte, der nicht einmal den Ehrgeiz hatte, zu sagen, wie es gekommen, sondern »wie es gewesen«. Seine unbegrenzte, unerschöpfliche Freude an dem Geschehenen, sie findet gleichsam eine Bestätigung in dem, was wir jetzt alle erleben und was er selbst in ähnlichem, wenn auch immer noch weit bescheidenerem Maße nur in seiner Jugend einmal, als Achtzehnjähriger, vor sich Wirklichkeit werden sah.

Da dürfen wir es mit Freude und Genugtuung begrüßen, daß der Verlag von Dunder & Humblot sich entschlossen hat, eine wohlfeile Ausgabe von Rantes Meisterwerken in zehn Bänden zu veranstalten. Die erste Hälfte dieser Klassikerausgabe liegt vor. Diese fünf Bände werden ausgefüllt durch die Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Sie ist und bleibt Rantes Hauptwerk; denn hier hat er über seine nächste Aufgabe, einer grundlegenden Begebenheit der neueren Geschichte die grundlegende Darstellung zu geben, weit hinausgreifend einem, wie Dove sagte, »höheren deutschen Publikum« den größten nationalen Stoff in der denkbar besten Form dargeboten. Diesem Werke, das noch heute für die Erweiterung und Vertiefung der politischen Volksbildung viel zu leisten vermag, wird zunächst die Geschichte der römischen Päpste und weiter die Geschichte Wallensteins folgen, also das Werk, das am reinsten das Muster einer zur Geschichte erweiterten Biographie zeigt, und in dem der Historiker im glänzenden Vollbesitz seines künstlerischen Sinnes und plastischen Bild-

vermögens erscheint. Ein letzter Band soll dann ein paar ausgewählte Essays vereinigen, darunter den über Savonarola, den über die Geschichte des Don Carlos und den über die Großen Mächte, der heute wieder zu einer erstaunlichen Aktualität gekommen ist.

Auch daß Clausewitz wieder auferstanden und zu verjüngten Ehren gelangt ist, kann nicht wundernehmen. Er ist nicht bloß der klassische Kriegstheoretiker Preußens, sondern der einzige, den auch der Kriegermann von heute und der Praktiker der Gegenwart lesen kann, um von ihm Gedanken und Anschauungen zu lernen, die ihm von unmittelbarem Nutzen sein können, sobald er tiefer über seinen Beruf nachdenkt und sich nicht mit der reinen Erfahrungskunde begnügt. Clausewitz gab seinen Darlegungen »Vom Kriege«, aus denen jetzt der Verlag von R. F. Koehler in Leipzig ausgewählte Kapitel (mit einer Einleitung von Prof. Gustav Kolloff in Gießen) in einem billigen Bändchen erscheinen läßt (geb. 2 M.), einen tieferen und festeren Grund: er untersuchte systematisch, wie der Krieg begrifflich zu verstehen sei, welche Grundkräfte in den unendlich wechselnden Kriegsförmern, die die Weltgeschichte kennt, immer wieder tätig sind, welche Eigenschaften die Menschen besitzen müssen, um diese erschütternden Krisen überstehen zu können, und endlich, worin das Geheimnis der Selbstherrnkunft besteht. Aber man braucht nicht allein an den Offizier und gebildeten Soldaten als Leser des Buches zu denken; auch dem Laien hat Clausewitz den Krieg, den »bestimmendsten Faktor im Völklerleben«, anschaulich zu machen verstanden, wie denn seine Auffassung vom Kriege bald ein volles Jahrhundert lang nicht bloß auf alle großen Schlachtenlenker der deutschen Armee, sondern auch auf die Staatsmänner, Historiker und Philosophen gewirkt hat, so daß seine Anschauungen sich eng mit unsrer Geschichte und unserm Geistesleben verwoben haben. — Das Buch ist auf so leichtem Papier gedruckt, daß es in Briefform ins Feld gesandt werden kann.

Eigentliche historische Darstellungen des gegenwärtigen Weltkrieges sind auch jetzt noch nicht möglich, aber Ansätze dazu lassen sich hier und da schon sehen. So hat Dr. Hans F. Helmolt, der Herausgeber der großen Weltgeschichte und jetzt politischer Redakteur der Welterzeitung, auf Grund urkundlichen Stoffes die Geheime Vorgeschichte des Weltkrieges dargestellt, und wenn nicht kritisch, so doch erläutern und verbindend mit eignen Darlegungen begleitet, die den geschulten Historiker und den im politischen Leben stehenden Publizisten verraten (ebenda). So sehr in diesem, übrigens mit 16 Bildnissen namhafter Staatsmänner ausgestatteten Buche das reine Tatsachenmaterial vorherrscht, ohne eine so sichere Führer-

hand, wie Helmolt sie uns darreicht, würden wir durch dieses Labyrinth der Aktenstücke und Telegramme schon heute kaum hindurchfinden.

Von E d u a r d E n g e l s Tagebuch 1914 (Braunschweig, Westermann) ist jetzt der zweite Band zum Abschluß gekommen, und damit hat der Verfasser, dem der Fortgang des Krieges nichts von seiner temperamentvollen Streitbarkeit und Schlagfertigkeit genommen hat, die Schwelle des Jahres 1915 überschritten. So rücken seine Randglossen zu den äußeren Kriegseignissen und inneren Kriegsstimmungen jetzt schon beträchtlich näher an die Geschehnisse heran. Noch immer freilich hat dieses Werk, obgleich sein Bildersmud von Liefierung zu Liefierung wächst, seinen eigentlichen Anziehungspunkt in der fast zur Leidenschaft ausgeprägten Persönlichkeit des Verfassers, der so leicht keine Nachricht hinnimmt und weitergibt, ohne seinen Geist und Witz, seinen Haß oder seine Liebe daran zu wehen. In einer Zeit, wo den Tageszeitungen von der Zensur fast alle Kritik verwehrt ist, wird diese Subjektivität vielleicht doppelt willkommen sein, wenn Engels Widerspruchslust auch nicht daran denkt, sich dem kriegerischen Einheitswillen unsers Volkes und unsrer Regierung irgendwie zu widersetzen, sondern nur noch schärfer und hitziger, als es anderswo geschieht, in die feindliche Kerbe haut.

Am Anschluß hieran sei erwähnt, daß jetzt auch die in Westermanns Monatsheften erschienenen Kriegsberichte von Prof. Gustav K o l l o f f in Sonderheften erscheinen. Den Lesern dieser Zeitschrift braucht ihre übersichtliche, mit historischem Blick abgewogene und mit geübter Schriftstellerhand geformte Darstellung nicht erst gerühmt zu werden; aber auch sie werden wohl dankbar dafür sein, daß sie diese Berichte nun in sich vereinigt in ihre Bücherei stellen oder sie von Zeit zu Zeit in einem Feldpostbrief ihren in der Kampffront stehenden Lieben nachsenden können. Das erste Heft im Umfang von 36 Seiten reicht bis zum Anfang dieses Jahres, wiegt 100 Gramm und kostet 40 Pfennig.

Die Berichte von Augenzeugen über die kriegerischen Ereignisse zählen schon jetzt, auch wenn man bloß die in Buchform erschienenen in Betracht zieht, nach hunderten. Hier auch nur den Versuch einer Vollständigkeit zu machen, würde den Tod des Guten darunter bedeuten. So begnügen wir uns mit drei Büchern. Den ersten und obersten Platz unter diesen Berichterstattern verdient der Schwede E v e n H e d i n, einer der wenigen Neutralen von europäischem Ruf, die uns treu geblieben sind, die sich ihren Glauben an den Wert deutschen Wesens durch die Verleumdungen unsrer Feinde nicht haben zerstören lassen. Even Hedin ist an die Front gegangen aus dem bei

einem Tatmenschen, wie er es ist, doppelt begreiflichen Drang, wenigstens etwas von dem gewaltigsten Krieg der Weltgeschichte, der notwendig von grundlegender Bedeutung für die politische Entwicklung der nächsten fünfzig, hundert oder mehr Jahre werden muß, mit eignen Augen zu schauen. Er sagte sich: nur wer diese, vielleicht die Zukunft der ganzen Welt umstürzenden Ereignisse an Ort und Stelle studiert, nur wer mit eignen Augen gesehen hat, wie die Deutschen kämpfen, auf deren Bajonetten doch nun mal das Schicksal der ganzen germanischen Welt ruht, kann ganz verstehen, was in diesem Krieg auf dem Spiele steht. Seine Fahrt an die Front war also in erster Linie eine politische Studienreise. Aber auch den Blick und das Herz des großen begeisterten Kulturpioniers hat er mitgenommen und — er macht gar kein Hehl daraus — die in einem festen, unerschütterlichen Glauben an die germanische Menschlichkeit wurzelnde Hoffnung, all die namentlich von der englischen Presse gegen die Deutschen erhobenen Vorwürfe barbarischer Grausamkeit aus eigener, besserer Kenntnis entkräften zu können. Was zu jeder andern Zeit überflüssig gewesen wäre, das beteuert Sven Hedin jetzt im Vorwort seines bei Brockhaus erschienenen Buches »Ein Volk in Waffen« ausdrücklich vor aller Welt: daß er keine Zeile niederschreibe, die nicht Wahrheit ist, und nichts andres schilde, als was er mit eignen Augen gesehen habe. Er hält dieses Wort, wie aus dem ganzen menschlich echten, wahrheits- und sachgetreuen Tone seiner mit lebendigster Unmittelbarkeit vorgetragenen Berichte und Schilderungen auch dem zur felsenfesten Überzeugung wird, der ihm nur im Geiste auf seinen Pfaden folgen kann. Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß dies den deutschen Soldaten gewidmete Büchlein, das übrigens nur ein Vorläufer und Auszug aus dem gleichnamigen, demnächst erscheinenden großen und reich illustrierten Werke Sven Hedins, die glänzendste Schilderung deutscher Waffentraft (bis zum November 1914) und zugleich die glänzendste Rechtfertigung ihres Geistes ist, die bisher erschienen.

Eine gute Ergänzung zu diesen Schilderungen eines auf seinen Automobilfahrten weit herumgekommenen Neutralen bilden die Schilderungen, die Martin Lang unter dem Titel »Feldgrau« von seinen ersten Kriegserlebnissen in Frankreich gibt (Stuttgart, A. Thieme-mann). Sein Gesichtskreis ist natürlich weit enger, und von den größeren strategischen Zusammenhängen der Operationen geht ihm nur wenig auf, aber alles, was zum täglichen Soldatenhandwerk und zum Einzelgefecht gehört, findet hier einen äußerst aufgeweckten und regen Darsteller. Die Namen Longnon, Reims,

Clermont, Argonnen, Apremont und Fleville bezeichnen ungefähr die Stationen, um die sich Langs Schilderungen bewegen.

Den Augustfeldzug in Ostpreußen hat Wilhelm Meißner dargestellt (»Am Feinde«; Heilbronn, Eugen Salzer). Hier führt ein geübter Schriftsteller, ja ein Künstler des Wortes die Feder, wenn auch ihm das unvergleichliche Erlebnis dieses Krieges Empfinden und Sprache gleichsam erst neu geprägt hat. Der dies schrieb, blüht durch die Schale der Dinge hindurch in ihre Seele. Überall sieht er die inneren Kräfte, die an den Geschehnissen der Menschheit weben. So wird ihm selbst das Zurückweichen unsers Heeres und die Massenauswanderung der Bevölkerung zu einem jubelnden Loblied des preußischen Geistes, weil er dahinter die preußische Zucht und Ordnung in unerschütterlicher Größe stehen sieht. So fügt sich ihm gleichsam von selbst aus verstreuten Einzelbildern ein großes, erhabenes Gesamtbild des Krieges an sich, ein Bild voll schwerem Ernst, aber auch voll aufrichtender Kraft. Man scheidet von diesem Buche mit dem Gefühl, wie man es wohl vor einer großen dramatischen Tragödie hat: in der Zermalmung unsrer mitleidenden Seele liegt zugleich auch schon ihre Erhebung.

Wir stehen schon im zweiten Zeitabschnitt des Krieges, nicht bloß den Ereignissen, sondern auch unsrer eignen Erlebnis- und Zuschauerstimmung nach. An die Stelle leidenschaftlicher Aufgewühltheit ist eine ruhige Selbstverständlichkeit, eine glaubensstarke Zuversicht getreten. Aus der Härte der Ereignisse, gegen die wir uns zunächst mit einer bis zum äußersten angespannten Kraft anstemmen und aufbäumen mußten, brechen jetzt schon, wenn auch gesänftigt durch Gefühle der Trauer, die Quellen eines unverwüßlichen Humors. So ist heute schon Platz auch für einige »Anekdotenbücher«, wenn wir darunter nur keine billigen Witz- und Scherzbücher nach übler Bierbankmanier verstehen, sondern Sammlungen von markanten Geschichten und Lebenszügen, die in ihrem knappen Spiegel ein Bild des Ganzen, des Eigentlichen und Wesentlichen auffangen. Erwin Rosen hat seinem schon im September vorigen Jahres erschienenen ersten Anekdotenbuche ein zweites folgen lassen (»Der große Krieg«, 2. Teil; Stuttgart, Robert Lub) und darin weit mehr, als er es in jener etwas frühzeitigen ersten Veröffentlichung tun konnte, den Humor des Schützengrabens zu Worte kommen lassen, der sich, auch wenn er einmal berbe wird, gewiß bei uns nicht zu entschuldigen braucht. Auch der große Hindenburg ist schon zum Helden eines solchen Anekdotenbüchleins gemacht worden (von Doack in Franke; ebenda). Zum Glück herrschen auch hier die der Wirklichkeit entsprossenen Berichte

aus Begegnungen mit dem Feldherrn, aus Gesprächen und Briefen vor, so daß sich das Ganze mehr als eine Bausteinsammlung zu einer künftigen vollstündlichen Biographie, denn als eine »Anekdotentiste« im alten Sinne des Wortes darstellt.

Auf viele müßige und unnütze Büchermacherei stoßen wir, wenn wir uns dem nähern, was schon jetzt über die Wirkungen und Früchte des Krieges geschrieben worden ist. Aber ein paar Erscheinungen sind auch unter diesen Büchern, die eine Stunde gesammelter Lektüre und ernststen Nachdenkens verdienen. Wir nennen Dieblich Bischoffs bei Dieblichs in Jena erschienene gedankenreiche und tatsinnige Schrift »Deutsche Gesinnung« und die Volkstumstudie von Hans Zimmer, »Kaiser Wilhelm II. als Deutscher« (Berlin, Concordia), in der unser oberster Kriegsherr als ein Vertreter kennzeichnender deutscher Charaktereigenschaften, als da sind Innerlichkeit, Willenskraft, Idealismus, Genossenschaftsgeist und Religiosität, mit einer fast wissenschaftlichen Systematik gefeiert wird. Mehr feuilletonistisch legt sich Hermann Bahr mit dem großen Erlebnis des Krieges auseinander, auch er in unverminderter jugendlicher Aneignungskraft bereit, aus all dem Gewaltigen, Großen und Grausigen, das uns umgibt, das Segensreiche, das Fruchtbringende und Fördernde für unser zukünftiges deutsches Wesen herauszufühlen. »Kriegslegen« nennt er sein Büchlein (München, Delphin-Verlag), in dem Sinne, wie unsere alte Sprache die Worte Feuerlegen oder Wetterlegen verwendete, also mit der stillschweigenden Bitte, daß Gott alle Not der elementaren Katastrophe zum Segen gedeihen lassen möge. Wozu sein Bildnis vor dem Titelblatt dieses sonst so erfreulich sachlichen Büchleins steht, wäre schwer zu begreifen, wenn wir nicht zu Schluß einen »Ausruf zur Verschwendung« fänden, der uns, übrigens in durchaus überzeugender Weise, zu Gemüte führt, wie unpatriotisch es wäre, wenn Leute, die es haben, etwa in diesen hochbeinigen Zeiten den »Mann mit zugeknöpften Taschen« spielen wollten.

Ein Gegenstand vielseitiger Erörterung ist die Schöpfung einer deutschen National- oder Weltmode. Die Ansichten darüber sind so geteilt, wie die Frage problematisch. Wer sich über das Für und Wider von einem höheren kulturökonomischen Standpunkt unterrichten lassen will, lese Dr. Norbert Sterns Schrift »Die Weltpolitik der Mode«, die als Doppelheft in den von Ernst Jaech bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegebenen politischen Flugschriften »Der deutsche Krieg« erschienen ist. Er darf dabei die beruhigende Gewißheit haben, daß der Deutsche Wertbund diese Auslassungen als klarstellend

und wegweisend gutgeheißen hat, was jedenfalls dafür bürgt, daß hier keine bloßen Phantastereien gesponnen werden. Auch die Wirtschaftspolitiker sind schon auf dem Plan: Johannes Marbod (ein Pseudonym?) hat die Frage »Wie erhalten wir der Zukunft die erhebenden Kräfte dieses Krieges?« mit dem Vorschlag einer »Austauschfiedlung« beantwortet (Berlin, Julius Springer). Die Grundformen dieser Maßregel wäre folgende: gemäß einer zwischen zwei Staaten getroffenen Vereinbarung werden bei Grenzänderungen die Grundeigentümer eines abgetretenen Gebietes in ihren Mutterstaat übergesiedelt, und das so freierwerbende Grundeigentum wird an Angehörige des übernehmenden Staates vergeben. Man sieht, das greift schon in die Friedensverhandlungen über, vor denen unsere löbliche Regierung uns mit Recht gewarnt hat.

Beschäftigen wir uns doch lieber noch ein wenig mit England. Da hat Karl Strelker mit großer Belesenheit aus Schriftstellern fast der gesamten europäischen Literatur Zeugnisse gesammelt, die sich zu einem, weiß Gott, wenig schmeichelhaften Kulturspiegel für England runden (»England im Spiegel der Kulturmenschenheit«; München, C. F. Ved). Auch wer den einen oder andern der hier zum erstenmal gesammelten Ausprüche schon kannte, wird aus der Summe dieser Urteile mit Verwunderung und Genugtuung sehen, daß eigentlich alle guten Köpfe und Herzen von Urteil und gesunder Moral, so verschieden sie sonst nach Herkunft und Richtung sein mögen, sich über England seit Jahrhunderten völlig einig sind. Wie, braucht wohl nicht gesagt zu werden.

Hand in Hand mit diesem Buche geht die aus einem Monatsheftaufsatz erweiterte Schrift von Walther Unus: »England als Denker Frankreichs«, mit dem Untertitel »Ein Kampf um die Welt Herrschaft und sein Ende« (Braunschweig, Westermann; geh. 1 M.). Hier kommt zu der Kraft des Wortes der Reiz der Bilder, die alle 25, bald mit Witz, bald mit Galle, bald mit überlegener Ironie, bald mit knirschender Wut, vor aller Welt belegen, wie schlecht Nachbarn England und Frankreich allzeit gewesen sind, wie also nur der Nützlichkeitshaß der Stunde sie zu einer Schlachtreihe zusammenketten konnte. Wie Frankreich im Grunde seines Herzens über England denkt, zeigt allein schon das eine Bild von A. Willette: Cambonne, der Befehlshaber der alten Garde bei Waterloo, schreibt mit gezücktem Vegen unter das Buch der englischen Geschichte das eine Wort: Merde! Vielleicht besinnt sich Frankreich nochmal darauf.

Während in den ersten Monaten des Kampfes die Kriegserzählung allein von den

daheimgebliebenen Schriftstellern bestritten wurde, die sich ihren Stoff dafür freilich meistens aus Feldpostbriefen holten, regt sich jetzt deutsche Erzählfertigkeit mehr und mehr auch von den Schlachtfeldern und Schützengräben her. Die Erlebnisfarbe solcher Bücher hat dadurch wohl an Frische und Blut gewonnen, der literarische Wert aber ist schwerlich gestiegen, weil meistens die Ruhe zu innerer Verarbeitung fehlte und sich für den neuen übermächtigen Stoff nicht gleich auch die neue ebenbürtige Form fand.

Wir schieben deshalb das meiste dieser Art stillschweigend beiseite und erwähnen nur ein Buch, aus dem unsre Leser vor wenigen Monaten eine Probe erhalten haben: Richard Segeus Kriegsgeschichten »Blut und Eisen« (München, Georg Müller). Segeus hat ein paar Wochen den Feldzug in Lothringen mitgemacht und dann, als er krank oder verwundet in seine bayerische Heimat heimkehren mußte, den schweren Alp der erzwungenen Muße zu verschleichen gesucht, indem er nach den Aufzeichnungen seines Tagebuchs äußere und innere Erlebnisse zu den hier vereinigten neun Novellen, Erzählungen und Skizzen formte. Wie es nicht anders sein kann, überwiegt auch hier noch die Schilderung des Äußerlichen die innere Gestaltung; nur selten, daß sich aus den Vorgängen des täglichen Soldatenlebens, die freilich alle außerordentlich lebendig gesehen und bildhaft ausgeprägt sind, ein Charakter aufbaut oder gar sich zu menschlichem Schicksal vertieft. Nicht durch Zufall steht die hier zuerst veröffentlichte Erzählung vom »Mutterjöhnchen«, das sich im blutigen Ernst der Schlacht als ein so tapferer, opferfreudiger und todesmutiger Kerl beweist, an der Spitze der Sammlung. Auch zeichnet sich diese Geschichte vor den andern dadurch aus, daß sie den glühenden Haß gegen die Feinde am meisten zu menschlichen Zügen und Empfindungen abgedämpft hat. In den andern knirscht und schäumt die Wut über niederträchtige Gemeinheiten des Feindes schier bis zur Fieberglut. Der eine menschlich anständige Franzose, der all den andern entarteten entgegengestellt ist, wirkt fast wie ein absichtlich in das Bild gesetzter Kontrast, um das Abscheuliche nur noch mehr zu betonen. Eine Novelle vollends, in der der Judith-Stoff aufgenommen und bis zur äußersten Tragheit getrieben wird, streift nahe an die Grenzen, wo die Kühnheit den Takt und guten Geschmack verrät. Dennoch läßt sich der starke Erfolg, den der Segeusche Novellenband gefunden hat, verstehen: es pulst eben das Blut dieses neuen Krieges in dem Buche, und auf jeder Seite fühlen wir — mögen manche Situationen aus früheren Kriegsbüchern sich wiederholen —, daß es so, mit dieser brennenden Leidenschaft nur in diesem Kriege von 1914/15 und von einem Schriftsteller geschrieben

werden konnte, der durch die eigentümliche, so gar nicht heroische Empfindungswelt der neuen Generation gegangen ist, um nur desto tiefer durch eine kaum noch für möglich gehaltene titanische Wirklichkeit aufgewühlt zu werden.

Carl Hauptmann hat für seine aus dem Großen Kriege geholten Szenen die dramatische Form gewählt (Leipzig, Kurt Wolff). »Gewählt« dürfen wir sagen, denn eine zwingende Notwendigkeit gerade für die dramatische Form ist bei keiner dieser Szenen ersichtlich. Gewiß lassen sie sich allesamt auf die Bühne bringen, und einige davon haben ja auch schon auf namhaften Theatern die Feuerprobe bestanden. Aber auch bei ihnen fragt man sich, ob sie nicht am Ende in epischer Form einen reineren und natürlicheren Ausdruck gefunden hätten. Doch wollen wir andererseits auch dankbar sein, daß der Dichter die kleinen bescheidenen Ausschnitte, die er gibt, nicht auf die dramatische Spitze getrieben hat. So wie er sie jetzt gibt, behalten sie Ruhe genug, um den Zuhörer oder Zuschauer sinnend bei dem tieferen seelischen Geschehen verweilen zu lassen, das sich auch hier, wie meistens bei dem älteren Hauptmann, hinter symbolischen Schleiern im Hintergrunde hält, anstatt zu jener berben Wirklichkeit zu werden, in der Gerharts Art und Kraft ruht. Um so mehr empfiehlt sich das Buch, in dem das Kriegsgeschehen gleichsam auf die Quellen des ewig Menschlichen zurückgeführt wird, zum stillen Lesen. Namentlich der »Wächter auf den Bergen« und »Allerseelennacht« sind dichterische Schöpfungen von Tiefe und geistigem Reichtum.

Aber die Kriegsliteratur der letzten Monate dürfen wir uns schon deshalb kurz fassen, weil wir in unserm letzten Bericht bereits alle Typen und Töne gekennzeichnet haben. So verschlägt es wenig, daß Ludwig Ganghofer einen zweiten Band seiner Eisernen Zither (Stuttgart, Bong) hat erscheinen lassen: Verse und Reime sind nur noch geläufiger und flüssiger geworden, der Kreis, den diese allerdings wahrhaft »kommandierte« Poesie umspannt, nur noch weiter, der Anschluß an die jähren Ereignisse des Tages nur noch enger; aber das war und ist es ja gerade, was das feinere Ohr und das empfindlichere Gemüt an dem Wert dieser Dichtung zweifeln läßt. Zuviel Routine, zuwenig Herz und Natur. Und was Ganghofer nun gar unter Humor versteht — na, wem es danach gelüstet, der vergleiche nur mal seine Verselei »Kunst für unsre Krieger« mit dem einen ganz ähnlichen Stoff behandelnden Gedicht »Der alt-deutsche Tanz« von Friedrich Rappeler in unserm Februarheft.

Doch es schiedt sich in diesen Zeiten noch weniger als sonst, pro domo zu sprechen, worunter wohl auch die Mitarbeiter einer Zeit-

schrift verstanden werden müssen. So wollen wir uns damit begnügen, nur ganz kurz anzuzeigen, daß von Albert Sergel in kleinen handlichen Heftchen, die an die leichtgeschürzten Flugblätter erinnern, in denen Hoffmann von Fallersleben zuerst seine Vaterlandslieder in die Welt sandte, eine Sammlung von Kriegsgedichten unter dem Titel »Eiserne Saat« erschienen ist (Berlin-Charlottenburg, C. J. E. Voldmann Nachf.) — ein Heftchen wie geschaffen zum Beipack für eine Feldpostsendung, und daß Cäsar Glaischen in noch zierlicherem Format ein paar Kriegslieder voll altgewohnter schwäbischer Frische an seine Freunde und solche, die es werden wollen, hinausgeschickt.

Ein fast übervolles Füllhorn hat die kriegerische Muse auf Richard Zoogmann ausgeschüttet. Wenn man seine Kriegslieder von 1914 (Berlin, Winterfeldt & Schloßhauer) liest, hat man wohl bei jedem das Gefühl, aus früheren Jahren Besseres von Zoogmann zu kennen; wenn man sie dann aber öffentlich vortragen oder singen hört — die meisten sind schon komponiert, viele drei- und vierfach komponiert —, so erfährt man, daß sie fast ohne Ausnahme, zumal aber die humoristisch angehauchten, ihrer rhetorischen Wirkung sicher sein dürfen.

Zuletzt, nicht als Vekter, Walter Flex. Wir kennen seine Art: es ist viel gute, an unsern klassischen Vaterlandsängern geschulte Tradition in seinen Gedichten, aber das ist nur die feste Grundlage, auf der der selbstgeprägte Ausbruch seines eignen mannhaften und doch zarten Erlebens ruht. Die andern sitzen daheim in der Stube, worunter das Feuer ihres Mitleidens und Mitjubelns nichts von seiner Glut einzubüßen braucht, er aber steht seit Beginn des Kampfes als Kriegsfreiwilliger draußen, hat viele schwere Kämpfe und noch schwerere Strapazen durchgemacht, hat seinen lieben Bruder, den Leutnant Otto Flex, im Kampf für Kaiser und Reich fallen sehen, da bedeutet es seine Herabsetzung der andern, wenn wir seine jetzt bei Ostar Eulitz in Lissa in dritter, vermehrter Auflage erschienenen Gesänge eines Kriegsfreiwilligen (»Das Volk in Eisen«) höher schätzen. Sie haben nun mal den Stahl im Blut, der nur von da draußen in die Adern fließt. Aber dieser Stahl hat bei Flex die oft beinahe weibliche Zartfönnigkeit nicht zerstört, die er mit ins Feld nahm: die holden Gesichte der Heimat begleiten ihn durch allen Lärm und Blutgeruch der Schlachten, und so fügt sich ihm aus ehernem Ernst und lindem Duft der Erinnerung ein neuer Ton, in dem sich jüngerhafte Reinheit und hartgeschmiedeter Trost vereinigen. Von allen Lyrikern, die wir draußen im Felde wissen, wird er vielleicht derjenige sein, der, wenn Gott sein Leben behütet, den reichsten Gewinn für sein späteres Schaffen heimbringt.

Von den Sammlungen neuer und alter Kriegsgedichte nennen wir außer der in regelmäßigen Fortsetzungen erscheinenden Bobschen Les »Der deutsche Krieg« (Berlin, Morawe & Scheffelt) für diesmal nur drei: die zwei Bändchen, die Conrad Höfer unter den Titeln »Die Heimat« und »Sieg oder Tod« für die bei Dieberichs in Jena erscheinenden »Tatbücher für Feldpost« zusammengestellt hat, und die zweibändige Auslese neuer und älterer Kriegsdichtung und Kriegsschilderung, die bei Wilh. Borngräber in Berlin erschienen ist. In Höfers Sammlungen haben wir eine getreue Spiegelung all der mannigfaltigen Stimmungen, die die erschütternden Ereignisse des Völkerringens in der Gesamtheit des Volkes wie in den einzelnen gelöst haben, aber doch auch reichliche Proben dafür, wie die Heimat hinauswirkt auf die Glieder unsers herrlichen Heeres, die voller Wehmut und Sehnsucht, doch ohne Schwäche der angestammten Scholle und der Lieben daheim gedenken. Durch die ernstesten Festtage am Schlusse des Kriegsjahres 1914 hindurch leiten diese Büchlein in die Zukunft, als deren Träger eine neue reif und siegesgläubig gewordene Jugend erscheint. Es sind nur kleine Boote, die hier vom Ufer stoßen, aber an ihrem Steuer steht als Ferge der alte ruhmvolle deutsche Idealismus.

Die Borngräbersche Sammlung gliedert sich in einen poetischen und einen prosaischen Band: in jenen haben Paul Friedrich und Albert Richter nach hohen kritischen Maßstäben den deutschen Heldengesang von 1813 bis 1914 in seinem Besten und Bleibenden zu bannen gesucht, um in ihrer Auswahl zugleich nach sachlichen und ästhetischen Gesichtspunkten die Stationen der Entwicklung anzudeuten; in dem zweiten ist es Herbert von Winterfeldt gelungen, nach Aufzeichnungen der Krieger und Zeitgenossen ein Jahrhundert deutscher Siege von 1813 bis 1914, von Blücher bis Hindenburg, vor uns aufzurichten, wenn auch die neuere Zeit insofern etwas zurückstehen muß, als hier oft Zeitungsberichte an die Stelle jener klassischen Darstellungen treten müssen, die wir in Briefen und Darstellungen unsrer Generale und Geschichtsschreiber aus den früheren Vaterlandskriegen haben.

Zuletzt noch ein warmes Wort der Empfehlung für das Deutsche Soldatenbuch, das der Schutzverband deutscher Schriftsteller unter der Schriftleitung von Robert Breuer, Hans Landsberg, und Ulrich Kaufner in der Deutschen Bibliothek in Berlin herausgegeben hat. Wie oft fragt man sich bei all den vielen Kriegsbüchern, die einem durch die Hände gehen: Wo ist ein Buch, das man seinem Freunde ins Feld nachsenden kann, ohne

befürchten zu müssen, ihm nur einen lauen Aufguß, einen papiernen Abklatsch von dem zu bieten, was er selber in Wirklichkeit so viel größer, mächtiger und reiner erlebt? Hier ist eins. Es weicht in seinem buntgemischten Inhalt, der sich aus gutem Neuen und altem Guten zusammensetzt und Verfassernamen wie Mörike, Keller, Fontane, Liliencron und Wildenbruch mit denen von Gottfried Traub, Börris von Münchhausen, Alfons Vaquet, Karl Peters

u. a. vereinigt, der Kriegsstimmung nicht aus, aber es heßt sie auch nicht zu Tode, sondern streut zwischen die Waffen und Trophäen freundliche Blumen der Unterhaltung und der anmutigen Belehrung; es bringt Gedichte, Anekdoten, Novellen, Kultur- und Städtebilder, doch das alles in einer Form, die nirgend durch Pedanterie ermüdet, vielmehr den Geist mit sanft überredender Gewalt auf den geistigen Zusammenhang all des jetzt Geschehenden hinlenkt.

Den Toten

Wenige Wochen nachdem hier Georg Busse-Palmas Novelle »Die Rache der Mädchen von Dobfina« erschienen war (Februarheft), rief der Tod den schon lange schwer Leidenden ab. Es ist der Lyriker, an den wir zuerst denken, wenn sein Name ertlingt; die Novelle war erst ein später und immer nur ein bescheidener Nebenschöbling am Stamme seiner Dichtung. Das erste Gedichtbuch, das — noch im alten Jahrhundert — von ihm erschien, nannte sich »Lieder eines Zigeuners« (Stuttgart, Cotta), und es war nicht nur die damals noch beliebte Pose des Kunstzigeunertums darin, sondern der echte Erlebnistön eines Kaskaden, Unbehauenen, Welt- und Glückflüchtigen, den bittere Erfahrungen frühzeitig gereift hatten, der aber deshalb nicht dem tränkenden Welt-schmerz in die Arme sank, sondern tapfer mit Leben und Wirklichkeit rang, um das Gemeine und Häßliche, wenn auch unter Schmerzen, »zu einer neuen Schönheit umzubrennen«. Aber auch wem dieser Erlebniszug entging, der entdeckte in diesem Erstlingsbuche noch genug des Besonderen und Fesselnden: eine quellende Empfindung fand einen weichen samtigen Ton und eine Fülle eigenwüchsiger Bilder, und zumal in den volkstümlichen Stücken, die ihre Herkunft aus der slawischen Welt nicht verbargen, war eine solche Glut der visionären Anschauung, daß sie von der festgeprägten lyrischen Form nur mühsam verhüllt wurde. Die zweite Sammlung, die dann etwa vier Jahre später erschien (»Zwei Bücher Liebe und andre Gedichte«; ebenda), hielt nicht ganz, was jene erste versprochen hatte. Das Angelernte und Geläufige trat mehr hervor, alte Melodien wurden mannigfach abgetönt. Und gerade weil uns so viele hübsche, wohlklingende und einschmeichelnde, aber auch entfärbte Stimmungen begegneten, war man nun doch gesonnen, diesen zweiten, jüngeren Busse, der sich seinen Beinamen aus einem kleinen lombardischen Gleden geholt hatte, in die nächste Nachbarschaft seines glücklicher und leichter veranlagten Bruders Karl Busse zu setzen, von dessen Art sich seine ersten, aus dunkleren und tieferen Gründen aufsteigenden Lieder so energisch unterschieden hatten. Neu

waren die manchmal leise humoristisch pointierten Balladen, und in dieser zwischen Epil und Lyrik schwebenden Form ist dem Dichter auch später noch manches seltene Gemälde gelungen. Eine gerade aufwärts führende Entwicklung war ihm freilich nicht beschieden, obwohl seine »Brüdenlieder« (1906) manches von den alten Stimmungen und Gedanken in vertiefter und geklärter Form aufnahmen. Er litt wohl zuzeiten unter dem nur zu leicht er-rungenen Ruhm seines Bruders Karl, obwohl dieser ihn mit neidloser Anerkennung seines »tiefen Wesentons«, seiner starken Erlebnis-kraft, seiner Bilder- und Gedankenfülle in die Literatur eingeführt hatte.

Es ging den Brüdern Karl und Georg Busse darin ähnlich wie den Brüdern Gerhart und Karl Hauptmann. Der Ruhm des Erfolgreichen überschattete den des andern noch mehr, als es die Wahl ihrer Stoffe und die Art ihrer Darstellung ohnedies schon tat; aber für beide Zurückgesetzte fanden sich auch Vergelter, die diese Ungerechtigkeit mit leidenschaftlicher Einseitigkeit rächten und ihre Namen als die der wahren Dichter ausriefen. So hat einst Otto Julius Bierbaum den jüngeren der Busse geradezu als den Widerpart des älteren begrüßt und von einem »lyrischen Brudergewist im Hause Busse« gesprochen, um dann in versteckten Antithesen alles das an dem »besseren Busse« zu rühmen, was seiner Meinung nach der andre nicht hatte: die echte, unverstellte Augenblicklichkeit, die wachen, starken Sinne mit ihrer schönen Ungebärdigkeit, die heitere, frische Aufrichtigkeit des Gefühls und die sichere Anmut der Form. Darin war schon damals (1904) viel Absichtlichkeit und ganz übersehen, wie gern auch dieser Busse mit gewissen immer wiederkehrenden Vorstellungen spielte. Bei seinem Bruder waren's der Badfisch und das wilde Liebesabenteuer, bei ihm der Tod und die dunkel verschleierte Mächte, die im Schatten aller Dinge auf uns lauerten. Aber echt war sein Trost, sein Rebellentrost gegen Gott und Welt, echt das stolze Selbstbewußtsein, mit dem er sich über das schmerzliche Mißverhältnis zwischen innerem Wert und äußerer Dürftigkeit hinwegtröstete,

und echt die heiße Lebensenergie, die wie eine Flamme aus seinen leidenschaftlichen, doch streng gebundenen Versen herausflug. Erst als der Geist in dem schwächlichen Körper mehr und mehr zusammenbrach und der Dichter schließlich — wie in manchem andern auch darin Lenau ähnlich — in die Obhut einer Irrenanstalt flüchten mußte, hat dieser zum Rühnen und Großen strebende Trotz sich ergeben. Wie dieser Grundzug seines Wesens sich behauptet, so wird auch seine erste Gedichtsammlung, die er nicht überboten hat, für seinen künstlerischen Nachruhm entscheidend bleiben. Den Epilog für sein Leben und Dichten hat er sich selbst geschrieben:

Er war ein Zigeuner und nicht wie die andern —
Er konnte nur eines, nur singen und wandern,
Und sang er, dann wurden die Schwalben am
Dach

Und in heimlichen Nächten die Nachtigall wach.
Doch Hunger und Elend, die wollten nicht weichen,
Sie blieben ihm treu in acht Königreichen.
Die Seele ward müd und der Leib dazu,
Mürr wie die Eohle am Wanderschuh ...

Er war ein Zigeuner und nicht wie die andern,
Sein Leben und Sterben war nur im Wandern.
Er starb auch im Wandern, am Weg irgendwo,
Und tausend Schwalben ebenso.

*

Auf dem blutigen Felde der Ehre, als preußischer Leutnant, fand Ernst Stadler seinen Tod, Gelehrter und Dichter, Literaturhistoriker und Lyriker in einer Person, eins der edelsten Opfer, die das deutsche Schrifttum bisher in diesem Kampfe dem Vaterlande dargebracht hat. Elässer von Geburt, trotz seiner Jugend (geb. 11. August 1883) Professor der Germanistik an der Straßburger Universität und zugleich — eine seltsame Fügung — Dozent der deutschen Literatur an der Freien Universität in Brüssel, fiel er, der in Oxford studiert und vor kurzem erst einen ehrenvollen Ruf an eine nordamerikanische Universität erhalten hatte, in solbatarischer Pflichterfüllung am Yseranal, nahe der Küste, hingestreckt durch den Granatschuß eines englischen Schlachtschiffes. Im Leben und im Tode hat er ein Beispiel aufgepflanzt für die in einem höheren Sinne vollzogene Versöhnung zwischen straffem, deutsch-vaterländischem Fühlen und Handeln auf der einen Seite, weltumspannendem Verstehen und Denken auf der andern. Seine wissenschaftliche Berufsarbeit galt vornehmlich unsern mittelalterlichen Epen, daneben aber auch der Vermittlung außerdeutscher Literatur aus dem romanischen Westen und dem angelsächsischen Norden. In seiner einige Monate vor Kriegsbeginn erschienenen Lyrik („Der Ausbruch“; Leipzig, Verlag der Weißen Blätter) hat er mit feherischer Kraft die beginnende Wiebergeburt unsers Fühlens

und Empfindens vorausgeahnt und -gestaltet, diese gewaltige, aus den Tiefen des Daseins hervorbrechende Erneuerung unsrer Geister, mit der uns die kommende Zeit zu beschenken verspricht. Mit sicherem Schritt, in sich geflärt und gefestigt, ging er diesem neuen, das andre eher schreckte als lodte, entgegen:

Mich ruft ein hoher Wille in die große Ferne.
Fragt nicht noch sorgt euch, was mir Schicksal
werbe,

Der hält mein Leben, der mir diese Sehnsucht
schuf —

Aus stiller Hut reißt mich ein ungeheurer Ruf
In allen Sturm und Seligkeit der Erde.

Ja, alles, was diese Erde birgt, umfaßt dieser reiche, nach allen Seiten aufgeschlossene Geist mit gleicher brüderlicher Liebe; in allem sucht und findet er den Funken der Göttlichkeit, weil er bereit ist, sich ganz an das Glück und Weh der andern wegzuschleifen, es als einen Teil seiner selbst in sich aufzunehmen, und weil er im Innersten erfahren hat, wie leise, zart und flüchtig das wahre Glück ist:

Und daß vielleicht die Liebe nichts als Schweigen,
Mit einer Frau am Meeresufer stehn und durch
die Dünen
Hörchen, wie von fern die Wasser steigen.

Wie eng sich Stadler verbunden fühlen durfte mit dem Quellgrund eines halb noch schlummernden Zeitempfindens, das zeigt sein Gedicht „Ausbruch“, aus dem wir nur ein paar Zeilen hersehen wollen:

Einmal schon haben Janfaren mein unschuldiges
Herz blutig gerissen,
Daß es, aufsteigend wie ein Pferd, sich wütend
ins Gezäum verbiß.
Damals schlug Tambourmarsch den Sturm auf
allen Wegen,
Und herrlichste Musik der Erde hieß uns Kugel-
regen.

Dann, plötzlich, stand Leben stille. Wege führten
zwischen alten Bäumen.
Gemächer lodten. Es war süß, zu weilen und
sich veräumen,
Von Wirklichkeit den Leib so wie von staubiger
Rüstung entketten,
Wollüstig sich in Daunen weicher Traumstunden
einzubetten.

Aber eines Morgens rollte durch Nebeldunst das
Echo von Signalen,
Hart, scharf, wie Schwerthieb pfeifend. Es war,
wie wenn im Dunkel plötzlich Lichter auf-
strahlen.

Es war, wie wenn durch Bivakfrühe Trom-
petenstöße klirren,
Die Schlafenden aufspringen und die Zelte ab-
schlagen und die Pferde schirren.

Ich war in Reihen eingeschient, die in den
Morgen stießen, Feuer über Helm und Bügel,
Vorwärts, in Blid und Blut die Schlacht, mit
vorgehaltne Zügel.

Vielleicht würden uns am Abend Siegesmärsche
umstreichen,

Vielleicht lägen wir irgendwo ausgestreckt unter
Leichen.

Aber vor dem Erraffen und vor dem Versinken
Würden unsre Augen sich an Welt und Sonne
satt und glühend trinken.

Wir haben viel an einem verloren, der solche
Verse schreiben konnte, aber aus dem glühenden
Schacht des Erlebens, in dem er vorzeitig zur
Ruhe gebettet ward, werden andre aufsteigen,
die sein Schauen und Bilden fortsetzen.

Der Tod macht keinen Unterschied zwischen
Jungen und Alten; er greift mit gierigen Hän-
den in die Schlachtreihen und in die Schützen-
gräben und verschont derweilen auch die Museen
und Schulkuben nicht. Am 8. Februar hat
Justus Brindmann, der Direktor des
Hamburgischen Museums für Kunst und Ge-
werbe, als ein 72jähriger sein Leben abgeseh-
lossen, bis zuletzt unermüdet tätig, jugendlich be-
geistert für sein Amt eines Verwalters des Echten
und Schönen. Alles, was durch seine Sammler-
und Liebhaberhände ging, bekam Leben von
ihm, und so strahlte es Leben aus auf die, die
sich mit empfänglicher Seele den von ihm be-
treuten Schätzen nahen. Eine ungeheure Arbeits-
kraft paarte sich in diesem aus niederdeutschem
Bauernstamm entsprossenen Manne mit zar-
testem Verstehen und feinstem Nachfühlen; er
kaufte und speicherte nicht, er erwartete und besaß;
hinter jedem Werk, auch dem kleinsten, sah und
liebte er die Hand, die es geschaffen, den Geist,
der es erdacht hatte. Diese Liebe kann so leicht
nicht verlorengehen, sie wird aufgesogen und
festgehalten von den Dingen, denen sie zuteil
ward. Darum strömen die von Brindmann
und seinen Schülern geordneten Säle eine so
unverwechliche, man möchte sagen schöpferische
Anregungskraft aus. Brindmann war, obwohl

die von ihm vertretene Ausdrucksform ihren
Anstoß von den Japanern empfang, einer der
ersten und jedenfalls treuesten Pioniere jenes
neuen Kunstgewerbegeschmacks, der uns, zum
Argen unsrer Feinde, die Welt zu erobern be-
gann, noch ehe wir vor die Entscheidung der
Waffen gerufen wurden. Er und sein Schüler
Lichtward sollten den vollen Sieg nicht mehr
sehen, aber alle, die nach ihnen kommen und
auf ihren Bahnen schreiten, werden immer
wieder ihre Namen nennen und preisen müssen.

Auch Ludwig Beller mann, der rot-
bächtige, silberhaarige Direktor des Gymnasiums
zum Grauen Kloster, der verehrte Lehrer und
väterliche Berater so vieler Schülergeschlechter,
ein Greis, der über die Schwelle der achtziger
hinaus jung genug war, alles Keimkräftige und
Tüchtige mitzuerleben, hat den neuen Morgen
seines geliebten preussisch-deutschen Vaterlandes,
auf den wir alle hoffen, nicht mehr voll erleben
dürfen. Er war ein humanistischer Geist, ge-
nährt und erfüllt mit den ebenmäßig aus-
geglichenen Schönheiten des griechisch-römischen
Altertums, und wundermild war seine feine,
gütige Menschlichkeit. Aber diese Abgeklärtheit
hatte nichts Grämliches, und diese Milde nichts
Weichliches. Schiller, der feurige, war sein
Liebling und Held. Und wenn er ihn auch
nur im alten Geiste begriffen und nach alter
synthetischer Methode dargestellt hat, Beller-
manns Lebensbild Schillers und seine drei Er-
läuterungsbände über Schillers Dramen zeugen
doch für ein Verständnis und einen heiligen
Eifer, wie sie nur aus einem inneren Einklang
gleichgestimmter Seelen und Charaktere fließen,
wie nur eine scharf geprägte, eigenwertige Per-
sönlichkeit sie aufbringt. Wir wollen uns um
Betrachtungs- und Darstellungsformen nicht
streiten, wenn sie von einem so ausgemerkten
Kopfe, einem so regen Geiste und einem so takt-
voll mitschwingenden Herzen verwaltet werden,
wenn der innerste Gehalt großer Zeiten und
Männer mit so frischen Sinnen an die Jugend
weitergegeben wird. F. D.

Spitteler

In diesem blutgetränkten Vorfrühling, zu sei-
nem siebzigsten Geburtstage, gedachten wir
den Schweizer Karl Spitteler zu feiern, den
Dichter, den hochsinnigen Idealisten und den
einsamen Heroiker. Und wir gedachten es be-
sonders herzlich zu machen, denn wir glaubten
in unsrer kindlichen Vertrauensseligkeit, es ge-
höre ebensogut zu den Rechten wie zu den
Pflichten einer deutschen Kulturvormacht, die
wir doch sind, in dieser wunden Zeit alle die
besonders eng an Herd und Herz zu ziehen, die
außerhalb unsrer Reichsgrenzen durch ihre

Schöpfungen deutsches Wesen verkündet und
für deutsche Gemeinschaft im Geiste gezeugt
hatten. Wir ehrten, bewunderten und liebten
in Spitteler den Bühnen und Unerfütterlichen,
der in einer Zeit realistischer Klein- oder
schwachlich idealisierender Epigonenkunst die
hochstrebende Gedankenrichtung einer strengen
Weltanschauung aufgepflanzt und aus dem un-
mittelbaren Empfinden eines ganz vom Lebens-
reichtum der Gegenwart erfüllten Herzens,
wenn auch meistens in mythischem Gewande,
eine neue heroische Kunst gestaltet hatte, der es



früh Rhein: Damenbildnis

doch nicht fehlte an frommem Naturfönn, zarter Menschlichkeit, freiem Humor und spielendem Witz, wie sich mit der machtvollen Energie ihrer schöpferischen Vorstellungskraft auch die linde Süße schmeichlerischen Wohllauts vertrug.

Das und noch mehr des Guten hofften wir sagen zu dürfen, in der Erwartung, daß diese mächtig aufgerüttelte und doch zugleich überall in ihrer Wurzelkraft befestigte Zeit endlich in breiterem Strome den Weg finden werde zu einem, dem nun mehr denn je sein Führeramt beglaubigt zu sein schien, und der doch bisher nur eine kleine Gemeinde um sich gesammelt hatte ...

Da verriet er uns. Stieg in der neutralen Schweiz, im deutschen Zürich, ein deutscher Dichter, der nie anders als in deutscher Sprache gedacht und gebichtet hatte, auf die Rednertribüne und verglich uns mit Mördern, die in das friedliche Haus eines harmlosen Bürgers einbrechen, und gegen die den bissigen Hoshund — die »düsteren Hilsvölkter« Frankreichs und Englands waren gemeint — zum Beistand zu rufen der Ubersallene ein gutes Recht habe. Tat mehr. Nannte Deutschland den Rain, der dem unschuldigen Abel Belgien das Antlitz schwarzte, und schalt es einen »seelischen Stilfehler«, einen »Dokumentensischzug in den Taschen des zuckenden Opfers«, wenn Deutschland sich gegen den Vorwurf heimtückischen Nordes zur Wehr setzte, indem es an amtlichen Schriftstücken unwiderleglich feststellte, daß Belgien schon lange vor der Bedrohung seiner Neutralität mit unsern geschworenen Feinden unter einer Vede gespielt hatte. Aber damit nicht genug. Das alles, meinte er wohl, träfe die hürnen Deutschen nicht tief genug. Und er fand für seine Warnung vor allzu warmer Parteinahme für uns eine ganz besonders spitze und giftige Waffe. Laßt euch, rief er seinen Landsleuten zu, um Gottes willen von dem »gefährlichen Geßißel der Versuchung« von dort drüben aus Deutschland nicht dazu verführen, etwas zu tun, was selbst die beste Freundschaft und der wärmste Dank zu tun weder verpflichtet noch erlaubt, nämlich auf eure (eure Schweizer!) Begriffe von wahr und unwahr zu verzichten, jemand zuliebe eure Abergzeugung von Recht und Unrecht zu fälschen. »Mitelenden sechs Zeilen unbedingter Parteinahme kann sich heute jeder, der da mag, in Deutschland Ruhm, Ehre, Beliebtheit und andre schmachhafte Lederbissen mühelos holen.«

Ich rede hier zu Deutschen, und ich müßte fürchten, sie meinerseits zu beleidigen, wenn ich Miene machte, ihnen erst zu erklären, was das heißen soll. Die Räte des Jornes und der Beschämung, das von einem Stammesgenossen in

dieser Zeit gesagt zu bekommen, wird es ihnen richtig deuten. Aber reden wir nicht von Beleidigungen: ein ganzes Volk ist von einem Einzelnen wohl überhaupt nicht zu beleidigen, und wenn nicht frühere Jahre und Jahrhunderte, so sollten uns allein schon unsre Taten der letzten Monate — Lüttich, Tannenbergr, Charleroi, Masurische Seen! — vor der Schwachheit schützen, uns durch solche Worte »gefränkt« zu fühlen. Worum es uns hier zu tun ist, ist die reinliche Scheidung. Die Trennung von einem Mann und einem Dichter, der in der Stunde der Not so schmäblich seine deutsche Kultur- und Stammesgemeinschaft, sich selbst und sein geistiges Vaterland verleugnet hat.

Wohlverstanden: es handelt sich hier um keinen Geschäftsmann und keinen Politiker, sondern um einen Dichter, und ein Dichter schöpft ja wohl zuerst und vor allem aus dem Gefühl und der Herzensgefönnung. Ja, von Epitteler haben wir geglaubt, diese Quelle sei bei ihm besonders stark und ergiebig. Wir haben ihn deshalb auch nach seinem Gefühl und seiner Gefönnung zu fragen. Dafür, nicht für seine politische Dilettanterei ist er uns verantwortlich. Er als Angehöriger eines Mißvollles hatte doppelten Grund, auf der Wacht deutschen Wesens zu stehen, die ihm, mehr als andern, von seinem Beruf und seiner Begabung anvertraut war. Er hat beide selbst mit eignen Füßen in den Not getreten. Das Selbstberuhigungsmittel, das er sich für sein vielleicht mahnendes Gewissen bereitet hat, als habe er in einem Lande mit gemischten Nationalitäten zu den andern hinüberzuschielen, ist so elend, daß es kein Wort der Abwehr verbient.

Die Verleugnung wiegt doppelt schwer, weil nicht ein Skeptiker, nicht ein Naturalist oder Realist sie begeht, der sich allenfalls hinter seiner »überlegenen Objektivität« verschansen könnte, sondern ein Idealist und Heldendichter. Oder vielmehr einer, den wir bisher dafür hielten. Denn wem möchten wir seinen Idealismus und seinen Heroismus noch glauben, der so wie Epitteler eine Blindheit und Taubheit bewiesen hat vor dem gewaltigen Kampfe, den Deutschland zu bestehen, vor der heldenhaften Erhebung, zu der es sich ausgerichtet hat, und vor dem noch größeren Schicksal, dem es entgegenstreitet! Hat dieser Epiler kein Organ für die lebendige Wirklichkeit, die uns alle umflammt, so werden wir uns erlauben, seine ganze Dichtung für eitel Schaum und Glast zu halten. Man komme uns nicht wieder mit einer Unterscheidung zwischen Kunst und Wirklichkeit, zwischen Dichter und Persönlichkeit! Einen zuverlässigeren Prüfstein für echt und unecht, wahr und falsch als das, was wir jetzt erleben, gibt es nicht. Kein Dichter, auch der größte nicht, darf das Leben und die Tat, wenn sie sich so

offenbaren wie jetzt, als Richter über die Bedeutung oder Belanglosigkeit seiner Phantasieschöpfungen ablehnen. Über Spitteler haben sie gerichtet. Er gehe zu seinen Göttern und Göttinnen im »olympischen Frühling«; wir im deutschen Frühling werden seine Gemeinschaft entbehren können.

Er schuldet uns nichts? Wir nur schulden ihm? Ich denke, auch er schuldet unsrer Sprache, die auch für ihn gedacht und gebichtet hat, so sehr er sie manchmal eigenwillig zustoßen zu müssen glaubt, viel, sehr viel. Diese Sprache ist am Ende doch in Deutschland geboren und ausgebildet worden; die Schweiz hat sie sozusagen nur als Lehen, das freilich bei ihr viel edle und treue Verwefer gefunden hat. Schiller gab der Schweiz den Tell, und 1870 entschloß sich Conrad Ferdinand Meyer, künftig allein in deutscher, nicht mehr in französischer Sprache zu schreiben. »Der große Krieg,« schrieb er, »der bei uns in der Schweiz die Gemüter zwiespältig aufregt, entschied auch einen Krieg in meiner Seele. Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl jetzt mächtig ergriffen, tat ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlaß das französische Wesen ab, und innerlich genötigt, dieser Sinnesrichtung Ausdruck zu geben, dichtete ich Huttens letzte Tage.« Weit mehr noch als Meyer und Keller verdankt Spitteler Verständnis, Förderung und Ruhm uns Deutschen. Seine Quittung darüber hat er uns überreicht.

Es hat Herrn Spitteler nicht an Verteidigern und Gefolgsleuten auch auf diesem Wege gefehlt. Ihre Überzeugung und gute Absicht in Ehren. Aber Respekt vor ihrem vaterländischen Stolz sollen sie nicht verlangen. Es heißt denn doch in all die alten jämmerlichen Schwächen deutscher Abergerechtigkeit zurückfallen, will man eine Hand noch streicheln, die eben zu einem solchen Schlag gegen uns ausgeholt hat. Selbst

wenn in den Entgegnungen, die Spittelers Vortrag alsbald in der deutschen Presse gefunden hat, einiges schief geraten sein sollte, vielleicht auf Grund erster mangelhafter Berichterstattung über den Wortlaut seiner Ausführungen, so ist das kein Grund, sich über die vielleicht zu Hitzigen zu empören, anstatt über den, der mit seiner schlauschönen Herzenstalte wahrlich auch den Gelassensten in Harnisch bringen kann. Wir bluten heute aus tausend Wunden — ich beneide den nicht um seine erhabene Vorurteilslosigkeit, der es fertigbringt, Salz in diese Wunden zu streuen und einem uns schmähenden Neutralen beizuspringen. So viel Geduld und Achtung vor dem Weh und Jorn eines hinterrücks mit Fußtritten regalierten Volkes hätten auch die besten Freunde und begeistertsten Bewunderer des Schweizer Dichters aufbringen müssen, um ihren Schutzbefehlshaber fürs erste Schweigen zu gebieten. Gönnt uns andern doch wenigstens die schidliche Zeit zum ehrlichen Jorn und zur gebührenden Entrüstung! Ein Volk, das wie wir von allen Seiten angegriffen wird, hat das Recht, aufzuflammen und grob zu werden, wenn es sich plötzlich in seiner Ehre besudelt sieht mit Gleichnissen, wie sie Spitteler sich erlaubt hat, einer, den wir bisher für unsern Freund halten zu dürfen glaubten, weil wir seine Freunde waren. Noch einmal: wir haben ihm nichts geschenkt? Wir haben ihm unsre Liebe geschenkt. Er wirft sie vor die Hunde. Und da sollen wir noch einen Kratzfuß machen? Wann werdet ihr endlich den Stolz lernen, ihr Apostel der Gerechtigkeit?!

Und damit Gott befohlen! Spittelers Name aber sei hier zum letztenmal genannt. Solange diese Zeitschrift unter meiner Leitung steht, ist er abgetan für sie. Ich wüßte nicht, woher wir die Berechtigung zu unserm Englandhaß nehmen sollten, wenn wir ihn noch ehren wollten. J. V.

Literarische Notizen

Adolf Bartels hat seine Kindheits-erinnerungen niedergeschrieben (»Kinderland«, Leipzig, Armanenverlag Rob. Burger). Er nennt sie zwar »Erinnerungen aus Hebbels Heimat«, aber wir wissen ja, daß sich in Bartels' Vorstellung und Empfinden ein so inniger Bund zwischen ihm und dem andern Wesselsburener hergestellt hat, daß man dieses fürs erste etwas seltsame Quiproquo schon in den Kauf nehmen muß. Freilich wird es nicht an Leuten fehlen, die darin einen neuen Beweis für Bartels' im Gewande der Bescheidenheit einhergehende »Anmaßung« erblicken. Und man muß gestehen: leicht macht es dieser Dithmarsche seinen Freunden nicht, ihn gegen solche Vorwürfe zu verteidigen. Auch dieses Erinnerungsbuch hat von Bescheidenheit im landläufigen Sinne nicht viel

abgekomen. Aber auch darin ist Bartels Hebbel nicht unähnlich. Vielleicht liegt das am gleichen Herkommen und an der ähnlichen Entwicklung. Man sagt solches — Selbstbewußtsein uns aus den kleinen Handwerkerstuben ein Stückchen höher hinaufgekommenen gern und allgemein nach. Möglich auch, daß es eine ausgesprochen germanische Eigenschaft oder doch eine Eigentümlichkeit germanisch betonter Naturen ist. Ich erinnere mich, daß Felix Dahn in seinen Jugenderinnerungen dieselbe breitbeinige, auch wohl etwas selbstgefällige Ausführllichkeit schier geflüstert zur Schau trug. Es wird bei Bartels manchmal aber doch etwas viel der »Andacht zum Unbedeutenden«. Ich lasse mir die genaue Selbstbeschreibung, die Bartels der Ältere Bartels dem Jungen gönnt,

noch gefallen, obgleich mir ist, als habe der Kritiker Bartels einst dem verstorbenen Literaturhistoriker Richard M. Meyer solche äußerliche Stedbriefcharakteristik derbe aufgemußt. Auch für die Verzeichnung knabenhafter Neigungen, Liebhabereien und Gewohnheiten, zumal wenn sie ihre bodenständigen Begründungen und Analogien haben, werden wir dankbar sein, selbst wenn sie zu den Puerilia gehören. Und immer wieder wird uns ja zudem in Erinnerung gerufen, daß, was hier geschildert wird, in Hebbels Kindheit nicht viel anders gewesen sein kann — wie wenig ändert sich eine vom großen Verkehr abseits gelegene norddeutsche Kleinstadt in fünfzig Jahren! Wenn der Memoirenschreiber nur nicht gar so sehr von dem Bewußtsein erfüllt wäre, daß er gleichsam als ein beleidigter Registrator für die kommenden Geschlechter zu schreiben habe! Das ernüchtert so leicht, auch wenn uns Speisezetteln und -rezepte aus der Küche der sechziger und siebziger Jahre aufgetischt werden. Überhaupt das Kapitel des Essens und Trinkens! Darin waren — man denke an Wozz und seine »Luiße« — die guten Niederdeutschen immer groß. Versöhnlich stimmt bei dieser Übererzähltheit, daß der »Pedant mit Willen« zu denen gehört, die sich gelegentlich selbst beswingen zum besten haben können. Es fehlt ihm nicht an Humor. »Ich war nicht unnobel,« heißt es einmal, »aber ich wog immer zu genau ab und konnte die Drei nicht gerade sein lassen.« Auch daß er beim Räuber- und Fusarspiel lieber Soldat als Räuber war, gehört wohl hierher. Die segensreiche Himmels-tochter Ordnung pflegt sonst nicht gerade obenan zu stehen in der Gunst der Jugend.

Vielleicht aber war es von hier aus um ein paar Schritte näher zu der Beschäftigung mit Poesie und Literatur, die es dem Wesselsburener Schlosserjahn früh schon angetan hatte. »Ich habe einige Ursache, anzunehmen, daß die Poesie in meinem Leben eine größere und wichtigere Rolle gespielt hat als in dem der meisten andern Menschen,« meint Bartels, »und zwar von der frühesten Jugend an bis auf den heutigen Tag.« Wir verdanken diesem Selbstgefühl die reichhaltige und liebevolle Aufzeichnung all der Zeugnisse von Kinder-, Landschafts- und Stammespoesie, die nicht zu den geringsten Verdiensten dieses Erinnerungsbuches gehört. Wie denn überhaupt sein eigentlicher Wert weder nach Absicht noch tatsächlichem Inhalt in dem Persönlichen liegt, sondern in der getreuen und eingehenden Schilderung des allgemeinen Lebens in einer eben erst zu Preußen gekommenen norddeutschen Kleinstadt, die zu dem Vorteil einer charaktervollen Geschlossenheit noch den andern genießt, die Geburts- und Kindheitsstadt eines großen deutschen Dichters zu sein. Eine Fülle des Bemerkenswerten und Unter-

richtenden über Dithmarschens Landschaft, Sitten und Gebräuche in Bauerntum und Kleinhandwerkertum breitet sich auf diesen 473 Seiten aus, und die Empfänglichkeit und Zuverlässigkeit, mit der es aufgefaßt und wiedergegeben ist, zeugt genugsam für den geschichtlichen Blick und die gute Beobachtungsgabe, die sich Bartels früh bescheinigt, so wenig sich damit auch seine ungesellige Sehnsucht nach völliger Einsamkeit zu vertragen scheint. Gerade über die Zuverlässigkeit der Bartelschen Beobachtungen glaube ich ein Urteil zu haben. Wer nur um sieben Jahre später in einer gleichkleinen Aderstadt Medlenburgs großgeworden ist, kann wohl vergleichen und nachprüfen. Da muß ich nun sagen: die Atmosphäre, die allgemeine Kultur- (oder auch Unkultur-) Stimmung so einer deutschen Kleinstadt während der sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist außerordentlich gut getroffen, und auf einem so festen Grunde verschaffen sich die Besonderheiten, die Bartels mit erstaunlicher Mannigfaltigkeit zu geben weiß, von selbst den Glauben an ihre Echtheit. Auf den Ruhm eines kulturhistorischen Quellenwerkes darf dies Buch Anspruch machen.

Manchmal freilich sähe man die biedere Chronikgewissenhaftigkeit seines Verfassers zugunsten einer freieren Frißche gern etwas gelodert. Wahrheit genug, doch zuwenig »Dichtung« — im Goethischen Sinne natürlich, im Sinne einer erhöhten und künstlerisch geläuterten Wirklichkeit. Auch die Kunst des Weglassens, in der Literatur nicht geringer zu schätzen als fürs Zeichnen, würde der Anschaulichkeit gute Dienste leisten können. Man denke sich etwa Fontane an Bartels' Stelle. Der würde zu seiner geliebten Anekdoten greifen, und so eine einzige gut ausgewählte und gut vorgetragene Anekdoten würde zur Kennzeichnung des damaligen Wesselsburen mehr tun als zum Beispiel die übergenaue Schilderungen oder vielmehr Aufzählungen der Straßen und Häuser, mit denen Bartels ein Kapitel seines Buches in die Nachbarschaft des Homerischen Schiffsatalogs bringt. Wenn wir bewegteren Schilderungen begegnen, so müssen wir nicht selten entdecken, daß Anleihen bei Hebbel, Allmers u. a. gemacht werden. Doch darauf kommt es am Ende nicht an; Hauptsache bleibt, daß Bartels hier wirklich ein kulturgeschichtliches Heimats- und Stammesbuch aus deutscher Vergangenheit geschaffen hat, und solche Bücher verdienen heute allein schon ihres realistischen Inhalts und ihrer sittlichen Erziehungskraft wegen hochgeschätzt zu werden. — I.

*

In der schönen Ausgabe von Wilhelmsbruchs Gesammelten Werken, die Berthold Litzmann bei Grote in Berlin herausgibt, ist jetzt der neunte Band erschienen. Er bringt die Dramen der Jahre 1886 bis 1899,

das unter den Guelfen und Gibellinen Italiens spielende Trauerspiel »Der Fürst von Verona«, die Quigows und den Generalfeldoberst, der für Berlin noch immer verboten ist, obwohl sich Bismarck selbst, der seinerzeit darauf drang, später dahin aussprach, daß keine Bedenken gegen die Aufführung des Stückes mehr vorlägen. Gewiß hat Wilbenbruch hier in eine Zeit schwerer vaterländischer Konflikte gegriffen, aber wir sind doch in unserm Reichsbewußtsein jetzt längst so gefestigt, daß wir es uns wohl zutrauen dürfen, den Finger auch auf Wunden gelegt zu sehen, ohne daß von dem Gefüge ein einziger Stein abzubröckeln braucht. Vielleicht beschert uns nach dem Kriege ein mutiges Theater die Aufführung dieser »Tragödie des Optimismus«, die eigentlich bis heute Buchdrama geblieben ist, und die doch mit ihrer starken tragisch-dramatischen Wucht vor manchem andern Werk des Dichters das Leben auf der Bühne verdient hätte.

*

Das Interesse für die Psychologie der frühen Kindheit ist bei uns in den letzten Jahren außerordentlich gewachsen. Nicht nur eine Reihe von Wissenschaften erwartet von ihr eine wesentliche Förderung, auch in die Vorbildung für das Lehramt und für den Kindergartenberuf ist sie eingeführt worden; vor allem aber suchen immer mehr auch die gebildeten Eltern bei ihr Anregung und Belehrung. Da war es bisher eine empfindliche Lücke, daß die deutsche Literatur zwar eine große Zahl wertvoller Einzelschriften, aber keine zusammenfassende Darstellung des Gegenstandes aufwies. Das Prepersche Buch war veraltet, die Übersetzungen ausländischer Werke boten nur einen wenig befriedigenden Ersatz. Mit dem Erscheinen des bei Quelle & Meyer in Leipzig verlegten Buches von William Stern (geb. 7. 11.) ist endlich Wandel geschaffen. Stern, eine erste Autorität auf dem Gebiete der Kinderpsychologie, hat hier die Ergebnisse seiner jahrelangen Forschungen niedergelegt. Gestützt auf ein umfassendes Material, vor allem auf die Aufzeichnungen seiner Frau über die eignen Kinder, behandelt er die Entwicklung aller seelischen Erscheinungen und Betätigungen in den ersten sechs Lebensjahren des Kindes. Eine Fülle von Anregungen für die Pflege und Behandlung der Kinder sind eingestreut. So ist das Werk nicht etwa eine Zusammenstellung der schon bekannten Ergebnisse, sondern es bedeutet eine wesentliche Förderung der kindespsychologischen Forschung. Die Darstellung ist überall so allgemeinverständlich, daß jede Mutter sie lesen und zu Räte ziehen kann.

Die geistige und seelische Pflege der deutschen Krieger im Felde

Das Leben im Felde rüttelt mit mächtiger Hand nicht nur am Körper des Soldaten, sondern auch an seiner Seele. Darum sehnt sich der Geist des Soldaten nach Ablenkung, darum hungert er nach Briefen, Zeitungen, kurz nach allem, was ihn elastisch erhalten und sein Gleichgewicht wieder herstellen kann. Unsere Krieger leben sich in die Barbarei längstvergangener Zeiten zurückgeworfen, fühlen sich abgeschnitten von dem geistigen Leben ihres Volkes. Da wird die Frage zur Pflicht: Sind die Maßnahmen, die bisher getroffen wurden, um dem geistigen und seelischen Bedürfnis unserer Krieger zu genügen, ausreichend gewesen? Die Frage ist mit nein zu beantworten, trotz allem Guten und Schönen, was bisher in dieser Richtung geschehen ist. Man darf daher die geplante Gründung einer »Vereinigung zur geistigen Anregung der deutschen Krieger im Felde« mit Freuden begrüßen. Aber die Absichten dieser Vereinigung unterrichtet man sich am besten aus der von Dr. Curt Abel-Musgrave verfaßten Denkschrift über »Die geistige und psychische Pflege der deutschen Krieger im Felde«. Danach lassen sich die Absichten des Verbandes kurz folgendermaßen zusammenfassen:

1. Die Versendung von Büchern, Zeitschriften usw. soll so organisiert werden, daß zweckentsprechender Lesestoff in zweckentsprechender Weise verteilt wird.

2. Auch das lebendige Wort soll in den Dienst der großen Sache gestellt werden. Die Sendboten der Vereinigung sollen durch Vorträge belehrender und unterhaltender Art in den größeren besetzten Städten die Bande deutscher Kultur aufrechterhalten und die Soldaten zum Verständnis der großen Zeit erziehen.

3. Die Vereinigung soll von vornherein so organisiert werden, daß sie auch nach dem Frieden fortwirken und behilflich sein kann, deutsche Kultur in die Kasernen und militärischen Friedensverbände hineinzutragen.

Eine große Anzahl von Männern der Wissenschaft und der Literatur hat sich bereits zur Teilnahme an der geplanten Vereinigung bereit erklärt, und ihr vorbereitender Schriftführer, Dr. Curt Abel-Musgrave in Königstein im Taunus, richtet an alle, die mit den Bestrebungen der Vereinigung einverstanden sind, besonders auch an die bereits bestehenden Vereinigungen, die ähnliche Ziele haben, die Bitte, sich mit ihm in Verbindung zu setzen.



Fot. Hans Breuer, Hamburg

Das Bismarckdenkmal in Hamburg

Der deutsche Weltkrieg



Zeichnung von Meinhold Hanske, Friedenau

Seeschlacht

Krieg schleicht ums Meer;
Duckt sich mit fauchenden,
Zischenden, rauchenden,
Nüsternsprengenden Atemstößen
Wie ein lauernder Panther her.
Das Meer hält Wacht;
Kanonen starren in die Nacht. —
Der Panther springt!
In sich wild bäumende,
Brüllend aufschäumende
Wassermassen schlägt er die Pranken
Und wühlt und ringt.

Der Kampf wird heiß:
Donner und Feindgehöhn,
Wunden und Schmerzgestöhn;
Hochauf wirbelt flockiger Schweiß.
Dem Feind fließt Blut;
Mählich verzitternde,
Haltlos zersplitternde
Stöße führt er, und heult — und ruht.
Der Sieg war schwer.
Schmerzlich in schleppenden,
Langsam abebbenden
Wellenstößen schluchzt noch das Meer.

Margarete Sachsé

Briefe eines Feldgeistlichen

Von R. J. Tercha

III

Das Leben im Felde hat auch gleichsam seine lauschigen Ecken und stillen Plätze, auf denen die künstlerischen Gaben, die in der Truppe schlummern, zur Entfaltung kommen. Natürlich ist der bittere Ernst des Krieges auch hier der gewaltige Erzieher und der heimliche Freund. Ich werde es nie vergessen, wie eins unsrer Regimenter, das nach den ersten furchtbaren Verlusten allmählich wieder zu Kriegsstärke angewachsen war, von unsrer Stellung weg nach Ypern kommandiert wurde. Das war ein stilles, fastiges Abschiednehmen ohne große Aussegnungsfeier, aber in jedem Herzen stand ein Altar, und auf ihm lohte ein heiliges Feuer — opfern wollte jeder gehen und mit Freuden. Da waren sie gesegnet, auch wenn ihnen bei der Fast des Abschieds kein priesterlicher Segen mitgegeben werden konnte.

Und es war etwa vier Wochen später, eines Sonntags in der Frühe. Ich ging zu meinem Predigtplatz, da bogen die Ersten von unserm braven Regiment Nr. ... um die Ecke. »Na — wie geht's, wie steht's?« rief ich dem Ersten zu. »Kommt ihr auch alle heil zurück?« — »Wie's uns geht, Herr Pfarrer? Wir kommen zurück, aber mit 60 Prozent Verlust!« Das war ein Wiedersehen! Wie man nun nach dem und jenem fragte, der einem in der Kriegszeit ans Herz gewachsen war — und immer die Antwort: Gefallen! Wie ein biederer, stiller Ostfriese, den jetzt die erste Klasse des Eisernen Kreuzes schmückt, fünfmal von seiner Feldwache zu seinem Zugführer gekrochen war mit der Meldung: »Herr Leutnant, es sind schon wieder alle tot!« Wie da ein junger Leutnant, der wie durch ein Wunder dem Tode entronnen war, beschrieb, daß seine Leute, von französischen Alpenjägern überraschend in der Glanke angegriffen, einer nach dem andern im Liegen an einer öden Düne in den Rücken oder in die Beine getroffen worden wären, und er ihnen nur zurufen konnte: »Stille liegen um Gottes willen und keine Regung und keinen Schmerzlaut! Nur so ist Rettung möglich!« Und diese lebenden, blutenden Helben haben dann sechs Stunden regungslos gelegen, bis endlich die milde Dunkelheit ihnen ein Zurückgehen und ein Verbinden ermöglichte. Das sind nur

einzelne Ausschnitte aus dem großen Helbenleben unsrer herrlichen Armee. Denn es ist wohl die schwerste Charakterprobe des Mannes und die schwerste Belastungsprobe der Disziplin einer Truppe im Feuer, dieses regungslose Stillliegen im Feuer der Feinde, dieses lautlose, stumme Stehen und Fallen in der Soldatenpflicht und für die Soldatenehre.

Aus dieser traurigen und doch so herrlichen Rückkehr unsers braven Regiments entstand der Gedanke, für die Hinterbliebenen daheim in besonderer Weise zu sorgen, und eben in denselben »Katakomben«, in den großen unterirdischen Kreidehöhlen, in denen die wundervolle Weihnachtsfeier stattgefunden hatte, zeigten sich nun die Talente des Bataillons: ein Bildhauer malte die Festordnung, ein lyrischer Tenor sang uns alte liebe Schumanns und Schuberts, ein Schauspieler vom Hallenser Stadttheater im Mustetierrod beklammerte hervorragend, und schließlich durfte der Pfarrer das Schlußwort sagen, indem er den letzten verwehenden Nachklang der Schumannschen Mondnacht widerklingen und nachwirken ließ, wie wir es kurz vorher gehört hatten. Aber nichts Krankhaftes und Krampfhafes der Heimat- und Friedenssehnsucht liegt in der Soldatenseele, wenn sie »ihre Flügel ausspannt, als flöge sie nach Haus«. Aus dem Schützengraben sind mir zwei Gedichte von Soldaten in die Hand gekommen, die so recht ausbrüden, wie's bei uns aussieht:

Feldpostbrief in die Heimat.

Frägt doch nicht immer sorgend an,
Wie's uns im Felde geht,
Und ob das Wasser noch knietief
Im Schützengraben steht!

Und ob wir hungrig, müde sind,
Daß Heimkehr ihr ersehnt!
Bei uns hier herrscht ein andrer Geist,
Als ihr zu Hause wohnt!

Wir wollen Ruh und Frieden nicht,
Bis nach der letzten Schlacht
Der letzte Feind am Boden liegt,
Der alles Leid gebracht.

Und würb's ein dreißigjähriger Krieg —
Wir hier, wir halten aus,
Manch kampfesfrohe Jungmannschaft
Sog' noch mit uns zum Strauß.

Wir haben keinen eignen Wunsch
Für uns und unsre Not —
Wir wollen einen ganzen Sieg
Und freien Helbentob.
Drum laßt das Klagen, Sehnen sein,
Das Schwert hier ist noch scharf!
Ich danke meinem Gott auf Knien,
Daß ich dabei sein darf!

Schöner und treffender kann ein Soldaten-
gedicht kaum ausbrüden, wie es »innerlich
im Schützengraben« aussieht und was im
geistigen und geistlichen Sinne die »Brust-
wehren« und »Unterstände« sind, die unsre
Selben bedeen.

Auch das andre Gedicht möchte ich dem
Leser nicht vorenthalten:

Des Kriegers Gruß an die Geliebte.
Ob wir uns wiedersehn, wer wüßte es zu sagen?
Doch darum beten, Liebste, darfst du nicht,
Bevor der Feind vernichtet und geschlagen
Und uns umstrahlt siegreichen Friedens Licht.
Was wir vor jedem Kampf so heiß ersehnten,
Das gilt auch euch daheim als hoch und hehr:
Für Sieg und Frieden sollt ihr brünstig beten,
Nicht für des Liebsten heile Wiederkehr!

Denn eines Tags galt's, das schönste Sol-
datenfest des Jahres, Kaisers Ge-
burtstag, in Feindesland würdig vor-
bereiten und zu feiern. Sollt'n dieses Jahr
alle persönlichen Glückwünsche, Telegramme
und Adressen sich nach dem Willen des hohen
Geburtstagskinds verwandeln in innige Für-
bitte vor dem Thron des Höchsten, so ist ihm
dieser Wille erfüllt worden aus Millionen von
treuen Herzen, die an diesem Tage Kraft
und Segen für sein schweres Amt erflehten.
Aber wenn auch im Hauptquartier nichts
von Straßenschmutz und Fahnen zu sehen
war, in den kleineren Quartieren vor dem
Feinde wurde eifrig Ort und Quartier ge-
schmückt. Und es ist eine freundliche Er-
scheinung in diesem blutigen Kriege, wie die
Ortseinwohner, Männer und Frauen und
Kinder, mit denen die bösen selbstgrauen
»Barbaren« inzwischen recht gute Freundschaft
geschlossen haben, wetteiferten, »pour
monsieur l'empereur«, wie sie merkwür-
digerweise sagen, ihre Häuser im Schmutz
prangen zu sehen und beim Flechten und
Aufhängen der Lannengewinde mitzuhelfen.
Es war eben ein »Fest«, und das liebt der
Franzose — da macht er mit und freut sich
des Lebens.

Merkwürdig, was der Zapfenstreich am

Abend des 26. Januars auf die Leute für
Eindruck machte! Alles auf den Beinen,
auf den Straßen, in den Türen, den Fadeln
und der Musik voran die liebe Straßen-
jugend — als ob die Wache in Berlin auf-
zieht —, aber dann plötzlich am Schluß bei
dem Kommando des anführenden Leutnants:
»Helm ab zum Gebet!« und beim Erklängen
der herrlichen Rostniansky'schen Töne:

Ich bete an die Macht der Liebe,
Die sich in Jesu offenbart ...

— wie da alle Mühen von den Köpfen
flogen und alles Schwagen und Lärmen sich
in ehrfürchtiges Schweigen verwandelte, als
die größte Liebe, die die Welt gesehen und
die wie keine sich geopfert hat für die Brü-
der, still an ihnen vorbeischiitt und sie alle
grüßte. Mir fiel aus den Briefen Bis-
marck's die Äußerung ein, als in den Ver-
sailer Gärten im Jahre 1870 einmal der
Zapfenstreich gespielt wurde, daß beim Helm-
abnehmen ein Versailler Bürger zum andern
gesagt habe: »Das ist's, was uns fehlt!«
Mag wohl stimmen!

Ich weiß nicht, wie es kam, aber mir ist
bei diesem Kaisergeburtstag im Felde die
Gestalt meines betenden Kaisers am Sarge
Friedrichs des Großen am 24. Januar 1912
nicht aus den Augen gekommen. Wie ist
doch unser reich gesegneter Herrscher nun
noch im weißen Haar nach den goldenen
fünfundzwanzig Friedensjahren auf die
Kampfeswege seines großen Ahnen geführt
worden! Wie stand doch das Bild von
jenem zweihundertsten Geburtstage Fried-
richs des Großen in der altherwürdigen
Potsdamer Hof- und Garnisonkirche wieder
da im neuen Rahmen von 1915: der Kaiser
ganz allein am schlichten Königsfarg des
größten Feldherrn, im Gebet versunken, wäh-
rend die andern alle still warten und dem
geschichtlichen Augenblick und seinem leisen
Flügelschlage lauschten, während oben die
Orgel in leisen Stimmen das Königsgebet
begleitete. Mir wurde es zum Gedicht, als
ich die Brücke schlug vom 24. Januar 1912
zum 27. Januar 1915, von Potsdam nach
dem Hauptquartier in Feindesland:

Friedrich II. und Wilhelm II.
24. Januar 1912. 27. Januar 1915.

Als du am Sarge deines großen Ahnen
Die Knie beugtest stille im Gebet,
Da flehdest du vor Gott und Friedrichs Manen:
Wenn wieder eine ganze Welt erstiebt

Wie dir, Held Friederich, und deinem Walten
Voll gift'gen Meibes und voll grimmer Wut:
Dann, Gott, schid' deiner Engel Nachtgestalten!
Geh du voran! Gib du uns Kraft und Mut!

Und es geschah! Der unser Friedenskaiser
Durch fünfundzwanzig reiche Jahre war —
Auf Friedrichs Wege wies der Lebensweiser,
Hinein in Blut und Kämpfe und Gefahr!
Sieh, eine Welt erstand in West und Osten,
Die wider dich und uns die Faust geballt;
Doch liehest du dein Friedensschwert nicht rosten,
Mit deinem Schwert war Gottes Allgewalt!

Wohl ist dein Haar gebleicht, und tiefe Falten
Zog dieser Weltkrieg in dein edles Haupt —
Doch diesem Haupt entstiegen Kraftgestalten,
Nie hat dein Volk wie jetzt an dich geglaubt.
Nie hat es dich geliebt so und verstanden,
Als opfernd an des Vaterlands Altar,
Als Friedrichs großer Geist in dir erstanden:
Flieg auf zu Sieg und Sonne, Kaiseraar!

Zwar ist von heißem, jähem Kampf zu singen
Und von der Edlen heil'gem Opferblut,
Doch segnet dich sein siebenjährig Ringen
Und siebenfach erwacht dir Friedrichs Mut,
Bis siebenfarbig strahlt der Friedensbogen
Und alle Feindestüde ward zum Spott —
Dann braust's um dich wie Leuthens heil'ge
Wogen
Ein ewig Lied: Nun danket alle Gott!

Der 21. Psalm wurde uns zum Königs-
und Kriegspsalme zugleich:

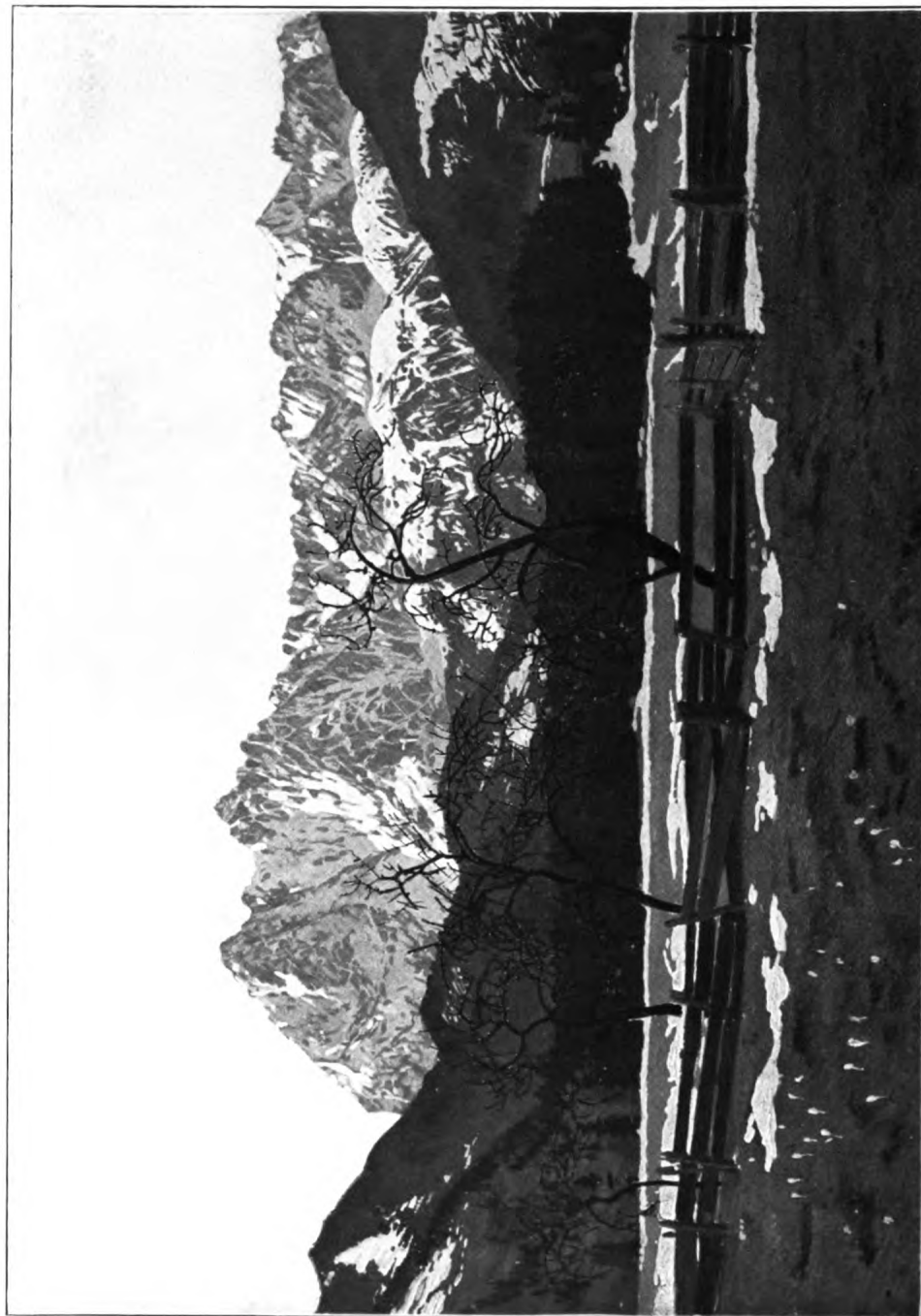
Herr, der König freuet sich in deiner
Kraft, und wie sehr fröhlich ist er über deiner
Hilfe — das war des Königs Freude in
allem Leid des Krieges. Gottes Hand wird
finden alle seine Feinde, seine Rechte wird
finden, die ihn hassen — du wirst sie machen
wie einen Feuerofen. Denn sie gedachten
dir Abels zu tun und machten Anschläge, die
sie nicht konnten ausführen — das war des
Königs Kraft gegen alle Feinde im Kriege.
Du setzest ihn zum Segen ewiglich und über-
schüttest ihn mit gutem Segen und setzest eine
guldene Krone auf sein Haupt — das war
des Königs Krone schon vor dem Siege des
Krieges.

Wir war, als wäre Kaisers Geburtstag
nie so würdig, so vornehm, so ernst und
doch so freudig gefeiert worden wie in die-
sem Jahre, wo alle falsche Ausgelassenheit
schweigen mußte, und der ganze Kern der
deutschen Treue ans Licht kam vor dem
Kaisertthron, unausgesprochen vor dem feiern-
den König selbst und doch um so tiefer emp-

funden und getragen vor dem König aller
Könige und Herrn aller Herren. Deswegen
war es kein Gegensatz, als der Nachmittag
drei Tote brachte, die auf ihren letzten Segen
und auf ihre ewige Krone warteten, und
als wir kurz darauf wieder ein Regiment
vom offenen Grabe eines Familienvaters,
der eine kranke Frau und fünf unterförmte
Kinder hinterließ, selbstmarmäßig aus-
ziehen sahen, neuen Aufgaben und einem
ungewissen Kriegsgeschied entgegen. Das
war ein Morgen, aus dessen dichtem Früh-
nebel sich während der Feier am offenen
Grabe die Sonne siegreich durchrang. Da
wurde noch einmal alles zur Predigt, die
uns der stumme Schläfer da unten hielt:
Nebel des Irrtums mögen es gewesen sein,
in dem Tausende unsers Volkes in der Irre
gingen, jetzt ist's Licht geworden unter den
Wettern des Krieges. All das Nebelgezücht
der Irrgeister in unserm Volk ist erkannt
als das, was sie sind, sie haben sich in ihre
Schlupfwinkel zurückgezogen mit ihrem feilen
Spott, mit ihrem giftigen Wort, mit ihrer
Verheugung und Entmannung der wahren
Kraft. Und ewiges Licht spiegelt sich in der
blanken Wehr derer, die getreu sein wollen
ihrem Gott, ihrem König, ihrer Fahne, ihrer
Waffe, ihrer Ehre, ihren Frauen und Kin-
dern. Laßt sterben denn, was sterben soll
und muß in unserm Volk — je länger der
Krieg dauert, um so bewußter, um so tiefer
gepflanzt und um so höher bestimmt wird
sich die Wahrheit durchringen: kein Volk,
das leben will, kann ohne das ewige Licht
auskommen, ohne die Rückkehr zu dem
Selbstgrund:

Der Alte droben hält noch Haus
Und schirmt den alten Glauben!

Keine Witwe daheim, kein Waislein am
dürftigen Witwentisch kann ihr Leid er-
tragen, wenn die Mutter nicht Antwort weiß
auf das leise Kinderfragen: »Wo ist der
Vater?« Und wenn sie nicht still und ohne
viel Worte ihre geliebte Schar schweigen
heißt und leise nach oben deutet, während
sie spricht: »Vater unser, der du bist im
Himmel ...« Kein Krüppel daheim, der
sein Leid tragen kann, wenn er nicht weiß,
wohin und wozu, wie ich es neulich einem
lieben Fahnenjunker, dem sein Bein ab-
genommen werden mußte, und der als
rüstiger Bergsteiger fast zusammengebrochen



Maximilian Schels: Aprilmorgen im Wilden Kaiser

Aus der Münchner Glasplatt-Ausstellung vom Sommer 1914

war über der Erkenntnis: »Nun nie mehr
in meine geliebten Berge!« — im Gedicht
aufgeschrieben habe:

Ich trage, Herr, aufs neue
Dir meine Schwachheit zu,
Gib mir heut neue Treue,
Gib meiner Seele Ruh!
Du hast in Kampfes Toben
Mir meinen Mut gestählt,
Nun hilf mir, Herr, nach oben,
Wenn das »Warum« mich quält.
Herr, deine Fahnen weisen
Zum Siege ja auch mir:
Gib mir das Kreuz von Eisen
Auf meine Schulter hier!
So will ich still mich beugen
In stolzer heil'ger Ruh —
Und sicher will ich steigen,
Herr, deinen Bergen zu!

Trägt so unser ganzes Volk sein Kriegsleid
an die rechte Stelle, dann ist der größte
Sieg bereits erkämpft. Nur weiter so opfern,
so glauben, so kämpfen, wenn des Friedens
Sonne uns wieder strahlt, und unser Volk
ist geweiht für seine Weltaufgabe gegenüber
allen Völkern, und unser Fuß schreitet sicher
über Schlachtfelder und Gräber hinein ins
ewige Licht, zu seinem ewigen Ziel.

So nimmt man Abschied und bleibt doch
beisammen, so geht man zum Sterben und
jauchzt doch dem Leben zu. So steht's über
unsern Fahnen — und in dem Augenblick
strahlte die volle Sonne und grüßte uns
und das offene Grab. Sol Victor! Und
der deutsche Nar und der Christenadler
ziehen ihre Kreise nach der alten Losung:
Nec soli cedit! Höher — höher! Näher,
mein Gott, zu dir!

Die Ulanen

Ballade aus dem Osten

»Ulanen, steht euch zur Weichsel vor!
Wichtig, ob hinter Solcs Tor
Schon die Russen zechen!«

»Wollen doch nur zwei Kleider geborgt;
Ich bleibe Bürge; drum unbeforgt!
Sieren bringt Requirieren!«

»Los!« Vor den Redsten der Legion
Schossen die flatternden Fähnchen schon:
Biegen oder brechen!

»Morgen erst folgt uns unser Gepäd!« —
»Also fürs Vaterland frisch vom Gled
Kleider vom Leib gezogen!«

»Bis nach Viaski! Dann in Zivil
Schleichpatrouille zu letztem Ziel!« —
»Aber wo Anzug holen?«

Lachten die Damen und bogen sich,
Knurrten die Stutzer, doch zogen sich
Aus bis zur weißen Hülle.

Baldgetan: Gutshof! — »Gebt Zutritt frei!«
Treten daraus der Stutzer zwei
Parfümiert zu den Polen.

Trugen zwei Rundschafter festlich Gewand,
Brachten sie Neues aus Feindesland
Nach Viaski in Fülle.

»Trafen erst heut' aus Warschau ein,
Sind mit den Damen noch allein;
Können nichts einquartieren!«

Luden die Damen die drei zum Tee,
Führten die Reiter durch tiefen Schnee:
»Kommt nach glücklichen Schlachten!«

Winkten den Teufelskerls noch im Schlaf —
Wo sie ein zirpender Stutzer traf,
Lachten sie, lachten, lachten.

Mag Bittrich

Kriegsrecht und Seebeuterecht

Von Dr. Leo Strisower, Professor an der Universität Wien

Im Widerstreit der Interessen wird das Recht geboren. Die sittliche Idee fordert gegenseitige Abwägung gewisser, wohlbegründeter Interessen. Sie muß sich überdies, um wirkliche Geltung im Leben als Rechtsordnung zu erringen, allen tatsächlich vorkommenden Interessen anpassen, mittlere Linien sind zwischen entgegenstehenden Interessen zu ziehen. Im Völkerrecht wirkt der Umstand mit, daß es die Staaten schaffen, für die es gelten soll und die ihren Bestand und ihre Entwicklung und daher die Geltung ihrer in dieser Beziehung wesentlichen und vielleicht einander widerstreitenden Interessen als sittliche Notwendigkeit auffassen müssen.

Man kann im Kriegsrecht besonders leicht beobachten, wie sich die Rechtsätze im Kampf der Interessen bilden und eine gewisse Ausgleichung enthalten; diese ist gewöhnlich wünschenswert, während freilich auch mitunter infolge dieses Widerstreits volle Klarheit der Rechtsordnung nicht erzielt werden kann. Ein Beispiel bietet die viel erörterte Frage, wie die Massenerhebung der Bevölkerung gegen den Feind zu behandeln sei. Es ist eine wichtige Frage des Landkriegsrechts, die sogar 1874 auf der maßgeblich gewordenen Brüsseler Konferenz von einer Seite übertriebenerweise als die wichtigste vertragsmäßig zu lösende bezeichnet wurde. Einerseits haben namentlich die kleineren Staaten, die im Falle eines Krieges in erster Linie an die Verteidigung ihres Gebiets denken und die, wie die Schweiz, hierbei die patriotische Massenerhebung ihrer Bevölkerung, auch auf Grund geschichtlicher Erinnerungen, erwarten, das Interesse, die Bedingungen möglichst zu erleichtern, unter denen die sich erhebende Bevölkerung als Kriegspartei anerkannt und der Vorteile völkerrechtlicher Behandlung als Krieger teilhaft werden soll. Die Vertreter der kleineren Staaten in Brüssel wollten etwa eine solche Bevölkerung nur der einen Bedingung unterwerfen, daß sie ihrerseits die Gesetze und Gebräuche des Krieges beobachte. Es ist aber unklar und läßt sich nicht leicht feststellen, wann wirklich »sie«, die sich erhebende Bevölkerung im ganzen, die Gesetze und Gebräuche des Krieges beobachtet, und die bloße Aufstellung einer solchen Bedingung in einem Staatsvertrage gibt der feindlichen Armee auch keine Sicherheit, ob die sich zusammenballenden Scharen wirklich danach vorgehen werden. Die sich erhebende Bevölkerung steht oft unter dem Einfluß einer wüsten Agitation. Vor einiger Zeit meldeten die Zeitungen, daß der englische Schriftsteller Wells die Zurückweisung eines deutschen Einfalls in England durch eine solche Massenerhebung sich in der Weise denke, man werde jeden Deutschen massakrieren, die Offi-

ziere hängen, jeden sonstigen Mann nieder-schießen usw. Wenn den Engländern von denjenigen, die sie wahrscheinlich als ihre geistigen Führer betrachten, solche Dinge vorgeredet werden, so wird der eindringende Feind kaum auf den bloßen Buchstaben eines von ihrem Staate angenommenen Reglements bauen können. Erklärlicherweise verlangten in Brüssel die Vertreter einiger großer Staaten, die im Falle eines Krieges an strategische Offensivedenken, weitere Bürgschaften und namentlich mindestens eine solche Organisation der Massenerhebung, daß an der Spitze der kämpfenden Befehlshaber stehen, die für ihre Untergebenen verantwortlich sind. Ein ähnlicher Interessengegensatz äußerte sich bezüglich der Massenerhebung in dem Falle, wo das betreffende Gebiet von dem eingedrungenen Feinde bereits besetzt ist, wo also die Einwohner von ihm schon als friedliche Bevölkerung behandelt werden, seiner Gewalt unterworfen sind, und nun hinterdrein, vielleicht auch hinterrücks, gegen ihn wieder zu kämpfen, zu »rebellieren« beginnen. Das Ergebnis, wie es in dem in Brüssel beschlossenen Entwurf und dann in der bindenden Ordnung auf den Haager Konferenzen von 1899 und 1907 zustande kam, war ein, gerade bei näherer Betrachtung, in verschiedenen Beziehungen unklarer Ausgleich. Die vereinbarte Bestimmung geht dahin, daß die Bevölkerung eines nicht besetzten Gebietes, die beim Herannahen des Feindes aus eigenem Antrieb zu den Waffen greift, ohne Zeit gehabt zu haben, sich in der erörterten Weise zu organisieren, als kriegsführend betrachtet wird, wenn sie die Waffen offen führt und die Gesetze und Gebräuche des Krieges beobachtet. Man erkennt, daß hier die Massenerhebung nur vorläufig von der Organisation befreit wird, solange noch keine Zeit war, sie durchzuführen. Nur die Massenerhebung im unbesetzten Gebiete wird geregelt, von der Massenerhebung im besetzten Gebiete sprechen die Staaten nicht — absichtlich nicht; die ausdrückliche Behandlung dieses Falles unterblieb. Nach nicht zu bezweifelndem sonstigem Völkerrecht genießen die Teilnehmer einer solchen nachträglichen Massenerhebung, mindestens solange sie nicht einen bestimmten Grad erreicht hat und sich nicht schon als Bildung von Freischaren nach den hierfür geltenden Grundsätzen darstellt, die Rechte von Kriegsführenden nicht; der Feind mag ihr nicht bloß nach den Grundsätzen solbatischen Kampfes, sondern mit den drakonischen Mitteln seines Kriegsstrafrechts entgegenreten. In dieser Art sind auch zum Beispiel die Italiener im letzten italienisch-türkischen Kriege in Tripolis verfahren.

Ein anderer auffälliger Interessengegensatz, der verfassungsmäßig zu Kompromissen geführt hat, beruht auf dem Unterschied zwischen der Stellung eines Staates im Seekriege, der wie England Befugnisse in der ganzen Welt hat, und der anderer Staaten. Englische Kriegsschiffe können überall bei ihren Operationen eignes Land erreichen und dessen Hilfsmittel benutzen, während die Kriegsschiffe anderer Staaten ihre Unternehmungen oft ohne jede Verbindung mit der Heimat durchführen müssen, wie dies in dem gegenwärtigen Kriege so kühn und großartig deutsche Kriegsschiffe getan haben und tun. Aus mehreren Gründen ist dieser Interessengegensatz erst seit nicht gar langer Zeit stärker hervorgetreten, mit besonderer Schärfe erst seit dem Russisch-Japanischen Kriege. Seinem Interesse gemäß hat sich England um die Durchsetzung gewisser Regeln bemüht, die die herkömmlicherweise den Kriegsschiffen der kriegführenden Staaten in neutralen Häfen gewährte Gastfreundschaft schmälern, ihren Aufenthalt daselbst kürzen, ihre Versorgung mit Lebensmitteln und Kohle beschränken sollen usw. Ihm ist diese Gastfreundschaft ziemlich entbehrlich, für seine Kriegsgegner aber oft eine Lebensfrage. Das Kompromiß, das nun 1907 im Haag, nicht ohne Vorbehalt Deutschlands, zustande kam, trägt überwiegend englischen Forderungen Rechnung. Ebenso hat sich England gegen den zulässigen, wenn auch peinlichen Vorgang gewandt, neutrale Prisen in Notfällen zu versenken. Englische Kriegsschiffe haben es freilich meist leicht, die von ihnen wegen Verletzung der Neutralität in Beschlag genommenen neutralen Schiffe sicher in einen heimatischen, englischen Kriegshafen vor ein Preisengericht zu bringen. Andre, fern von ihrer Heimat operierende Kriegsschiffe aber könnten dies oft nicht ohne empfindliche Störung der Operationen oder Gefahr tun und müssen daher im Notfalle zur Versenkung auch der neutralen Prisen greifen; dies schließt natürlich die nachträgliche preisengerichtliche Prüfung des Vorgangs nicht aus. Die Londoner Deklaration von 1909 hat auch in diesem Punkt ein Kompromiß genehmigt, hier ein solches, das in bedeutendem Maße dem Standpunkt der anderen Staaten Rechnung trägt. Indessen ist diese Anerkennung des Rechts, neutrale Prisen zu versenken, mit ein Grund gewesen, warum die Deklaration in England nicht endgültig angenommen worden und infolgedessen überhaupt nicht zur Geltung gelangt ist.

Eine merkwürdige Rolle in diesem Kampfe der Interessen spielt der Irrtum der einzelnen Staaten über ihr Interesse. Solcher Irrtum hat manchmal in bedauerlicher Weise einer humanen Gestaltung des Kriegsrechts entgegengestanden, gegen das eigne Interesse des widerstrebenden Staates. So hat der gegenwärtige

Krieg in zwei wichtigen Beziehungen Irrtümer der uns bekämpfenden Staaten über ihr Interesse dargetan, die überwiegend zu ihrem Nachteil gereichten, auf dem Gebiete des Luftkriegsrechts und auf dem des Seebeuterechts.

Auf der ersten Haager Konferenz vom Jahre 1899 einigten sich die Staaten leicht für fünf Jahre über ein Verbot, aus Luftballons oder mittels ähnlicher neuer Methoden Geschosse und Sprengstoffe zu werfen. Dabei spielten Gründe der Menschlichkeit eine gewisse Rolle, maßgeblich war aber vor allem, daß mindestens für die Zeit von fünf Jahren die Frage voraussichtlich nur geringe Bedeutung zu haben schien. Die Ballons waren damals noch nicht lenkbar und konnten nur sehr wenig tragen. Die Vertreter der Staaten, meint ein französischer Schriftsteller, konnten leicht zu einer Vereinbarung über einen Fall gelangen, den sie für ein Hirngespinnst hielten. Als sich aber die Sachlage immer deutlicher änderte, war es namentlich Frankreich, das eine besonders hervorragende Stelle in der Ausbildung der Luftschiffahrt einzunehmen schien, und waren es in besonderem Maße Franzosen, die sich gegen jenes Verbot wandten. In der Tat ist kein Grund vorhanden, warum man die kriegführenden verpflichten soll, Luftschiffe nur für Aufklärungszwecke zu benutzen und den eigentlichen »Luftkrieg« zu unterlassen. Die Verwendung zu Aufklärungszwecken führt ohnehin fast notwendig in gewissem Maße zu ihm. Wenn solche aufklärenden Luftschiffe von unten her beschossen werden, so wird man ihnen die Verteidigung durch Hinabwerfen von Geschossen gestatten müssen; es läßt sich auch schwer verbieten, daß Luftschiffe der beiden Parteien, die sich im Raume begegnen, miteinander kämpfen, »horizontalen« und auch nach Umständen »vertikalen« Luftkrieg miteinander führen.

Man kann nun allerdings an besondere Regeln denken, die gerade nur in solchen Fällen den Luftkrieg gestatten. Aber es liegt überhaupt kein Grund vor, warum sich die kriegführenden für ihre durch das Kriegsrecht gestatteten Operationen das Mittel des Luftkampfes im allgemeinen entziehen lassen sollen. Nur freilich bestehen gewichtige Bedenken besonderer Art gegen den Luftkrieg. Namentlich lassen sich wegen der Unsicherheit des Ziels aus Luftschiffen die einschränkenden Sätze des modernen Kriegsrechts, die in bedeutendem Umfang und aus verschiedenen Gesichtspunkten die Schonung gewisser Personen und Gegenstände vorschreiben, im Luftkriege minder vollkommen als bei anderen Formen des Krieges einhalten. Wenn das Institut für internationales Recht bei seiner Tagung in Madrid 1911 den Grund-

saß aufstellte: »Der Luftkrieg ist erlaubt, aber unter der Bedingung, daß er keine größere Gefahr für die Personen oder das Eigentum der friedlichen Bevölkerung mit sich bringe als der Land- oder Seekrieg«, so ist diese Bedingung, wörtlich genommen, nicht durchzuführen. Zwar könnte man es billig finden, daß sich der Feind und insbesondere seine friedliche Bevölkerung durch außerordentliche Vorrichtungen gegen diese größeren und nicht beabsichtigten Gefahren des Luftkrieges schütze. Hier spielt aber ein wichtiges, namentlich psychologisches Moment mit. Der Luftkrieg wird nicht in einem beschränkten Raume, jeweils auf einem besonderen, aktuellen Kriegsschauplatz geführt. Überall im feindlichen Lande und auch auf hoher See, auch ohne näheren Zusammenhang mit dem sonstigen Gange des Feldzuges mögen die Flieger, falls es für den Luftkrieg keine besonderen Grundsätze gibt, die im Kriege erlaubten Operationen verfolgen und so im Innern des gegnerischen Staates Truppen, Festungen und sonst verteidigte Plätze usw. beschießen. Es liegt aber nicht in der Natur der Menschen, daß sie sich fortwährend gegen ganz zufällige, unerwartete Gefahren schützen, und dies ist es wohl vorzugsweise, was einerseits den Luftkrieg so furchtbar erscheinen läßt und andererseits so leicht ungewollte Opfer, friedliche, auf der Straße sich bewegende Menschen, kostet. Es wäre nun gewiß wünschenswert, wenn sich die Staaten über Bestimmungen einigen würden, die das Werfen von Geschossen oder Sprengstoffen aus Luftschiffen mit genauer Umschreibung nur in solchen Fällen gestatteten, in denen wirklich erhebliche, die unerwünschten Folgen ausgleichende taktische oder strategische Vorteile damit verbunden sind. Das unbedingte Verbot, das die erste Haager Konferenz ausgesprochen hatte, war für eine solche Regelung ein im Sinne der Menschlichkeit guter Ausgangspunkt.

Als aber auf der Haager Konferenz von 1907 die Erneuerung dieses Verbots von belgischer Seite beantragt wurde, erklärte sich namentlich Frankreich (auch Rußland) gegen den Vorschlag, während Österreich-Ungarn schließlich und das Deutsche Reich unter dem Vorbehalt eines einstimmigen Beschlusses zu seiner Annahme bereit waren. Das Verbot wurde nun zwar doch von der Mehrzahl der Staaten beschlossen, aber mangels Einstimmigkeit auch nicht mehr von Deutschland, es wurde kaum von einem Drittel der Staaten bestätigt und kommt im gegenwärtigen Kriege (wie auch schon in den letzten Kriegen seit 1907) nicht in Betracht. Auf verschiedenen Kongressen und sonstigen wissenschaftlichen Versammlungen sind es seitdem wieder größtenteils Franzosen gewesen, die für diese Freiheit des Luftkrieges eintraten. Es sind darunter treffliche und human gesinnte

Männer gewesen. Auch ist es gewiß nicht leicht, eine Entscheidung zu fällen, wenn die Wahl nur zwischen dieser Freiheit, innerhalb der allgemeinen Grenzen, und einem völligen Verbot des Luftkrieges steht. Aber jedenfalls war diese Haltung in gewissem Maße, wenn auch vielleicht unbewußterweise, von dem vermeintlichen französischen Interesse am Luftkriege diktiert, und jedenfalls ist sie einer ins Einzelne gehenden humanen Regelung, wie sie wohl möglich wäre, hinderlich. Wenn in dem gegenwärtigen Kriege die Zeppeline in so unheimlich imposanter Weise ihre Tätigkeit in Frankreich ausüben, so sind die Franzosen die letzten, die sich darüber beklagen dürfen.

Saben wir es im Luftschiffahrtsrecht mit einer neuen Situation zu tun, in der das Kräfteverhältnis der Staaten und überhaupt das Interesse an dieser Form der Kriegführung noch nicht genügend klar erhellt, so liegt dagegen beim Seebeuterecht eine aus den rohesten Zeiten stammende Art der Kriegführung vor, bei der, wie es scheint, der Zeitveränderung nicht genügend Rechnung getragen worden ist. Noch immer ist das feindliche Privateigentum zur See, im Gegensatz zum Landkriege, ausgenommen den Fall, daß feindliche Ladungen durch die neutrale Flagge gedeckt werden, ein Gegenstand der Beute, grundsätzlicher Aneignung, auch ohne daß es sich um eine Beziehung solchen Privateigentums zu den militärischen Operationen handelte; an Stelle der Erbeutung mag auch hier in gewissen Notfällen die Zerstörung, die Versenkung der Schiffe und ihrer Ladung, treten. England ist es, das vorzugsweise an diesem System festhält, aber der gegenwärtige Krieg hat bisher gewiß nicht gezeigt, daß ein vorwiegendes englisches Interesse an ihm hängt, er scheint vielmehr gerade englisches Eigentum durch die Streifzüge deutscher Kreuzer und Unterseeboote mit besonders großen Verlusten betroffen zu haben. Freilich sind die Erwägungen darüber, soweit es sich um den gegenwärtigen Krieg handelt, vielleicht auch nur für den bisherigen Verlauf von größerer Bedeutung. Es hat den Anschein, daß weiterhin in schroffer und jedenfalls nur ausnahmsweise durchführbarer Verschärfung der Kriegführung über die allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätze hinaus alles Privateigentum, das neutrale wie das feindliche, in maßlosem Umfange, insofern es sich um irgendwelchen überseeischen Verkehr des feindlichen Staates handelt, der Wegnahme oder doch der Aufbringung unterworfen werden wird. Unter diesen Umständen treten natürlich die Probleme, die das feindliche Privateigentum als solches, seine Wegnahme in dem sonst gestatteten Umfange betreffen, in den Hintergrund. Insbesondere kommt es auch nicht

so sehr in Betracht, ob es noch ein englisches Interesse ist, daß das feindliche Privateigentum solchermaßen weggenommen werde, als ob es englisches Interesse ist, daß feindlicher überseeischer Verkehr gehindert werde. Aber jedenfalls behalten die Probleme grundsätzlich und für die Dauer ihre Bedeutung.

Gast keine völkerrechtliche Frage ist mehr besprochen worden als die der Abschaffung dieses Seebeuterechts an feindlichem Privateigentum. Die Mehrheit der Stimmen auf dem Festlande hat sich dagegen erklärt, und die Vereinigten Staaten haben sich wiederholt, zuletzt in einem Antrage, der auf der zweiten Haager Konferenz von 1907 Anlaß zu einer sehr interessanten Erörterung gab, für einen Verzicht auf dieses Recht eingesetzt. Nur geschieht es oft, wie man richtig bemerkt hat, daß die verschiedenen Arten der Gründe und Gegengründe in der Frage nicht scharf genug gesondert werden und daß die Parteien aneinander vorbeisprechen. Es handelt sich hier um ein Kriegsübel besonderer Art, das mit den Forderungen der Menschlichkeit in besonderem Widerspruch steht. Man hat es als Leitsatz des modernen Kriegsrechts anzuerkennen, daß sich der Krieg nicht gegen das private Leben richten soll. Dieser Leitsatz besteht wirklich und wohlbegründeterweise, mag er auch seine Begrenzung finden, und mag auch leider nicht überall der notwendige Grad der Zivilisation erreicht sein, damit die oder jene aus ihm sich richtigerweise ergebende Folgerung anerkannt werde, und hier und da auch nicht, damit die schon gefolgerten und geltenden Rechtsätze befolgt werden. Die Menschlichkeit fordert, daß auch im Kriege die allgemeine menschliche Lebensgemeinschaft geachtet bleibe, und zu dieser allgemeinen menschlichen Lebensgemeinschaft gehört vor allem die auf das Privatleben bezügliche. Der Krieg richtet sich gegen die staatliche Organisation, um diese zu unterwerfen oder diese zu zerstören und zu ersetzen. Wenn die Personen, die sich im Namen dieser staatlichen Organisation entgegenstellen, vernichtet oder gefangengenommen und die Objekte, die im Kampfe entgegenstehen, zerstört oder sonst unschädlich gemacht werden müssen, so kann dagegen freilich nicht geltend gemacht werden, daß diese Personen zugleich ein privates Leben führen und diese Objekte ein Privateigentum sind. Die private Seite ist hier untrennbar von der Rolle, die diese Personen und Objekte in der staatlichen Organisation tatsächlich spielen. Wenn aber der Feind Privatpersonen tötet oder gefangennimmt, friedliche private Güter zerstört oder wegnimmt, so verleugnet er unmittelbar jene allgemeine menschliche Lebensgemeinschaft, die hinter der staatlichen Ordnung steht, und das ist, auch abgesehen von der absoluten Größe des Übels, eine

besondere, grobe Verletzung der Menschlichkeit, mag sie auch wegen entfernterer Beziehungen dieser Personen und Sachen zum Staate erfolgen. So wie das moderne Staatsrecht grundsätzlich eine staatsfreie Privatsphäre anerkennt, so erkennt auch das moderne Kriegsrecht der Idee nach eine solche von kriegerischer Gewalt freie Sphäre an. Nun sind allerdings solche Ideen nicht unerrückbarer Natur. Bei der ungeheuren Bedeutung und mit Rücksicht auf die sittliche Begründung derjenigen Interessen, die im Kriege auf dem Spiele stehen, wird man doch zu dem Schluß gelangen, daß das Kriegsrecht nötigenfalls auch über diese Rücksichten der Menschlichkeit, die im Verhältnis zur privaten Lebenssphäre geboten sind, hinweggehen hat. Nur muß sich sodann, gleichfalls nach seiner sonstigen Beschaffenheit, die kriegsmäßige Notwendigkeit, solche Übel zuzufügen, als bringender darstellen, als dies sonst der Fall wäre. So führt schließlich diese ganze Erwägung, die übrigens nur einen Teil der Fragen umfaßt, in letzter Linie wieder auf das Interesse der Staaten am Seebeuterecht zurück, freilich mit Berücksichtigung der besonderen Sachlage.

Dieses Interesse und namentlich das Interesse Englands an der Beibehaltung des Seebeuterechts an feindlichem Privateigentum ist Gegenstand vieler Erörterungen gewesen. Vielfach hat man sich doch auch in England, gerade von diesem Standpunkt aus, dagegen erklärt, so in den letzten Jahren der ehemalige Lordkanzler Earl of Loreburn, während wieder Stimmen des Festlandes mehr dafür zu sprechen begannen. Auf der Haager Konferenz von 1907 war es aber wieder hauptsächlich England, das den Antrag der Vereinigten Staaten zu Falle brachte. Es erklärte nur, daß es dann darauf eingehen würde, den Abschluß einer solchen Vereinbarung in Erwägung zu ziehen, wenn dies eine Verminderung der Rüstungen begünstigen würde, also in Wahrheit, wenn seine Übermacht zur See festgelegt würde. Seine Genossen im Dreiverbände, Frankreich und Rußland, stimmten mit ihm gegen den Vorschlag, jedoch eher nur in dem Sinne, daß man sich derzeit auf diesen Standpunkt stellen müsse; Österreich-Ungarn erklärte sich sofort und entschieden für den Antrag, und auch Deutschland nahm ihn im allgemeinen an, allerdings mit dem Vorbehalt einer gewissen Regelung anderer, namentlich der die Kontonbonde und Blockade betreffenden Fragen, die später in der Londoner Deklaration in Angriff genommen wurde.

Die konservative Haltung Englands, die übrigens in Regierungserklärungen aus der letzten Zeit vor dem Kriege abgeschwächt erscheint, wurde, neben der allgemeinen Scheu vor dem Unbekannten, darauf zurückgeführt, daß die Mei-

nung der Kriegsmarine in diesem Sinne lautete und als maßgeblich betrachtet wird. Man hat manchmal gesagt, daß diese Meinung hauptsächlich durch das materielle Interesse an den bei Erbeutung von Schiffen sich ergebenden (vor kurzem abgeschafften) Preisgeldern bestimmt wurde; indessen ist auch, abgesehen von solchen Gründen, die Neigung militärischer Kreise zu einer möglichst ungebundenen Offensive wohl erklärlich. In Wahrheit aber scheint die eigentümliche Stellung Englands, als derjenigen Macht, die ein ganz außerordentliches Interesse am überseeischen Verkehr hat, die weitaus größte Handelsflotte zugleich mit einer mindestens vorläufig dem Anschein nach sehr überlegenen Kriegsflotte besitzt, unter den heutigen Verhältnissen gerade das entgegengesetzte Interesse zu begründen; das ist auch öfters dargelegt worden. Die Stärke seiner Kriegsflotte bringt es mit sich, daß die Handelschiffe der ihm feindlichen Staaten, wie im gegenwärtigen Kriege die deutschen Handelschiffe, überhaupt die hohe See meiden und sich in sicheren Häfen halten. Bedeutungsvoll für die ganze Frage ist neben sonstigen Umständen die Pariser Secrechtsdeklaration von 1856 gewesen, in der sich England zur Anerkennung des erwähnten Satzes verstand, daß das feindliche Eigentum auf neutralen Schiffen nicht weggenommen werden dürfe.

Namentlich ist es auf jeden Fall bei Belagerung der Deklaration für die Schiffe des zur See schwächeren Staates wirtschaftlich unmöglich, ihre Tätigkeit fortzusetzen, da der Handel ihnen nicht einmal die Güter ihres eignen Staates anvertrauen, sondern sie lieber auf neutralen Schiffen verfrachten wird. Wirklich scheint eine Wegnahme von gegnerischen Handelschiffen durch die englische Kriegsflotte im Verlaufe des gegenwärtigen Krieges nur selten stattzufinden, und daß die Schifffahrt der Gegner Englands während des Krieges lahmgelegt ist, bildet zwar sicherlich einen empfindlichen, aber doch bei der verhältnismäßig geringeren Bedeutung

dieser Schifffahrtsinteressen keinen sehr gewichtigen Schaden. Dieselben Argumente gelten bis zu einem gewissen Grade auch für die englischen Handelschiffe. Aber bei dem großen Umfang des englischen überseeischen Verkehrs ist es viel schwerer, ihn ganz auf neutrale Schiffe zu übertragen, und der daraus entspringende Schaden wäre auch für die weit ausgebreitete englische Schifffahrt bedeutender. Wenn aber, wie im gegenwärtigen Kriege, englische Schiffe fortfahren, die Schifffahrt in ausgedehntem Umfange zu betreiben, so werden sie, wie wir dies erleben, bei aller vorläufigen Überlegenheit der englischen Kriegsflotte oft das Ziel erfolgreicher Angriffe kühner und tüchtiger Gegner.

Ich habe diese Fälle, in denen die uns feindlichen Staaten im Irrtum über ihre Interessen für Kriegsmaßregeln eintraten, die ihnen im gegenwärtigen Kriege zum Schaden gereichen, nicht aus Schadenfreude zusammengestellt, sondern weil es sich dabei um Bestrebungen der Menschlichkeit handelt, und weil diese Fälle einen Beleg dafür bieten, daß die solchen Bestrebungen entgegengehaltenen Interessen der Kriegführung öfters auf einer irrthümlichen Auffassung beruhen. Auch zurückweisen ist ein andres Argument, das in den hier fraglichen Beziehungen eine Rolle gespielt hat. Man meint, daß Kriege um so eher vermieden und um so kürzer dauern werden, je ärger ihre Greuel sind. Die Geschichte zeigt aber gewiß nicht, daß die Kriege seltener und kürzer in jenen Zeiten waren, wo der Kriegführung keine oder wenige Schranken gesetzt waren. Im allgemeinen liegt die Sache so, daß dieselben sittlichen Kräfte und tieferblickenden Interessenrücksichten, die Milde der Kriegführung zur Folge haben, auch auf Abkürzung und Vermeidung der Kriege hinwirken. Mildere Kriegssitten aber haben zur Folge, daß diese sittlichen Kräfte geschwächt werden, diese Interessenrücksichten zurücktreten und der bloße Gedanke an den unmittelbaren Kriegserfolg sich zwingender, den Gesichtskreis einengender geltend macht.

Der Tod im Schützengraben

Dreht euch nicht um,	Mir ist zu Sinn:	Dreht euch nicht um,
Der Tod geht rum!	Ich leg' mich hin.	Der Tod geht rum —
Heut tut's ihm wohlgefallen:	Mein Auge dunkelt schnelle.	Nun ist's ein flinker Reiter!
Die Kugel zieht —	Es kommt ein Mann,	Zu Noß wir zwei —
Ich sing' ein Lied,	Der geht mich an —	Vorbei — vorbei —
Das mag kein andrer singen.	Welle, du rote Welle — —	Herzbruder, sing du weiter.

Victor Blüthgen

Drei Kriegsepijoden

Von Emil Lucka

Tiroler Schützen hatten sich gut in die Erde eingewühlt und lagen da wie am Schießstand. »Zwanzig Heller der mit dem großen Bart! Wer hält's?« Der Rampacher legte seinen Zwanziger auf den Brotbeutel: »'s gilt!« Der Graßmugg gab seinen Einsatz dazu. Der Rampacher schoß — und richtig: der bärtige Riese drüben, von dem man doch nichts als ein Stückchen Stirne sah, war verschwunden. Zufrieden wurden die beiden Nidel herangezogen. Aber nun setzte der Graßmugg — dem zufälligerweise eine lebendige Ente in den Brotbeutel gelaufen war, und der aufpassen mußte, daß die Offiziere sie nicht schreien hörten —, zwanzig Heller setzte er auf den, der sich so gut versteckte und den sie für den Offizier hielten. Sechzig Heller wurden gegen seine zwanzig gewettet. Der Graßmugg schoß — und streifte ein. Dieser Treffer riß die ganze Mannschaft des Schützengrabens zur Begeisterung hin. »Juhuhu!« brüllte der Korporal Eibegger von St. Johann und sprang als erster und rannte mit gefenkttem Bajonett geradeaus, alle andern hinter ihm. Der Krieg gefiel ihnen einmal! Die Ente, die dem Graßmugg zuge laufen war und auf die alle große Stücke hielten, flatterte wild im Brotbeutel.

»Niederwerfen!« schrie Leutnant Traxler, der der Mannschaft gern ihren Willen ließ und manchmal selber mitwettete; war er doch am heimischen Schießstand wohl-erfahren wie nur einer. Schon lagen sie, dieses Mal in einem Straßengraben, und die russischen Kugeln flogen schön hoch, mitten in die Luft hinein. »Schad drum!« brummte der Graßmugg. »Was die ihre Kugeln verhauen!« Gerade vor ihm war ein Kreuzifix in die Erde gepflanzt. Er nahm das Edelweiß von seiner Kappe und legte es ums Kreuz. Plötzlich kam weisevolle Stimmung über sie alle. War nicht Sonntag? Und Messenzeit? Eine Weile schossen sie nicht, jeder sprach ein stilles Gebet. In-dessen kam eine Russenkugel und warf das Kreuz um, dem Graßmugg vor die Nase. »Heiß, verfluchter!« brüllte er, sprang auf und stürmte über die Böschung, das Gewehr umgedreht und entschlossen, dem gottlosen Russen zumindest den Schädel einzuschlagen. Der Leutnant schrie — doch sie hörten nichts

mehr, sie rannten hinter dem Graßmugg in weiten Sähen auf die Russen los. Dreinhauen wollten sie! Aber mitten im Laufen warf der Graßmugg sein Gewehr in die Luft und brach zusammen, unter ihm kreischte die Ente im Brotbeutel. Die andern sahen es — und sie fielen über die Russen her, die schon die Hände aufgehoben hatten, und schlugen los — der Graßmugg mußte gerächt werden!

Und dann gruben sie mit ihren Messern ein Grab. Ein paar gefangene Russen wollten dienstestrig dabei sein, aber das duldeten die Tiroler nicht; und sie legten den Graßmugg aus dem Shtal in die Erde. Der Leutnant Traxler, der sonst Gerichtsadjunkt war, nicht weit vom Graßmuggshof, brachte selber das Kreuz von der Straße, an dem noch das Edelweiß hing, und setzte es aufs Grab. Dann traten sie zusammen und beteten ein Vaterunser. Und sie lösten ihr Edelweiß von den Rappen und flochten einen Kranz für den Graßmugg.

*

In dem Saal eines deutschen Kranken-hauses lagen, durch eine spanische Wand von den übrigen abgesondert, zwei Sterbende: ein großer, schwerer Russe und ein brauner Kerl, ein Turko. Sie konnten beide hinausbliden in den sonnigen Herbsttag, sie sahen den klaren, tiefblauen Himmel und das bunte Laub, in dem es flüsterte. Das runde Gesicht des Russen war von einem ganz kurzen, stacheligen, weißlichblonden Bart eingerahmt, seine hellen Augen starrten geradeaus mit dem erstaunten Blick eines Kindes, dem die Welt ein Rätsel ist. Jeder Atemzug wand sich rasselnd aus den Tiefen der Brust wie aus engen Schächten. Der Mann konnte nicht begreifen, daß es so mühselig und schmerzhaft sein sollte, Luft zu holen, hatte er doch sonst einen Baumstrunk getragen, die Pfeife im Munde. Bangigkeit, wieder erwacht aus halb vergessenen Kindertagen, schlich um sein Herz, er mühte sich, den Arm zu heben — er konnte es nicht. Da stand die Schwester neben ihm, zu der er seit zwei Tagen aufstammelte wie ein Kind, das nicht sprechen kann und das von einer neuen Mutter in ein neues weißes Bett gelegt worden ist. Sie hatte ihm in den langen Stunden des Fiebers immer wieder zu

trinken gebracht, und ihre kühlen Hände waren über seine Stirn gegangen. Aber jetzt, in diesem allerletzten Augenblick, verstand die Frau, wonach seine bange Seele Begehren trug — ihre Hand legte ihm das Zeichen des heiligen Kreuzes auf Stirn und Mund und Brust. Das Nöcheln verstummte allmählich, die Glieder wurden fühllos und kalt, nur seine Augen standen noch offen mit einem letzten Schimmer des Dankes. »Schlaf, Kind!« sagte die Frau leise und schloß ihm behutsam die Augen zu. Der Arzt kam. »Tot? Sehen Sie doch einmal, ob er noch seinen Talisman unterm Polster bewahrt!« — »Oh, den läßt er nicht!« Sie zog ein schmutziges, zusammengeschlungenes Tuch hervor und löste den Knoten: Erde, Erde der Heimat ...

Der Schwarze hinter ihnen, dem eine Kugel das Rückgrat zerbrochen hatte, regte sich. Er sprach nicht Französisch, aber ein bißchen Spanisch, und der Doktor, der ein Gelehrter war, konnte sich mit ihm verständigen. »Bitte, sagen Sie mir,« flüsterte der Zuave, »sagen Sie mir, Herr, wo ist mein Vaterland! Aber nicht Frankreich!« Der Arzt wandte sich zum Fenster, in dem goldig die Nachmittagssonne stand, und deutete mit einer großen Bewegung gegen Süden. »Dort hinten! Weit! Weit!« Ein Juden warf den dunkelbraunen Körper, man war es schon gewohnt bei ihm, es setzte nur selten aus. Seine Hände tasteten sich denen des Arztes entgegen, und er brachte sie an seine Lippen. Das Zittern wurde stärker und stärker und endete erst im Starrkrampf des Todes.

*

Der Graf von Saint-Brimont hatte in guter Dedung seine schwere Batterie aufgestellt — kannte er doch jeden Walddpfad, fast jeden Strauch ringsum. Er gab die Entfernung an; der erste Schuß trachte — und er war gut gezielt: vom Zinnenkranz der Burg Saint-Brimont brach Mauerwerk und rollte zur Tiefe. Aber dem Grafen war nicht anders, als hätte dieser Schuß ihn selber getroffen — er, René von Saint-Brimont, schoß auf die Burg, die vor siebenhundert Jahren sein Vorfahr René von Saint-Brimont hoch aufgebaut hatte, belehnt vom heiligen König Ludwig mit allem Bezirk umher nach tapferem Krieg im Morgenland. Durch die Jahrhunderte hat-

ten die Grafen von Saint-Brimont ihre Burg geliebt und gehütet, in ihren Sälen lebte die Erinnerung an Frankreichs große Tage. Ein gotischer Schrank barg das Schwert, mit dem der Kreuzfahrer seinem König gebient — nach der Überlieferung der Familie hatte er ihn damit vom Tode errettet. Ein Gobelin mit Jagd und höfischem Fest war über die Welt berühmt wegen seiner hohen Kunst und der nimmer erlöschenden Glut seiner Farben. Der silberne Jagdspieß, den der Sonnenkönig geführt und nach einer Woche fröhlichen Lebens in Saint-Brimont dem Hausherrn als Geschenk hinterlassen hatte; der Schrein mit den Gebeinen des heiligen Chlodwig: ein Ahn hatte ihn vor der Wut der Samskulotten gerettet und in seinen Armen aus der brennenden Kirche getragen — das war Saint-Brimont.

Der zweite Schuß fiel, die Mauer brach auf — und es war, als verginge Geheimnis des Herzens in uneuflicher Enthüllung. Ein Rubel erschrockener Rehe fuhr aus dem Dickicht; und die Tiere standen eine Sekunde lang und blickten ihn an mit traurigen, fragenden Augen, als erkannten sie ihren Herrn. René wandte sich. Ihm kam die alte Erzählung in den Sinn, daß das Schloß von Saint-Brimont und die Grafen nur eins seien: daß zugleich mit der Burg auch das uralte Geschlecht vergehen müßte ... Sein Sohn war als Leutnant vor Toul gefallen, er war der Letzte.

Aber er nahm das Glas zur Hand und befahl, daß weitergeschossen werde. Denn auf dem Turm saß ein deutscher Beobachtungsposten, durch Telephondrähte mit der großen Artilleriestellung verbunden. Der Graf konnte ihn nicht sehen, aber er wußte, daß ein fremder, feindlicher Mann in dem achteckigen Turmzimmerchen saß, wo er vor vielen Jahren mit seiner jungen Frau gelehnt hatte, um die Sterne zu sehen. Sein Herz krampfte sich zusammen — und er befahl, daß weitergeschossen werde. Schlag auf Schlag brachen die Mauern, Gestein rollte — eine offene Wunde war in sein Haus gerissen — René sah in das Zimmer seiner Frau ...

Aber dem Wald freifte ein deutscher Flieger, der die Batterie suchte. Wenn er uns fände! Wenn eine Bombe auf mich fiel, wenn die drei Mörser vernichtet würden!

Aber der Flieger verschwand wieder hinter den Bäumen. Und Graf René zielte auf den Turm. Die Sage fiel ihm ein, daß in den Giebel eine hohle metallene Kugel vermauert wäre — wenn sie ertönt, ist es zu Ende mit den Grafen von Saint-Brimont. Er dachte an sich und seine Väter, das Geschlecht, das sich blutig und stark ins Buch des Vaterlandes geschrieben hatte. Mit eigener Hand zerstörte er, was ihm lieb und groß und heilig war ...

Im engen achteckigen Turmgemach von Saint-Brimont saß ein junger Fähnrich. Es war ihm gelungen, einen Draht zur Artilleriestellung weit hinten zu spannen. Er beobachtete jeden Schuß seiner Batterie und sagte in die Muschel hinein, wie das feindliche Fußvolk aus seiner geschützten Lage vertrieben werden könnte. Er achtete nicht der Granaten, die von drüben kamen, er fühlte die Erschütterung des Hauses, er hörte

Steine niederprasseln — was ging es ihn an? Er hatte zu tun!

Plötzlich ertönte ein wilder, schmerzhafter Schrei über ihm — Eine Sekunde blinnte er auf, aber er konnte nichts sehen. Und der Schrei löste sich in ein dunkles, bronzenes Klagen. Die Kugel im Gemäuer, die seit siebenhundert Jahren verborgen war — sie weinte um den Untergang des großen Geschlechts. Noch ein Schuß — Erz, uralt und doch rot wie frisches Blut, stürzte über den Fähnrich und schlug ihn zu Tode, der Turm brach, das Dach barst. Unter Mauern lag ein zerschmetterter Leichnam, die Telephonmuschel an den Lippen ...

Im Dröhnen und Brechen einer Welt vernahm keiner den schwachen Schuß, der unter Büschen, nahe den drei schweigenden Mörsern, fiel. Die Kanoniere ruhten im Graße; und sie warteten vergebens, daß ihr Kapitän wiedertomme.

Bauerngebet

Zu dir, Herr, ruf' ich in meiner Not.
Die Scheunen hungern nach Halm und Brot;
Die Äder schreien aller Enden
Nach Pflug und starken Bauernhänden,
Und die Himmel sind rot von Blut und Brand:
Gott schütze mein deutsches Bauernland!

Unsre Knechte sind frei, unsre Söhne sind stolz,
Stark-wuchtig wie lerniges Eichenholz,
Sie hoden in Gräben, sie stehn in den Schlachten,
Sie sichern des Sieges hochtürmige Trachten.
Ich bitte dich für Herren und Knecht:
Gott schirme das deutsche Bauerngeschlecht!

Die Völker faulen und vergehn,
Laß uns in Reife und Sonne bestehn,
Daß wir in Wettern und hellen Tagen
Luft und Nöte ruhsam ertragen.
Dein sind wir wie Erde und Himmelsrund:
So halt uns an Leib und an Seele gesund!

In Demut beugen wir die Knie,
Daß in Ost und West sich das Wetter verzieh'.
Mord und Tod sind die Herren der Erden;
Bleib du bei uns, es will Abend werden,
Und rüste du in Sonne und Glanz
Zur Ernte, zum Siege den ragenden Kranz!

Wilhelm Lennemann



Ostpreussischer Kriegsschauplatz

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

VII

Gewaltige Ereignisse haben wir in den letzten Wochen durchlebt; Vorgänge auf den Kriegsschaupätzen zu Lande und zu Wasser und in der Politik versetzten unsere Aufmerksamkeit ununterbrochen in die höchste Spannung; bald waren es große Entscheidungen, bald Ereignisse, die eine solche vorbereiten sollten. Die mächtigsten Veränderungen sind, wie es bei den herrschenden Umständen erklärlich ist, auf der Ostfront eingetreten.

Wir hatten in unserm letzten Bericht größere Ereignisse in Polen nördlich der Weichsel für nicht unwahrscheinlich gehalten, da mehrere Vorstöße der Russen dort gemeldet worden waren; sie sind auch nicht ausgeblieben und noch nicht vollendet, aber sie sind

tief in den Schatten gestellt durch eine neue Katastrophe in dem blutgetränkten ostpreussischen Grenzstreifen östlich der masurischen Seen. Hier hatten sich unsere Truppen — zum guten Teil Landwehr und Landsturm — in einem monatelangen Stellungskampf, der an die Verhältnisse der Westfront erinnerte, auf der Verteidigung halten müssen; zahlreiche russische Angriffe schlugen sie zurück, so im Januar bei Darkehmen und am Löwentiensee, aber diese Zusammenstöße hatten alle nur örtliche Bedeutung, wenn sie auch unsern Truppen große Beschwerden und den Russen starke Verluste brachten. Erst am Schluß des Ja-

nuars schidten sich die Russen zu einer umfassenden Offensive an. Die deutsche Stellung deckte um diese Zeit weitaus den größten Teil Ostpreußens. Sie zog sich von der mittleren Memel (oberhalb Tilsit) an der unteren Szekuppe entlang, sodann in südlicher Richtung über Russen, Gumbinnen, Darkehmen, Löben bis etwa 40 Kilometer westlich von Johannisburg: in Luftlinie etwa 200 Kilometer. Elf Divisionen und mehrere Kavalleriedivisionen führte der Kommandeur der 10. russischen Armee, Baron Sievers, gegen diese Front heran; seine Absicht war, den ersten Druck auf den nördlichen Flügel, auf die Gegend unmittelbar südlich der Memel, zu richten, von wo aus ihn ein Sieg nach Insterburg in den Rücken des deutschen Zentrums hätte führen können. Zugleich wurden am Bobr und Narew weitere Truppen versammelt, um die Offensive nach dem Einbrüchen der deutschen Stellung mit frischen Kräften weiterzutragen.

Mitten in diesen Vorbereitungen traf die Russen völlig unerwartet der deutsche Gegenangriff.

Während die Russen sich vergeblich an der deutschen Front abmühten, hatte Hindenburg beträchtliche Verstärkungen erhalten, teils Truppen aus dem Westen, wie das 21. Korps, teils neu aufgestellte Verbände, und mit ihnen den rechten und linken Flügel in Ostpreußen verstärkt. Es geschah in aller Heimlichkeit; das deutsche Publikum hatte so wenig eine Vorstellung von der Bedeutung der Verschiebungen wie die russische Heeresleitung; man schloß wohl aus den Transporten, daß im Osten ein neuer Schlag bevorstehe, aber man erwartete ihn bald in Polen nördlich oder südlich der Weichsel, bald in den Karpathen. Die ersten kurzen Mitteilungen über die Zusammenstöße an der ostpreußischen Grenze erregten daher nur verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit, zumal da gleichzeitig beträchtliche Erfolge bei Bolimow gemeldet wurden; erst als am 10. Februar der Tagesbericht von größeren Gefechten in Ostpreußen und von ihrem »normalen« Verlauf sprach, fühlte jedermann, daß sich hier Wichtiges zutragen müsse.

Es war ein überlegener Humor, der aus diesen Worten der obersten Heeresleitung hervorleuchtete, denn die Lage der russischen Armee war an diesem Tage, wie wir heute wissen, schon fast verzweifelt.

Am 7. Februar waren die Verstärkungen so weit herangeführt, daß die Operationen beginnen konnten. Sie nahmen fast zugleich auf dem rechten und linken Flügel, vor Johannisburg und an der Memel, ihren Anfang. Der rechte brach in der Nacht zum 8. Februar auf, nahm Johannisburg (8. Februar), wobei eine russische Division zerschüttelt wurde, und drang nach Abweisung eines Glanzangriffs aus der Gegend von Kolno auf Bialla und Lyd vor. Der linke rückte die Szekuppe entlang auf Lasdehnen (8. Februar), um dann eine gewaltige Rechtschwenkung nach Süden vorzunehmen: die östlichsten Truppen marschierten südöstlich auf Schirwindt—Wirballen—Wolkowszki, Kavallerie stieß sogar noch weiter östlich auf Pilwischki, zwischen Wirballen und Rowno, vor, um die südlich der Memel bis Gumbinnen stehenden Russen völlig einzukreisen. Die Operationen gelangen vortrefflich. In Eilmärschen bei Tag und Nacht legten die Truppen trotz allen Unbilden der Witterung, die erst durch Schneetreiben, dann durch Tauwetter die Bewegungen erschwerte, große Strecken zurück: am 10. Februar bereits war Schirwindt (30 Kilometer südöstlich von Lasdehnen) in deutschen Händen, am folgenden Tage wurden Wolkowszki und Pilwischki genommen, die Eisenbahnbrücke bei Pilwischki gesprengt und damit die Verbindung mit der Festung Rowno unterbrochen. Die Russen waren völlig überrascht und leisteten nirgend ernsthaften Widerstand, obgleich ihre Stellungen zum Teil befestigt waren; ihre Aufklärung durch Flieger und Kavallerie muß völlig versagt haben, während die deutsche offenbar ausgezeichnet gearbeitet hat. Unterdessen waren die Russen aus ihren nördlichen Stellungen, Spullen und Pilsken, vertrieben (9. Februar) und wurden in den folgenden Tagen, da ihnen der direkte Rückzug nach Osten gleichzeitig abgeschnitten wurde, nach Süden geworfen. Aber auch die Flucht nach Süden brachte keine Rettung. Denn der rechte deutsche Flügel nahm am 14. Februar Lyd und schnitt den Rückzug nach dem oberen Bobr ab: auf drei Seiten war so die gesamte russische Armee völlig und auf der vierten (östlichen) zum großen Teil umfaßt; den Geschlagenen blieb nur übrig, sich entweder gefangen zu geben oder sich in unaufhörlichen Rückzugsgefechten aufreiben zu lassen. Die Haupt-

arbeit war am 15. Februar getan, dann folgte der Russenschlacht die Russenjagd in den Wäldern diesseit und jenseit der Grenze sowie die Vertreibung der Feinde aus Ostpreußen nördlich der Memel, was in den nächsten Tagen ohne große Schwierigkeiten geschah. Die neuntägige »Winterschlacht in Masuren« befreite Ostpreußen endgültig von seinen Bedrängern, lieferte die nächsten russischen Grenzdistrikte den deutschen Waffen wieder aus und ließ die ganze 10. russische Armee, gewiß an 200 000 Mann, vom Kriegsschauplatz verschwinden. Etwa eine Hälfte fiel in Gefangenschaft, weitaus der größte Teil der andern wird durch Tod oder Wunden gefechtsunfähig geworden sein; von der Artillerie und dem sonstigen Kriegsgesamt können nur klägliche Reste gerettet sein, sind doch allein bisher über dreihundert eroberte Geschütze gezählt worden. Wiederum kann der Zuschauer nur dankbares Staunen über diese Leistungen empfinden, und wiederum mag man zweifeln, was am meisten Bewunderung verdient: die glänzende Ordnung des Verkehrswezens, die die Versammlung der Massen am rechten Ort zu rechter Zeit ermöglichte, der glänzende strategische Plan der obersten Heerführer oder endlich die zu den schwersten Strapazen bereite Hingabe der Truppen, deren Patriotismus dann in der Huldigung vor dem Kaiser in dem eben erstürmten Lpd einen so herrlichen Ausdruck fand.

Noch sind die Kämpfe auf dem nördlichen Schauplatz nicht ganz abgeschlossen, denn es gilt nun, die russischen Truppen der zweiten Linie am Bobr und Narew zu überwältigen. Mit denen, die sich auf die Festung Grodno stützten, ist bereits ein erfreulicher Anfang gemacht worden (22. Februar), im Gebiet von Ossowicz und Lomscha wird noch gefochten, aber die Deutschen stehen bereits dicht vor diesen Bollwerken.

Ergänzt wurden die ostpreußischen Operationen durch Kämpfe auf dem rechten Weichselufer. Hier hatten die Russen die Offensive gleichzeitig mit der im Norden ergriffen, wurden aber abgeschlagen, bis am 10. Februar, also als in Ostpreußen die Dinge sich günstig entwickelt hatten, der deutsche Gegenstoß einsetzte und die Feinde in mehrtägigen Gefechten über die Ekra zurücktrieb. Die deutsche Front konnte hierauf bis in die Linie Racions —

Plozt und östlich davon verlegt werden, mehrere Tausend Gefangene wurden eingebracht. Nach dem masurischen Siege wurden die Gefechte fortgesetzt und bis in die Gegend der befestigten Stadt Prasnycz getragen, wo sie sich dem Kampfgebiet um Lomscha nähern. Ausländische Blätter sprechen bereits davon, daß jetzt Warschau und Nowogeorgijewsk von Norden bedroht werden könnten. Wie dem auch sei, gewiß ist, daß die Gefahr für Warschau auch auf dem linken Weichselufer gewachsen ist. Denn unaufhaltsam schob sich hier die deutsche Front östlich der Bzura vorwärts; alle wütenden Gegenangriffe der Russen vermochten nicht zu hindern, daß mehrere ihrer Stellungen bei Bolinow verloren gingen. Es handelt sich hier noch um die Vorbereitung des Angriffs auf Warschau, und da unsre amtlichen Berichte solche Phasen des Kampfes, mögen sie auch noch so vorteilhaft sein, mit größter Knappheit behandeln, so haben wir wenig Zuverlässiges darüber gehört: nur daß Erfolge errungen sind, und daß, wie im Gegensatz zu den Berichten der feindlichen Presse betont wurde, unsre Verluste verhältnismäßig gering gewesen sind. Die Russen sollen dagegen nach einem Kriegserichterstatte an dieser Stelle allein Ende Januar und Anfang Februar gegen 30 000 Mann eingebüßt haben.

Höchst erfreulich, wenn auch nicht mit so dramatischer Wucht wie in Ostpreußen, haben sich die Ereignisse in Galizien und der Bukowina entwickelt. Auch auf diesem Kriegsschauplatz stießen zwei Offensiven aufeinander. Wenn die Russen schon im Januar bei ihren Versuchen, durch die Bukowina und die Karpatenpässe vorzubringen, keinen Erfolg gehabt hatten, so wurden sie im Februar gezwungen, die Bukowina völlig zu räumen; selbst die Hauptstadt Czernowiz, zu deren Schutz Befestigungen angelegt waren, gaben sie preis (17. Februar), sobald die österreichisch-ungarischen Truppen den Pruth überschritten und damit die rechte Flanke der Russen gewonnen hatten. Ergänzt wurden die Erfolge durch das Vorbringen in Galizien, wo auf der ganzen Front vom Dukla-Paß bis zur Bukowina fast ununterbrochen gekämpft wurde. Immer wieder bestürmten die Russen den Dukla-, Aszof- und Tataren-Paß, auch nachdem ihre Niederlage in der Bukowina entschieden

war, offenbar in der Absicht, durch ein Vorbrechen mit großen Massen über die Karpathen die Österreicher in der Bukowina zum Rückzug zu zwingen oder gar abzuschnitten. Aber alle Mühe war vergeblich. Zur Sicherung der wichtigen Karpathenpässe waren nicht nur österreichisch-ungarische Korps, sondern, wie schon das letztemal erwähnt, auch deutsche herangezogen worden, die im Februar, durch frisch ausgebildete Truppen verstärkt, eine »Kaiserlich deutsche Südbarmee« bildeten. Diesen verbündeten Massen gelang es, alle Angriffe der Russen abzuschlagen und erheblich an Boden zu gewinnen. Die größten Vorteile wurden im Osten errungen: Kolomea und Radworna wurden erobert (Mitte Februar) und die Russen auf Stanislaw und nach dem Dnjestr gedrängt; immer mehr scheint sich der rechte Flügel der Österreicher und Deutschen vorzuschieben und die Rückzugslinie der Russen in Westgalizien zu bedrohen. Unsägliche Strapazen muß der Gebirgskampf den Truppen, die, zum großen Teil aus der Ebene stammend, mit der Natur der Bergwelt noch nicht vertraut sind, gebracht haben; über die Verluste ist noch nichts bekannt. Selbstverständlich haben die Russen bei ihren vergeblichen Angriffen weit mehr gelitten als die Anrigen, und dazu kommen noch etwa 50 000 Gefangene, die sie im Februar in diesen Gefechten eingebüßt haben.

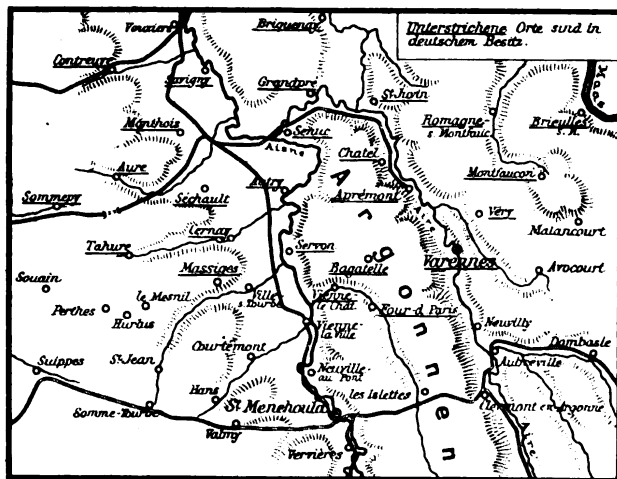
Auf dem riesigen östlichen Kriegstheater von der Memel bis zur rumänischen Grenze sind also die verbündeten Zentralmächte auf beiden äußersten Flügeln im siegreichen Vordringen, und ein Durchbruch der Russen durch die österreichisch-ungarische Front ist ausgeschlossen, vielmehr schieben sich auch an andern Stellen erhebliche Truppenteile vorwärts. Ungeheure Opfer müssen die letzten drei bis vier Wochen den Russen gekostet haben, gewiß an Toten, Verwundeten und Gefangenen (ohne Kranke) über 300 000 Mann, und wiederum hat sich gezeigt, daß die Ausrüstung zu mangeln beginnt: die Artillerie muß mit ihrer Munition sparsamer als früher umgehen, und aus Galizien wird sogar berichtet, daß frisch angelommene Mannschaften erst auf dem Schlachtfelde mit den Waffen der Gefallenen ausgestattet wurden. Man mag diese Nachricht mit Zweifel aufnehmen, gewiß ist aber, daß die

Russen die Hunderte verllorener Geschütze und Maschinengewehre nicht werden vollständig ersetzen können.

Im Westen hat so wenig wie in den früheren Monaten eine Partei einen durchschlagenden Erfolg errungen, aber zahlreiche kleine Erfolge haben das Kräfteverhältnis wieder günstiger für uns gestaltet. Unparteiische Beobachter, wie der Berichterstatter der »Basler Nachrichten«, haben in diesem häufigen vergeblichen Antasten der deutschen Stellungen mit unzulänglichen Kräften schon eine Planlosigkeit der französischen Oberleitung und das Eingeständnis ihrer Schwäche erblicken wollen. Besonders hartnäckig wurde im Elsaß und im Argonner Gebiet gekämpft.

Nachdem die Franzosen im Januar mehrere vergebliche Vorstöße auf Mülhausen — über Sennheim und längs des Rhein-Rhone-Kanals — unternommen hatten, versuchten sie einen Sturm auf den Subelkopf (zwischen Gebweiler und Thann), wurden aber nach anfänglichen Erfolgen zurückgeschlagen (14. Februar) und verloren durch deutsche Gegenstöße mehrere feste Stellungen im Lautal westlich von Gebweiler. Gleichzeitig hörte man von großen Vorbereitungen zu einem Durchbruchversuch aus dem Raum Belfort—Epinal; eine gewaltige Armee, zu der auch frische englische Truppen gehören sollten, sollte dort in der Versammlung begriffen sein. Vielleicht steht mit diesem Gerücht im Zusammenhang ein energischer Angriff der Deutschen im Münstertal gegen den Schluchtpaß in der zweiten Hälfte des Monats, wodurch die Franzosen fast bis auf den Kamm zurückgetrieben wurden und den östlichen Paßausgang in deutschen Händen lassen mußten. Ein Angriff über die Südvogesen wurde hierdurch bedeutend erschwert. Außerdem wurden am Nordwestrand bei Badonviller große Vorteile errungen (Ende Februar).

Bekämpften sich hier zwei Offensiven, so waren im Argonner Wald fast ausschließlich die Deutschen die Angreifer; die Gegenstöße der Franzosen hatten nicht den Zweck, etwas zu erobern, sondern anscheinend nur den negativen, das Vordringen der Deutschen zu hemmen. Der Erfolg war auf unsrer Seite. Uebermals wurde in mehreren Gefechten Gelände gewonnen, ohne



Westlicher Kriegsschauplatz:

Der Argonner Wald

daß wir die Stellungen bezeichnen könnten; auch fielen mehrere hundert Gefangene in unsre Hände. Besondere Anstrengungen machten dagegen die Franzosen wieder, wie schon seit Monaten, östlich und westlich des Waldgebiets, in der Absicht, hier die deutschen Linien zu durchstoßen, die in den Argonnen befindlichen Deutschen abzuschneiden und die Aufhebung der Belagerung von Verdun zu erzwingen. Die Hauptangriffslinie war die zwei Meilen lange Strecke Souain—Perthes—Le Mesnil—Massiges, deren östliches Ende (Massiges) etwa neun Kilometer von Vienne la Ville am Westrande der Argonnen entfernt ist. Gerade hier, an dem für die Deutschen gefährlichsten Punkt, erlitten die Franzosen eine empfindliche Niederlage. Nach der Abweisung mehrerer Angriffe im westlichen Raum, Souain—Perthes, warfen die Deutschen nördlich von Massiges die Franzosen aus einem Teil ihrer Hauptstellung hinaus und nahmen ihnen über 600 Gefangene und neun Geschütze ab (3., 12. Februar). Die Ruhe auf dieser Seite war aber damit noch nicht hergestellt, denn die französischen Angriffe auf Perthes—Souain erneuerten sich (11., 16. bis 19., 22., 23. Februar, Anfang März), wurden aber jedesmal mit beträchtlichen Verlusten abgeschlagen. Ebenso wurde der Oststrand der Argonnen durch erfolgreiche Verteidigung der Linie Vouquois—Boureuilles (3 Kilometer südlich von Varennes) gesichert. — Außer diesen Kämpfen gab es größere Zusammenstöße bei Eloi, südlich von Ypern, wo den Engländern mehrere Gräben

entrisen und herbe Verluste zugefügt wurden (Mitte Februar).

Auf dem orientalischen Kriegsschauplatz sind größere Veränderungen nicht eingetreten, aber die türkischen Truppen haben mit ihren Spitzen den Suezkanal erreicht und, wie neutrale Zeitungen behaupten, hierdurch eine starke Gärung unter den eingeborenen Mannschaften in Ägypten hervorgerufen. Mehrere Versuche eines englisch-französischen Geschwaders, die Dardanellen zu forcieren, um

hierdurch zugleich den Vormarsch auf Ägypten zu hemmen und einen Zugang zum Schwarzen Meer zu gewinnen, so daß den Russen neues Kriegsmaterial zugeführt werden könnte, wurden glänzend abgewiesen.

Vielleicht mehr als je hat sich in den letzten Wochen die ganze Welt mit der Kriegsführung zur See beschäftigt. Der Leistungsfähigkeit der deutschen Unterseeboote und Kreuzer wurde eine unfreiwillige Anerkennung zuteil durch den geheimen Befehl der englischen Regierung an die Handelschiffe, unter neutraler Flagge zu fahren, um auf diese Weise den deutschen Nachstellungen zu entgehen (31. Januar). Der deutschen Regierung blieb diese Vorschrift — eine Satire auf den englischen Anspruch, die Meere zu beherrschen — nicht verborgen, und sie war um einen Gegenschlag nicht verlegen. Sie erklärte die England umgebenden Gewässer als Kriegsgebiet und kündigte an, sie werde vom 18. Februar an jedes englische Handelschiff in den Grund bohren lassen, ohne jedesmal erst der Mannschaft Zeit zum Verlassen des Schiffes zu gewähren, was bisher stets geschehen war. Die Schifffahrt nördlich um die Schetlandsinseln wurde freigegeben und den Neutralen empfohlen, das Kriegsgebiet zu meiden, da der dauernde Mißbrauch der neutralen Flagge durch England die sichere Unterscheidung zwischen englischen und neutralen Schiffen unmöglich mache (4. Februar). Es war zugleich eine Antwort auf die oft gehörte englische Drohung, Deutschland

müsse durch Ausbungerung niedergerungen werden.

Die Erklärung entfesselte eine lebendige Erörterung in der Presse aller Länder. In Deutschland und Österreich-Ungarn wurde sie selbstverständlich mit Freude begrüßt, im Bereich des Dreiverbandes als barbarisch und seeräuberisch oder auch verächtlich als »Bluff« bezeichnet. Die Neutralen waren geteilt. Aber viele Stimmen aus Skandinavien, der Schweiz und Italien erkannten die Berechtigung Deutschlands, Englands Hungerkrieg mit den schärfsten Mitteln zu erwidern, an und mißbilligten — u. a. auch englandfreundliche Blätter wie der *Corriere della Sera* — das Verstecken der englischen Schiffe unter fremden Farben als unrühmlich und gefährlich für die Neutralen.

Gespannt war man vor allem auf die Haltung Amerikas, da England die Unionsflagge für die Zufuhr der amerikanischen Kriegsvorräte mit Vorliebe gebrauchte, und da auch amerikanische Fahrzeuge mit Kriegskonterbande in den europäischen Gewässern erschienen waren. Englische Agenten säumten nicht, die Amerikaner mit flammender Entrüstung zu belehren, wie Deutschland sich zugleich gegen die Humanität und das amerikanische Geschäftsinteresse vergehe, und daß Amerika zum Einschreiten berufen sei. Präsident Wilsons Maßregeln entsprachen ganz seiner bisherigen Haltung: er richtete freundschaftliche Mahnungen an Deutschland und England zugleich. Von Deutschland verlangte er, daß kein Schiff mit neutraler Flagge zerstört werde, ehe festgestellt, daß es ein feindliches sei oder Konterbande führe, und beteuerte, Amerika werde weder von England noch von Deutschland eine Beschränkung seiner neutralen Rechte dulden; in England empfahl er Abstellung des Flaggenmißbrauchs, da sich England sonst für den Untergang neutraler Schiffe mitverantwortlich mache.

Von beiden Seiten wurde ihm eine freundschaftliche Abweisung zuteil.

Bei uns in Deutschland herrschte das Gefühl, daß Amerika aus Schwäche in Ungerechtigkeit verfallt: es wage nicht, den englischen Mißbrauch seiner Flagge zu verhindern, und wolle Deutschland, das hierdurch Schaden leidet, verbieten, sich gegen die Schädigung zur Wehr zu setzen. Dieser Anschauung gab die deutsche Antwort Aus-

druck: da die neutrale Schifffahrt alle Unbilden Englands hingenommen habe, und England überdies von den Neutralen mit Lebensmitteln und Waffen versorgt und so in seinem unmenschlichen Hungerkrieg gegen Deutschland unterstützt werde, müsse Deutschland zu den schärfsten Mitteln greifen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Neutralen darunter litten. Diesen Bescheid hat Amerika ebenso wie den englischen, der eine Änderung der englischen Politik ablehnte, bisher widerspruchslos hingenommen; Verhandlungen haben noch zu keinem Ziele geführt.

Welche Wirkung der verschärfte Seekrieg, der namentlich von den zahlreichen deutschen Unterseebooten geführt werden muß, ausüben wird, läßt sich noch nicht erkennen. Sicher wissen wir, daß in dieser neuesten Phase ein englischer Truppentransport zerstört worden ist. Von einem andern ist es wahrscheinlich, und etwa zwei Duzend englische Handelsschiffe sind (nach den Berichten Neutralen) ebenfalls verlorengegangen. Die Seever sicherungsprämien sind abermals gestiegen, und unter den holländischen und skandinavischen Seeleuten wächst die Abneigung, Fahrten nach England zu übernehmen. Da die Londoner Regierung den Unterseebooten nichts Überlegenes oder Gleichwertiges gegenüberstellen kann, so kann sie Deutschland in der Kriegführung nicht überbieten. Sie hat zwar gedroht, keine Lebensmittel mehr nach Deutschland hindurchzulassen und mit dem Hungerkrieg Ernst zu machen, aber diese Äußerung konnte in Deutschland keine Beunruhigung mehr hervorrufen, da die englische Admiralität längst nach diesem Grundsatz gehandelt hatte.

Die internationale Achtung vor der Macht Englands ist durch diese Vorgänge ebenso geschädigt worden wie die Achtung vor seiner politischen Moral durch den Versuch des englischen Gesandten in Norwegen, einen mißliebigen irischen Agitator durch Bestechung seines Dieners auf neutralem Boden festnehmen oder gar ermorden zu lassen. Auf derselben Stufe steht das Anfinnen, das an einen holländischen Kapitän nach dessen Aussage gerichtet worden ist, gegen eine hohe Entschädigungssumme sein Schiff zugrunde zu richten und den Untergang einem deutschen Unterseeboot schuld zu geben: Anschläge, die, wie der Flaggenmißbrauch, kennzeichnen, welche politische Un-

sicherheit und ethische Begriffsverwirrung in England herrschen muß.

Wie in Amerika, so sind die Bemühungen der Dreiverbandsmächte auch um die übrigen neutralen Staaten erfolglos geblieben. Aber Rumänien ist eher Günstigeres als vor einigen Wochen zu sagen, und Italiens Politik ist dieselbe geblieben. Es gingen allerdings Gerüchte durch die Presse, daß unter deutscher Vermittlung zwischen Rom und Wien über die Abtretung des Trentino verhandelt werde, aber sie lassen sich nicht nachprüfen. Ebenso müssen wir die Behauptung dahingestellt sein lassen, daß ein antirussischer Balkanblock, Griechenland, Bulgarien, Rumänien, in der Bildung begriffen sei; sichere Anzeichen einer solchen Wendung in Athen und Bukarest haben sich noch nicht geltend gemacht, obgleich ja die Bekämpfung des russischen Übergewichts im Interesse beider Regierungen liegt.

Große Unruhe hat dagegen im Dreiverbandslager die Forderung Japans an China erregt, ihm, kurz gesagt, ein politisches und wirtschaftliches Protektorat über die wichtigsten chinesischen Provinzen zu übertragen. Mit derselben Rücksichtslosigkeit wie gegen Deutschland im August wendet sich jetzt Japan gegen die Interessen Rußlands und Englands, da es deren Streitkräfte auf längere Zeit in Europa gefesselt sieht; vor Amerika, dessen Beziehungen zu China durch die Unterordnung Chinas unter japanische Leitung nicht weniger gefährdet sind, hat es offenbar wenig Scheu. Mit

diesem Auftreten Japans steht es in Übereinstimmung, daß die französischen Hilferufe kühl abgelehnt werden und offiziöse Äußerungen Ostasien als ausschließliches Betätigungsgebiet Japans bezeichnen. Man sieht nicht, wie der Dreiverband den Japanern wirksam entgegentreten könnte, da anscheinend England ihrer bedarf, um Indien im Zaum zu halten. Konnte doch die Meuterei eines indischen Regiments in Singapur nur mit japanischer Hilfe unterdrückt werden.

Von besonderem Interesse unter den sonstigen politischen Ereignissen war die Tagung der russischen Duma, die zeigte, in welcher Verblendung die russische Regierung ihre offizielle Volksvertretung zu halten versteht. Mit dankenswerter Offenheit wurden als letzte Ziele der Zarenpolitik die Zerstörung Österreichs, die Eroberung Konstantinopels und die Beherrschung der Balkanhalbinsel hingestellt: die Möglichkeit, daß dem Reiche dazu die Kraft fehlen könnte, ja daß es sich jetzt in einer schweren Krisis befinden könne, wurde gar nicht erörtert. Die beste Beleuchtung erhielten diese Großsprecherien durch die unmittelbar darauf erfolgende ostpreussische Niederlage, aber eine Änderung der russischen Politik ist durch diesen deutschen Sieg, der vom russischen Generalstab und seinen Helfershelfern in der englischen und französischen Presse nach Kräften »wegbewiesen« wurde, noch nicht erreicht. Die Friedenswünsche, die sich gelegentlich schon in Rußland hervorgewagt, scheinen demnach einstweilen wieder beseitigt zu sein.

Abgeschlossen am 4. März 1915

Weltfrühling

Wie reich an Freuden muß die Erde sein,
Daß wir, an Massengräbern stehend, die Hände heben,
Voll Dank für das Geschenk der Zeit!

Aus der blutgetränkten Erde kommen die Schneeglöckchen — weiß!
Sich schnäbelnd fliegen die Tauben durch die Flammen brennender Dörfer,
Und auf dem Trümmerfeld der zerstörten Forts sitzt der Frühling!

Feldgraue Armeen, die singend dem Tode entgegenziehen,
Marschieren statt seiner!
Und er lauscht — ohne Amt —
Der Lenzmusik der Welt...

Leo Sternberg

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düfel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Redaktionsvertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrtergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.



Max Stern:

Rönigsallee im Mai

Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düssel

Band: 118. I Mai 1915

Die Fahne der Wallonen

Ein Kriegsroman aus Belgien von Nanny Lambrecht

III

In langen Schritten eilte Borgers nach seiner Trennung von den Kameraden die Lütticher Avenuen hinaus, um dann rechts in der Straße die grüne Kleinbahn nach dem Villenort Cointe zu besteigen. Steil ging es den grünen Waldberg hinauf. Zierliche Puppenhäuschen umsäumten den Weg. Die meisten standen leer, mit geschlossenen Läden, an denen Zettel klebten: »Wir bitten, nichts zu demolieren.«

Hier die Nummer des Doktorhauses. Treppen hinauf, Treppen kreuz und quer durch den hügeligen Garten — dann stand Borgers endlich vor der gelben Tür mit dem vergitterten Guckfensterchen. Klingklang ging die Schelle durchs stille Haus. Ein Hund bellte heiser.

»Bobbie!« riefen mehrere Stimmen drinnen, als gelte es, ein Raubtier zurückzuhalten.

Man öffnete. Eine Magd mit weißer Haube erschien. Sie musterte in heller Neugierde den deutschen Krieger, ehe sie ihn in das Antrittszimmer führte. Dann ging sie zu dem alten Doktorpaar hinüber und sagte: »Er hat trotzdem gute Augen.«

Borgers stand mitten in dem kleinen Zimmer und stieß mit dem Kopf fast gegen den Kronleuchter. Er bückte sich, und als er

auffah, stand Yvonne in der Zwischentür. Noch immer war sie in dem vorwurfsvollen schwarzen Gewand; schmal wie ein Strich hob sich die matte Haut des Nackens von dem glänzenden Schwarz ab.

Sie winkte ihn ins Nebenzimmer, das Sprechzimmer des Arztes, hinein. An die Fenster wogten die Bäume des Gartens. Ein grünes Zwieliht verschattete den Raum. Er sah die dunkle Gestalt in den Polsterjesseln des Doktors versinken.

»Bin ich zum Niedersitzen aufgefordert oder —?«

»Ich weiß ja nicht, ob Sie es wünschen,« antwortete sie leise.

»So feindlich, glauben Sie, daß unsre Unterredung sich gestalten wird?«

»Ich erwarte nichts andres.«

»Dann sind Sie überzeugt, nichts andres erwarten zu können.«

Die Gestalt schnellte etwas aus dem Polster auf, ein flüchtiger Schimmer zuckte in dem Blicke auf. Doch nur eine Sekunde, dann lag der Kopf wieder ruhig am Polster. Jedes leise Wort scharf betonend, sagte Yvonne: »Ich erwarte nur Höflichkeit.«

Er sah, daß sie die Augen schloß. Sie hörte einen dumpfen Schritt auf sich zukommen. Und hart wie Hammerschläge kamen seine Worte: »Baronesse, die Komödie des

Amonier ist ausgespielt. Sollte er sich etwa wieder auf Sainte-Barbe in ein gewisses Zimmer verstecken, so wird er sich jetzt nicht wieder herauswinden.«

Ihre Hand krampfte sich um die Sessellehne und lag blaß auf dem dunklen Leder. Sie atmete kurz und stoßweise durch den halbgeöffneten Mund. Aus seiner Drohung hörte sie die Warnung: Laß ihn nicht wieder nach Sainte-Barbe kommen!

Da mußte er hinhorchen, um sie zu verstehen. »Ich habe ihn retten müssen — um jeden Preis. Das werden Sie begreifen...«

Nein, das begriff er nicht. Hier — da — in seiner Brusttasche stecken die Finger, mit denen sie seine Liebesgefühle teilen muß. Und das ist's, was ihn aufbringt und seinen eifersüchtigen Zorn weckt: sie an einem solchen Manne hängen zu sehen, sie, die Dame, die nicht mit dem Volk in Berührung kommen will, ein Wesen aus Schaum und Luft. Er wär' imstande, diese Galerie schöner Frauen da vor ihr auszubreiten, ihr die Augen zu öffnen — nein, pfui, das wär' er nicht imstande. Und wenn er tausendmal jetzt auf Nimmerwiedersehen gehen muß. Macht nichts. Fort! Man läßt sich die Kugeln um den Kopf pfeifen, und die Baronesse aus Sainte-Barbe ist vergessen.

Er redete sich auf. Das war mal deutsch mit sich gesprochen. Er warf in ein paar kurzen Sätzen hin, was bei Visé geschehen war, daß man dem Amonier stark auf den Fersen sei, und daß er selbst morgen in Richtung Brüssel ausrücke. »Also aus dem Wallonischen ins Flämische. Die Bevölkerung dort wird uns günstiger gesinnt sein. Ist schließlich doch germanischer Bruderkamm, der unter den Merowingern auch mal deutscher Eroberer im Frankenreich gewesen ist. Wie wir es heute zu sein hoffen — nein, werden!« Es schüttelte ihn förmlich unter der Wucht seiner Worte, die er ihr hinwarf. Eine Selbstbefreiung war's, indem er ihr Leid zufügte.

Sie sagte ruhig aus der grünen Dämmerung heraus: »Ich stamme aus der Linie Pont-Neuve-Banuiden, habe also auch flämisches Blut.«

»Haben Sie das? Nun, dann ist dieses Blut bei Ihnen zu Wasser geworden.«

Sie war lautlos aus dem Sessel aufgestanden und ans Fenster getreten. »Es ist nicht gut mit Ihnen reden. Sie wollen ja

wohl recht, recht unangenehm sein, nicht wahr?«

»Ja, ich möchte den denkbar schlechtesten Eindruck hinterlassen. Hoffentlich sehen Sie mich nicht wieder. Beten Sie nur recht kräftig um den Sieg der Zuaven, Gurkhas und Singhalesen und des übrigen Gefindels, das wir ja jetzt vorgeführt bekommen. Ich habe die Ehre, mich als Barbar zu empfehlen.«

Eine kurze Verbeugung — da sah er ihre Hand, die sich ihm entgegenstreckte. Er erfaßte sie mit pressendem Druck, sein Kopf neigte sich nach ihr hin — da bog sie sich zurück in die Vorhänge hinein, als seine Lippen schon auf ihrer Hand lagen. Schnell entzog sie sie ihm. Und leise kamen ihre erregten Worte: »Der deutsche Eroberer will mehr, als wir geben können. Wir haben ihm Tür und Tor von Sainte-Barbe geöffnet, wir pflegen seine Verwundeten, wir ertragen ihn! Wir wollen nicht hassen. Wir lächeln, solange wir können. Jetzt kann ich nicht mehr. Und vor Ihnen will ich's nicht mehr. Das ist die Wahrheit. Ich bin von Sainte-Barbe weggegangen, weil ich's nicht mehr ertragen konnte. Ich floh vor dem Deutschen. Es zerrüttete mich. Das wissen Sie nun. Ich bin unglücklich, Ihnen das sagen zu müssen.« Und das Gesicht in die Vorhänge pressend, fügte sie hinzu: »Aber ich kann nicht mehr...«

Ein dumpfer, schwerer Schritt scholl gedämpft über den Teppich und entfernte sich — immer weiter. Dann klappte eine Tür zu.

Yvonne warf die Vorhänge auseinander und starrte mit erhitztem Gesicht ins Zimmer. Er war fort — fort. Morgen dem Feind entgegen. Nie wird sie ihn wiedersehen. Ihre Hände pressen sich an die Brust, ihr Lachen geht in ein stoßendes Schluchzen über. Nie, nie mehr wiedersehen...

Auf dem Tische lag noch seine Mütze. So war er fortgestürmt, wirt und verstört. Nun hielt sie die Mütze mit dem roten Rand in ihren zitternden Fingern, drinnen steckte seine Besuchskarte: Karl Maria Franz Borgers.

Aber dem Tische kniete sie zusammen. Das, was jetzt über sie kam, war stärker als ihre Nerven. Sie brüdete das Gesicht in die deutsche selbstgraue Mütze — es war ja Wahnsinn. Vor dem Deutschen floh sie, weil sie vor ihm flüchtete. Ein unsagbarer Schrecken trieb sie von ihm weg. Zwischen

ihnen stand die Trauer ihres Vaterlandes, stand das Blut der Pont-Neuve.

Und dann dachte sie in eifigem Erstarren, daß auch er dazwischenstand — Marcel.

Die Schelle ging wieder. Kam er zurück? Schnell steckte Yvonne die Besuchskarte in die Falte ihrer Bluse, ehe sie atemlos durch die Glastür in den Garten hinaushuschte. Man hörte nichts mehr. Ihre Hand lag auf der hochklopfenden Brust, wo sie die Karte in den Falten der Bluse fühlte. Charles Marie ... es glitt ihr von den Lippen ... Charles Marie ... Und ein andrer Name. Ein Gedanke trieb den andern in die Flucht. Marcel ... Wie war doch sein Drängen an jenem Abend im Schloß? Sie sollte sich ihm antrauen lassen, bevor er aus dem Schloß flüchtete. Sie klammerte sich jetzt an diesen Gedanken mit wilder, erlösender Freude. Die Trauung mußte jetzt stattfinden, jetzt — Marcel versprach Nachricht zu geben — sie mußte sich hinüberretten in diesen Gedanken: Marcel angehören, sich aller Rechte über sich begeben. Man nahm es streng im Stamme der Pont-Neuve. Dann wird sie zur Ruhe kommen. Sie muß nur die Kette fühlen, die sie fesselt. Nicht mehr vor- noch rückwärts können. So schlimm ist das jetzt schon in ihr. Oh, Schame dich, Yvonne de Pont-Neuve!

Sie hörte und sah nicht, was um sie vorging. Man schellte, man schellte wieder. Dann kamen Schritte durch den Garten über den Kiesweg, und ein greiser Kopf schob sich durch die Türspalte.

»Oh cher papa!«

Er nahm sie um die Hüfte und führte sie zu der Bank an der Gartenmauer. »Mon enfant, ich habe Nachricht von Marcel.«

Ihre Hand griff in das Weinlaub an der Mauer. »Von ihm selbst?«

»Zwar nicht, aber indirekt: durch Jehotté. Sie sind beide in Holland; ein Viehhändler brachte mir den Brief.«

»Was weiter?« fragte sie atemlos.

»Marcel will dich sehen.«

»Wo?«

»Wieder im Schloß. Er will in Verkleidung dorthin kommen.«

»Niemals! Ich bin gewarnt worden — man wird ihn dort abfangen. Niemals!«

»Das beruhigt mich um deinetwillen. Auch ich kann und werde es nicht mehr zugeben. Es wäre unehrenhaft.«

»Was wird cher papa nun tun?«

»Was wird Yvonne tun?«

Er mußte eine Weile auf ihre Antwort warten. Dann kam sie kurz und bestimmt: »Wir werden zu ihm nach Holland reisen. Ich werde ihm das gewähren, was er wünscht: ich will seine Frau werden.«

Ein todtiller Augenblick. Der Baron fragte nicht, er wollte keine Bekenntnisse. Yvonne de Pont-Neuve muß einmal Marcel de Pont-Neuve heiraten, das ist festgelegt. Ob das nun früher oder später erfolgt — was tut das?

»Dann müssen wir heute noch nach Holland hinüber. Ich werde sehen, daß ich Pässe bekomme. Bleibst du noch hier?«

»Nein, bring mich in die Avenue.«

»Komm, chérie!«

An der Kommandantur ließ man den Baron ohne Erlaubnisschein nicht ein. Da erblickte er in der Einfahrt einen Offizier, den er als den Adjutanten des Prinzen zu Lippe wiedererkannte. Durch den Doppelposten hindurch ging er auf diesen zu. Er vernahm, daß sowohl der Prinz als auch der Generalmajor bei Lüttich gefallen seien.

Der Adjutant nahm ihn mit zur Kommandantur und besorgte ihm auch die Pässe, auf die man sonst einige Tage warten mußte. Für Fahrgelegenheit nach Holland gab es freilich keine Auskunft und keine Möglichkeit. Doch in einem Zigarrengeschäft sagte man ihm, daß der Mann aus der Taverne »Bei der Leontine« täglich mit einem Breat nach Maastricht hinüberfähre.

Der Baron suchte die Taverne »Bei der Leontine« auf. Die frühere Besitzerin hatte vielleicht vor vierzig Jahren dort gewohnt. Der alte Name erhielt sich im Volke, sooft auch der Besitzer wechselte.

Der Breat fuhr um drei Uhr nachmittags; vier Stunden fuhr er — eine holprige, nicht ungefährliche Fahrt. Überall aus Busch und Heide sprang Wache vor, um die Papiere zu prüfen. Auf halbem Wege begegnete ihnen im Autobus ein Transport Verwundeter, der auf dem Wege nach Maastricht war. Man bot der Dame auf dem Breat einen Platz an. Ein Feldgrauer, den linken Arm unterm Gageverband, die rechte Hand umwidelt, brückte sich in die Ecke, schlicht und ritterlich tat er's, einer so feinen Dame durfte man doch nicht mit dem Stiefel nahekommen. Sie winkte ab und

klopfte ihm lächelnd aufs Knie. Geschäftig öffnete sie ihr Täschchen und steckte ihm die Taschen voll Pralinés; auch in den Mund schob sie ihm eins und nickte ihm lächelnd zu. Der Arme! Er war ganz hilflos.

Das Grauen zitterte ihr über den zarten Körper. Nun merkte sie erst, wie ihre ganze Seele in Aufruhr war. Traurig sank die Dämmerung über die blutdampfende Welt.

Da sah man Grenzpfähle und holländische Gendarmen und Damen der Erfrischungsstation. Endlich ein Land ohne Kampf, ein gastliches Land.

Der Baron hob seine Tochter aus dem Wagen. Er wird sie in Holland zurücklassen. Fern von den Greueln des Krieges. Sie würde darunter zusammenbrechen. Sie ist ja jetzt schon fast durchsichtig. Nur die Augen — als ob sie größer würden, je schmaler das Gesicht wurde.

Da stand sie noch und sah über die Grenzpfähle zurück, wo das belgische Zollhäuschen lag.

»Wieviel Uhr?« fragte sie.

»Sechs.«

Und leise kam es über ihre Lippen: »Dann wird man in St. Jean das Angelus läuten.« —

In Lüttich klang das Angelus. Der Ruf der Wache in den Straßen: »Halt! A droite! Rechts gehen!«

Im Phare blühte das Licht in den Spiegelscheiben auf. Das Restaurant füllte sich. An einem Tische vor dem Edsola sah man den blonden Kopf der Roten-Kreuz-Schwester, daneben den dunklen einer froherregt schwagenden kleinen Frau. Sie eiferte gegen den Mann, der vor ihr saß und den Arm in der schwarzen Binde hängen hatte, eiferte darüber, daß er behauptete, es sei vorchriftsmäßig, das Eiserne Kreuz, über das ab und zu sein stillerster Blick glitt, im Knopfloch zu tragen. Denn sie hätte es lieber ein bißchen auf die Brust geschoben, wie die stolzen Orden der belgischen Generäle.

Aber der Mann lächelte nur in dem ruhigen eisernen Troß der Mertens. Sie knuffte ihn in den stämmigen Nacken — er tat nie, wie sie wollte — und zupfte ihn am Schnurrbart. Wie einen Bären konnte man ihn zupfen. Er sprach ruhig mit Emma weiter.

Ein Offizier von der Verkehrstruppe trat ein, die Meldekarte am Koppel. Er be-

grüßte Willi Mertens: Donnerwetter, schon wieder aufgetafelt? Ach nee, noch den Arm im Leichenblatt. Was? Nächsten Monat wieder hinter der Front? Bravo!

Honorine ist wütend, er soll doch mal warten, vielleicht ist der Krieg nächsten Monat schon zu Ende. In Gottes Namen sollen die Deutschen nur Brüssel nehmen und dann Schluß machen.

Der Offizier bückte sich zu Willi Mertens und flüsterte ihm zu: »Komme sieben aus Kommandantur, brachte Meldung vom Generalstab. Borgers muß diese Nacht noch zur Vorhut bei Tirlemont stoßen. Dominik geht mit, auch noch zwei Fliegeroffiziere.« Dann grüßte er die Damen und schlängelte sich tiefer ins Lokal hinein zum Abendtisch in der Grotte.

»Da kommt auch Borgers,« rief Emma und bestellte sich noch ein Dedelglas.

In Willi Mertens strahlte es auf, daß er den Freund wieder sah. Er hob den Arm und winkte ihn heran. Zwischen den Tischen durch schob sich der Große. Unterwegs hängte er die Mütze an den Garderobenständer. Da sah man, wie kaltweiß seine Stirn war. Hastig, fast verlegen strich er sich darüber hin.

Willi Mertens schob ihm einen Stuhl neben sich. »Mit der Sommerfrische ist es ex — wie? Heute nacht marschieren. Glücklicher Kerl!«

Borgers suchte seine Beine unterm Tisch unterzubringen. »Herr du mein! Höchste Zeit. Scheußlich, dieses zivilistische Herumkilometern in der Geographie. Kellner, ein Pils!«

Emma sah ihn aufmerksam an. Auch Willi bemerkte etwas. Der sprühende Übermut in dem Gesicht fehlte, das Angriffs-lustige. Borgers empfand, daß man ihn auf Bistier nahm, und es war ihm wenig angenehm dabei zumute.

»Dominik hat auch versprochen, zu kommen,« sagte Willi Mertens.

»Na, weißt du, ein Kerl, der sich in der Gefechtspause die Nägel pudt,« trumpfte Borgers kampflustig heraus.

»Hat sich aber brav bei Lüttich gehalten.«

»Hat er. Prost!«

»Da ist er!« rief Emma. »Dominikchen, hier an meine grüne Seite!«

»Herrschaften — es wird marschiert. Gloria, Viktoria! — Garçon, ein Munich!«

»Schnable doch nicht welsch!« brummte Willi Mertens.

»Schnabelft doch auch welsch mit gnä' Frau.«

»Honorine, spreche ich mit dir Französisch?«

»Du nit mit mich, ich äwer mit dich!«

»Hört ihr, sie spricht sogar Decher« (Nachener).

»Blasse Renommage!« sagte Dominik. Emma packte ihn beim Arm und zog ihn neben sich. Borgers breitete die Generalstabskarte vor sich aus und zeichnete mit dem Bleistift die Marschlinie nach, die sie zur Nacht zu nehmen hatten. Tongeren—Sankt Trond—Tirlemont.

»Auf Tirlemont zu sind sie den Käppis hitzig auf der Fährte. Ich hoffe, wir kommen noch frühzeitig, um auch noch etwas Arbeit zu schaffen.«

Auch Willi bückte sich über die Karte: »Das letzte Atemholen vor Brüssel.«

»Nee, noch Löwen.«

»Und dann Brüssel.«

»Ja, und dann Brüssel.«

Willi Mertens schlug ihm auf die Schulter: »Mensch, hab' doch Feuer!«

Da nahm Borgers sein Glas in die Faust und schwang es. In seinen Augen stand wieder das metallische Blitzen dreistühner Angriffslust: »Das Feuer liegt doch nicht im Mund, das liegt tiefer — im vaterländischen Haß. Darauf wollen wir anstoßen — auf den ewigen Haß. Prost! Gloria, Vittoria!«

»Gloria, Vittoria!« klang's da auch draußen von einem Trupp vorüberziehender Grenadiere:

»Gloria, Vittoria, im Walde die Vöglein,
Sie sangen, sangen, sangen so wunder-wunder-schön.

In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn ...«

Die Gläser sanken auf den Tisch zurück, mit hartem, trockenem Prall ... »In der Heimat, in der Heimat ...«

Borgers stand schnell auf. »Kommen Sie, Dominik! Um acht Uhr Parole holen.«

Der Abend dunkelte schon stark. Die Straßen waren leer. Nur noch vereinzelter Militär ließ sich sehen. Und fern verhallte der Gleichschritt der Grenadiere.

In den Hauptstraßen blühten an den Fenstern die Lichter auf. Jedes Haus mußte die

ganze Nacht hindurch bei offenen Türen beleuchtet bleiben. Blizende Lichterreihen spannen sich da durch den sinkenden Abend, wie Kerzen am Katafalk.

Der Schritt der Wache klatzte auf dem Pflaster. Zwei Mann der Besatzung mit zwei der Bürgerwehr. Der eine voran mit der Laterne, daß der Schein langhin über das Pflaster streifte.

Und von fern noch immer klang das Lied der Grenadiere herüber:

»In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn ...«

Die Nacht sank über Lüttich.

Wie ein finsterner Schlund gähnte die Nacht. Ein Brummen und Murren zog durch die Luft. Geschützdonner? Nein — ein Blizschlag. Das war Himmelsdonner. Die Luft lastete schwül und erstickend. Zudenber Feuerschein zerriß das Gewölk. Dann fielen schwere Tropfen, und nun goß es herab in Strömen. Blitz und Donner — Schüsse und Geschüßsalven — Erde und Luft in Aufruhr.

Der fünfzigpferdige Kraftwagen sauste mit den Offizieren dahin — ohne Licht, denn auf der Straße nach St. Trond kamen noch immer feindliche Überfälle vor. Die deutschen Truppen waren bis zehn Kilometer vor Tirlemont vorgeschoben; irgendwo bei St. Trond hatte sich der Generalstab einquartiert. Dort sollten die Offiziere nähere Befehle einholen.

»Vorsicht!« — »Langsam fahren!« Eine dunkle Masse schleifte sich da auf der Landstraße hin, eine lange Wagenkette. Der Fliegerpark. Die Fliegeroffiziere springen ab und verteilen sich zwischen die Wagen. Ruf, Anruf, Parole. Triefend vor Nässe kommen sie zurück, ein Melbereiter mit ihnen. Er berichtet, daß die Artillerie bis an den Bauch im Schlamm feststehe. Sein Gaul dampft. Der Blitz zuckt über ihm und erhellt taghell den Umkreis. Neben dem Gaul steht ein Infanteriehauptmann. Borgers erkennt den Führer seiner Kompanie, Hauptmann von Kracht. Er springt auf und macht Meldung. Aber man hört ihn nicht; Wind und Regen schnappen die Worte weg. Und wieder Donnern, Krachen, Raseln. Man unterscheidet nicht mehr, ob es Schüsse sind oder Gewitter.

Neben Borgers sank Hauptmann von

Kracht auf den Sitz und schrie ihm zu, der Generalfstab sei in einer Scheuer, dort gleich in dem Gehöft am Bach, untergebracht. Avanti!

»Geht nicht!« kam eine Stimme aus der Nacht. Der Motor surrte.

»Püß, ankurbeln!«

»Tut's nicht mehr!« Tösend surrte der Motor, aber der Wagen kam nicht von der Stelle.

»Donnerwetter! Wir müssen doch zwischen den Wagen heraus.«

»Die Räder greifen nicht mehr in dem aufgeweichten Weg.« Die Offiziere sprangen ab und schoben an dem Wagen.

»Sler raus! Motor laufen lassen!«

Die Räder glitschten durch den Schlamm, daß der Lehm spritzte. Borgers tastete sich auf die Bagagewagen zu. »Hat einer da eine Kette verstaute?«

Rasselnd flog ihm eine Kette zu, und auch Püß trieb eine auf. Man wand die Ketten um die Räder. Jetzt griffen sie ein. Avanti! Zäh platschte der Schlamm um die Radspeichen. Langsam froch der Wagen zwischen der Kolonne durch. Der nasse Wind zischte nur so in die Gesichter. Mitten hinein in einen Reitertrupp fuhr der Wagen. Die Rosse schlugen mit der Hinterhand aus. Halt! Mitten im Weg ein Artilleriefuhrwerk eingeknallt. Laterne anzünden! Vorspann! Wie die Stränge raseln! Acht Säule stampfen an. Vrr! Hü! Blitzschlag — wieder einer — noch einer. Der ganze Himmel steht in Flammen, und in dem sekundenlangen Schein enthüllt sich ein wüstes Bild von ineinandergeschobenen Wagen, Reitern, Mannschaften, Motorfahrern.

»Hierher, Borgers!« rief einer. Da schlug die Finsternis wieder ihre grauenhaften Schatten, und eingeschludt von der Nacht war der Rufer. Franz Borgers versuchte in die Richtung nach dem Rufer zu vorzubringen, er glaubte den Wachtmeister seiner Kompanie erkannt zu haben. Da — ein Schuß von der Spitze her, offenbar ein Signalschuß. In die eingeleitete Masse kam Bewegung. Die Zurufe wurden zum Gebüll. Einer verstand den andern nicht. Jrgendwo aus der tobenden Nacht kamen stoßweise abgerissene Trompetentöne. Dann wurden sie deutlicher. Haltblasen! Halt! Ein wälzendes, pochenbes, dumpfdröhnendes

Geräusch näherte sich mehr und mehr von der Spitze her. Man drängte zurück, immer dichter aufeinander, wie zusammengestampft.

Jemand griff Borgers an den Arm, stolperte und klammerte sich an den Hüften fest.

»Wer da?« rief die Stimme des Hauptmanns von Kracht.

»Borgers. Sind Sie das, Herr Hauptmann?«

»Jawohl. Die Vorhut von Tirlumont her scheint zurückzudrängen, wir dürfen nicht weiter vor, wir zermalmen uns ja gegenseitig.«

Ein Schub, ein Stoß. Die ganze Kolonne kam ins Wanken. Brust an Brust gepreßt stand die Mannschaft, eingestemmt zwischen Wagen und Pferden.

Und die Nacht lag auf ihnen allen, daß keiner den andern sah. In eifigen Strömen fiel der Regen. Von den Helmen tropfte es, in den Mund lief ihnen das Wasser, bis auf die Haut wurden sie durchnäßt. Und noch immer durfte man kein Glied rühren. So wartend standen sie die langen, bangen Stunden der Gewitternacht. Dabei die entsetzliche marternbe Unruhe. Was war geschehen? Ging man zurück? Warum die Vorhut zurückgeworfen? Noch ab und zu das lautlose Zucken der Blitze — kein Donner mehr.

Die Stimme des Hauptmanns flüsterte Franz Borgers nahe am Ohre: »Augen auf! Was ist das über uns? Kein Blitz. Sehen Sie?«

In dem schwarzen Gewölk bewegte sich ein irrlichternder Schein, wie Sternschnuppen, dazwischen wirbelnde, glitzernde Bälle.

»Lichtsignale —«

»Bitte, Leuchtkugeln!«

»Flieger über uns — Sapperment! Die Laterne aus!«

Jetzt hörte man das Surren, als kreise es dicht über den Köpfen. Man hielt den Atem an, man erwartete jeden Augenblick den Niedergang einer Bombe. — Licht drüben im Feld? Wahrhaftig, die Laterne. Welcher Teufelskerl — Arrst! Krach! ging auch schon eine Bombe nieder. Verlöscht war der Schein im Feld. Ein Artillerist hatte sich aus dem angestauten Tumult herausgezwängt, die Laterne weit ins Feld, von der bedrohten Landstraße weg, abgestellt und dem Flieger so ein falsches Ziel gegeben.

Aller Blide bohrten sich noch starr ins

Feld hinein. Da sahen sie es tief und schaurig in der Nacht, glühende Streifbogen durchs Gewölk — weit, ganz weit. Und vom Boden auf schwelte eine gelbe, rauchige Flamme. Ein Gladerschein mitten drin — das hohle Echo eines fernen dumpfen Knalls. Plötzlich eine Sprühflut von Flammen. Ein lodern der Riesenbrand-Hochöfen. Mitten darin ragte ein schwarzer Koloß auf: ein Turm — Herrgott, man sah ihn schwanken — die Dachspitze abgebrochen wie ein Zuderhut; dann schlug das Gemäuer in sich zusammen. Und als berste die Erde, schoß nun ein Höllenschlund auf, verbräunte mit Feuer und blutroter Glut den nächtlichen Horizont, goß die leuchtenden Raketen über die nächsten Dächer — eine ganze Straße war illuminiert von brandrotem Licht. Ein brennender Giebel, aus zwei, drei Häusern schlugen gleißende Flammen — ein Dorf stand in rauchigem Feuer.

Und weiter über den dunklen Horizont ergoß sich der glutende Schein. Auf der bedrängten Landstraße wurde es licht. Die Spitze löste sich aus dem Gezwänge und schob sich vor. Die Pferde wieherten gellos und wurden unruhig.

Leutnant Dominik stand hoch auf einem Munitionswagen und winkte Borgers zu. Der stieg über eine Lafette. Rufe und Befehle schwirrten durcheinander.

»Herr Hauptmann!«

»Ach Sie, Wachtmeister?«

»Habe wichtige Meldung.«

»Generalsstab?«

»Jawohl, Herr Hauptmann. Feindliche Gelbbatterien sind kurz hinter St. Trond in den Wald versprengt. Es besteht Gefahr, daß sie der neunten Kompagnie, die weit auf Tirlemont zu vorgeschoben ist, in den Rücken fallen.«

»Stehen also dort, wo das Dorf brennt?«

»Nein, Herr Hauptmann, das ist vor dem Fluß. Die Neunte hat aber schon den Fluß überschritten.«

»Donnerwetter, doch nicht etwa —?«

»Belgische Jäger, die ihre Gelbbatterien rauschauen wollen.«

»Mein lieber Wachtmeister, dann ist eben unsre Neunte von der Nachhut abgeschnitten, regelhaft abgeschnitten!«

»Jawohl, Herr Hauptmann.«

»Ihr Jawohl klingt sehr nett, mein Lieber.«

»Befehl ist, daß die hierher zurückgebrängte Vorhut mit Herrn Oberleutnant Bleichwanger unverzüglich zwischen dem brennenden Dorf einerseits und den feindlichen Gelbbatterien anderseits vorgehen soll.«

»Reil eintreiben, die neunte Kompagnie deden!«

»Zu Befehl!«

»Schön, aber wo in diesem Wurstkeßel den Oberleutnant Bleichwanger hernehmen? — Heda, Borgers!« Ein paar kurze, schnelle Sätze. Borgers sollte an Stelle des Oberleutnants die Führung übernehmen und die Vorhut sammeln.

»Ein Trompeter da?«

»Trompeter! Trompeter!« klang es in Rufen durch die gluthelle Nacht. — »Hier! Trompeter zur Stelle!« — »Zum Sammeln blasen!«

Es schmettert vom Kapellchen her, das an eine Schieferwand angebaut ist. Sammelt euch, sammelt euch, Tärätäräääh ...

Franz Borgers stand in dem Gewimmel. Drängte dann mit seinen Leuten durch. Sie erkannten einander durch Zuruf. Ein paar von ihren Regimentern abgekommene Mann sprangen ein. Vorwärts in geschlossenem Zug!

Am Kapellchen vorbei rechts hinunter in die Talsenkung. Links das brennende Dorf lassen, wo die feindlichen Jäger sich schlagen.

»Darauf achten, daß wir das brennende Dorf links behalten!« rief Borgers den Gefreiten, der als Flügelmann schritt, an.

»Dann haben wir gleich den Wald in Sicht.«

Eine dunkle Masse — der Wald? Nein, ein Gehöft. Auch nicht, eine hohe Hecke.

»Achtung auf die Hecke!«

Der Gefreite erbot sich, bis zur Hecke hinaufzuziehen und auszulauern. Er kam mit der Meldung zurück, daß hinter der Hecke ein Geschütz eingegraben gewesen sei, ein höhlenartiges Loch im Boden sei noch da, aber das Terrain sei frei. Doch führe eine schmale Raderspur in den Wald hinein.

Borgers ließ zu einer langen Paarreihe antreten, um den Wald abzusuchen. Der Gefreite blieb mit einigen Mann wachend hinter der Hecke zurück.

Der Widerschein der Glut aus dem Dorfbrand lag auf der dumpf rauschenden Baummasse des Waldes und siderte durch die Wipfel auf den Moosboden nieder. Eine

türkische Walddämmerung; rote Schlaglichter fuhren wie blutleuchtende Zungen über die Stämme, und die Schatten wirrten gespenstisch, wenn die Äste unter den Windstößen sich bogen. Lauernde Stille, eine purpurne Finsternis, wie von glühenden Augen durchbohrt — als strede sich nun plötzlich hinter jedem Stamm ein drohender Gewehrlauf hervor.

Ganz leise kam Borgers' Kommando: »Halt! Vorderreihe rechts! Hinterreihe links!«

Rücken an Rücken standen sie nun aneinander. So schoben sie sich in den Wald hinein, Rücken an Rücken, die Hinterreihe rückwärts der Vorderreihe nachschreitend. Beide Gewehr im Arm, schußbereit, scharf auslugend und so vorwärts und rückwärts vor Überfall sicher. Nur schrittweise schoben sie sich weiter, vorsichtig, tastend, langsam, mit stierenden Blicken und leuchendem Atem. Ein Schlehdornestrüpp. »Achtung! Gewehr zum Schuß!« — Nichts. Weiter! Eine Rinne. Das Wasser fiederte hindurch. Wahrscheinlich eine Zuflußader zu dem Flusse, den die Neunte überschritten hatte. Augen auf! Denn ein Flußlauf ist immer eine führende Spur. Vielleicht daß hier herauf die Jäger sich von dem zusammengeschossenen Dorf her zu den Batterien hin entwickeln.

Borgers winkte, stehenzubleiben, glitt die kleine Böschung hinunter, stand im Wasser und schlich vorsichtig durch die Furt tiefer ins Gehölz, eingebuddt in den Wasserlauf, so daß seine Knie naß wurden. Ein Nieseln und Schütteln ging durch die Bäume, es tropfte wie Regenschauer nieder. Obacht! Was war das? Horchen. Wieder Stille. Seine Blicke stierten auf einen Punkt. An einem Baumstamm an der Böschung eine Fede oder ein Busch — ein merkwürdiger Busch, zusammengeflochten und mit Stangen gestützt.

Teufel! Das stimmt nicht. Ein Auslug, ein Versteck, eine Patrouillendeckung, irgend so etwas.

Jetzt schleunigst aus dem Wasser heraus, es verriet den Schritt. Mit gespreizten Beinen, eins links auf dem Rand, eins rechts auf dem Rand, und so langausholend kam Borgers im Schnedengang voran. Wenn unter seinem Fuß Geröll abbröckelte, legte er sich seitwärts lang hin und lauerte; aber

nichts regte sich. Ließ man ihn da hinter dem unheimlichen Busch auf Schußweite herankommen?

Sein Herz begann rasend zu trommeln. Furcht? Pah! Ganz und gar nicht. Fürchtet einer, der die wilde Entschlossenheit in sich trägt, für sein Vaterland zu sterben? An dem Lande sich zu rächen, in dem der Haß einer Frau sich verbirgt? Herrgott, aber die Nerven zuden, wenn man da denken muß: Du siehst nichts, aber sie sehen dich; zielen auf dich, und du merkst nichts; siehst nichts, bis du eben umfällst.

Jetzt ist er in Schußweite. Na? ... Es geschieht nichts. Nun denn mit ein paar Sprüngen vor. Das Laub raschelt, das Geröll stürzt. Den Busch springt er an — noch immer nichts. Jetzt — Hurra, hinter den Busch! Ein Kerl sitzt da, vornübergebeugt, mit der Nase fast in der Buschwand, und hält einen Schalltrichter ans Ohr. Offenbar ein Feldtelephonist. Die Drahtschnur war um den Baumstamm gewickelt und lief von dort weiter von Stamm zu Stamm.

Borgers' Faust fuhr ihm ins Genick und riß ihn zurück. Und gleichzeitig die Hand auf den Mund pressend, um einen verräterischen Schrei zu verhindern — Allmächtiger! — Eiskalt — schauerhaft kalt. Der Mann ist tot. Er verharrte noch in der Stellung, wie ihn die Kugel traf, vielleicht eine verirrte Kugel aus den eignen Reihen. Den Hörer hatte er fest in die erstarrten Hände gepreßt.

Borgers versuchte den Fingern den Hörer zu entreißen. Sprach nicht einer schon in den Apparat? Ein Rud — hinter Borgers sank der tote Körper in die Flußrinne.

Er nahm den Hörer ans Ohr. Eine ferne Stimme verlas eintönig einen Armeebefehl. Dann eine Pause; eine andre Stimme fragte: »Sind Sie noch da?«

»Oui, oui,« antwortete Borgers.

Die Stimme fiel ihm aber schon ins Wort: »Die Gelbbatterien haben sich unter allen Umständen ruhig zu verhalten, bis die Jäger die Verbindung mit der Flußrinne hergestellt haben. Dann scheinbarer Rückzug in den Wald. Der Feind folgt. Waldkampf mit völliger Vernichtung des Verfolgers. Maschinengewehre in die Bäume placieren. Feind bis zum Morgen halten, dann Verstärkung. Verstanden?

Diese Verstärkung bricht von Tirlemont durch über Meerwinden und zum Wald hin. Gelingt es nun auch den Jägern, süßlich die Verbindung zum Wald herzustellen, dann ist die Umfassungslinie brillant geschlossen, und der deutsche Vormarsch, der den Fluß überschritten hat und auf Wavern zugeht, völlig abgeschnitten. Verstanden? Unsere vereinigten Truppen wenden sich dann der deutschen Nachhut zu und werfen sie auf Lüttich zurück. Teilen Sie diesen Operationsplan unverzüglich Ihrem Führer mit. Ihr habt zu kämpfen mit dem Ziel Lüttich! Vergeßt das feine Augenblid! Ein französisches Hilfskorps ist unterwegs. Verstanden? Parole: Der König will's! — Verstehen Sie denn? Machen Sie doch Ihren Mund auf! — Parbleu! Wer dort?»

Da bröhlte Borgers' Stimme in den Apparat: »Hier Deutschland! Au revoir à Bruxelles!«

Damit warf er den Hörer hin und redete die Arme, als wollte er den Himmel herunterholen. Karl Maria Franz, nun verleugne dein Naturell nicht! Alles mit Humor und Kraft. Zunächst mal diese Klingelschnur da ausnützen. Leitung herstellen bis zum Generalstab da irgendwo in einer Scheune bei St. Trond. Zurück zu den Leuten. Ob da wer ein Oberelektrizitätsprofessor ist? — Wie? Was? Ausgerechnet ein Kölner. Her mit dem kölsche Jung! »Na, Sie Edison, können Sie es schaffen?«

»Ich han mich doch in de Fabrikation von Rölle manch unschölbigen Dahler verdient.«

»Se will sage, in de Fortifikation,« verbesserte sein Hintermann.

Los denn: den Draht umleiten, Hilfsmannschaft von der Wache an der Fede herholen. Die andern sollen sich in größeren Zwischenräumen rechts und links die Flußrinne hinauf und hinunter entwickeln, der linke Zug mit dem Visier aufs brennende Dorf, und die Jäger aufs Korn nehmen. Der rechte soll die Stellung der Feldbatterien beobachten, aber nicht früher los schlagen, bis ein zweimaliger kurzer Pfiff ertönt. Ein langgezogener Pfiff bedeutet: Halt, hinlegen! Drei Pfiffe: Seitengewehr aufpflanzen!

So. Jetzt in die Stellungen, leise, auf allen vieren kriechend, und ohne Laut. Das soll ein Gang werden!

Der Wind stürmte durch die nassen

Bäume. Ein Rieselnd und Tröpfeln und Knacken ging durch den finsternen Wald. Prachtdoll! So konnten die Leute unter den Geräuschen, ohne sich zu verraten, in ihre Stellung gelangen. Freilich konnte sich auch ebenso unbeobachtet die feindliche Patrouille, die doch sicher vor den Stellungen der Feldbatterie herstrich, heranschleichen. Also Augen auf, Ohren auf! Jeder Nerv mußte arbeiten.

Von Baum zu Baum glitt es; nichts war zu hören als das leise Sinken der Drähte. Dann meldete der Posten, daß die Leitung von Pionieren weitergeführt werde. — Und dann rief man vom deutschen Generalstab her an. Der Gefreite stand am Apparat. Borgers hatte sich mit den Leuten schon links hin nach dem brennenden Dorf zu entwicelt. Der letzte, am weitesten vorgeschobene Mann erkletterte eine Telegraphenstange und beobachtete von dort aus den Verlauf des Scharmügels am Dorf und das Manöver. Sein Bericht wurde von Mann zu Mann flüsternd weitergegeben bis zum Feldtelephon und dort weiter an den Generalstab. Inzwischen zeichnete der Gefreite beim Scheinchen seines Taschenfeuerzeugs eine Terraintarte mit den feindlichen Stellungen in sein Notizbuch, wie sie nach den gemachten Angaben vorausszusehen waren.

Bis zum Knie standen die Leute unterdes in der Rinne im Wasser, still, fast unbeweglich in Schützenlinie. Rauchen durften sie nicht. Lange Stunden vergingen so in tödlich lauernder Nacht. Da hielt's der Nebemann eines Kölners nicht mehr aus und spann eine geflüsterte Unterhaltung an. »Du! Was hat denn de Kölsche in der Fortifikation geschafft?«

»Hör die Jungs Raffi uffjeschütt und wat Fettiges jeholt.«

»Wat Fettiges?«

»Wurscht.«

Wieder Stille. Flüsternd von Mund zu Mund kam die Meldung von rechts aus dem Wald heraus; an der unteren Flußrinne, da, wo das Wasser zu einem kleinen Weiher zusammenfließt, werde es unruhig.

»Ich gläub,« raunte der Kölner, »wenn der Führer nu net bald flöt', jeht minge Flint von selbst los.«

Ein Schritt kam durch die Rinne, daß das Wasser klatschte. Mit einem Rud lagen die Gewehre am Gesicht.

»Kronprinz!« flüsterte Borgers, der daherkam, die Parole. Er ging rechts die Schützenlinie ab. Man empfing ihn dort in großer Unruhe. Deutlich hörte man stappende Schritte durch den Wald dem Weiher immer näher kommen. Laufend lagen die Leute. Der Atem stockte. Den dichten Baumbestand umhüllte rabenschwarze Finsternis. Da — fauchende Atemstöße. Was war's? Schnauben — Herrgott, Pferde, die nähertrabten. Dumpsprallende Fußschläge, in langsamem Trott. Keine Stimme, kein Kommando. Unheimliches, stummes, wuchtiges Näherkommen.

Ob das eine Kavalleriepatrouille war? Borgers legte sich flach hin, das Ohr auf die Erde gedrückt. Eigentlich ein verdammt klobiger Trott für Kavalleriepferde. — Na, da haben wir's ja. Reiten an den Weiher ran. Schnauben, Prusten, Saufen. Führen die Pferde zur Tränke. Also Gespanne. Offenbar die Bespannung der irgendwo eingebuddelten Geschütze. Die Pferde schafft man natürlich im Abstand von den Geschützen in Dedung. Hat man aber erst den Pferdebestand, braucht man die Batterie nicht mehr weit zu suchen. Hurra! Hätte man schon den Hamster im Bau! Noch bevor die Jäger ihn durch ihr Geknalle zur Attade rufen. Das wär's!

»Sollen wir lospringen und die Kerle abfangen?« wisperte tatendurstig der Flügelmann.

»Nicht mudsen!« herrschte ihn Borgers an.

Freiwilliger vor! Dem Pferdetrott nachschleichen, die Stellung erkunden. Da war's der Flügelmann, der auf Händen und Füßen dem Gestampfe nachtroch. Borgers rief ihm die Parole des Feindes nach: »Der König befehlt's!«

Trampf, Trampf — und der Kriechende hinter ihnen her. Tiefer in den Wald. Und dann in einem weiten Bogen um ein Hindernis. Der Flügelmann tastete gegen raues Holz, gegen gefällte, übereinandergelegte Baumstämme. Eine Lichtung wurde frei, durch die ein vom Gewitter gereinigter Himmel herniederblaute. Ein Unterstand für die Pferde, mit Ästen überdeckt.

Eben wollte der Soldat über die Baumstämme hinwegklettern, als sich auf der andern Seite ein belgischer Wachtposten emporhob: »Qui vive?«

Schnell duckte sich der Deutsche ins Dunkel zurück, und halblaut rief er hinüber: »Le roi l'ordonne!«

Aber damit ist sein Latein auch aus. Wenn der Posten mehr von ihm wissen wollte, mußte er schon seinen Ploetz nachschlagen. Dem Posten schien's denn auch nicht geheuer vorzukommen. Schnell beugte er sich herab, da saß ihm der Deutsche aber schon an der Kehle und zerrte ihn herunter, bevor der schwächliche Belgier Laut geben konnte. Einen Augenblick zuckte er noch, dann streckte er sich — nichts mehr.

Drüben koppelten sie die Pferde an. Das Geräusch, das von dort herüberdrang, schluckte das letzte Köcheln des kurzen wilden Kampfes auf. Wie betäubt stand der Deutsche, fast hätte er vor Entsetzen losgeschrien. Was war das —? Einen Menschen hatte er erwürgt? Still, nur still! Der Krieg kennt keine Bedenken, kein Zaudern.

Er bückte sich zu dem Toten herab, setzte dessen Köppi auf, zog seinen mantelartigen Rock an. Denn jetzt galt es noch die Stellung der Batterien zu erkunden, bevor die Wache vermisst wurde.

An dem Holzstapel tastete er sich entlang. Stämme waren da die ganze Strecke hinuntergelegt, einer an den andern. Ob sie die Furt zu den Batterien hin vorstellten? Es war nicht nur wahrscheinlich, es war gewiß.

Darum flink zurück zur Meldung. Wieder die Stämme entlang getastet, bis zu dem, der da stumm am Boden lag. O Gott, man wird ein Wilber in seinen Empfindungen.

Er warf sich auf die Erde und suchte mit tastenden Händen die Fußspur der Pferde auf dem Waldboden ab. Auf diesem Wege mußte er wieder zurück. Obacht! Wenn er abirrte, konnte er sein Testament machen.

Auf halbem Wege krabbelte ihm etwas entgegen. »Qui vive?« rief er vorsichtshalber.

Eine Hand griff ihm an den Stiefel und fühlte das schwere deutsche Schuhzeug. »Nu hätt der Quasselkopp schon sein Dütsch verlernt,« grunzte der Kölsche. Aus Besorgnis, daß der »Geflügelmann« abgeirrt sei, hatte man ihm den Kölner nachgeschickt.

Von der linken Schützenreihe war inzwischen Bericht eingetroffen, daß die Jäger den Durchbruch zum Walde erzwungen hätten und schon an der Mühle kämpften.

Jetzt galt's, die Feldbatterien außer Tätigkeit zu bringen, bevor die Jäger noch den Wald erreichten. Vor Morgengrauen, wo Verstärkungen der Belgier zu erwarten waren, mußte das Werk getan sein.

Der Generalstab fragte an, ob Unterstützung erwünscht sei.

»Wir schaffen's allein,« hatte Borgers rücktelephonieren lassen.

Die Mannschaften an der Fede wurden mit der Schützenlinie links zusammengezogen. Mit diesen hieß es lautlos bis zum Pferdestand vorzugehen und ohne Schuß Wache und Bedienungsmannschaft zu umzingeln. Der Gefreite übernahm das Kommando über die linke Schützenlinie, die in der Flußrinne dem ersten Anprall der Jäger standhalten sollte.

Am Telefon löste den Gefreiten der »Kölner Edison« ab. Mürrisch setzte er sich an den Apparat, denn mitdraufgehen war ihm lieber gewesen.

Die andern verschwanden im Waldbunkel. Borgers schickte den Flügelmann in Käppi und Mantelrock mit dem Befehl vor, die Wache am Holzstoß zu markieren und den feindlichen Stand so lange zu täuschen, bis der Pferdestand umgangen wäre.

Und der saß nun da auf den Stämmen, eingebuddt, die Sehnen zum Zerreißen gespannt. Das Schurfen und Rascheln der anrückenden Kameraden kam näher. Da spazierte von der andern Seite des Standes der zweite Posten daher und rief ihn an, ob er nichts höre.

»Non,« brummte der Flügelmann.

»Du schläfst wohl?«

Da stand ihm der Gewehrlauf auf der Brust. »Levez les mains!«

Die Stimme des capitaine vom Pferdestand her. Ein Gluch. Was geht dort vor? Taucht da was auf — graue Uniformen, da — dort — zwischen den Pferden ... Levez les mains!

Borgers legte dem Offizier die Hand auf die Schulter. »Widerstand ist unnütz, Sie sind umzingelt.«

Der capitaine sah sie rechts und links um sich auftauchen, suchte die Schulter und schnallte seinen Degen ab.

»Befehlen Sie Ihren Leuten, daß kein Schuß abgegeben wird!« forderte Borgers.

In den Augen des capitaine bligte es auf. Ah — so ist das gemeint? Und er

griff unter den Waffenrock und feuerte die Pistole auf Borgers ab. Der schlug ihm die Hand beiseite; der Schuß hallte in den Wald. Wütend fiel die Mannschaft über den Belgier her. Ein Kolbenschlag und er sank um. — Aber nun war drüben in der Finsternis das Geschütz alarmiert worden. »Qui vive?« Und schon zischte es los, wie ein Wasserstrahl durch das Baumlaub. Ein knatternder Feuerbogen wölbte sich durch knadende Äste und zerschnitt die Luft mit dem dumpfheiseren Schrei einer Heulsirene. Eine schwefelnde Dampfsäule erhob sich, baumhoch spritzte die aufgewühlte Erde empor. Steine, Eisenstücke, glühende Kohle sausten in die Bäume hinein und senkten die Wipfel an. Weithin ergoß sich ein Stein- und Eisenhagel und schlug einen Feldgrauen nieder.

»Jung, Jung, nimm mich mit!« brüllte einer auf, griff hilfesuchend um sich, griff aber nur in die leere Nacht. Die andern stoben wie eine rasende Jagdmeute davon und verschwanden in den Schrednissen der brüllenden Finsternis.

Sturm auf die Batterie. Sei, sie sind unter dem Schußbogen, die Granaten treffen über sie hinweg. Und nun weiß man wenigstens, woher es funkt. Viktoria! Knapp am Walbrand. »Qui vive?« — »Le roi l'ordonne!« — »Freund oder Feind?« Man schüttelt sich, schreit sich an: Qui vive? — Freund oder Feind? — Parole! — Wer da? — Kronprinz! — Hurra!

Sier die Verschanzung, der Unterstand für die Bedienungsmannschaft. Es krabbelt heraus, Kopf an Kopf — überrascht. Schießt hinein! Schießt! Wehrlos, abgeschossen wie eingekreistes Wild.

Ergebt euch! — Maudits Prussiens! — Plötzlich kommt vom Dach des Unterstands ein wilder Kugelregen herab. Die Belgier sind dort durchgebrochen und schießen nun blindlings ins Dunkel, schießen mit hitzigem Schnellfeuer, pausenlos. Aber die Grauen werfen sich mit ihren Leibern in den Kugelregen, so nahe, daß der Feind nicht mehr das Gewehr richten kann. Aufgepflanzt das Basonett!

Auf den Unterstand. Freund und Feind. Stich und Hieb. Mörderisches Geschrei. Halt! Parole Kronprinz! Jung, bist du das? Krach, knad! Der Unterstand bricht zusammen und begräbt unter sich einen wim-

mernden Haufen — man weiß nicht, ob Feind oder Freund.

»Seigneur!« stöhnt's herauf:

»Oh ma mère ... ma mère!« hallt ein dumpf wehtlagender Ruf.

»Links herauschwärmen!« donnert Borgers los und sucht vergebens Ordnung in den grenzenlos mörderischen Wirrwarr zu bringen. Ein Ruf. »Der Kerl da funkt los.«

Ein Bedienungsmann am Geschütz versuchte die Granatpatrone einzuführen und die Abzugsstange anzureißen. Man warf ihn zurück. Der, irr und wirr, lallte wie ein Wahnsinniger: »Es lebe das unabhängige Belgien! Es lebe das unabhängige Belgien!«

»Links heraus! Donnerwetter, Kerle, links heraus!« Borgers reißt seine Mannschaft aus dem Tumult. »Raus aus dem Wald und Deckung suchen bis zum Morgen!«

Scheußliches Gemetzel. Die Leute stachen und hieben nieder, was ihnen im Wege stand.

»Sammeln vorm Wald! Saaammeln!«

Ein Bajonett zischte ihm an der Schulter entlang und zerschnitt ihm die Montur.

Täd, täd ... begann's da vor dem Walde.

»Herr Zugführer, dort richten sie die Maschinengewehre.«

»Zurück! Mir nach!« Ein Gedanke schoß Borgers durch den Kopf, ein verwegener Augenblicksgedanke, wie nur die höchste Not ihn gebiert: Zurück zum Pferdebestand! Er schlug mit dem blanken Seitengewehr wider die Baumstämme an, um den nachfolgenden Seinen die Richtung anzugeben. Scharf klang das sinkende Metall. »Hurra!« brüllte es hinter ihm. »Hurra!« Und alles schloß sich an, was noch mitkommen konnte. Wer stolperte und fiel, wurde überrannt.

Gottlob, die Pferde standen noch dort, aber die Bedienungsmannschaft fehlte. Jetzt galt's Kriegsluft. Die Maschinengewehre mußten zum Schweigen gebracht werden, koste es, was es wolle. Die dünnen Äste, die den Pferdebestand bedekten, wurden heruntergeholt und den Pferden an den Schweif gebunden. Los jetzt an den Waldbrand, die Pferde zusammenfoppeln und Feuer an die Äste! Dann die Pferde antreiben gegen das Geschnatter der Maschinengewehre. Und hinter diesem Wall breinstürmen. Hurra! Los!

Die Kolben sausten nieder auf die Pferdeflanken, und tollkühn hinterdrein, hinter den rasend springenden Gäulen, hinter dem

knisternden Brand. Der Wind fauchte die Flammen an. Gelles, schrill in die Lüfte schneidendes Gewieher, und das Hurra-geschrei der Anstürmenden, und das Rasseln der Maschinengewehre, und ein dumpfes, heiseres Geheul der Bluthunde, die zum Gespann der Maschinengewehre gehörten.

Ein grauenhaftes, nervenerschütterndes Schreien, Heulen, Zischen, Tauchzen, Jammern, Fluchen und Knattern. Mit dumpfem Fall stürzten die klobigen Pferdeleiber, wälzten sich auf dem Rücken, die vier Hufe starr empor, den Bug von Geschossen zerrissen. Ein Sprung — darüber hinweg. Hurra! Hurra! Im ersten Schreden stürmten die Bedienungsmannschaften davon, nur eine Maschine funkte noch. Dann aber kehrten sie zurück. Halt! Die Deutschen waren schon da und richteten nun das verlassene Maschinengewehr auf sie. Was nicht umlank, warf die Arme hoch: »Pardon! Pardon!«

In dem fahlen Gerinnsel des Morgengrauens wirkten ihre rauchgeschwärmten Gesichter um so graufiger. Sie fielen matt hin, kaum daß sie noch ein paar Worte stammeln konnten: »Lieber in die Hölle, als das noch einmal durchmachen.«

Ein Sterbender bat noch um eine Zigarette. Franz Borgers beugte sich zu ihm und hielt ihm seine Kognakflasche an die Lippen. Armer Kerl! Merkwürdig, sobald der Feind liegt, ist der Haß verrauht, und nur Mitleid, die Kehle zusammenschnürendes Mitleid füllt das Herz.

In dem Wirrwarr von Leichen, toten Pferden, Tornistern, Räppis, Helmen und Patronentaschen lag auch eine Trompete.

»Ist ein Mozart unter euch?« rief Borgers. Diese unverwundlich kräftige Stimme wirkte erfrischend über den Schreden.

Der Spielmann eines andern Regiments, mit aufgerollten Achselklappen, meldete sich.

»Zum Sammeln blasen!«

Es sammelte sich nicht viel mehr. Hier und da raffte sich noch einer mit leichter Verwundung auf und ließ sich mit dem eignen Verbandzeug, das jeder im Waffenrock eingenäht trägt, einen Notverband anlegen.

Zwei Mann wurden mit den Gefangenen zur nächsten Etappenstation zurückgeschickt. Ein paar andre suchten das Terrain nach Verwundeten ab und leerten den Toten die Patronentaschen.

Im Walde sah es fürchterlich aus. Um den Unterstand bei den Geschützen über- und ineinander lagen Tote und Verwundete, zusammengedrückt, wirre Knäuel, zuckende Bündel in Blutströmen.

Von der Telephonstation kam ein Bote mit dem Befehl vom Generalstab, der Wald müsse vor Anbruch des Tages geräumt sein.

»Melten, daß es geschehen ist!« sprach Borgers rau und tief, als wügte es ihm aus der schweratmenden Brust heraus. »Zweihundert Gefangene,« fügte er hinzu, »drei Maschinengewehre und die avisierte Feldbatterie.« —

Der Generalstab berief Borgers an den Fernsprecher.

»Haben Sie die Generalstabskarte zur Hand?«

»Ja wohl, Herr Oberleutnant.«

Der Kölner mußte sich bücken, die Karte wurde über seinen breiten Rücken gebreitet, und Borgers zog mit dem Bleistift die Richtung, die der Generalstabler in seine Erörterungen verknüpfte.

»Route Tirlemont — Neerwinden feindliche Brigade gemeldet. Jäger größtenteils niedergemacht, ein versprengter Trupp auf Wald zu. Daher Wald armieren nach zwei Seiten hin: westlich auf brennendes Dorf zu, östlich auf Richtung Neerwinden. Ist alles klar?«

»Ja wohl, Herr Oberleutnant. Aber meine Leute sind stark mitgenommen.«

»Leutnant Dominik bringt Verstärkung, zwei Züge. Damit müssen Sie fertigwerden. Wir werfen alles andre auf Tirlemont und Wavren zu, um Brüssel zu blockieren. Sonst noch was?«

»Ich hab' das Material hier, aber keine Bedienungsmannschaft.«

»Werde schicken. Wieviel Geschütze?«

»Vier.«

»Gut, werde schicken. Sonst noch was?«

»Nein, danke, Herr Oberleutnant.«

»Herr Borgers!«

»Bitte?«

»Kamerad Kerl sind Sie. Hochachtung!« —

Mannschaft ran und nach zwei Seiten den Wald hinter Wall setzen, die eroberten Geschütze gegen den anrückenden Feind richten.

Alles war in fieberhafter Tätigkeit. Rufe durchschwirrten den Wald. Aus dem zusammengebrochenen Stand das Handwerks-

zeug heraus und graben, hacken, schaufeln, daß der Schweiß rann. Die Sonne brannte noch in hellem Glanz hinter dem Morgendunst. Wenn sie das Gewölk durchbrach, konnte es ein sengendheißer Tag werden.

Da gleißte ein weißes, flimmerndes Licht durch die Wolken und breitete sich über die Waldebene. Die Soldaten spazierten noch an dem Massengrab. Dann setzten sie ein Kreuz aus zusammengeflochtenen Zweigen, stülpten einen Helm darauf und spreiteten einen belgischen Uniformrock über die Kreuzesarme. Auch ein paar Waldblumen pflanzten sie auf den Hügel, und ans Kreuz hefteten sie eine Karte mit dem Vers:

In einem Grabe Freund und Feind,
Im Leben bekämpft, im Tode vereint;
Im Hasse geschieden,
Der Tod gibt Frieden.
Der Tod fiel in blühende Tage hinein —
Warum mußt' es sein?

Mit seiner Mannschaft stand Franz Borgers um den Hügel. »Helm ab zum Gebet!« kommandierte er.

Mit gebeugten Köpfen standen sie da, tiefgekniet die gebräunten, pulvergeschwärzten Gesichter, die kantig und streng geworden in all den furchtbaren Erlebnissen. Keine Träne schlich sich in die düsteren Augen. Und es brandete ihnen doch aus den Tiefen des deutschen Gemüts herauf: Ich hatt' einen Kameraden ... Warum mußt' es sein? ... Still, nur still — heute dir und morgen mir.

Da beteten sie alle in stummer, versunkener Inbrunst. Und neben dem Herrn und Gott, den sie anriefen, tauchten die traurigen Gesichter der Lieben daheim auf. Der junge Freiwillige dort mit dem Bubengesicht — wenn ihn schreckliche Träume zur Nacht quälten, sah er seine Mutter weinen. Warum mußte es sein?

So standen sie eine Weile stumm und erschüttert, die erzenen Kriegergestalten. Die Sonne glitzerte in der Waldebene und leckte das vergossene Blut auf. Müdenschwärme sammelten sich über den verwesenden Pferdeabern. Ringsum im Dunstkreis des Horizonts schwellten Dörfer und Gehöfte, von fern her dröhnten dumpfe Explosionen, und weit im schimmernden Sonnenlicht zog ein verlорener Kriegsjang. Frische Truppen, siegestübn, lobsingend dem geliebten Vaterland, blutopfernd dem Kaiser — Gloria Vittoria!

Borgers stülpte den Helm auf. Seine Blicke ruhten noch auf der Inschrift des Kreuzes. Warum mußte es sein? Es spaltete ihm die Brust. Warum nur immer sie und immer wieder sie vor Augen? Der Haß fuhr ihm ins Schwert, und da dachte er an sie. Das Mitleid wallte ihm herauf, und da dachte er an sie. Nur an sie, immer an sie. Ein durchsichtiges, schimmerndes Wesen stand sie vor ihm, das wie ein Lichtbild durch all das Grausen glitt. Entsetzlicher Zustand! Warum — Herrgott, keine Gefühlsbuselei! Der Krieg war es nicht, der hier trennte. Und wenn tausendmal Frieden im Lande wäre, eine Baronesse de Pont-Neuve heiratet keinen Franz Borgers. Die Baronesse nicht. Ja, wenn sie jenen Menschen liebt — zusammenschmeißen könnte er ihr diese Liebe, wenn er wollte. Aber er wollte nicht. Niemals!

Trommelwirbel unterbrach ihn in diesen Gedanken. Im Walde ließ sich ein verschüchtertes Zwitschern hören. Hinter den Waldbäumen lagerte Borgers mit seinem Zug. Dies Spähen, Lauern, Horchen spannte den Körper auf vibrierende Drahtsaiten. Nicht schlafen, nicht rauchen dürfen, immer nur harren im hellen Horchen.

Auf der Straße von Neerwinden zeigte sich nichts, keine Staubwolke, kein Schattenwirbel. Auch aus der Richtung des verbrannten Dorfes ließ sich nichts Verdächtiges sehen oder hören.

Und keine Nachricht vom Generalstab. Dann kam »Eblson« und meldete, daß die Leitung wohl unterbrochen sein müsse, auf seinen Anruf erfolge keine Antwort mehr. Wohl möglich, sogar wahrscheinlich, daß der Generalstab sein Feldquartier verlegt hatte — ob vorgeschoben, ob zurück? Was ging vor? Schreckliche, quälende Ungewißheit schlich heran, und hier lagerte man und wartete ins Ungewisse hinein.

Es wurde Mittag, und Dominik mit seinem angekündigten Zug war noch immer nicht da.

Borgers ging zu dem Gefreiten in die Flußrinne hinüber. »Da stimmt etwas nicht,« sagte er.

»Mein' ich auch. Hoffentlich bekommen wir keine Überraschung.«

»Einen zweiten Angriff halten wir nicht mehr aus.«

»Wie wär's, wenn wir den 'Geflügelmann' auf Erkundung schickten?«

»Der Mann hat zwei Schüsse.«

»Er sagt aber, daß er noch gehen kann.«

»Gut, wird gemacht.«

Inzwischen kamen die Leute, welche die Schwerverwundeten abtransportiert hatten, mit einem von der Radfahrertruppe, der die Meldung brachte: Bald räumen und in Gewaltmarsch dem Gros nachsetzen. Richtung Tirlemont, aber mehr rechts halten in die zahlreichen Flußschluchten hinein, um das Gros in der Glanke zu sichern.

Also die ganze lange Warterei mit Hoffen und Bangen war vergebens. Macht nichts, man hatte nun wenigstens die Gewißheit, daß man vorwärtsdrang und nicht zurückging. Hurtig sammeln, das Letzte aus dem Brotbeutel als Nahrung nehmen, ein Trunk Quellwasser, und dann: Nicht euch! Vorwärts, marsch!

Quersfelbein ging's nach der Straße von Neerwinden hinüber. Dort rechts abbiegen in das Gebiet der zahllosen Quellsbäche, Schluchten, Gestrüpp- und Hohlwege. Ein gefährliches Ding, aber um so besser. Man wußte dann doch, daß man im Feld war.

Holla! Jetzt wurde es auch auf der Neerwindener Straße lebendig. Wirbelnder Staub stieg auf in ununterbrochenen Schwaden. Nur die Pferdeköpfe stießen aus den Mehlwolken hervor, sonst sah man nichts. Es mußte also wohl Artillerie auffahren. Richtig — da kreiste auch schon ein schwarzer Punkt wie ein Raubvogel in den Dunsthöhen: ein spionierender feindlicher Flieger. Die Gewehrläufe drohen hinauf. Peng-peng-peng ... Nichts zu machen, sechshundert Meter Höhe. Nun richten sie die Abwehrkanone. — Zu spät, der schwarze Punkt ist in den Wolkenschluchten verschwunden.

Was ist das? Von der Landstraße ab bog es in die Flur hinein, geradeswegs auf den Trupp von Borgers zu. Der Führer schwenkte grüßend den Degen. Hallo! Leutnant Dominik mit seinen Leuten.

»Kinder!« rief Dominik. »Gute Nachricht, Feind geworfen, Fahne erobert, fünfhundert Gefangene, eine schwere und eine Feldbatterie — Hurra!«

»Hurra!« jauchzten die Mannschaften und schwenkten die Helme. Und »Hurra!« scholl es drüben von der Landstraße her. Hurra! überall in der Flur. Mit einem Male war das ganze weite Feld in Erregung. Melbereiter sprengten kreuz und quer, Radfahrer

raften durch den Staubwirbel der Straße, Geschütze jagten heran, ein Holpern, Rasseln, Knarren, das ein dröhnendes Echo in den Tälern weckte.

Borgers schnitt ein Gesicht und piffte durch die Zähne. »Herr Leutnant Dominik, wir hoffen noch andre Siege zu erringen.«

»So 'n Blücher! Selbstverständlich — aber die Sache ist die: wir stehen jetzt vor den Toren Brüssels!«

Vor den Toren Brüssels? Aber Borgers' Gesicht flammte stolze Freude. Vor den Toren Brüssels? Im Herzen ihres Volkes! So öffnet sich das deutsche Schwert die Herzen, in die es hineinmuß. Not kennt kein Gebot. Mag sie in dem eisernen Arm verbluten, die keltische Schöne.

Herrgott, wie dieser Gedanke ihm toll das Blut jagt! Denkt er denn nur an sie, im Siegen, Kämpfen und Sterben?

Dominik schwachte schon eine Weile neben ihm, und er hörte ihn nicht. Jetzt suchte da ein Wort auf: Die Lühower Schwenten auf Namur zu ab — Route Paris?

Seine gläserne Fata Morgana brach zusammen. Was scherte ihn Paris! In Brüssel lobte sein Ziel. Ei, Mensch, Soldat, fragt man im Krieg, was dir lieb oder leid ist? Liebeskuchen bäckt man in einem Weltkriege nicht. Variieren! heißt die Parole. Also auch gut, gehehe, was will.

»Was ist Befehl, Dominik?«

»Hab' mit meinen Leuten Etappe zu besetzen da am Wald. Habt ja wohl einiges Kriegsgeschirr stehenlassen. Muß es fort-schaffen lassen.«

»Dann fahren Sie wohl! Und schicken Sie mir die Wache nach! Auf Wiedersehen, Kamerad!«

»Wo?«

»Weiß ich nicht. Bin auf Tirlemont zu beordert.«

»Nee, gar nicht, man wird Sie umschicken, zweite Kompagnie unsers Regiments trifft in St. Trond zusammen und wird dort ab-geschoben. Auf Wiedersehen, Kamerad!«

»Ich aber komme über Brüssel nach Namur!« rief Borgers noch lachend und zog mit seinen Leuten weiter.

Vor der Böschung zur Landstraße hinauf mußte haltgemacht werden, weil es beim besten Willen kein Durchkommen gab. Der Weg sollte für die Munitions- und Bagagekolonne freigehalten werden. Husaren waren

abgefahren und hatten ihre Pferde an den Bäumen festgebunden, sie selber lagen schlafend im Straßengraben. Und schon sanken auch die Leute von Franz Borgers hin, warfen sich platt auf den Ader und fielen gleich in tiefen, bleiernem Schlaf. Borgers trat näher an die Böschung heran, um auch seine todmüden Glieder zur Ruhe zu bringen. Eine Nacht im Gefecht, kein Essen, und jetzt wieder Gewaltmarsch — also gleich mal aufs Ohr werfen.

»Sind Sie das, Herr Borgers?« Eine Gestalt tauchte aus der Staubwand hervor: Hauptmann von Kracht.

Borgers fuhr in Haltung, aber da winkte der Hauptmann schon wohlwollend ab.

»Wollen Sie eine prachtvolle Sache mit-machen? Wär' was für Sie, haben sich ja brillant im Wald da gehalten. Also wollen Sie? Offizierspatrouille.«

»Zu Befehl, Herr Hauptmann.«

»Gelingt's, so können Sie auf Beförderung rechnen. Auf mein Wort! Hier — geben Sie meine Karte beim Generalstab ab. Dann wird man schon wissen.«

»Wo finde ich den Generalstab?«

»In Tirlemont selbst, im Stadthause.«

»Wird geschehen, Herr Hauptmann. Aber meine Leute hier —«

»Sie haben da ja einen Gefreiten dabei. Der soll die Arbeit schaffen. — Glückauf! Und von morgen ab kenne ich nur noch einen Leutnant Borgers, hoff' ich.«

»Zu Befehl, Herr Hauptmann!« schnarrte er. War schon getan und gelungen, das Werk, das man ihm auftrug. Auf Leben und Tod hin. Gerade recht. Je verwagener, desto besser.

Aber wie kommt man da weiter? Kein Auto, auch kein Rad zu requirieren. Auf den Munitionskarren, auf so 'ner Rindtauf-skarosse dahinklappern? Nein!

»He, Kamerad!« Keine Kleinigkeit, einen schnarchenden Husaren wachzutrommeln. Die Leute hatten da eine Unmasse Pferde stehen.

»He, Kamerad! Ich muß einen Gaul haben.«

»Nu ja, haben Sie man doch, hier stehen doch Beutepferde genug.«

Beutepferde? Netze Einrichtung. Freilich waren's nur magere Gestelle, die reinsten Schindluder, auf die man keinen Kartäufermönch setzen möchte. Nur der Brandfuchs mit den weißen Blasen an den Hufen, mit dem könnte man's allenfalls wagen —

hat noch 'ne stolze Geste. Also rauf auf den Balbachin, und die Randare in Ordnung. Los, Fuchs! Aber das Bieft schien nur auf französisch parieren zu wollen. Gut, so hieß es die Schenkel einrücken und die Stiefel an den Bauch humpfen. Ein Königreich für einen Sporn! Hepp! In Wirbel, Dunst und Staub versanken Roß und Reiter.

Was ihm begegnet, sind flüchtende Einwohner auf Leiterwagen und Handkarren — ein furchtbares Durcheinander. Die Landstraße ist mit umgehauenen Bäumen verbarrikiert, rechts und links schwelen die Häuser, meterbreit ist die Dorfstraße von den Granaten aufgerissen. Auf dem Boden häufen sich verendete Pferde und Tote, eng beieinander; etwas seitwärts Verwundete, die hier zusammengekröchen sind und nun auf Hilfe warten. Dazwischen in die Irre gelaufenes Vieh, obdachlose Menschen und bivouachierende Soldaten.

In Tirlemont häuft sich das Geröll in den Straßen, und verworfenes Bettzeug türmt sich darauf. Soldaten durchsuchen ein lichtlos brennendes Haus noch nach Nahrungsmitteln; ihre schwankenden Gestalten stehen in Blut und Qualm.

Am Stadthaus herrschte ein besonders lebhaftes Kommen und Gehen von Ordonnanz, Stabsoffizieren, Fliegern und Bataillonleutnants. Borgers gab die Karte des Hauptmanns einem Generalstabler ab. Er sollte warten, hieß es, bis Erzellenz da sei. Er wartete in einer Stube im Erdgeschoß, wo Militär und Zivil sich um einen Tisch zusammenbrängte, um sich Papiere umschreiben zu lassen. Ein belgischer Beamter verfaß Dolmetscherdienste.

Dann trat der Adjutant in die Tür. »Die Herren Offiziere von der Patrouille!« Er winkte auch Borgers, mitzukommen.

Im Zimmer von Erzellenz standen die beiden Fliegeroffiziere, die ihre Befehle entgegennahmen und noch eine Ermahnung von Erzellenz, ja nicht zu verfehlen, von den Zwischenwerten Aufnahmen zu machen, auch festzustellen, ob und wo etwa Scheinanlagen vorhanden seien, damit man dorthin nicht unnütz Munition vergeude.

Aha, dachte Borgers, es handelt sich um Antwerpen.

»Nun, Gott befohlen!« sagte Erzellenz und brückte den Fliegeroffizieren die Hand. »Bringen Sie uns gute Meldung.«

Dann wandte er sich zu den soeben Eingetretenen. Der Blick des Gestrengen ruhte auf der markigen Gestalt des jungen Offizierstellvertreters, der sich hinter Leutnant Rüdiger und Oberleutnant von Stosch hielt, aber die beiden, die doch wahrlich keine Lili-putaner waren, weit überragte. Es schien, als ob der Generalstabschef nach Borgers hin eine Bemerkung machen werde, aber es erfolgte nichts. Borgers spürte eine Beklemmung über sich hinstreichen, Blicke des Gestrengen waren immer von Angstzuständen begleitet.

Auch ein Generalstabsoffizier gesellte sich zu ihnen. Neben Erzellenz saß der Adjutant und schrieb eifrig nach, was Erzellenz sprach.

»Meine Herren, ich habe eine wichtige, sehr wichtige Aufklärungsarbeit für Sie.« Bei diesen Worten bückte er sich über die vor ihm ausgebreitete Generalstabskarte. Der Adjutant fixierte dienstbereit mit seinem Bleistift einen Punkt: Löwen. Darauf stand nun der Zeigefinger von Erzellenz. Auch die Offiziere hatten ihre Karten herausgenommen und folgten in gespannter Aufmerksamkeit den Ausführungen des Chefs.

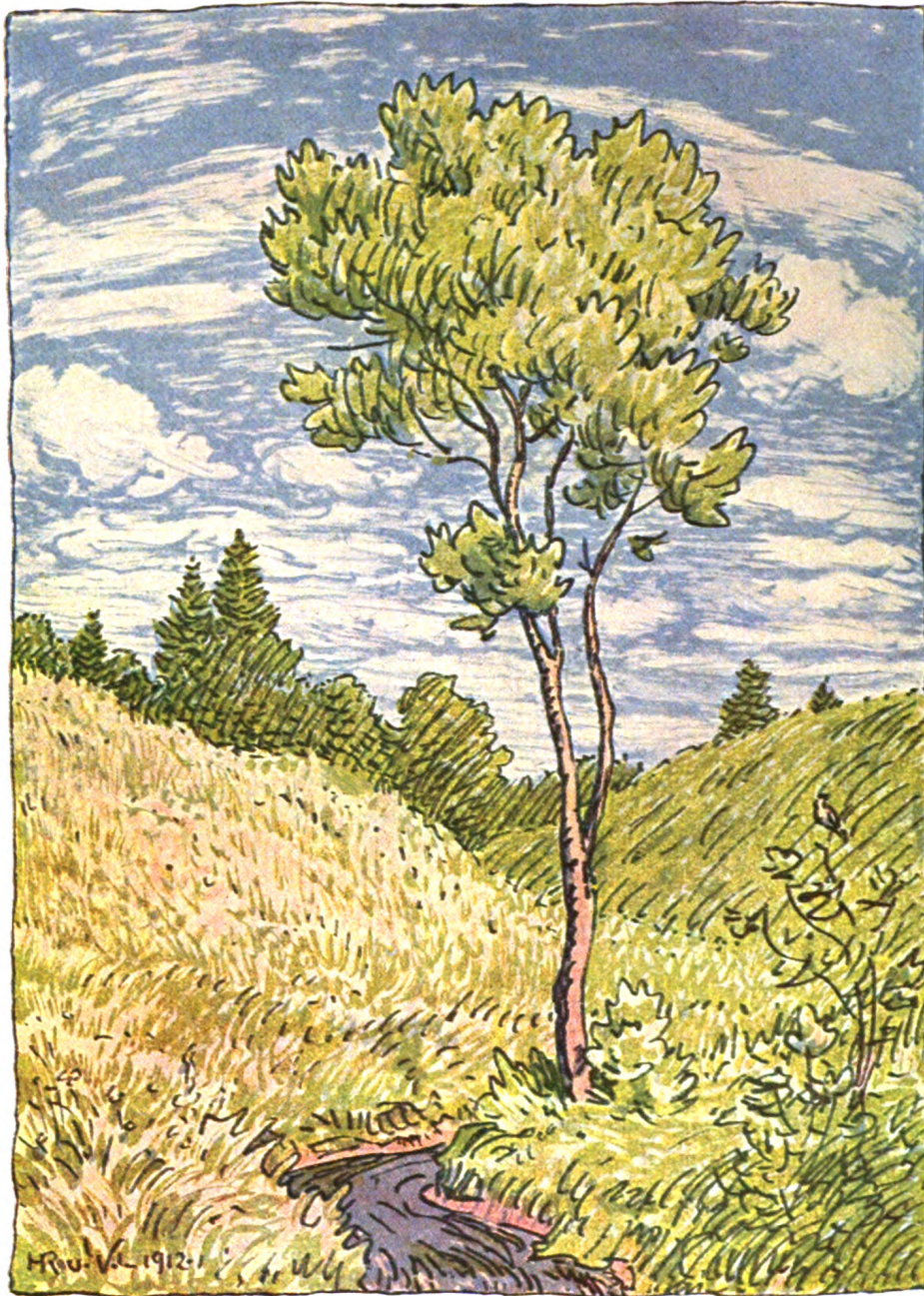
»Vom Limburgischen her auf Löwen zu, und zwar über den Flußlauf der Geete, wird eine feindliche Abteilung gemeldet, die vom belgischen Generalstab als französischer Entsatz signalisiert wird, wie der Herr da — Herr Borgers, nicht wahr? — mit anerkennungswerter Geistesgegenwart herausgebracht hat. Danke Ihnen! Nun tagiert uns aber Flieger Alban die Leute auf englische Truppen, Hochländer. Aber von einer Landung englischer Truppen ist nichts bekannt. Also, meine Herren, das wäre ein Teil Ihrer Aufgabe, zu erkunden, mit wem wir es zu tun haben. — Ist das soweit klar?«

»Jawohl, Erzellenz.«

»Des weiteren gilt es festzustellen, welche Steigungen, Kreuzungen, Eisenbahnübergänge zu überwinden sind. Sie sind möglichst zu kartieren. Da Herr Borgers mit der flämischen Sprache Bescheid weiß —

Borgers hatte bis jetzt nicht gewußt, daß er in der flämischen Sprache Bescheid wußte. Aber der Himmel hatte ja ein Nachener Plättchen erschaffen. Also stillgestanden und nicht mit der Wimper gezuckt.

Erzellenz war fertig und deutete das mit



Hans von Volkmann:

Am Wiefenbächlein

einer Handbewegung an. Man war also entlassen. Schon traten auch einige Herren des Kaiserlichen Freiwilligen-Automobilcorps in die Tür.

Wachtmeister Klein, derselbe, der mit Borgers auf Schloß Sainte Barbe die Espione abging, wurde als Beobachter mitgenommen. Die Pferde setzten sich in Trab. Der belgische Brandfuchs bockte sofort los. Borgers hatte schon als Dreizehnjähriger sein erstes Pferd unter sich gehabt; als Fünfzehnjähriger hatte er seinen Kopfsturz weg, und dann schaffte man ihm aus der elterlichen Nabelfabrik die Pferde beiseite. Sein unsinniges Losgaloppieren war auch allein der Grund, daß er in kein Reiterregiment eintreten durfte. Aber es gab ja eine Rennbahn, es gab einen meilenweiten Aachener Wald, und es gab befreundete Rheingüter, die einen anständigen Reitstall zur Verfügung hatten.

»Bringen Sie dem Gaul zunächst mal 'nen deutschen Tauffchein bei,« neckte der Oberleutnant.

»Hopp, Marianne!«

»Gut gebrüllt, Löwe!«

Und nun ging's vorwärts mit Schwung und Reiterglüd. Zuerst auf der blanten Landstraße, bis man auf Wohnungen stieß. Da fiel man in einen gemächlichen Trab, das reine Sonntagsvergnügen. Aber die weite Gegend schien ausgestorben, nur hie und da sah man auf dem Felde einen verlassenen Pflug oder eine einsame Fuhrmannsschenke mit verrammelten Läden.

»Die Bewohner sind weg, total weg,« sagte der Generalfstüber.

Der Oberleutnant beschattete die Augen. »Das läßt gerade nicht darauf schließen, daß uns die Glamen freundlicher empfangen werden als die Wallonen. Verstehst man nicht — sind doch kerndeutschen Stammes.«

»Langsam vor! Hier kommt eine Wegkreuzung.«

Der Oberleutnant sprengte aber doch bis an die Kreuzung allein vor und tat schon einen Sprung in den Feldweg hinein.

»Diese Kreuzung ist frisch angelegt. Sehen Sie, meine Herren?«

Der Generalfstüber holte die Karte heraus. »Stimmt, sie ist hier nicht verzeichnet.« Dann begann er auf der Karte zu stricheln. »Sind's Wagen- oder Reitspuren?«

»Nicht 'ne Andeutung.«

»Kann auch eine Falle sein.«

»Wohl möglich. Lassen wir also Beobachter zurück, und reiten wir etwas weiter auf der Landstraße, dann sehen wir, was wird.«

Mit ruhigem, gleichmäßigem Hufschlag ging's die sandige Landstraße weiter. Die Sonne schimmerte darauf nieder, daß die Augen schmerzten. Rechts von der Straße zwischen Wiesen breiteten sich ein paar kümmerliche Äder. Das Getreide stand in halber Mannshöhe. Ein Windstich, vielleicht ein Gewittersturm, der darüberhingefahren war, hatte es niedergebrückt. Der Oberleutnant beäugte es scharf, stieg ab und schob die Halme auseinander. Richtig — Hufabdrücke im Aderboden. Ein Reiter war hindurchgesprengt oder ein Reiter hinter dem andern. Warum durch das Korn und nicht über die nebenliegende Wiese? War das Absicht? Vielleicht. Auf Kriegspur ist alles Absicht. Man wollte jedenfalls keine Spur hinterlassen. Die Spur führte rechts ins Feld, mit der Richtung in die limburgische Gegend.

»Flußgebiet!« ergänzte der Generalfstabs-offizier. Dort also saß was, drüben in den Schluchten des Flußlaufes.

Da rief Borgers hinter ihm: »Kirchturm in Sicht!«

Das Glas flog vors Auge. Wahrhaftig, weit im Dunst zeichneten sich die blauen Linien einer Anhöhe ab, und dahinter ragte ein steiler Schatten, ein Turm. Wo aber ein Kirchturm, da auch eine Ortschaft, oder besser: wo ein Kirchturm, da auch ein telephonischer Beobachter.

»Verdammt, kein Kirchturm in Belgien, auf dem nicht ein Apparat oder Maschinengewehr untergebracht wäre. Machen wir, daß wir aus der Sichtweite rauskommen, sonst sind wir signalisiert, bevor wir in den Schluchten verschwinden.«

Im Nu wurden die Pferde gewendet, und ein Pfiff zeigte dem Wachtmeister am Kreuzweg an, daß er sofort nachsetzen solle. Und schon ging es fort, querfeldein. Die Schatten von Roß und Reiter flogen nur so. Die Hufe schlugen dumpf auf den Wiesenboden. Borgers schob das Sturmband unters Kinn.

»Hopp, Marianne!«

Die Pferdehufe plattschten, Grundwasser spritzte auf, daß die Pferde ins Stolpern kamen. Man befand sich also im Flußgebiet mit seinen Wiesentümpeln, Wasserläufen und seinem Weibengestrüpp. Nicht durch den

Hohlweg, mehr links halten und versuchen, über die Feden wegzukommen.

Nun lag da ein hügeliges Gelände vor ihnen, und jenseit des Tales dehnte sich ein Höhenzug, von dem aus man wohl die weite Gegend ringsum unter Sicht nehmen konnte. Vorwärts denn, die Höhe nehmen! Einen steilen, felsigen Pfad galt es hinaufzuklimmen. Vorsicht! Langsam am Kamm hinauf! Man weiß nicht, welche Überraschung dahinterliegt. Leise, ganz leise — endlich war man oben. Eine prachtvolle Weitsicht eröffnete sich. Hier laßt uns Hütten bauen! Oder weniger biblisch ausgedrückt: hier laßt uns absetzen, Pferde ankoppeln, Beobachter aufstellen und derweil die Umgegend kartieren!

Fünf Schritt abseits stand ein überbedeckter Felsenbober. Dorthin lagerten sich die Offiziere. Der Wachtmeister, mit dem Glas bewaffnet, auf dem Kamm; Borgers neben dem Felsenbober langhingestreckt und ebenfalls mit dem Glas das Gelände absuchend. Die Höhe verflachte sich zu einer Ebene und lief in einigen hundert Metern Entfernung wieder auf ein Anhöhe, die sich wahrscheinlich an die von dem Kirchturm überragte angeschlossen.

Die Sonne stach. Die Luft war von Müdenschwärmen durchschwirrt. Vom Wiesentümpel herauf stiegen schwarze Vögel auf, um alsbald kreischend hoch in die Himmelsbläue zu verschwinden. Eine schläfrige Stille breitete sich aus, als laure kein Krieg in den Schluchten.

Blank lag der Himmel auf der gegenüberliegenden Anhöhe. Da hob sich in dem Blauen ein Etwas empor, just über dem Kamm der Höhe, und schob sich höher — ein dunkler Punkt, der sich aufblähte, größer wurde, immer größer. Eine schüttelnde Mähne ward sichtbar, dann ein Reiter. Groß und imposant standen seine Umrisse auf der Höhenlinie, wie ein Stanbbild in der blanken Sonne.

Ein Ruck ging durch den hingestreckten Körper Franz Borgers'. Seine Augen weiteten sich. Das Blut surrte ihm in den Ohren. Er wollte dem Wachtmeister etwas zurufen — da, drei Reiter hielten auf der Höhe, die Schweife der Pferde flatterten.

»Hinlegen!« rief Borgers dem Wachtmeister zu. Da sprangen auch schon die Offiziere auf, um mit dem Glas hinter dem

Felsenbober auszulugen. Donnerwetter! Das waren sonderbare Reiter. Es bauchte sich um sie auf und flatterte wie geblähte Rittel. Reiter im Bauernkittel — was war das?

»Teufel, das sind Fedenhülsen!« raunte Leutnant Rüdiger.

Der Generalstäbler schüttelte den Kopf. »Wir haben ja bei den belgischen Gefangenen gesehen, daß sie Zivilkleider im Tornister tragen, um sich unerkant unter die Bevölkerung mischen zu können, wenn sie auskneifen. Möchte wetten, daß wir es hier mit regulären Truppen zu tun haben. Wohl der uns gemeldete Trupp, den man in keine Waffengattung einreihen konnte. Da hätten wir ja mal Glück.«

»Es kommen immer mehr die Anhöhe herauf, an die vierzig bis fünfzig.«

»Sie bemerken uns, sie reiten die Anhöhe herunter. Auf die Pferde!«

In vollem Galopp ging's den Höhenkamm entlang. Da plötzlich fiel dem Generalstabsoffizier ein, daß er seine Mappe mit den Einzeichnungen an dem Felsenbober hatte liegen lassen. »Ich muß zurück! Die Mappe —«

Der Wachtmeister winkte beruhigend: er hatte sie an sich genommen. Fort! Davon! Gestreckter Galopp. Hallo! Da piffen auch schon die Kugeln.

Borgers drehte sich um. In tausendem Wirbel rollten die Schatten der Reiter die Höhe herunter. Ein Knall auf den andern. Und schon waren sie auf siebenhundert Meter heran. Jetzt vornüber, den Oberkörper flach auf den Pferdehals gebückt, und wie fliegende Pfeile durch die Sonnenluft. Sprung über Feden und Furten, Sprung über Quellsbäche und Bohrlöcher, Sprung und Hoppla, Saus und Braus. Die Luft knattert. Die Pferde pfeifen durch die Rüstern.

Sapperment! Wo ist der Pfad, auf dem sie heraufgeritten? Man hatte nicht darauf geachtet, man ritt nur wild seitwärts die Höhenlinie weiter. Und jetzt da drüben — dort wieder der Turm, der Kirchturm.

Der Oberleutnant rief: »Auf den Turm zu!«

Was bligte da auf? Schüsse auch von dort her? Sie waren jetzt mitten zwischen zischendem Feuer. Wenden! Kehrt, die Anhöhe hinunter!

Raum daß der Oberleutnant noch rufen konnte: »Mag nun jeder sehen, wie er sich herausbeißt«, da stoben die Pferde rechts

und links dahin. Ein Kilometer nur noch vom Turm. Ein Gewimmel von dunklen Gestalten zeigte sich dort, abgeessene feindliche Kavallerie, eine ganze Schwadron. Zurück! Aber wo? Die Anhöhe hinunter? Unmöglich! Die ist zu steil; man wird mit zerbrochenem Genid unten ankommen.

In alle Richtungen stoben die fünf Reiter. Der Oberleutnant nahm eine Kurve links, der Generalstäbler ihm nach. Der Wachtmeister hielt sich scharf an die Faden von Borgers. Er rief Borgers etwas zu. Peng! Ein heller, singender Schuß. Borgers drehte sich um. Der Wachtmeister griff an den Hals, riß am Zügel und stürzte hintenüber. Im selben Augenblick stolperte Marianne, doch mit gewaltigem Handruch riß Borgers sie hoch, daß sie mit der Vorderhand ausstug und mit einem rasenden Sprung vorwärtssetzte. Als er sich zurückwandte, sah er den Wachtmeister nicht mehr.

Auf tausend Meter waren die Feden- schüßen zurückgeblieben. Aber die Kavallerie setzte scharf nach. Immer fürchterlicher wurde das Schießen, es schien von allen Höhen zu trachen.

Die Patrouillenoffiziere lagen immer noch mit dem Kopf auf dem Pferdehals, und die Pferdelungen leuchten, daß Dampfäulen aus den Rüstern stiegen. Es waren schredliche Augenblicke. Das Blut schwoll ins Gehirn und stand schwarz in den Augen. Die Schüsse pfißen rechts und links an den Ohren vorüber. Man sah nichts mehr vor sich. — Herr im Himmel! Ein Abhang ... Pferde parieren! — Zu spät. Es ging nicht mehr ... Eine wirre Masse purzelte den Abhang hinunter — der Generalstäbler, hinter ihm drein kopfüber der Oberleutnant, der sich mit dem Pferd überschlug — ein Wälzen und Wühlen in der Sentung. Borgers konnte gerade noch seinen Brandfuchs zur Seite reißen, so daß er den Abhang in großem Sprung nahm — auf alle viere plumpste das Pferd nieder; aber gleichgültig, es gelang.

Jetzt schnell den Gaul parieren und zum Hang zurück, um den Offizieren zu Hilfe zu eilen. Liegen lassen, dem Feind überlassen, ging nun nicht mehr, also absitzen und in Gottes Namen zurück.

Auch dem Leutnant Rüdiger war der Sprung geglückt. Aber von dem Wachtmeister entbedte man keine Spur mehr.

»Ich hab' ihn fallen sehen,« sagte der Leutnant.

Da trabbelten auch schon die Offiziere unter ihren Pferden heraus, der Oberleutnant mit Quetschungen, der Generalstäbler so schwer am Fuß verletzt, daß er nicht mehr stehen konnte. Mit Mühe half man ihm aufs Pferd hinauf.

Borgers machte sich schußbereit, den Revolver in der einen Hand, das Seitengewehr in der andern, den Blick scharf nach oben gerichtet, wo man jeden Augenblick die feindliche Reiterei erwartete.

»Alles wieder aufsitzen!«

Links öffnete sich die Schlucht. Dort hinüber! Da war man wenigstens für den nächsten Augenblick aus der Schußlinie der Verfolger. Hinter der Schlucht begann wieder der Kornader, der auf die Landstraße zurückführte.

Raum jedoch war die Schlucht verlassen, da sprigte von neuem ein mörderisches Feuer los. Wie die wilde Jagd brauste die feindliche Schwadron daher, eine dunkle, gewaltige, bröhnende Masse in der weißen Sonne. Verloren — verloren ... Doch, Gott sei Dank, die Schüsse gingen zu hoch. Und dann — an der Kreuzung — plötzlich — ein tosendes Gebrüll: »Hurra!«

Das war Infanteriefuer. Man erkannte deutlich das dumpfe Knallen deutscher Geschosse. Hurra! Die Anstrigen. Erlöst, gerettet!

Nun begann der Sturm. Der Kampf toste los. Die Massen schoben sich ineinander, daß die Lüste heulten. Die graue deutsche Woge überschüttete die Flur.

Die Patrouillenreiter gerieten in die anbrausenden Scharen und wurden mit fortgerissen. Die Infanteriespiße befand sich schon stark im Gesecht in den Schluchten. Durch die heiße Luft zischte und kochte es. Auch die Dämmerung brachte noch keine Linderung, aber am Abend war der Feind aus den Schluchten hinausgeworfen. —

Aber das Schlachtfeld fielen die traurigen Schatten. Der Fluß rauschte. An seinen Ufern hingebettet lagen die Verwundeten. Die Sanitäter eilten übers Feld, wie Irrlichter huschten ihre bligenden Laternen bald hier, bald dort.

Und dahertapften zwei, deren weiße Armbinden schon von weither leuchteten. Sie brachten auf der Krankentrage einen Schwer-

verwundeten, dem kein Laut mehr von den Lippen kam. Stumm ging der traurige Zug vorüber. Ein Soldat schleppte einen auf seinem Rücken davon, seinen Leutnant. Wenn man ihn fragte, schüttelte er den Kopf. Seine Augen waren naß.

»De l'eau!« rief ein Belgier, der sich zwischen Verwundeten und Leichen herauswühlte und den Arm hob.

Borgers hörte ihn und griff nach seiner Feldflasche, aber sie war leer. Er wollte zum Fluß, aber er wußte, das Grundwasser war aufgewühlt und lehmig. Er mußte beiseitespringen, denn fauchende Schattenflossen — irregelaufenes Vieh, brüllende Rüge — wirbelten heran, murrend durch das Dunkel. Er faßte zu, ergriff ein Kuhhorn, zwang das Tier zum Stehen und rief einen Soldaten herbei. Der melkte den Helm voll dampfender Milch. Damit eilte er zu dem Belgier zurück. Aber da bemühten sich schon zwei Sanitäter um den Schwerverwundeten, der einen Bauchschuß hatte und dem dazu noch die Hand zerschmettert war. Ein Rotverband wurde ihm angelegt — dann fort mit ihm zum Abtransport.

Eine Bauernlarre wurde requiriert, eine hohe zweirädrige Wallonenlarre. Vorn und hinten wurden je zwei Pfähle mit Querleiste gezimmert und daran schwebend die Tragen mit den Verwundeten befestigt. So waren sie den Schütterungen des Wagens weniger ausgesetzt.

Dichter schlugen nun die Schatten nieder. Der Nachttau sank. Am Himmel standen keine Sterne, nur die Lichter der Sanitäter huschten über das Totenfeld.

Todmüde sank Borgers hin, wo er gerade stand; er hielt sich nicht mehr auf den Beinen. Er tastete um sich. Es lag da einer neben ihm, vielleicht ein Toter. Was scherte es ihn! Er schlief ein, fest und tief. Die ganze Nacht durch schaffte man um ihn Verwundete und Tote fort. Er hörte nichts — er schlief, schlief. Als er erwachte, war das mitternächtige Dunkel gelichtet und das Feld ringsum gesäubert.

Oberleutnant von Stofsch stand neben ihm und rief ihn wach. »Der Wachmeister ist nicht zurückgekehrt.«

Mit einem Ruck war Borgers auf den Beinen. »Leutnant Rübiger sah ihn fallen, Herr Oberleutnant.«

»Er hat die Mappe des Generalstabs-

offiziers mit den Aufzeichnungen darin, äußerst wichtige Papiere, die nicht in die Hände des Feindes fallen dürfen.«

»Wo blieb der Wachmeister?«

»In der Talsenkung hinter der Schlucht.«

»Also in der Schußlinie des Feindes.«

»Wahrscheinlich sogar mitten in der feindlichen Stellung.«

»Das ist knifflig, Herr Oberleutnant.«

»Haben Sie Furcht?«

Furcht? Ein Wort wie ein Peitschenhieb für einen deutschen Soldaten. In Borgers' Gesicht zuckten die Brauen zusammen. »Werde die Mappe holen, Herr Oberleutnant.«

»Bravo!« rief der Oberleutnant und warf einen spähenden Blick in den blassen Dunst über ihm. Es surrte da wieder anhaltend; die Flieger kreisten wie Geier über dem Aas. Er reichte Borgers seine Zigarrentasche hin. »Meine beiden letzten, nehmen Sie eine.«

Borgers zögerte. Ein zorniges Getränksein spielte in seinem Gesicht.

Der Oberleutnant klopfte ihm begütigend auf die Schulter. »Das mit der Furcht nehme ich natürlich zurück — in vollem Umfang. Ich habe die Ehre, Ihr Kamerad zu sein. — Und nun wollen wir die Friedenspfeife rauchen.«

Damit zündete er sich seine Zigarre an, und an seiner rauchte Borgers die mit dem hellen Deckblatt an, ein edles Kraut mit roter Binde und der Umschrift: Honni soit qui mal y pense!

Seltam berührte es ihn, bedeutsam für diesen Augenblick. Mit warmem Blick reichte er dem Oberleutnant die Zigarre zurück. Der grüßte und ging wortlos davon. Zwei Schritte nur ging er davon. Da toste es nieder: ein Rasseln und Prasseln aus der fahlen Luft herunter, ein blechernes Getöse — Aufblitzen — eine Luftbombe. Hinterwärts fiel der Oberleutnant hin — zwei Schritte von Borgers — und regte sich nicht mehr. Der Kopf war ihm zerschmettert.

Neben ihm kniete Franz Borgers nieder, die dampfende Zigarre noch zwischen den Fingern ... Honni soit qui mal y pense.

Er bedeckte einen Soldatenmantel über ihn, stand auf und ging davon, die Erschütterung niederkämpfend. Kopf hoch und aufrechten Muts! So mußte man hier an den blutigen Tragödien vorbeigehen. Man war gestählt, man wurde eisern.

An einem Wiesentümpel blieb er zwischen den Weiden stehen und sichtete zunächst einmal das Gebiet. Der Morgen war noch halb verschleiert von der Nacht. Vor seinen Bliden lag Wiesenland, durch Feden abgeteilt. Durch sie geschützt, konnte er strichweise vorschleichen.

So schlich er die Feden entlang — weiter, immer weiter. Hinter ihm entschwanden die letzten selbstgrauen Gestalten. Ob er sie je wieder sah? Vorwärts und nicht nachdenken! — Rechts lag die Schlucht. Aller Voraussicht nach hatten sich dort die Belgier in gesicherte Stellung gebracht. Also Finger davon! — Zwischen einer Fede durch lugte er in das Gelände. Die Talsenkung, wo der Wachtmeister fiel, lag flach und ungeschützt, nur im Hintergrunde drohte der berühmte Abhang, der zu einem schmalen Flußarm niederfiel. Kurzerhand über das Flachfeld hinzukriechen, wäre Wahnsinn gewesen. Die erstbeste Kugel mußte ihn niederstrecken. Also besser noch, dicht an der Schlucht entlang, zwischen dem Gestrüpp hin. Ein ebenso gefährliches Beginnen; aber ungefährlich war hier eben nichts, nun denn: nicht mehr zaudern. Wenn erst der Tag anbrach, war nichts mehr zu machen.

Sein Herz schlug hoch. Aber die Vaterlandspflicht rief. Es handelte sich um wichtige Papiere, die in die Hände des Feindes zu fallen drohten. Ein Vorteil war dann den Deutschen verloren, ein Vorteil, der vielleicht Hunderten von Kriegern das Leben bewahren konnte. Mit Gott! Und vorwärts!

Er warf sich lang auf den Boden hin. So schurste er durch das Waldgestrüpp, hielt nach ein paar Schritten an und lauschte. Nichts. Weiter! Seine Hände griffen in Dornen — Bah! Ein solch winziger Schmerz. Weiter! Eine Schlehdornhecke wucherte stark aus der Schlucht heraus. Ein Rascheln darin, dann alles wieder still. Und weiter schurste Borgers. Da stach's aus der Fede heraus — ein Gewehrlauf. Halt! Wer da? ... Gloria! Deutscher Vorposten.

»Morgen, Kamerad! Deutschland über alles ...«

Ein Helm zwischen den Fedenbornen, ein gebräuntes Gesicht, ein herzhaftes Lachen darüberhin. Na, so was! Kriecht wie 'n Mehlwurm heran.

»Bist — still! Wie kommt Ihr in die Schlucht hinein?«

»Indem mr annere 'naustreibt.«

»Wo steht jetzt der Feind?«

»Do brüwen am Abhang.«

»Etwa tausend Meter von hier — was?«

»Ja. Wenn die Sonn' raus ist, jage mr ihm noch 'n paar tausend Meter weiter.«

»Habt Ihr gefallene Feinde da in der Schlucht?«

»En Masse.«

Da schlich Borgers mit dem Vorposten hin und zog die Uniform eines gefallenen belgischen Karabiniers an. Die Hose war ihm zu kurz, und seine eigne Hose stand um ein Endchen heraus. Aber der Posten sagte: »Det wirkt nich auffallend.« Dann lag der wieder in der Schlehdornhecke und starrte Borgers nach, der nun aus dem Gestrüpp der Schlucht heraus- und in die Talsenkung hineinkroch. Er konnte noch sehen, wie er mit den Armen ausgriff und sich auf dem Bauche hinstreckte in der Richtung nach dem Flußarm. Dann schob sich die Dunstwand über ihn.

Stark abfallend lag plötzlich die Böschung zu dem Quellbach vor Borgers, eine schmale Rinne, kaum zwei Meter breit. Dahinter auf fünfzig Schritt der Abhang, und dort, jenseits, lagerten wohl die Belgier. Alles kam jetzt darauf an, dem Vorposten nicht verdächtig zu werden. So ließ sich denn Borgers in das Wasser hinunterrollen, und nun war er einstweilen in Sicherheit. Mit dem Kopf über den Böschungsrand hervorlugend, spähte er das Ufer ab nach dem Wachtmeister. Leere Patronentaschen lagen umher, belgische Seitengewehre, Rappis, ein Wagenrad aus dem Transport eines Maschinengewehrs, abgehauene Äste am Ramm des Abhangs entlang, dahinter die lauernden Schützen.

Ein Ast war hingerollt auf zwei starr ausgestreckte Körper. Ein gelber Kragen — der Wachtmeister unter einem gefallenen Karabinier. Halb untertauchend, kroch Borgers dorthin. Und dann, mit dem Arm aus dem Wasser heraus über die Böschung lappend, nach dem Ast. Es raschelte — Vorsicht! Wenn nur der verdammte Ast wegzubringen wär' ... Lieber nicht, die Blätter raschelten. Vielleicht wenn er versuchte, die Uniform des Wachtmeisters aufzuknöpfen — Sie war schon offen — hatte der selbst die Mappe dort eingesteckt, noch im Hinstehen? Ja — dort stak sie — jetzt ein

schneller Griff hinein. Wenn ihn auch der Posten bemerkte, er trug ja belgische Montur. Gloria! Er hat sie. Jetzt hurtig untertauchen hinter der Böschung — es regte sich etwas — Flüstern. Die Posten riefen sich leise an. Still jetzt, ganz still! — Nichts mehr. Aber noch eine Weile warten, und dann seitwärts die Wasserrinne hinunterschwimmen — dann wieder auf die Schlucht zu. Freilich, mit der Möglichkeit, daß man ihn deutscherseits für einen Belgier hielt und nach ihm schoß. So wartete er. Er glaubte noch das Flüstern zu hören.

Inzwischen versicherte er sich, daß die Papiere noch in der Mappe lagen. Eine Karte war beigelegt, ein paar Zeilen von dem Wachtmeister geschrieben. Ein letzter Gruß an seine Frau, fast unleserlich getrigelt:

»... Ich hab' dir versprochen, Weihnachten mit dir zu Hause zu feiern. Das ist nun anders gekommen. Ich hab's weg, ein Lungenstich, an dem ich hier verblute. Ich bitte dich nun: sei nicht verzweifelt, ich bin's auch nicht und liege doch hier in meiner letzten Stunde. Leb' wohl! Es wird mir schwarz ... ich muß aber noch die Papiere zerrei...«

Dabei überraschte ihn der Tod. Borgers steckte die Karte zu sich. Er wird sie besorgen und der verlassenen Frau schreiben. Ein Blick noch nach dem Wachtmeister hin. Tapferer Mann! Man hat ihn nicht mehr herausheben können. Ein Schwerverwundeter, der nicht mehr aufs Pferd konnte — man mußte ihn der Gnade des Feindes überlassen.

Borgers erhob sich etwas aus dem Wasser, um die Richtung, die er nehmen mußte, zu bestimmen. — Paff! krachte es von der Schlucht her. Man hielt ihn also richtig für einen feindlichen Soldaten. Und jetzt brachte der Schuß auch die Posten auf die Beine. Der ganze Hang schien plötzlich lebendig zu sein. Den Kamm entlang setzte ein hitziges Schützenfeuer ein; die Schlucht erwiderte es. Herrgott! Zwischen zwei Feuern — netter Zustand.

Eingebuddt in der Rinne, harrte er seinem weiteren Schicksal entgegen. Die Belgier schossen atemlos. Das deutsche Feuer dagegen war ruhig, wohlgezielt, den einzelnen Mann aufs Korn nehmend. Er hörte deutlich die deutschen Kommandos herüberschallen: »Ruhig zielen! Jeder seinen Mann

nehmen! Hinlegen!« Sein Ohr unterschied die deutschen Schüsse genau von den belgischen. So verfolgte er den Fortgang des Geplänkels. Aber dann raschelte es von dem Abhang herunter. Ragenartig kletterten die Belgier herab, suchten Deckung in der Flußrinne und sprangen klatschend in das Wasser. Blist schnell tauchte Borgers unter, den Kopf unter Wasser bis zum Ersticken. Neben ihm trampelte es von klatschenden Schritten im Wasser. Jetzt half's nicht, er mußte über Wasser tauchen und mit dem Arm an den Rand der Böschung greifen. Einer wollte abspringen und stieß ihn weg. »Il est blessé!« rief ein anderer und half ihm über den Rand. Gleich ließ Borgers sich fallen. Die anderen über ihn hin. Da wälzte er sich weiter und griff in einen Ast, denselben, der den toten Wachtmeister verdeckte. Für den Augenblick war er geschützt.

So, armer Kerl, da wären wir ja wieder beisammen, dachte er und faßte nach der kalten Hand des toten Kameraden und brüdte sie.

Eine Stimme klang ihm noch nach: »Il est blessé ...« Wieviel warme Menschlichkeit in solcher Stimme! Da schossen sie nun in wütender Mordgier aufeinander und hatten doch mitleidige Seelen, kindhafte Herzen, der Freund und der Feind. — Warum mußte es sein ...?

Und es war, als ob die Stimmen der Witwen und Waisen durch den anbrechenden Morgen klagten.

Als der Tag leuchtete, zogen die Deutschen siegreich aus der Schlucht hervor. Sie begruben ihren Wachtmeister. Die Ehrensalven krachten über seinem Hügel vor der Schlucht.

Aber keinen sonst fanden sie mehr. Niemand hatte den Offiziersstellvertreter Franz Borgers gesehen.

Aber vorwärts, dem Feinde auf den Spuren!

Im strahlenden Morgen ragten die Türme Brüssels.

Auf Hollands Boden hinüber warf der Krieg sein schauriges Echo. Wie Strandgut aus der brüllenden See trieben Flüchtende, Ausgewiesene, Verwundete, Obdachlose über die Grenze. Aus den umliegenden Grenzdörfern waren sie in Maas-

tricht zusammengeströmt. Von schrecklichen Greueltaten mußten sie zu erzählen. Sie schleppten ihr Bettzeug auf dem Rücken, ihre Kinder auf den Armen, während auf Kinderwagen und Schiebtarren ihre gerettete Habe untergebracht war.

Auf dem Marktplatz lagerten sie, schrien, weinten, beteten und fluchten den Zorn Gottes herab auf die Feinde. Da taten die in Maastricht die Türen ihrer wohnlichen Häuser auf und nahmen die Obdachlosen an ihren Tisch. Und wenn die obdachlosen Frauen nach ihren Männern gefragt wurden, antworteten sie herb und verbittert: »Zu zwölften an die Wand gestellt!«

Man wußte, was es bedeutete, dieses schreckliche »an die Wand gestellt«. Und da sie dies mit Weinen und Wehklagen erzählten, so schwoll auch der Zorn der Holländer gegen die »deutschen Barbaren«. Vergessen und totgeschwiegen waren die heimtückischen Überfälle der Belgier, die da vorausgegangen waren; vergessen und totgeschwiegen die durch die meuchelmörderische Kugel dahingestreckten deutschen Helden; vergessen und totgeschwiegen die grausame Mißhandlung der Verwundeten. Das waren Zeugen, die nun verstummt unter der Erde lagen. Aber die Zeugen des Strafgerichts, die Häuserruinen, standen und wurden zu Anklägern gegen die »Barbaren«.

In diesem Tumult langte der Baron mit seiner Tochter an. Er suchte sofort Jehotté, der im Hotel mit der biden Nonnstrouw Unterkunft gefunden hatte, auf. Seine erste Frage war nach Marcel. Aber Jehotté, der noch in der bunten Toppe des Hafenarbeiters steckte, tat sehr erstaunt: »Par exemple, Monsieur le Baron! Er kann doch hier nicht in Holland bleiben und Knaster rauchen. Monsieur de Pont-Neuve hat wichtige Papiere, die er in des Königs Hand legen muß, enorm wichtige Papiere, wissen Sie. Famose Erfindungen hat er gemacht, mit einer brillanten Tat unsre chère patrie gerettet.«

»Bin sehr entzückt. Und Sie denken nun, daß er auf Route Brüssel ist?«

»Nicht directement, er nahm vorsichtshalber einen Umweg. Er fuhr heute nachmittag vier Uhr mit dem Zug nach Rosendal, von dort wieder nach Belgien hinüber und dann nach Brüssel.«

»Ist dieser Weg sicher?« fragte hinter dem

Baron eine verhaltene Stimme. Baronesse Yvonne war ihrem Vater gefolgt und stand nun da, in den losen, unten spitz zulaufenden Mantel gehüllt, das feine Gewebe des Schleiers vor dem bleichen Gesicht.

Jehotté sprang in dienerhafter Eile herzu und schob ihr den Stuhl mit dem bemalten Schnitzwerk zu. Wie froh war sie, sich endlich setzen zu können!

Um ihre Augen lagen bläuliche Ringe, aber ein fiebernder Glanz fladerte darin. Sie litt unaussprechlich, so krampfhaft sie das auch zu verbergen suchte. Ihre Stimme versagte oft, wenn sie sprach.

Jehotté antwortete mit einer großartigen Armbewegung: »Wo der König ist, ist es sicher.«

»Der König ist noch in Brüssel?« fragte Yvonne angstvoll.

»Noch in Brüssel? Beliebt Baronesse zu scherzen? Noch in Brüssel — hahaha! Solange in Brüssel ein Stein auf dem andern steht, ist der König dort.«

»Sie glauben also nicht, daß die Deutschen auf dem Wege nach Brüssel sind?«

Da wühlte Jehotté in einem Stoß holländischer Zeitungen, griff da und dort eine heraus und las triumphierend: »Hier eine Meldung des Telegraf: Eine Eskadron französischer Reiter hat den Rhein erreicht ... Hier ein Telegramm des Nieuwe Rotterdamer Handelsblad: Die Deutschen ziehen sich auf Breisach zurück, nachdem sie vorher die Depots in Brand gesteckt haben. Die Bevölkerung begrüßt die Franzosen als Befreier. König Albert nimmt heute die Parade ab über die heldenhaften Verteidiger von Lüttich. Die Deutschen desertieren massenhaft über die Grenze nach Holland ... Bien, Baronesse, wollen Sie noch weiteres darüber wissen, wo es jetzt sicherer ist, in Brüssel oder in Berlin? Man sagt, daß der deutsche Kronprinz sich aus Verzweiflung erschossen hat.«

Da glitt's von den Lippen der Baronesse, leise, wie ein Hauch wehte es durch den Raum: »Die armen Deutschen ...« Ein inbrünstiges, weiches, zaghaftes Erbarmen lag in den drei Worten.

Der Baron sah mit einem flüchtigen Blick erstaunt auf. Da stand sie neben ihm, ihre Hand lag mit pressendem Druck auf seinem Arm. »Wir reisen sofort nach Brüssel, cher papa.«

»Zu ihm?«

»Ja.«

»Wo finden wir Herrn de Pont-Neuve, Monsieur Jehotté?«

»Fragen Sie nur im Gouvernement nach ihm.«

»Sie bleiben noch hier?«

»Ich muß nach Deutschland.«

»Das wagen Sie?!«

»Es ist fast kein Wagnis mehr. Sie machen's uns leicht, die guten Deutschen. Ich begeben mich von hier aus nach dem Grenzörtchen Baals an der Schwelle Aachens. Ein braver Holländer überläßt mir seine Papiere, und ich fahre als Gemüsehändler Vanderbracht oder Heustens zum Aachener Markt, spioniere bis nach Düsseldorf hin, wo sie ja auch eine Lustschiffhalle haben, und kehre wieder nach Baals zurück. In drei Stunden sind meine Nachrichten in Brüssel und in fünf Stunden in London.«

Er hat, sich verabschieden zu dürfen, er würde sehr dringend erwartet. Wie Quecksilber war er, ein unternehmendes Kerlchen, und fest davon überzeugt, daß er den Strid für Deutschlands letzte Stunde schon in Händen hielt.

»Es lebe das unabhängige Belgien!« Die Tränen schossen ihm in die Augen. So eilte er davon.

»So wird der letzte Mann in Belgien fallen,« sprach die Baronesse traurig hinter ihm her.

Der Baron suchte die Achsel. Er war nicht kriegerisch gesinnt, war's niemals gewesen. Das Rohe, das in jeder Gewalttat liegt, stieß ihn ab. Wenn also Ruhe und Sicherheit in Brüssel war, dann wollte er seine Tochter dorthin in die Arme des für sie bestimmten ebenbürtigen Mannes abliefern — nach belgischem Brauch und belgischer Sitte: aus den Händen der Eltern ging die Tochter in die des Mannes über. Und dann wollte er in sein Schloß zurückkehren, damit man da nichts verwüstete. Hoffentlich war die »Affäre Krieg« schnell vorüber, und er konnte seiner Gattin in die Riviera nachreisen.

Einstweilen war es eine schredliche Fahrt da nach Rosendal und weiter. Man scheute sich gar nicht, flüchtendes, topfloses und sehr anmaßendes Volk aus der dritten Klasse in die erste zu stopfen. Jeder Paddnecht glaubte

schließlich ein Anrecht auf Hilfe fordern zu dürfen. Ein förmlicher Aktienbetrieb auf Mitleid hatte sich da herausgebildet — Dank war Nebensache.

Und Jehotté schien auch geschwindelt zu haben. Ganz Brüssel zappelte nervös. Eine verschwiegene Angst, eine bleiche Wut ging um. Überall sah man das deutsche Gespenst. Die Avenuen entlang gruben sie Erdwälle, groteske Straßenbarrikaden entstanden. Die Garde civique prunkte in den Straßen in feierlicher Herrlichkeit, elegante Herren, die Blume der Königin im Knopfloch — ein Soldatenspielen.

Selbst von dem Baron glitt der vornehme Firnis ab, er fluchte regelrecht. Er hatte die eiserne deutsche Wehr auf seinem Schloß, er kannte diese markige Schlichkeit, die ruhig und zuversichtlich auf ihre Siege zumarschiert. Er wußte, daß der deutsche Soldat nicht der feige, verdummte Wilbe ist, als den sie ihn hier ausschrien. Hat man in Belgien bisher außerhalb Europas gelebt, daß man das an der Schwelle liegende Deutschland nicht kennt?

»Du wirst hier nicht bleiben können, Yvonne.«

Die Angeredete wurde aus grübelnden Gedanken geweckt. Ihre Augen waren starr, sie sah ihre Entschlüsse still in sich, sie fragte nicht mehr. Eine kalte Verzweiflung trieb sie weiter. Sie baute sich selber Stein um Stein zu, um sich keine andre Möglichkeit zu lassen als die eine.

»Wir werden zu Mère Candide nach Löwen fahren,« sagte sie, blieb mitten in dem Trubel der Straße stehen und bat ihren Vater, sich nach einem Fuhrwerk umzuschauen. »Oder besser: lassen Sie mich allein fahren und kommen Sie mit Marcel nach, père.«

Wenn sie »père« sagte, dann war diese von nachgiebiger Liebenswürdigkeit strahlende Person einfach nicht mehr von ihrer Absicht wegzubringen. Und schließlich, war es nicht ein gescheiter Einfall? Im Kloster der Mère Candide, die unvermischten Bluts aus der flämischen Linie der Pont-Neuve abstammte, war sie geschützt und aufgehoben. Nur schnell mal zum Mutterhaus, das ja hier in Brüssel war, und nachfragen, ob keine beunruhigenden Nachrichten vom Löwen Kloster eingetroffen seien.

Zufall und Glück. Der Aumonier aus

dem Löwener Kloster war gerade anwesend und sollte als einer der wenigen Zivilisten mit dem Militärzug dorthin zurückfahren. Es sei ihm eine Ehre und ein Vergnügen, versicherte er dienstfertig, der Mère Candide ihre scharmante Verwandte zuzuführen. Und er erzählte, daß beständig Militärautos zwischen Brüssel und Löwen verkehrten. Ja wohl, es sei etwas im Werk. Irgend etwas. In Löwen sehe es sehr kriegerisch aus. Also könne man dort hinter der soldatischen Schutzwehr sehr ruhig sein.

Yvonne fuhr mit dem Aumonier ab.

Der Baron begab sich zunächst nach dem Quartier Leopold, nahe dem Bahnhof Luxemburg, wo Marcells Mutter wohnte. Im Quartier Leopold fand er verschlossene Tore: die ganze vornehme Welt war nach Ostende übergesiedelt. Leere Straßen gähnten ihm in der prunkenden, französisch übertünchten »oberen Stadt« entgegen.

Aber in der »unteren Stadt«, dem Flammenviertel, herrschte desto größere Unruhe, Hast und Furcht. Mit Hundekärrchen raselten sie an, der Jongenlief, die Straßenlummel, die sogenannten Retjes. Sie haben ein paar deutsche Schaufenster eingeworfen. Die Deutschen hat man schon aus der Stadt hinausgeklappert, jetzt wirft man ihnen auch noch die Häuser zusammen. Hä — das und dies holte Pittje aus den Sacktaschen seiner schlappernden Hosen, nette Dingsen aus den Geschäften der Deutschen, auf die Straßen hat man's geschleudert, also kann man's dort holen. Allez, allez! Kein deutsches Haus soll mehr in Brüssel stehenbleiben. Die Holzschuhe klapperten, die breiten Stimmen grölten. In der Rue haute stießen sie auf einen Trupp, der zwei Soldaten umringte, tumultuarisch in begeisterten Schreien. »Rijf! Wat hebben sie da? Einen Helm! Oh, einen Helm! Wopn God, wat is dat mit dem Helm?« So stürzten sie auf den Trupp zu. Pittje warf sich mit massiven Armstößen hinein. Je mehr Standal, desto besser! Man war erregt, man war geängstigt, man mußte sich die Brust freischreiben. »Wat is dat mit dem Helm?«

Immer größer wurde der Anlauf. Vorübergehende wurden mitgeschoben. Man wälzte sich in die breiten Straßen hinein. Der Baron rettete sich auf die Treppe eines Geschäftshauses. »Was ist das mit dem Helm?« fragte auch er. Gleich stand die

Treppe voll Gaffer, die begeistert die Hüte schwenkten. »Ein deutscher Helm, ein verfluchter deutscher Helm! Von den tapferen Karabiniers erobert! Ah, unsre braven Pioupious! Vive! Auf die Stange mit dem deutschen Helm!«

Pfiffe gellten, die ganze Breite der Straße füllte ein tobender Menschenstrom. Aus allen Türen, aus allen Fenstern kam ein Winken und Händeklatschen. »Oh, bravo! Oh, bravo! Auf die Stange mit dem deutschen Helm!« Sie spudten nach ihm, sie hieben nach ihm, schüttelten die Fäuste und ergingen sich in gemeinen Verwünschungen. »Hä, la! Kommt dort ein Auto? Haltet das Auto! Unsre tapferen Soldaten in das Auto! Halte-là! Haaalte-là!«

Eingestaut in die Menge stand der Kraftwagen. Laut dröhnte die Hupe. »Bahn frei!« Aber man wich nicht. »Das Auto für die Soldaten und den Helm. Man soll den Helm als Siegestrophäe durch die Stadt fahren!«

Ein Militär beugte sich zum Wagenfenster heraus und fluchte los. Geschrei antwortete ihm. »Raus aus dem Auto! Platz für die Soldaten und den Helm!«

Der Baron schob sich auf die oberste Treppenstufe und redte den Hals. Die Stimme, die dort in den Tumult hineinrief — der Offizier, der sich herausbog — da wieder der Kopf mit dem Käppi. Marcel, tatsächlich Marcel! Der Baron wollte zu ihm hinüber. Keine Möglichkeit, wie eine Mauer preßte sich die Volksmasse um ihn.

»Reißt sie aus dem Wagen 'raus, wenn sie nicht wollen!«

»Raus! Raus!« dröhnte das Echo aus dem wogenden Gewühl. Die Menge schwankte, wankte, stieß gegen den Wagen an. Das Verdeck klappte herunter, ein Mann stand aufrecht darin, ein Aumonier — Dieu! der Aumonier, der doch mit Yvonne davongefahren war —, und stellte sich schützend vor eine Frauengestalt. War das Yvonne? Yvonne! Empörend! Yvonne in diesem Volksauflauf — zwischen den Fäusten dieser berauschten Horde!

Marcel stand auf dem Wagentrift, zog blank und ließ seinen Degen über den Köpfen blitzen.

»Wat? Er schlägt mit dem Säbel auf das brave Volk? Jongskens, jetzt die Messer heraus!«

Da schoß hinter Marcel die schlanke Frauengestalt auf. Ihre helle Stimme zitterte über dem wüsten Geschrei: »En voiture! Ich mache den braven Soldaten Platz!«

Arme langten nach ihr. Sie versank in der Menge. Die Weiber schrien ihr ins Gesicht, befühlten in dreister Neugier den Besatz ihres Mantels, ihre schmalen Hände. Und einer hinter ihr, der noch gewalttätig das Messer schwang, schlugte ihr in den Mantel, lachte und stach ihr in den Put. Die Weiber freischten auf, rissen das Loch im Mantel größer und freuten sich des Schadens. Hatten sie keinen solch feinen Mantel, brauchte die Reiche dort ihn auch nicht zu haben.

Marcel schlang den Arm um sie und schob sie fort. Er wurde gegen sie geworfen, es war kein Halten mehr. Drüben an den Häusern ließ sich ein Polizist sehen. Marcel rief ihn wütend an, aber er zuckte nur mit der Schulter. Was war zu machen? Das Volk war gefährlich erregt. Ein kleiner Anlaß noch, und man hatte eine Straßenrevolution. Also ließ man sie am besten austoben. Danach liefen sie ebenso schnell auseinander, wie sie zusammengeströmt waren.

Die Soldaten in dem Auto hielten auf einem Spazierstock den deutschen Helm hoch, feierlich, mit tragischer Geste. Langsam voran. Die entzückte Menge wälzte nach. »Vorwärts, zum König! Der König soll den eroberten deutschen Helm sehen. Der König soll sich freuen!«

Und herbei strömt's aus den Straßen. Zum König! Schier endlos wurde der Zug. Die Letzten wußten schon nicht mehr, warum die Ersten jauchzten, aber sie jauchzten mit. Es beruhigte ihre fiebernde Angst, wenn sie jauchzen konnten.

Von dem Strom wurden auch der Baron und die andern unaufhaltsam mit fortgerissen.

»Zum König!« rief auch Marcel und hängte sich in den Arm der Baronesse. »Wir müssen diese wunderbare Stunde miterleben.«

Der Aumonier setzte unterdessen, so gut es in dem Lärm ging, dem Baron auseinander, wie sie mit Herrn de Pont-Neuve zusammengetroffen seien. Auf dem Bahnhof überwachte der Adjutant die Verschickung von Maschinengewehren nach Löwen, eben

in dem Augenblick, als der Aumonier mit Baronesse dort anlangte. Monsieur habe dann nicht zugeben wollen, daß Baronesse mit einem Militärzug fahre, und besorgte ein Offiziersauto.

Zusammengebrängt durch die Volksmenge, schoben sich vor ihnen Marcel und seine Braut her. In übergroßer weichlicher Zärtlichkeit war er um sie bemüht. Seine Gefühle sprangen wie Feuergarben auf. Er war schnell berauscht. Aber süß war es, süß, daß sie zu ihm floh, daß sie sein Weib werden wollte in diesem erhabenen Augenblick, wo sein König ihn an die Front rief. Er preßte sich an sie, flüsterte an ihrem Ohr, hörte nicht mehr das Losen um ihn, war allein mit ihr — allein. Ob sie sein Flüstern in dem Geschrei hörte? Warum senkte sie das Gesicht? Yvonne ... sie soll den Handschuh ausziehen, er will ihre warme Hand spüren ...

»Yvonne — bitte, ein Wort, bitte ...«

Da irrten ihre Augen über sein sehnsüchtiges Gesicht hin. Sie sprach etwas, er verstand nicht, aber er fühlte, wie ihre Hand zitterte.

Die Menge flutete auseinander und zerteilte sich auf dem Plage vor dem Königsschloß. Man konnte wieder atmen. Die lange Fassade des Schlosses hinunter flutete die Menschenmenge, und immer wieder erscholl der fordernde Ruf: »Le roi! Le roi!«

Das Auto fuhr bis ans Portal vor. Im Wagen standen noch wie Gralswächter die Soldaten und hielten den deutschen Helm hoch.

»Le roi! Le roi! Wo ist der König? Der König soll sich zeigen!«

Durch das Schloßportal eilten Ordonnanzen und höhere Offiziere ein und aus, Generäle mit bauschigen Schnurrärten, Minister mit schwarzer Mappe unterm Arm. Wagen fuhren vor, Reiter sprangten an, reichgallonierte Diener sprangen aus dem Portal und öffneten den Wagenschlag. Lauter und dringlicher wurden die Rufe des Volkes.

Da ging an der langen Fassade ein Fenster auf, ein Diener in weißen Handschuhen breitete einen Teppich über das Fensterbrett. Dort also werden die Majestäten erscheinen.

Brutal drängte jetzt die Menge zusammen unter das Fenster. Und noch eins wurde

geöffnet, und wieder eins. Das Gefolge erschien, Hofdamen und Kammerherren.

Dann wurde die hohe Gestalt des Königs sichtbar. Ein typisches Gesicht aus dem Stamme Leopold; auch die Koburgnase. Neben ihm erschien die Königin. Am zweiten Fenster standen die Kinder, winkend und lächelnd die kleine Prinzess. Auch die Günstlinge des Königs, die Dultramonts, die Schoenhoven.

Ein tosendes Händeklatschen setzte ein, und dazwischen erschollen wilde, verzückte Rufe der Begeisterung: »Vive le roi! Vive la reine! A bas les Allemands!«

Der König hob die Hand, er wollte sprechen. Aber es bröhlte immer noch: »Vive le roi! Vive la reine! A bas les Allemands! Vive la France!«

Offiziere mischten sich unters Volk und winkten, daß der König sprechen wolle. »Ja wohl, der König soll sprechen! Silence! Der König will sprechen!«

Da sprach der König, und es wurde still wie in einer Wüste:

»Belgier! Ich bin erfreut und gerührt durch die spontane Begeisterung, die hier zum Ausbruch kommt. Der Königin und mir wird dieser erhabene Augenblick, der das belgische Volk in unerschütterlicher Einigkeit und Treue zum Throne vereinigt sieht, unvergänglich bleiben — was auch immer kommen möge ...«

Oho! Wie sagt der König? Was auch immer kommen möge? Nichts soll kommen. Sieg soll kommen, Sieg und nochmals Sieg. Aber vielleicht drückt er sich bloß nicht gut aus, der arme kleine König. Er spricht das Französische etwas schwerfällig; er ist ja kein Wallone.

Und der König spricht weiter:

»Mag der Ansturm der Feinde noch so kräftig sein, an dem Wappen Brüssels wird er zerbrechen wie Glas. Unser stolzes Wappen trägt im Schild den Erzengel Michael, der den Lindwurm, den von wahnwitzigem Hochmut beseelten Luzifer, überwindet. Ist das nicht ein Vorzeichen von dem, was jetzt vor den Toren Brüssels geschehen wird? Bis hierher und nicht mehr weiter, Germane! Die Lanze des Erzengels ist gezückt. Unfre Waffen starren dem Feinde entgegen. Wir wollen ihm die Greuel heimzahlen, die er in unser blühendes

Land getragen hat. Belgier! Ich habe euch nichts andres mehr zu sagen, als: Es lebe das unabhängige Belgien! Und wiederum: Es lebe das unabhängige Belgien!«

Er wollte noch weitersprechen, aber das nun losbrechende Geschrei brandete über alles hin. Männer umarmten sich, Frauen weinten, Jünglinge versuchten an dem Portal hinaufzuklettern. Der deutsche Helm flog empor und wurde zum Wurfball der fanatisierten Menge.

Marcel stand mit glühenden Augen unter den lautesten Rufen. Feindselig, haßerfüllt zuckte es in seinem geröteten Gesicht. Ein Knirschen kam zwischen seinen festgepreßten Lippen hervor. »Yvonne, weißt du, wem ich da draußen auf dem Schlachtfeld zuerst bezeugen möchte? Weißt du es? Dem Lügner! Diesem ... Ha! Wie er hinter mir her war, so ich nun hinter ihm. Mein Degen zuckt mir schon in der Hand, wenn ich bloß an ihn denke. Mein Degen in sein Blut getaucht, Yvonne! Und dann schid' ich dir den Degen, und dann weißt du, was ich dir sagen lassen will. Warum zitterst du, Yvonne?«

»Zittere ich? O non!«

»Du bist sehr erschreckt, chérie.«

»Ja, wir müssen zurück.«

»Ah oui — wir müssen zurück. Wir müssen zusammengehören —« Und er zog sie mit sich fort.

Das jubelnde Gedränge in den Straßen wurde zum Volksfest. Aber alle zog es nach einer Richtung, die aus der oberen und aus der unteren Stadt — nach dem Rathaus, als folgten sie alle einer unbewußten, geheimen, angeerbten Gewalt. In den sonnenblanken Himmel hinein ragte der Monumentalschatten des über hundert Meter hohen Turmes. Auf seiner leuchtenden Spitze wieder das Wahrzeichen Brüssels, die Riesenfigur des Erzengels Michael. Hier hat zu allen Zeiten der Troß und Eigenwille der Bürgerschaft seine Orgien gefeiert, vor diesem Wunderwerk selbstherrlicher Baukunst.

Was rief da einer? Bürgermeister Mag harre unterm Portal des Volks? Ha, vive! diesem prachtvollen Bürgermeister. Die begeisterten Scharen stauten sich um ihn. Er verkündete ihnen siegreiche Botschaften. Erschöpft und entmutigt wären die Deutschen

in Lüttich. Ihre vorgeschobene Reiterei mühe sich vergebens ab, das Gelände zwischen der oberen Maas und Geete zu überschreiten. Derweil seien die Hilfskorps der Verbündeten in Belgien gelandet, und nun gehe es mit drei Gewalten gegen den erschlafften Feind.

»Belgier, Fahnen heraus! Die Fahnen unsrer hohen Verbündeten! Hoch Frankreich! Hoch England!«

Da flaggte, wehte, grüßte es in leuchtenden Farben. Und Scharen und Trupps kamen aus allen Straßen, mit eintönigem, grimmigem Taktgesang: »A Berlin, à Berlin, à Berlin!«

So nahmen sie den Weg zum großen Markt, über den das Volksmeer sich ergoß. Dort stand das Brothaus, in dem Feld Egmont seine letzte Nacht verbrachte. Überall traf man auf Zeugen der brandenden, überschäumenden Volksseele. —

Dann besprach der Baron mit Marcel noch alles Nähere über die Nottrauung, die der Aumonier im Mutterhaus in aller Stille vorzunehmen sich erboten hatte. Er selbst tat sofort die nötigen Schritte für die Ziviltrauung, während Marcel sich ein Schreiben des Generalkommandos verschaffte, woraufhin die Trauung auf den andern Morgen festgesetzt wurde.

Das Morgenrot brannte in die Fenster des Klosterapellchens. Die Kerzen flackerten am Altar. Eine junge Nonne kuschelte die Stufen herauf und stellte duftende Blumensträuße vor das Sanktissimum.

Ein roter Teppich floß die Stufen hinunter durch den Gang bis zur Kapellentür, wo nun am Arm des Barons die bleiche Braut hereintrat. Hinter ihnen schritt Marcel in Uniform mit einem befreundeten Offizier. In weißem Ornat wartete der Aumonier am Altar. Die Trauerzeremonie begann.

Doben auf der Empore erschienen die Nonnen und sanken in den Kirchenbänken auf die Knie. Im Turm hob ein helles, klingendes Läuten an, während drunten am Altar das Wort der Entscheidung fiel: »Ja!«

Da setzte das klingende Glöcklein aus, da war's geschehen. Am Altar erhob sich das

Paar. Marcel reichte den Arm der Braut, die er nun als Frau nahm.

Der Geistliche sprach das Schlußwort: »Gehet denn hin, vereint im Kampf, unter dem Donner der Kanonen zusammengeschmiedet, die erfüllte Hoffnung edler Geschlechter. Seid stark und einig, wie das bedrohte Vaterland es jetzt fordert! Und wo eine Welt in Waffen sich erhebt, da gehet ihr hin in Frieden. Pax vobis! ...«

Da — eine Stimme draußen, eine laute Stimme in der Klosterstille. Eine militärische Meldung: »Wo finde ich den Adjutanten, Monsieur de Pont-Neuve?«

Der Offizier, der Marcells Trauzeuger gewesen war, sprang hinaus auf den Klostergang. Und wieder hörte man die laute Stimme: »Die königliche Familie hat Brüssel verlassen! Die Regierung ist in Automobilem soeben davongefahren!«

Marcel stand totenblaß in der Tür der Kapelle. Was war vorgefallen? Plötzlich — niemand wußte, niemand ahnte es — war ganz Brüssel von Tumulten wahnsinnigen Schreckens umfungen. Die Deutschen kommen! Die Deutschen! Blödsinn! Nieder mit den Schreiern! Nur eine Vorsichtsmaßregel der Regierung.

Vor dem Mutterhause furrte das Militärauto. Sofort sollte sich der Adjutant in einem Panzerauto nach Löwen begeben.

Der Baron umfaßte seine Tochter, doch Marcel riß sie an sich: »Du kommst mit!«

»Wahnsinn! Lassen Sie mir meine Tochter!«

»Sie gehört zu mir.«

»Man nimmt keine Frau mit in den Kampf!«

»Es wird kein Kampf sein. Die belgische Armee steht wie ein Wall um Löwen. Yvonne bleibt bei Mère Candide.«

»Bien — dann soll Yvonne entscheiden!«

Yvonne stand schweratmend zwischen beiden Männern. In leisem, bangem Hauchen kamen von ihren zitternden Lippen die Worte: »Ich gehe mit ihm ...« Und beide Arme zum Abschied um den Hals des Barons schlingend, setzte sie hinzu: »Kann ich denn anders?«

Die Kerzen am Altar waren erloschen, das Morgenrot floß wie ein Blutstrom über den Horizont.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wiederaufbau nach dem Kriege

Von Prof. Max Metzger (Lübeck)

Über die schrecklichen Kriegerverwüstungen im Westen und Osten unsers Vaterlandes haben uns die Zeitungen im Laufe der Kriegszeit so viel berichtet, daß wohl jeder eine ungefähre zutreffende Vorstellung des gegenwärtigen Zustandes der überfallenen Landesteile gewonnen hat. Ganz Deutschland ist durchdrungen von innigem Mitgefühl für die unglücklichen Bewohner jener Grenzgebiete, die die Schutzwehr für das Reich bilden, und in jedem Deutschen regt sich der aufrichtige Wunsch, daß den Geschädigten das Verlorene in vollem Maße wieder ersetzt werde, soweit es Menschenhände vermögen. Städte und Körperschaften haben in einer dieser großen Zeit würdigen Opferwilligkeit dem Staate Mittel angeboten, und der Staat selbst hat nicht gezögert, das Erforderliche zu veranlassen, um aus den Trümmern möglichst bald wieder neues Leben ersprießen zu sehen.

Im Westen ist in den Städten und Dörfern vieles vom Feinde zerstört worden, andres haben unsere eignen Truppen im Kampfe gegen Frontireure zerstören müssen. Das Gesamtbild der Zerstörungen im Westen bleibt aber ganz erheblich hinter den Verwüstungen im Osten zurück. Nach amtlicher Feststellung betrug bis zum 12. November 1914 die Zahl der ganz oder doch größtenteils zertrümmerten Gebäude allein im Regierungsbezirk Königsberg 2142. Der Gesamtschaden, den die russischen Horden im Osten Deutschlands angerichtet haben, wird amtlich auf etwa 2½ Milliarden Mark geschätzt. Eine anschauliche Schilderung der Kriegsschäden in Ostpreußen hat der Provinzialkonservator für Ostpreußen, Baurat Prof. Dr. Vethlesen, im Zentralblatt der Bauverwaltung vom 5. Dezember 1914 veröffentlicht. Er sagt darin, daß der diesmalige Einfall »an Schrecken alles übertriffe, was Ostpreußen jemals früher erlitten habe«. So grauenvoll die Verwüstungen, das Wenden und Brennen zur Zeit der Tatareneinfälle (1410 und 1656) gewesen seien, kämen sie doch nicht auf gegen die Unmenschlichkeit, mit der die Russen diesmal verfahren, und gegen die gewaltige Ausdehnung der Verwüstungen. Abereinstimmend wird von den in letzter Stunde geflohenen Bewohnern erzählt, wie überall, so weit das Auge reichte, alles brannte, was Menschenhand errichtet hatte. Aber dreißig gleichzeitige Brände sind an einigen Orten abends gezählt worden. Von einst blühenden Städten und Ortschaften sind nur noch rauchgeschwärmte Ruinen und Trümmerhaufen vor-

handen. Alles Brennbares ist bis auf die letzte Spur aufgebrannt. Es durfte ja nichts gerettet werden, durfte und konnte nicht gelöscht, dem Untergang von Hab und Gut in keiner Weise Einhalt getan werden. Auffälligerweise blieben aber in der Regel die Kirchen und Denkmäler von der Zerstörung verschont.

Das bittere Schicksal hat uns nun vor die Notwendigkeit gestellt, zerstörte Siedlungen wieder neu aufzubauen. Die Frage des Wiederaufbaues wird mit der Rückkehr der Flüchtlinge sogar dringend werden. Man wird sich beeilen müssen, ihnen für ihre verlorenen Wohnstätten wieder neue zu bieten. Die Not der Zeit wird voraussichtlich dazu zwingen, alle irgend noch verwendbaren vorhandenen Mauern wieder zu benutzen. Es wird dadurch Arbeit und Geld gespart und vor allen Dingen Zeit gewonnen werden, so daß das wirtschaftliche Leben früher wieder einsetzen kann. Auch der Mangel an Baumaterialien in genügender Menge wird vielleicht dazu zwingen. Im Interesse des raschen Wiederaufbaues des Wirtschaftslebens wird man wahrscheinlich sogar an die Errichtung vorläufiger Wohnstätten für Menschen und Vieh denken müssen. Die Dringlichkeit und die Rücksicht auf die augenblickliche Not könnte dann leicht zu einem nur notdürftigen Wiederaufbau der zerstörten Häuser führen, und diese Notbauten könnten die Besitzer vielleicht veranlassen, einer zukünftigen guten Neugestaltung sich hartnäckig zu widersetzen. Damit entstände die Gefahr, daß die Erfüllung idealer Forderungen geopfert würde.

Das darf aber nicht sein. Die Errichtung vorläufiger Wohnstätten führt von vornherein zum Schlendrian, zur Begünstigung des Unsoliden, zur Geschmacklosigkeit im Bauen. Eine notdürftige Erneuerung würde zwar dem augenblicklichen Bedürfnis genügen können, niemals aber eine wirkliche Freude der jetzt noch niedergebrückten Bewohner an ihrer Heimat aufkommen lassen.

Bei aller Eile, die not tut, wird man also den innigen Wunsch hegen müssen, daß der Wiederaufbau der zerstörten Wohn- und Arbeitsstätten mit weißer Ruhe und ohne schädliche Aberstürzung vor sich gehe. Man sollte sich nicht unnötigerweise zu Notlösungen drängen lassen, die eine Verteuerung der endgültigen Lösung der Bauaufgaben bedeuten müßten und die Gefahr einer Hinausschiebung geordneter Zustände. Was an Gebäuden dringend nötig ist, sollte gleich gut, zweckmäßig und solid gebaut werden.

Mindererforderliches könnte später allmählich geschaffen werden.

Wie bei dieser Gelegenheit, wo von Grund auf neugeformt werden kann, gleich möglichst gut, solid und zweckmäßig gebaut wird, bedarf natürlich sorgfältigster Erwägung. Mehr als je muß bei diesem Wiederaufbau der Ortschaften und Gehöfte das erprobte Neue an die Stelle des Unpraktischen und Veralteten treten. Anderseits darf das gute Alte, ehe man es nicht tatsächlich durch Besseres ersetzen kann, nicht verächtlich verworfen werden. Man darf nicht für Kleinigkeiten und Unwesentliches halten, was in Wirklichkeit oft große Werte birgt. Das gute Neue läßt sich mit dem guten Alten in wundervolle Übereinstimmung bringen. Es wäre töricht, wenn wir uns die Segnungen der technischen Fortschritte auf allen Gebieten versagen wollten, wenn sie uns bequem zugänglich sind und uns erhebliche Vorteile brächten. Es rächt sich aber bitter, wenn wir alles, was vom Alten gut und schön war und was nicht notwendig anders zu werden braucht, einer ungerechten Laune oder Modetorheit opfern. Die Tradition ist ein wertvolles Erbe, das man nicht ohne Not verschleiern darf. Zu diesem so wertvollen Erbe gehören neben den bewährten Gebäudeformen vor allem die Schmuckgedanken und Techniken der altheimischen Bauart. Man braucht, wenn man diesen überkommenen Formen und Arbeitsweisen wieder zu ihrem Rechte verhilft, noch lange kein Altentümler und unpraktischer Schwärmer zu sein. Ein wahrhaft künstlerisch schaffender Baumeister wird auch an sich berechnete und vernünftige, aus dem Leben entstandene und vom Leben erfüllte altheimische Formen niemals zur toten Dekoration herabsinken lassen und auf theatralische Stimmungsmacherei ausgehen. Er wird das gute Alte mit neuzeitlichen Fortschritten zu vereinigen wissen und der Neuzeit das ihr gebührende Recht einräumen, in unsern Neubauten zum Ausdruck zu kommen. Was aber seine Bauwerke auszeichnet und ihnen einen eigenartigen Reiz verleiht, wird die Rücksichtnahme auf landschaftliche Umgebung, auf Überlieferung und erhaltene Werte, auf ortsübliche Baustoffe und uralte bodenständige Techniken und Schmuckmotive sein.

In den kleineren Städten des Ostens ist die bauliche Entwicklung in den letzten Jahrzehnten leider nicht sehr erfreulich gewesen. Aus den ursprünglich bescheidenen, zweckmäßigen und schönen Anlagen haben sich infolge der geänderten Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse vielfach in ungesundem Wachstum Stadtgebilde entwickelt, die allem, was zweckmäßig, bodenständig und künstlerisch heißt, stark widersprechen. Mit der Einführung von Neuerungen auf dem Gebiet der Baukonstruktionen und der Herstellung von Baustoffen, die infolge des erleich-

terten Verkehrs von Unternehmern und Händlern schnell über das ganze Land verbreitet werden, war mehr und mehr die Neigung vorherrschend geworden, den Wohnhäusern ein in die Augen fallendes Äußeres, eine nach landläufiger Anschauung moderne Erscheinung zu geben. Der Einzelne suchte sich dadurch hervorzutun, daß er das Neueste für seinen Bau verwendete. Mit Vorliebe wurden die Formen des Großstadthauses auf die Bürgerhäuser der Mittel- und Kleinstadt oder gar auf ländliche Bauten übertragen. Die Absicht, den Bauten ein möglichst stattliches Aussehen zu geben, fand dabei in einer Häufung von Motiven aller Art und in einer Überladung mit Architekturgliedern und Zierformen nur zu oft einen jedes gebildete Auge verletzenden Ausdruck. Die auf hohlen äußeren Schein berechnete herz- und geschmacklose Bauweise der Wohnhäuser wurde durch die protzige äußere Herrichtung der Geschäftshäuser noch übertroffen. Mächtige Spiegelscheiben in übermäßigen Öffnungen, riesige Kellamesscheiben und Auslagelasten auf den Pfeilern, häufig sogar noch Ausstellungsfenster in den Etagen kennzeichnen diese »Neuerungschaften« der letzten Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts. Sie zerstören ohne jeglichen inneren Grund, ja ohne wirklich Nutzen zu schaffen, die Schönheit der alten Ortsbilder. In kleinen Orten kennt jedes Kind jedes Geschäft ganz genau, jedes Geschäft hat seine feste Kundschaft, seine Konkurrenz macht ernstlich zu schaffen, übertriebene Schauanlagen und teure Kellame sind daher durchaus überflüssig. In der Großstadt liegen die Verhältnisse wesentlich anders. In Großstädten wirken die mächtigen Ladenfenster in ihrer ununterbrochenen Kette und mit ihren wechselnden anziehenden Auslagen weit aus angenehmer. Sie gehören gewissermaßen zum Großstadtbild. Die Auswüchse des Kellamewesens sind dort auch verständlich und fast entschuldbar. In stillen Landstädtchen aber sind derartige Nachahmungen großstädtischen Geschäftsgebarens geradezu grober Anflug. Auch die Gasthäuser haben leider eine Wandlung zum Schlechteren durchgemacht. Die Poesie der alten Wirtschaften mit ihrer einladenden Traulichkeit und Gemütlichkeit ist fast durchgehends verschwunden. Zum Vorteil für die Schönheit der kleinen Orte sind in den meisten Fällen noch am wenigsten die Bahnhöfe und die Schul- und Gemeinbehäuser aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts ausgefallen.

Schlimm sind die Verunstaltungen, die auf ländlichen Gebieten um sich gegriffen haben. An die Stelle der alten Landhäuser mit ihrem einfachen ruhigen Baukörper, der in seiner ganzen Erscheinung klar und freundlich in der Landschaft stand, sind zumeist unübersichtliche und überladene Architekturgebilde getreten, die mit

brutaler Rücksichtslosigkeit das ehemals so schöne harmonische Bild zerstören. Ganze Landschaften, Straßen- und Dorfbilder sind durch die fremden Eindringlinge, »Gebäude in schlechtem städtischem Rod, denen die geistige Armut und der dumme Hochmut aus den Augen sieht«, verunstaltet und verdorben worden. Die tausendjährigen schönen Bauernhaustypen haben vielfach häßlichen Steinkasten weichen müssen, die wie Faustschläge auf jedes ästhetische Gefühl wirken, und denen die Behaglichkeit und Zweckmäßigkeit des altfehhaften Hausbaues durchaus abgeht.

Aber die Verunstaltungen in Stadt und Land ist in den letzten Jahren außerordentlich viel geschrieben und gesprochen worden, und man hat sich allerorts bemüht, Mittel dagegen zu finden. Ein wahrer Wettstreit ist entstanden, eine aufklärende, belehrende und anregende Tätigkeit zu entfalten. In erster Linie haben die Heimatschutzvereine nach dieser Richtung hin gewirkt. Ferner der Dürerbund, der Kunstwartkreis, die Architektenvereine. Der Vortrieb dieser Vereinigungen ist es zu danken, daß die Regierungen durch gesetzgeberische Maßnahmen sich der Sache mit Wärme annahmen. Einmütig wurde anerkannt, daß zur Erhaltung der Eigenart und Schönheit unsrer deutschen Stadt-, Dorf- und Landschaftsbilder mehr geschehen müsse, als vordem geschehen ist; denn unwiederbringlich sind die Werte, die durch ungenügende gesetzliche Vorschriften, mehr noch durch Unverständnis, Gleichgültigkeit und rücksichtslose Gewinnsucht der Kultur und dem Kunstempfinden weiter Kreise verlorengehen.

Es war zu erwarten, daß die Vereinigungen, die in den letzten Jahren mit so großem Eifer auf die Förderung der Heimatkunst und Heimatpflege bedacht gewesen waren, sich die jegige Gelegenheit, wo es gilt, ganz neu aufzubauen, nicht entgehen lassen würden, ihre mahnende Stimme zu erheben und darauf zu dringen, daß der traurige Anlaß zum Siege der deutschen Art, des deutschen Sinnes, der deutschen Bauweise voll ausgenützt werde.

Der deutsche Bund »Heimatschutz« hat sich schon im August 1914 mit der Frage der Wiederherstellung zerstörter Siedlungen beschäftigt und einen Aufruf erlassen, in dem er auf die großen und wichtigen Aufgaben aufmerksam macht, die der Lösung harren. Er spricht darin die Befürchtung aus, daß die Verhältnisse sich einer ruhigen Entwicklung in den Weg stellen werden, und hält es deshalb für angebracht, daß die geistigen Führer im Volke, die Kenner der einschlägigen wirtschaftlichen und künstlerischen Bedingungen sich schon frühzeitig der unendlich wichtigen Aufgaben annehmen und sie zu fördern suchen. In dem Aufruf werden diese Aufgaben näher gekennzeichnet. »Weite Gebiete

kommen in Frage, zumeist Volkswohlfahrt, Städtebau, Hochbau. Rücksichten auf landschaftliche Eigenheiten, auf Überlieferung und erhaltene Werke, auf ortsübliche Baustoffe usw. bedürfen der Klärung. Baukünstler, städtische und ländliche Handwerksmeister, Bauberatungsstellen, Heimatschutzvereine und nicht zum mindesten die Baubehörden sehen außerordentlich vielseitige Forderungen vor sich. Unter anderm knüpfen auch Gedanken an über ländliche Heimarbeit, deren Regelung uns allmählich von den ausländischen Erntearbeitern befreien könnte, und über Besiedlung von Obständen.«

Es mochte für viele vermessen klingen, schon in den ersten Kriegsmonaten an die kulturellen Arbeiten zu denken, die uns nach dem Kriege bevorstehen. Aber der Deutsche hat Gott sei Dank schon immer die Neigung gehabt, alles Kommende frühzeitig in Erwägung zu ziehen, und so darf es auch nicht verwunderlich erscheinen, wenn man sich in Deutschland schon jetzt darüber Gedanken macht, wie die Wunden zu heilen seien, die der Heimat geschlagen werden. Der Wiederaufbau der durch den Krieg zerstörten Städte, Dörfer und Gehöfte wird sicherlich zu den ersten und bedeutendsten Friedensarbeiten gehören, und wir dürfen es nicht darauf ankommen lassen, an die Lösung der Aufgaben erst zu denken, wenn es hohe Zeit dazu wird, um uns dann mit irgendeiner Notlösung zu begnügen. Der Heimatschutzbund hat gewiß recht, wenn er meint, »daß unser in heiliger Not neugeeintes deutsches Volk diesen Kulturfragen eine tiefere Liebe und ein innigeres Verständnis denn je entgegenbringen wird«.

Der Heimatschutzbund konnte mit diesem Aufruf seine vorbeugende Wirksamkeit natürlich nicht abschließen. Er nahm vielmehr Veranlassung, eine Eingabe an den preussischen Minister des Inneren zu richten, in der er seinen Erwägungen und Befürchtungen Ausdruck verlieh und in einer Anlage eine kurze geschichtliche Darlegung der kulturellen Vorbedingungen für die zeitgemäße Auffassung baulichen Gestaltens beifügte. Erfreulicherweise hat der Heimatschutzbund nicht einseitig die Forderungen bodenständiger und heimatlicher Bauweisen vertreten, sondern ausdrücklich die Notwendigkeit der Berücksichtigung neuzeitlicher Anforderungen neben dem natürlichen Schönheitsbedürfnis betont. Der Wiederaufbau der vom Feind zerstörten Gehöfte, Dörfer, Städte in einer wirtschaftlich und zugleich schönheitlich befriedigenden Art, in einer einheitlichen, wohldurchdachten und großzügigen Gestalt ist natürlich nur bei Einsetzung vieler und der besten Kräfte möglich, die beizugehen herangezogen werden müßten. Dann könnten, wie der Bund ausführt, die Wiederaufbauten von einschneidender Bedeutung und eine entscheidende Kulturtat für das ganze

deutsche Vaterland werden. »Der Staat, der die große Not zu lindern so pflichtbewußt erfüllt, ist berufen und hat das stolze Recht, mit klarem Weitblick seine sichere Hand auch auf Form und Wert alles baulichen Gestaltens zu legen.« Es wäre wirklich ein Jammer, wenn diese schönen Hoffnungen enttäuscht würden und sich die Anzeichen dafür mehrten, daß einzelne Ortschaften »willkürlich und beim besten Willen doch kurzfristig aller großzügigen Planung die Spitze abbrechen.« Es wäre dies um so bedauerlicher, als gerade jetzt die Gelegenheit gegeben wäre, Gegenden von geringem baukünstlerischem Wert, herabgesunken durch die im 19. Jahrhundert geschehenen Verunstaltungen, wieder schönheitlich bemerkenswert zu gestalten.

Glücklicherweise hat sich die deutsche Architektenschaft ebenso schnell der Angelegenheit angenommen und hat fast gleichzeitig mit dem Heimatschutzbund Schritte getan, um Schäden zu verhüten. Die sach- und sachkundigen Ausführungen der beiden großen Körperschaften haben auch in ihrem Zusammenhalt ihre Wirkung nicht verfehlt.

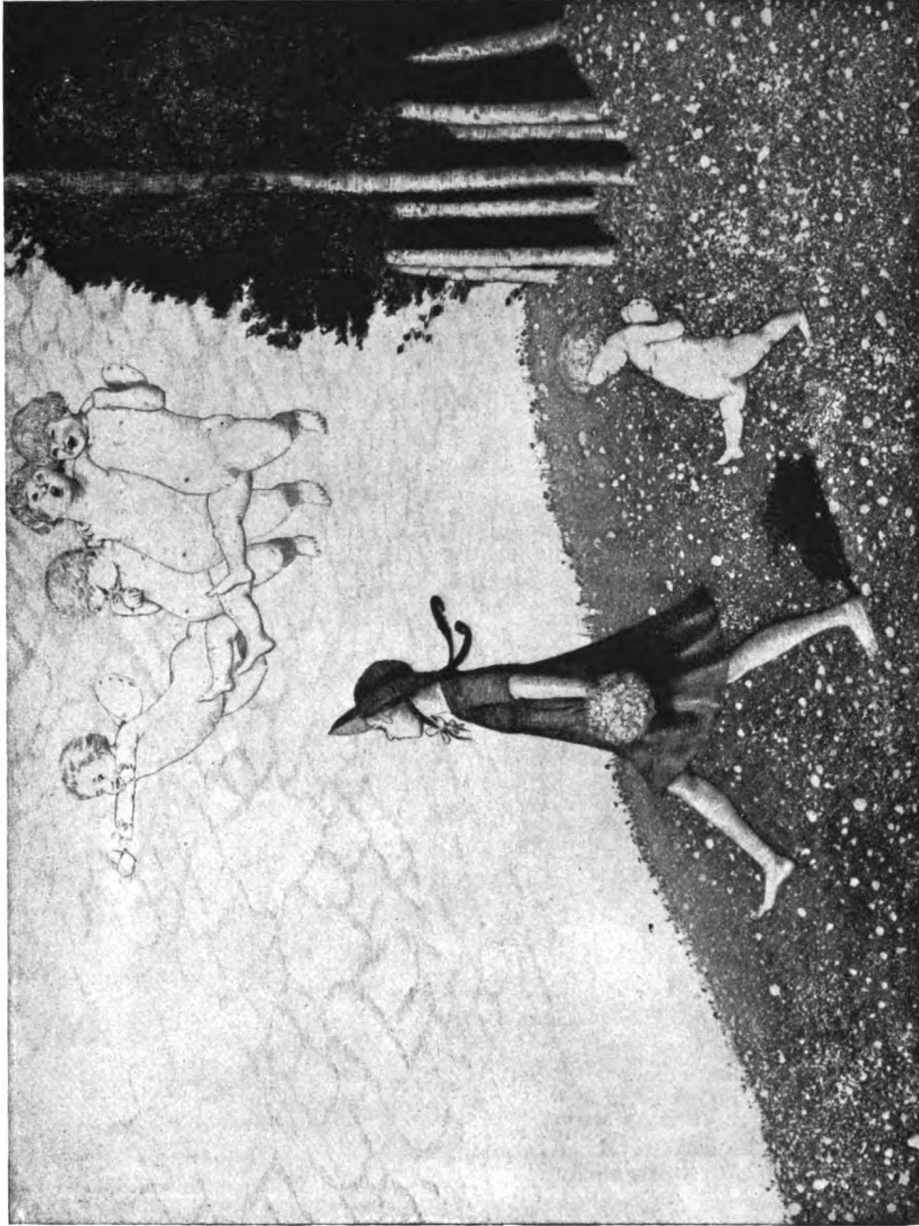
Der Verbandsvorstand der deutschen Architekten- und Ingenieur-Vereine hat am 20. September 1914 an die preußischen Ministerien der öffentlichen Arbeiten und des Inneren eine Eingabe wegen des Wiederaufbaues ostpreussischer Städte gerichtet. Darin wird die Hoffnung ausgesprochen, daß die sich bietende Gelegenheit, den Grundsätzen neuzeitlichen Städtebaues Eingang zu verschaffen, nicht versäumt werde. Der Verbandsvorstand hält es für angezeigt, daß bei den in Betracht kommenden Bezirksregierungen besondere Kommissionen gebildet werden, die alsbald die Bauordnungen und Bebauungspläne der von der Zerstörung betroffenen Ortschaften zu prüfen und, wo nötig, zu verbessern haben würden und darauf zu achten, daß kein Wiederherstellungsplan einzelner Häuser oder ganzer Ortsteile genehmigt wird und zur Ausführung gelangt, der nicht den Grundsätzen einer gesunden Heimatkunst, eines vernünftigen Städtebaues entspricht. Der Verband hält sich zu Rat und Tat bei der Fürsorge für einen Wiederaufbau des Zerstörten bereit.

Dem Verbandsvorstand der deutschen Architekten- und Ingenieur-Vereine wurde bald darauf durch einige Mitglieder seines Ausschusses für neuzeitliche Bauordnungen ein Bericht des Architekten Wagner (Bremen) überreicht, der sich auf Verbesserungsvorschläge der zurzeit gültigen Bauordnungen ostpreussischer Stadt- und Landbezirke bezieht, mit der Bitte, ihn dem Minister der öffentlichen Arbeiten zu übergeben. In diesem Bericht, der in seiner Ausführlichkeit die Fachleute lebhaft interessieren muß, sind sehr beachtenswerte Bemerkungen enthalten. Da bei der Kürze der Zeit einer Neubearbeitung der

Bauordnungen nicht das Wort geredet werden kann, hält es der Berichterstatter für notwendig, gewisse Paragraphen einer Umarbeitung zu unterziehen. Er fand bei der eingehenden Durchsicht der städtischen und ländlichen Bauordnungen einige Bestimmungen, die in wirtschaftlicher, konstruktiver und ästhetischer Hinsicht Bedenken erregen müssen. So sind, offenbar einigen Spekulanten zuliebe, in früheren Jahren in bezug auf die Höhe der Häuser in den Bauordnungen der ostpreussischen Städte und stadähnlichen Ortschaften Gebäudehöhen von vier Geschossen zugelassen worden. Derartige Höhen müssen für die kleinen Landstädte als übertrieben bezeichnet werden. Der alte Brauch in den ostpreussischen Städten ist eine zweigeschossige Bauweise. Ein Darüberhinaus ist durchaus nicht in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Städte begründet. Aus Gesundheits- und Schönheitsgründen muß jetzt beim Wiederaufbau unbedingt auf eine möglichst niedrige Bebauung gesehen werden. Das Geläufige sollte die alte, in allen ostpreussischen Kleinstädten übliche Bauweise von zwei Geschossen bleiben. Auch der Bau von Hinterhäusern ist keine wirtschaftliche Notwendigkeit in Kleinstädten; es sollte in den Bauordnungen daher eine einschränkende Vorschrift nach dieser Hinsicht aufgenommen werden. Eine ganz unglückliche Bestimmung ist aber die der Zulässigkeit einer höheren Bebauung des Vorderhauses nach der Hofseite als nach der Straßenseite. Die Folge dieser Erlaubnis ist die Entstehung sehr ungünstiger und häßlicher Hausprofile, die zur Verunstaltung der Straßensilber wesentlich beitragen.

Wagner hält es mit Recht für ein dringendes Erfordernis, daß in erster Reihe Bebauungspläne für die einzelnen Städte aufgestellt werden, in denen fest einzuhalten die Baufluchten bestimmt sind. Dann müßte aber auch die Bauberatung in geeigneter Weise einsetzen und zugleich das sogenannte Verunstaltungsgesetz vom 15. Juli 1907 zur stärkeren Anwendung kommen. Nur mit Zustimmung der in diesem Gesetz vorgesehenen Kommissionen dürften in einzelnen Fällen Abweichungen von der Bauflucht, sei es durch Vorbauten, sei es durch Rücksprünge, gestattet werden. Vorbauten, Rücksprünge, Erker und Balkone sind für das Stadtbild von wesentlicher Bedeutung und dürften deshalb nur auf Empfehlung der Bauberatungsstelle zugelassen werden.

Zur Durchführung eines Wiederaufbaues in so großzügiger Weise, wie sie von den beiden Vereinigungen angedeutet wird, bedarf es natürlich einer Anzahl tüchtigster Kräfte. Die Berliner Vereinigung ostpreussischer Künstler und Kunstfreunde hat sich daher beeilt, einen Ausschuß einzusetzen, der dem Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen Vorschläge über die



Joseph Uhl: Goldene Zeit

Berufung tüchtiger Städtebauer für den Wiederaufbau der zerstörten ostpreussischen Ortschaften machen soll.

Auch der Bund Deutscher Architekten hat seine Hilfsbereitschaft in einer an das Haus der Abgeordneten gerichteten Eingabe zum Ausdruck gebracht, die dem Hause in der Kriessitzung am 22. Oktober vorlag. Er weist darauf hin, daß der Wiederaufbau so geleitet werden müsse, daß die wiedererstehenden Siedlungen Zeugnis ablegen von einer gesunden und zielbewußten Auffassung städtebaulichen Schaffens, wie es den neuzeitlichen vaterländischen Bestrebungen auf diesem Gebiete entspricht. Zu diesem Zwecke würde es nötig werden, die bauliche Tätigkeit vor schädigenden Einflüssen zu bewahren, die leider vielfach dazu beigetragen hätten, der Bautätigkeit in den in Frage kommenden Bezirken das unerfreuliche Gepräge entweder nüchternster Dürftigkeit oder ungehörigen Scheinwessens aufzudrücken. Zur Durchführung einer wohlüberlegten und feinsüßigen Behandlung der städtebaulichen Probleme müßten unter Beziehung auf das Verunstaltungsgeß besondere Kommissionen gebildet werden, denen tüchtige Architekten mit Rat und Tat zur Hand gehen. Der Bund Deutscher Architekten legt Gewicht darauf, zu betonen, daß künstlerische Notwendigkeiten durchaus nicht nur bei den monumentalen und reichen Gestaltungen der Großstädte in Frage kommen, sondern daß gerade die schlichten und scheinbar einfachsten Aufgaben des provinziellen Bauwesens an die feine Empfindung und Berufstüchtigkeit wirklicher Baukünstler die höchsten Anforderungen stellen. Er hält sich mit allen seinen Kräften für die hervorragende vaterländische Aufgabe des Wiederaufbaues der zerstörten Siedlungen zur Verfügung. Die Eingabe wurde außer dem Abgeordnetenhaus den zuständigen Ministern sowie den Regierungsstellen in Ostpreußen übermittelt.

Schließlich hat auch noch der Deutsche Werkbund an die zuständigen Ministerien eine Eingabe gerichtet und sich erboten, ein Verzeichnis von Mitarbeitern einzureichen, die für die harrenden baulichen Aufgaben geeignet sind. Er erbietet sich ferner, bei der Beschaffung des Heusgeräts tatkräftig mitzuwirken. Diese Mitwirkung des Deutschen Werkbundes bei den so vielfältigen Arbeiten wird um so erwünschter sein müssen, als er aus einer Vereinigung von Künstlern, Handwerkern und Gewerbetreibenden besteht, die sich die Verbesserung der deutschen Arbeit in technischer, wirtschaftlicher und künstlerischer Beziehung zur Aufgabe gestellt hat.

Die städtebaulichen Fragen werden beim Wiederaufbau in Ostpreußen im Vordergrund der zu lösenden Aufgaben stehen. Da es sich zumeist um Ortschaften handelt, die ganz oder zum größten Teil in Asche gelegt sind, kann bei

dieser Gelegenheit mit den bisher schon erkannten Fehlern und Mängeln gründlich aufgeräumt werden. Dazu wird nicht immer eine völlige Wandlung oder Umlegung notwendig sein, so daß alte Fundamente und Kellermauerwerke vielfach wieder zur Verwendung kommen können. Wo die Stadtgründungen in früheren Zeiten nach wohlüberlegtem Plan und so zweckentsprechend erfolgten, daß es auch heute noch höchstens die hineingetragenen Fehler späterer Zeiten zu verbessern gilt und Richtlinien für das Neue zu geben, wird man den unter den Trümmern der Häuser festgelegten Fluchtlinien der früheren Straßen am besten wieder folgen, schon um allen sachlich-rechtlichen Ansprüchen Genüge zu leisten. Es wird mit diesem Bestreben durchaus nicht unvereinbar sein, Mängel des alten Bebauungsplans durch bessere Lösungen zu ersetzen. Dafür haben wir in Deutschland in wiederaufgebauten Ortschaften und Städten, die durch verheerende Ereignisse zerstört waren, mustergültige Beispiele. Da in den letzten Jahren gerade die städtebaulichen Fragen in Deutschland eine eingehende und liebevolle Behandlung erfahren haben und wir auf diesem Gebiete ganz besonders tüchtige und erfahrene Kräfte besitzen, dürfen wir sicher sein, daß nach dieser Richtung hin der Wiederaufbau in Ostpreußen recht verständige Lösungen finden wird.

Aber es hatten noch hunderterlei andre Einzelaufgaben ihrer Lösung. Deshalb ist es in hohem Grade dankenswert, daß sich so viele berufene Männer und Organisationen mit Eifer daranmachen, Vorschläge und Ratsschlüsse auszuarbeiten. Ein Überblick und eine Sichtung wurde zuerst durch eine vom Bund »Heimatschutz« einberufene Versammlung am 25. Oktober 1914 gewonnen. Zu dieser Versammlung im Architektenhaus in Berlin hatten sich Vertreter des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, des Kultusministeriums, des Ministeriums des Inneren, des Berliner Polizeipräsidiums, des Deutschen und Preussischen Städtetages, des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrt, der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, der Deutschen Gartenstadtgesellschaft und des Groß-Berliner Vereins für Kleinwohnwesen eingefunden. Es wurde eine Eingabe an die Ministerien beschlossen, in der hauptsächlich die Wirksamkeit verstärkter Bauberatungsstellen und deren Oberleitung durch eine gemeinsame Aufsichtsbehörde gefordert wird. Die verschiedenen bei den Ministerien eingegangenen Eingaben bildeten wertvolle Unterlagen für die zum Wiederaufbau Ostpreußens eingesetzte Abteilung der Kriegshilfskommission, die am 18. Dezember eine Sitzung abhielt und die Richtlinien für das große Werk festlegte. Nach verschiedenen R-

feraten wurden Leitfäden zum Beschluß erhoben, in denen das Umlegungsverfahren für einige Städte und Dörfer, Ortsstatute für stark zerstörte Ortschaften gegen Verunstaltung, neue Durcharbeitung der Bauordnungen, die Einsetzung einer einheitlichen Hauptbauberatungsstelle für die Provinz, die Heranziehung tüchtiger Kräfte aus der Privatpraxis für die Bauberatung und ein Hand-in-Hand-gehen der Staatsbaubehörde mit der Hauptberatungsstelle als erforderlich bezeichnet wurden.

Inzwischen war schon durch die vom Preussischen Landtag einstimmig angenommene Kriegsvorlage ein Betrag bis zu 400 Millionen Mark zum Wiederaufbau Ostpreußens und der vom Feindeseinbruch mitbetroffenen kleineren Teile Westpreußens bereitgestellt worden. Die endgültige Schadenermittlung soll für jeden Kreis durch Kriegshilfsausschüsse erfolgen. Die Entschädigung wird aber nur an solche Geschädigte in vollem Umfange geleistet werden, die eine Gewähr dafür bieten, daß sie nach dem Friedensschluß ohne zwingende Gründe ihren bisherigen Besitz oder Betrieb nicht alsbald aufgeben werden. Die volle Schadenvergütung kann erst später durch das Reich erfolgen. Aus den vom preussischen Staat hergegebenen Mitteln soll nur ein angemessener Teil dieses Schadens als Vorentscheidung ausbezahlt werden. Die Vorentscheidung ist zur Ermöglichung der schnellen Wiederbelebung des wirtschaftlichen Lebens beschlossen worden. Sie soll deshalb möglichst nur durch Lieferung von Inventarstücken erfolgen.

Die weiße Vorsorge, daß die aufgewendeten Mittel nicht unproduktiv vergeudet oder schlecht angewendet werden, ist sicherlich berechtigt und im Interesse eines guten, wohlbegründeten Wiederaufbaues mit Genugtuung zu begrüßen.

Mit welcher Tatkraft die preussische Regierung die Förderung des Wiederaufbaues der durch den Krieg zerstörten Ortschaften in der Provinz Ostpreußen in Angriff nahm, geht daraus hervor, daß der Reichsanzeiger eine königliche Verordnung vom 19. Januar 1915 veröffentlichen konnte, in der bestimmt wird, wie das Gesetz über die Umlegung der Grundstücke anzuwenden ist, was durch die Bauordnungen geregelt werden soll, und in welcher Weise Polizeiverordnungen für die Herstellung und Unterhaltung der Ortsstraßen zu sorgen haben.

Eingehend beschäftigte sich dann mit dem Wiederaufbau Ostpreußens am 19. Februar der verstärkte Haushaltsausschuß des Preussischen Abgeordnetenhauses. Der Minister des Inneren gab eine zusammenhängende Darstellung der getroffenen Maßnahmen und brachte zum Ausdruck, daß nach seiner Überzeugung die große und schöne Aufgabe des Wiederaufbaues in vollem Umfange gelingen werde. Die sich

anschließenden Beratungen der Kommission ließen auf allen Seiten den ernststen Willen erkennen, der so schwer geprüften Provinz wieder zu ihrer alten Blüte zu verhelfen.

Als Hauptaufgabe wurde es bezeichnet, einer Entvölkerung der Provinz vorzubeugen. Gute Wohngelegenheiten seien ein treffliches Mittel gegen die befürchtete Entvölkerung. Beim Wiederaufbau der Gebäude dürfe aber die Rücksicht auf die architektonische Schönheit nicht die praktische Brauchbarkeit zurückdrängen.

Mit dem Wiederaufbau soll in Ostpreußen noch zu Beginn des Sommers eingesetzt werden. Zurzeit errichtet man für die landwirtschaftlichen Betriebe, damit sie die Bestellung des Landes vornehmen können, Holzbaracken und Notbauten. In einzelnen Gegenden werden russische Kriegsgefangene zur Aufräumung der Trümmerstätten verwendet. Eine besondere Bauzentralstelle ist in Königsberg schon errichtet. Für einige Städte und Landkreise sind jetzt schon Bezirksarchitekten und Bauberater bestellt. Für die Gebiete der Inneneinrichtung hat der Kunstgewerbeverein in Königsberg eine kunstgewerbliche Beratungsstelle eingerichtet.

Wie nicht anders zu erwarten war, rühren sich auch die für den Wiederaufbau in Betracht kommenden Handwerker und Gewerbeleute Ostpreußens. Auf ihre Gesuche haben sie die Zusicherung erhalten, daß sie in erster Linie berücksichtigt werden sollten. Die Königsberger Handwerkskammer hat diese behördlichen Auslassungen zum Ausgangspunkt einer Mahnung an das ostpreussische Handwerk benutzt, sich rechtzeitig für die zu erwartenden großen Arbeiten zu rüsten. Sie empfiehlt den Zusammenschluß zu Lieferungsverbänden oder Genossenschaften zur gemeinsamen Übernahme von Arbeiten oder Lieferungen und zu gemeinsamem Bezug von Rohstoffen. Von der Regierung wird alles geschehen, was geschehen kann, um gewisse Erleichterungen für die Bauherren zu schaffen.

So sehen wir, daß sich alle Kräfte regen, um das große Werk des Wiederaufbaues nach allen Richtungen zu einem guten Gelingen zu führen. Die künstlerischen, die wirtschaftlichen, die praktischen, die organisatorischen Fragen sind schon von allen Seiten beleuchtet und besprochen, die nötigen Vorkehrungen sind schon getroffen, die Aufräumarbeiten sind schon im Gange, die Planungen werden schon vorgenommen. In kürzester Zeit kann sich aus den Trümmern der zerstörten Stätten ein neues und ungleich schöneres Grenzlandgebiet erheben, kann neues, frisches und hoffnungsvolles Leben aus Schutt und Asche sprießen. Und allmählich wird auch zukunftsstrobe Zuversicht die gebrühten Gemüter der Bewohner wieder erfüllen und die Liebe zur Heimat in verstärktem Maße neu erwachen.



Gewehrreinigen im Walde von Gargantua

Aus dem Besitz der Kgl. Nationalgalerie

Ein deutscher Maler auf dem westlichen Kriegsschauplatze

Mit Feldbriefen und achtzehn Zeichnungen von Fritz Rhein

Veröffentlicht von Friedrich Düssel

Nachdruck verboten

Den Namen Fritz Rheins hören unsre Leser hier nicht zum erstenmal. Aber was sie bisher an Bildern von ihm sahen, war durchaus friedlicher Natur: zumeist Damen- und Kinderbildnisse, ab und an auch ein höherer Offizier a. oder z. D. in Gala- und Ordenschmuck, an dem aber doch immer das rein Menschliche stärker betont war als das Militärische, ganz selten einmal eine Landschaft oder ein malerisches Städtebild. Jetzt, da wir das Gesamtwerk des Zweiundvierzigjährigen freier überblicken, empfinden wir ein wenig Neue über die Einseitigkeit, mit der wir da bisher für unsre Kunstblätter ausgewählt haben. Aber ein Teil von dieser Schuld dürfen wir wohl auf die Ausstellungen abwälzen, in denen uns nun seit schon zehn oder zwölf Jahren Rheins Arbeiten regelmäßig begegnen. Auch dort in der Sezession herrschten seine Bildnisse vor,

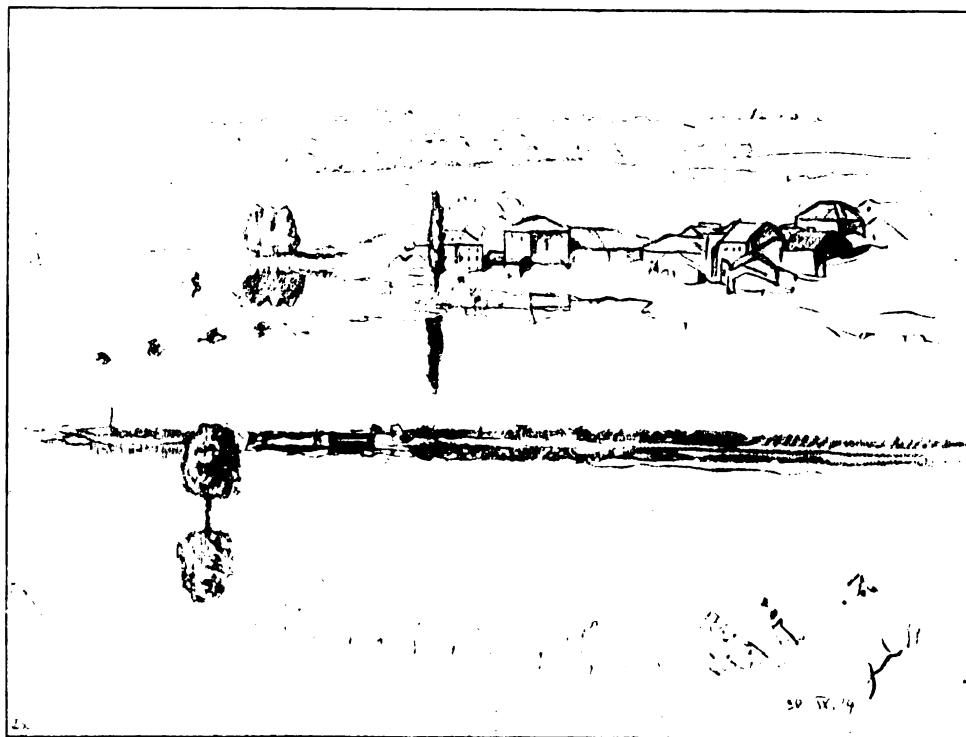
und wenn sich daneben ein belebteres Figurenbild oder gar eine Landschaft sehen ließ, so fand man diese Stücke meistens so gehängt, daß es den Anschein erwecken mußte, als seien sie nur den andern zuliebe mitgenommen worden.

Nun gibt es freilich eine ganze Anzahl vortrefflicher Porträts von Rhein, auf die sich schon ein künstlerisches Ansehen gründen läßt. Selbst wenn man sich nur die aus den letzten Jahren stammenden ins Gedächtnis ruft, das Bildnis des alten Generals Rhein, seines Vaters, das der Erzellenz von Gelbattel, des Führers vom 3. bayerischen Korps, oder des Geheimrats von Wülisch, des

Dr. Klotz mit der äußerst persönlichen Haltung und den ausdrucksvollen Händen, oder auch die Damenbildnisse, unter denen die Frau des Künstlers, oft zusammen mit ihrem pagenhaft schlanken Söhnchen, in den verschiedensten Auffassungen und Stellungen,



Im Bivak



Überschwemmtes Dorf

Aus dem Besitz der Kgl. Nationalgalerie

einmal daheim, einmal im Freien, einmal in heimatisch deutscher, einmal in Florentiner Umgebung wiederkehrt: so hätte man bei solchen Leistungen einer höchst beweglichen, immer von innen heraus schaffenden Bildniskunst die Versuchung zum Spezialistentum wohl begreifen können. Aber schon die Bildnisse im Freien, zumal die italienischen, mit ihrer offensichtlichen Freude an der reichen umrahmenden Vegetation lassen erkennen, daß in Rhein ein weit herzhafterer Kolorist steckt, als er in seinen Bildnissen, auch wenn die Uniform oder die kostbaren Kleider einer Weltbame hinzukommen, Genußnahme finden könnte.

Bald stoßen wir denn auch auf Gartenbilder — darunter ein paar aus Sanssouci —, die mit ihren Blumenbeeten und Treibhäusern einen wahren Strauß feinstfarbiger Reize darstellen, und entdecken Städteansichten, die den Duft der eigentümlichen Atmosphäre und den Edelrost alter verwitterter Bauwerke festzuhalten wissen, ohne den malerischen Eindruck des lebendigen Augenblids zu schädigen. Das alte Wismar mit seinen mittelalterlichen Backsteinbauten, mehr aber noch das holländische Middelburg

auf der Insel Walcheren mit seinen breitgewölbten Grachten und seinem imposanten, vom alten spätgotischen Rathaus beherrschten Markte hat dem Maler fruchtbare Anregungen geliefert. Auch technisch müssen diese Bilder auffallen: sie verbinden in einer bei unsern Modernen keineswegs selbstverständlichen Weise frisches malerisches Empfinden mit einer guten tüchtigen Zeichnung und einer bildkräftigen Gesamtanschauung, die in ihrer saftigen Fülle etwas Episches hat. Die Nationalgalerie war wohlberaten, als sie schon vor Jahren gerade eins dieser Bilder aus Middelburg erwarb.

Diese Bildsamkeit der Erscheinung, dieser gesunde Zug zum lebendigen Erzählen tritt vielleicht am deutlichsten in einer holländischen Kinderszene hervor, die eine Anzahl in starkes leuchtendes Blau gekleideter Meisjes beim Marmelenspiel vor einer grellroten Hauswand zeigt. Es ist gewiß kein Zufall, daß dieses Gemälde in den Besitz eines unser bekanntesten Bildhauer übergegangen ist: gerade ein plastisch geschultes Auge muß an den kräftig geformten Gestalten, überhaupt an dem gesättigten Leben dieser Kindergruppe eine immer neue Freude haben.



Im Schützengraben

Aus dem Besitz der Kgl. Nationalgalerie

Von diesem Bilde aus bahnt sich wohl am leichtesten der Weg zu den Zeichnungen vom westlichen Kriegsschauplatz, die diese Zeilen begleiten. Gleich in den ersten Tagen des August zog Rhein als Kriegsfreiwilliger ins Feld; sein Kommando führte ihn über Metz und Pont-à-Mousson auf jenen Kampfplatz an der Maas, der sich wie ein nach Südwesten gerichteter Keil zwischen die beiden Festungen Toul und Verdun hineinschiebt. Seine Stellung hat sich seitdem kaum viel verändert. Aber gerade diese Stetigkeit des Kampfplatzes gab ihm früh schon und dann in wachsendem Maße die Möglichkeit, erst Bleistift und Farbkreide, später auch den Pinsel des Aquarellisten spielen zu lassen. Ihm bedeutete das eine Erholung und geistige Erfrischung nach angestrengtem Dienst, uns besichert es eine Fülle mannigfaltigster Augenblicksbilder, die uns das Leben dort an der Westfront oft mit wenigen Strichen anschaulicher schildern als umständliche Ergüsse der Füllfeder.

Rheins Blätter, von denen wir hier achtzehn Stück teils ein-, teils mehrfarbig wiedergeben dürfen, gehören nicht zu jener pathetisch-heroischen Kriegsmalerei, von der man

mit ein wenig Boshaftigkeit sagen könnte, sie wächst in ihrer Verwegenheit mit dem Quadrat der Entfernung vom Schlachtfeld. Das große Erlebnis dieses Krieges hat, so weit wir bisher blicken, in Rheins künstlerische Art, zu sehen und darzustellen, nicht einmal einen jähen, auffallenden Bruch gebracht. Auch heute noch führt seine waffengewohnte Hand den Zeichenstift so zart und leicht wie in den Jahren des Friedens, da sich der Schüler der Akademien von Kassel, München und Berlin, der mit dem Rom- und später (1912) mit dem Florenzpreise Ausgezeichnete mehr aus eigener Kraft als unter dem Einfluß bestimmter Lehrer zur künstlerischen Persönlichkeit entwickelte. Noch heute bevorzugt er vor den wilden und wüsten Kampf-, ja überhaupt vor den Gefechtszenen die manchmal schon wenige Kilometer hinter der Front fast idyllisch werdenden Bivak- und Etappenzenen. Unschwer wird man erkennen, daß ihn auch hier eine hervorstechende Bewegung, eine ausdrucksvolle Gruppierung, eine seltene Luft- und Lichtstimmung, ein besonderer Farbklang oder eine überraschende Farbendisharmonie, vor allem aber das Menschliche, allzu Menschliche, wie es sich in einer liebevoll



Auf Feldwache

Aus dem Besitz der Kgl. Nationalgalerie

umständlichen Morgentoilette auf freiem Feld | bekümmertheit des gliederlösenden Schlafes
oder in der sorglos-selbstvergessenen Un- | verrät, am meisten reizt und fesselt. Doch



Abkochen



Morgentoilette bei Rebel

Aus dem Besitz der Kgl. Nationalgalerie

die Blätter — von denen übrigens eine ganze Anzahl gegenwärtig in der Ausstellung der Berliner Akademie gezeigt werden, noch mehr von der Nationalgalerie angekauft worden sind — bedürfen kaum der Erläuterung; sie werden mit ihrer ebenso ehrlichen wie vornehmen Art zu jedem Auge und jedem Kunstempfinden sprechen. Ein papierner Kommentar würde ihre unmittelbare Erlebniskraft nur entweihen. Desto besser wird ihnen ein andrer Begleiter taugen,

ein ebenbürtiger und wahrhaft brüderlicher, nämlich eine Auswahl aus den Feldbriefen, die der Offizier mit den Skizzen und Studien des Malers nach Hause geschickt hat, und die uns seine Familie für diese Veröffentlichung überlassen hat. Wir greifen einige uns für das Künstlertemperament charakteristisch erscheinende Stellen heraus und suchen sie unter besonderen Überschriften so zu gruppieren, daß sich eine Kette kleiner, in sich geschlossener Bilder ergibt.



Schützengraben

Künstlererlebnisse auf dem Schlachtfeld

10. September.

M. war ein reizendes Nest. Himmlische Stimmung. Das Dorf mit den unendlichen Soldaten, Packwagen, die immer grotesker werden, Staub, Sonne, schöne Landschaft. Abends zogen wir weiter bei wunderbarer Mondnacht, blieben in einem Feld bis zum Morgen, buddelten uns ein und blieben dann zwei Tage und einundeinehalbe Nacht im Wald, froren und hungerten auch etwas. Aber schließlich kam das Essen doch noch, und man fand's herrlich. Nachts hat jeder von uns Offizieren oder Stellvertretern zwei Stunden Wachdienst, man hat wenig Schlaf, liegt manchmal nur im Mantel auf der Erde. Die Tage vergehen — keiner weiß mehr ein Datum.

3. November.

... Großartig war das Ganze (nächtliche Artilleriefeuer) durch die Dunkelheit gerade. Man hatte den Eindruck von einem großen Bogen, der konzentrisch feuerte; um uns das Gerippe; das Phantastische, Gespenstische kam dadurch noch mehr hervor. Als es etwas heller wurde, verschwand der Spuk ...

Die Sonne ging wunderschön auf, und es war nichts mehr zu sehen. Ich konnte am Tage zum Teil schlafen, ein kleines Aquarell von dem zerstörten Dorf achthundert Meter vor uns machen und lesen.

Es war erhebend, allein zu sein, auf einer Höhe mit Übersicht zu liegen, Alleinherrscher. Mit einem Stück salzigem Schinken, einer Glasche sauer gewordener Milch, die köstlich

kalt war, und einem Kommißbrot ausgerüstet, hielt ich bis abends elf Uhr aus.

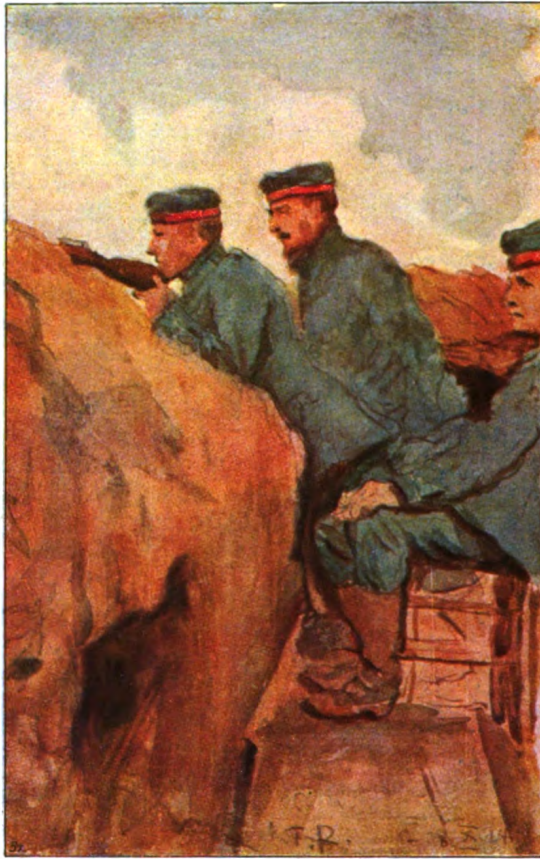
24. November.

... Diesmal marschierten wir einen andern Weg; um fünf, bei Anfang der Dämmerung, zogen wir ab durch die nette französische Landschaft, ein bißchen süß und ein bißchen melancholisch. Die schwarzen kahlen Bäume wirken erfreulich kräftig, ebenso die Raben. »Scharmante« Häuser mit tofett blaß-blauen oder rosa Anstrichen und Spalieren. Viel Sinn für Architektur, die an italienische erinnert, bloß lange nicht so großartig — etwas frauenzimmerhaft. Ich möchte hier nicht begraben sein. Wenn man's malt, läme im besten Falle eine französische Landschaft heraus, und diese beschränkte Möglichkeit ist nicht ermutigend.

Mitte Februar 1915.

... Kopf und Herz sind voll Gefühlen und Gedanken, so dicht, daß ich nicht weiß, was ich zuerst hervorquetschen soll.

Es gibt auch Stimmungen. Vorletztes Mal in P. kam Befehl, um zwölf Uhr Läuten der Glocken, alles ruft dreimal Hurra, und jedes Geschütz gibt einen Salutschuß für den großen Hindenburg-Sieg. Man muß sich klarmachen, was das hier bedeutet, wo die Phantasie wie wild über alles herfällt. Die tollsten Gerüchte: 150 000 und 350 000 Gefangene, acht Korps die Artillerie abgenommen usw. Die Spannung, neues zu erfahren! ... Aber es kam nichts, wir trösteten uns von einem auf den andern Tag.



Schützengraben

Aus dem Besitz der Kgl. Nationalgalerie



... Ich habe einiges gezeichnet, kann aber erst in P. abschieden. Alles ist kompliziert. Die Welt ist zu klein, um alles daraufzuzeichnen, was ich möchte; ich sehe Millionen Details in einer großen Sache.

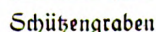
20. Januar.

Wenn ich über den Schützengrabentand hinaushe, habe ich sofort wieder einen Begriff von der Größe dieses Zustandes; man sieht ungefähr sechs Dörfer: hinter uns R., vor uns eins hinter einer Höhe, mit zerschossenem Turm und Dächern, in den Wänden schwarze Löcher, die Rippen bloßlegend; einige weiter hinten auf Höhen als Eis-



Schützenaraben

houette. Die Kirchturmspitze abgeschossen, so daß der Turmrest wie eine zweizinkige Gabel aussieht, und der Häuserkomplex angeknabbert, und so weit man sieht, weder Mensch noch Vieh. Nichts rührt sich. Vor unsrer Front liegen ungefähr acht Franzosen mit roten Hosen, so hingestreckt, wie man es nicht nachmachen kann; die andern Gefallenen sieht man nicht, sie liegen schon seit dem 18. November. Die Franzosen begraben sie nicht, bloß neulich sahen wir eines Tags



neben zwei
Toten einen
frischen Erd-
haufen, in
der Nacht
darauf hör-
ten wir Sal-
ven, und am
Morgen wa-
ren sie weg.

Alles —
Mensch, Ge-
genstände,
Vieh, Land-
schaft sind
bloß noch
Kriegswerk-
zeuge. Hier

im Dorf sitze ich in der Sakristei — das einzige, was von der Kirche heil geblieben ist. Gewöhnlich haben Pioniere hier ihr Lager und Depot, einer hat ganz drollige Szenen aus dem Pionierleben an die Wand gemalt. Die Häuser sind zum größten Teil Ruinen ohne Dächer, die großen Löcher in den Wänden zeigen noch die runde Form, die durch die Granateneinschläge entsteht.

Doch in einigen Häusern ist die Dede über dem Unterstod noch erhalten und das Dach teilweise, so daß es sogar noch bewohnbare Räume gibt, außer Kellern, die als Lager eingerichtet sind.

Wohnung
und Unter-
kommen
19. Oktober.

Heute hausten wir bei einer alten Bäuerin, die direkt sauber ist und gut kocht. Wir haben zu sechsen ein Zimmer mit zwei großen Betten und zwei Lagern, die am Tage weggenommen wer-

den. Es ist ein großer Genuß, einmal wieder gut und ausgeschlafen an einem Tisch-tuch zu sitzen; die Leute haben zum Teil schöne alte Möbel. Wenn es nicht ununterbrochen regnete, könnte ich arbeiten, aber nach all der Nässe und Kälte bleibe ich lieber im Hause. Morgen geht es wieder in den Schlamm.

29. Oktober.

Neulich saß ich mit meinem Zuge in einer Scheune im Dorfe, man lag schön warm und weich im Stroh. Ein kleines Zimmer war

sauber zurechtgemacht, der Tisch mit einem Bettuch gedeckt; man aß wieder mal von sauberem, richtigem Geschirr. Da plötzlich fingen die Franzosen an, unser Haus in Brand zu schießen mit Brandgranaten; aus Wut, weil unsre Artillerie ihnen einen Kirchturm, den sie als Beobachtungsposten besetzten, eingeschossen hatte.

Heute nacht müssen wir schanzen, d. h. den

Graben weiter ausbauen, bis vier Uhr morgens. Ich liege in einem sogenannten Unterstand, das ist ein Kasten, der in die Erde gegraben ist, mit starken Balken überdeckt, darüber Erde, so daß man von außen nichts sieht. Innen mit Holz verkleidet mittels eichener Schranktüren aus dem Dorf. Man liegt auf Bauernmatten, mit Kamelhaarden eingewickelt, die Ausgänge verhängt. Hin und wieder ist Feldgottesdienst in einer großen Scheune, die mit Stall-

laternen festlich erleuchtet ist, oder im Walde.

19. Dezember.

Ich sitze in einem Hauptmanns-Blockhaus im Walde, das mehr unter wie über der Erde. Es hat Dielen und Holzwände. Die eine Hälfte ist Lager mit drei Riesenbauernmatten, in der andern ein runder Tisch und ein großer eiserner Ofen, der aus einem zerschossenen Hause in R. stammt. Zwei bis drei können gerade um den Tisch sitzen, der vierte mit dem Rücken gegen den Ofen



Schanzen

Aus dem Besitz der Kgl. Nationalgalerie



Französisches Dorf

Aus dem Besitz der Kgl. Nationalgalerie

bekommt Sprünge ... Die Diele quietscht vom Wasser, das daruntersteht, und wird alle paar Stunden abgehoben, um ausschöpfen zu können.

6. Januar.

Im Wald waren die Zustände entsetzlich, die Unterstände größtenteils voll Wasser. Pioniere arbeiteten zwar an Blochhäusern für die ganze Kompanie, fingen aber eben erst an. In der ersten Nacht mußten alle Leute an der neuen Stellung arbeiten — ein Graben, der natürlich sofort voll Wasser

lief. Es wurden Entwässerungsgräben bergab gegraben, die halfen aber nur für kurze Zeit, da es unaufhörlich gießt und die Erde schon zum Auswringen ist. Nach zwei Stunden Arbeit sollte dann im Walde geruht werden. Wir fanden aber alles voll Wasser, und die Hälfte mußte die Nacht über im Freien liegen, nur mit Mänteln und Zeltbahnen bedeckt, die schon vorher durchnäßt waren. So wurde die Nacht bei strömendem Regen verbracht. Das war aber doch zuviel, und so ritt ein Kompanieführer am andern



Feldschmiede



Verschanzte Posten

Morgen zur Brigade, um das vorzustellen. Ich bewunderte immer die Leute, daß sie alles mit Humor trugen; diesmal waren sie aber wütend, d. h. nur, weil eine Kompanie früher da war und alle einigermaßen trockenen Unterstände erwischt hatte. Von der Brigade kam bald der telephonische Befehl, die Leute, die keine trockenen Plätze hätten, bei ihr in der Scheune unterzubringen. So zogen wir denn hin, froh, daß die armen Kerls nicht noch eine zweite Nacht so zubringen mußten. Mit hochgesteckten Mantelschößen, zum Teil mit Deden bepackt, dazu das schwere Gepäc und die Ausrüstung. Erst ein Stück über eine vollkommen verschlammte Waldstraße, dann in langer Reihe durch einen Fußweg. Große Umwege über halb überschwemmte Wiesen, bergauf nach der Ferme, wo die Brigade liegt. Es goß. Graugelbe Erde, graugelber Himmel. Eine große Synthese von Dreck und Melancholie.

Die Ferme besteht aus einem großen Bauernhaus; Wohnung, Scheune und Stall, alles ist von einem Riesenbach bedeckt. In der Scheune war vor Wochen mal Gottesdienst gewesen, daher wußten wir, daß sie voll warmen, trockenen Stroh und Heues war. Inzwischen aber hatte sie sich sehr zu ihrem Nachteil verändert: Stroh und Heu

waren fast aufgebraucht, die Artillerie hatte ihre Ställe hineingebaut, durch das Dach tropfte es und pfiß der Wind. Die Leute friegten es wieder nicht ideal, aber immerhin besser.

... Wir meldeten uns bei Erzellenz. Zuerst kamen wir durch eine große Bauernküche, in der Ordonnanzen und Burschen arbeiten und kochen, dann durch Zimmer und Bureau der Adjutanten ... Das Zimmer ist zugleich Eßzimmer, zuerst mußte auch Erzellenz darin schlafen. Das jetzige Zimmer von Erzellenz war früher Badofen. Ein geschickter Bursche, sonst lithographischer Zeichner, hat ihn in eine Art Rittersaal verwandelt, an der Hauptwand ein großer Kamin, wie einer hier in jedem Zimmer steht, von schöner, einfacher Form, mit gotischen Ornamenten bemalt. Die Wände haben ein hohes Paneel angepinselt bekommen, an den Fenstern hängen einfache Gardinen aus naturfarbener Leinwand mit einigen stilvollen Mustern daraufgeklebt. Dann ist das Wappen von Erzellenz groß auf die Wand gemalt ...

Wir wuschen uns zunächst, dann wurde gedeckt, d. h. auf einem runden Bauertisch wurden einfache Teller, Gabeln aus Blech und dito Messer aufgelegt, ohne Tischtuch und Servietten. Der Adjutant wird an-

dauernd ans Telephon gerufen. Ein Artillerieposten hat angeblich eine französische Patrouille gesehen, zwei Kerle, die sich irgendwo durchgeschlichen haben; das Telephon arbeitet nach allen Richtungen.

Die Rochkistenleute

24. November.

Unsre Rochkistenleute sind oft jeden Tag abends mit ihrem Wagen im Galopp durch die Granatzone gesaust, womöglich gegen Verbot, um ihre Kameraden nicht im Stich zu lassen. Über Straßen, die von der feindlichen Artillerie beschossen wurden, da sie weiß, daß von dort Nachschub, Ablösung, Munition usw. kommt, und in die schon Riesenlöcher, in die man sechs Mann legen könnte, geschossen sind. Die verdienen alle das Eiserne Kreuz, weil sie durch heiße Zonen heißes Essen herbeibrachten ihren Kameraden, die den ganzen Tag nervenzerstörendes Feuer und Kälte und Regen aushalten mußten.

Die französische Bevölkerung

3. November.

Heut ist wieder Ruhetag, der atemlofeste von den vier Tagen, da man beständig an Alarm und Abbrücken denken mußte. In einer Bauernstube wird gefrühstückt, dann Zeitung gelesen, mit Millionen Fliegen gekämpft, die sämtliche Lebensmittel schwarz machen, kombiniert über Gerüchte und Er-

eignisse. Um halb zwei wird in derselben Bude gegessen. Dazu sitzen die Eingeborenen mit Kindern und Verwandten, die nichts zu essen haben, herum. Die Männer sind alle in der eiskalten Kirche eingesperrt. Es ist hart, aber nötig, weil ihre Spionage, Lichtsignale usw., Beschießung durch Artillerie oder Flieger zur Folge hat. Die paar Mannsbilder sind zum Teil Greise oder junge degenerierte Burschen mit der französischen Silhouette. Zweimal am Tage werden sie von Soldaten mit aufgezogenem Seitengewehr spazierengeführt, eine tragikomische Karawane. Außerdem müssen sie unter Aufsicht als Straßenreiniger arbeiten — es kommt ihnen eigenartig vor, denn es sind alles wohlhabende Leute. In unserm Zimmer sitzt eine alte lahme Frau, deren Mann neulich in der Kirche starb; seitdem sitzt sie umher, ohne zu sprechen, und wenn man sie ansieht, heult sie. Das Dorf ist von der französischen Artillerie schrecklich zugerichtet, eine Unmenge schöner Möbel und Geräte sind vernichtet, die Leute haben so gut wie alles verloren; sowie man mit ihnen spricht, geht das Jammern und Klagen los; man darf überhaupt nicht hinsehen.

Weihnachtsfeier

27. Dezember.

Das reizende Paket mit den vielen netten Sachen habe ich gestern morgen mit An-



Von den Franzosen zerstörtes Dorf



3x

Vor dem Abmarsch

Aus dem Besitz der Kgl. Nationalgalerie

bacht und ganz allein ausgepakt, auch das Bäumchen. Erst habe ich es aufgebaut, dann zum Abendessen mitgenommen. Es war eine kleine Besserung vorher für die Burschen. Jeder bekam etwas Geld mitangehängt; sie sangen »Stille Nacht«, und dann ging das Sternfeuerwerk los.

Es macht Spaß, solche Einfachheit zu sehen; sie konnten alle Weihnachtslieder mit Text vollständig. Hinterher aßen wir eine Gans und tranken eine Feuerzangenbowle. Die französische Familie hatte bei den Feierlichkeiten zugeesehen, fand alles wohl lieblich und komisch und hübsch, war aber doch verständnislos.

Schützen-
graben-
freundschaft
19. Januar.

... Ich will rasch noch eine Geschichte erzählen. Am zweiten Feiertag hörte man im Unterstand, wie unsre Leute rufen, und sieht, daß gegenüber



Im Unterstand

die Franzosen auf ihrem Grabenrand sitzen und winken und eine Zeitung ein Stück vor den Grabenrand hinlegen. Unsre Leute holten sie, und darauf stand, sie wollten eine deutsche haben. Plötzlich tracht von der Seite her ein französischer Schuß, die Franzosen deuten alle entsetzt mit einer Hand nach links, um auszubrüden, daß sie das nicht gewesen seien und es bebaunten. Dann lief einer von ihnen ein Stück weit vor und winkte den Unsrigen, sie sollten doch herauskommen. Das aber wurde von uns nicht erlaubt, und die drüben zogen nun enttäuscht in ihre Gräben zurück. Das ist alles ganz komisch, aber

nicht unbedingt so harmlos, wie es scheint, wenn es auch zuerst so gemeint ist. Hätten sich unsre Kerle alle gezeigt, so würden die da drüben leicht erfahren haben, wie stark unser Graben besetzt ist.

Vor der Bittschriftenlinde des Alten Fritz

Von Kurt v. Rohrscheidt

Kennt ihr den Baum vor dem Potsdamer Schloß?
's ist lange her, daß er der Erd' entsproß,
Grad vor des Königsitzes Tor,
Ein stummer Wächter, wuchs er empor,
Er ist bekannt wohl jedem Kinde —
Des Alten Fritzen Bittschriftenlinde.
Man sagt von ihr eine sondere Mär:
Wem irgend im Land es ging der Quer,
Wer ein Gebreß im Herzen spürte,
Wen Kummer und Not durchs Leben führte,
Wer am Fuße schleppte die eherne Kette,
Der kam hierher wie an heilige Stätte.
Drum allezeit um die Linde standen
Von nah und ferne die Supplikanten.
Und ob auch die Zeit und die Menschen starben,
Man sieht es noch heut an den tiefen Narben,
Wie einst die Sorge ins Holz gerissen,
Wie angstvolle Hände den Baum zersplissen.

Hier wohnte der große König im Schloß,
Wenn Zanken und Streiten ihn verdroß.
Ward ihm das höfische Lärmen leid,
Hier ruht' er aus in Einsamkeit,
Er blickt' auf die grünenden Hügel hin,
Da ward ihm friedestill sein Sinn.
Und sah er es unter der Linde stehn,
Da ging er, um selbst nachzuspähn,
Was wohl die Menge allda bedeute,
Was wieder zu klagen hätten die Leute.

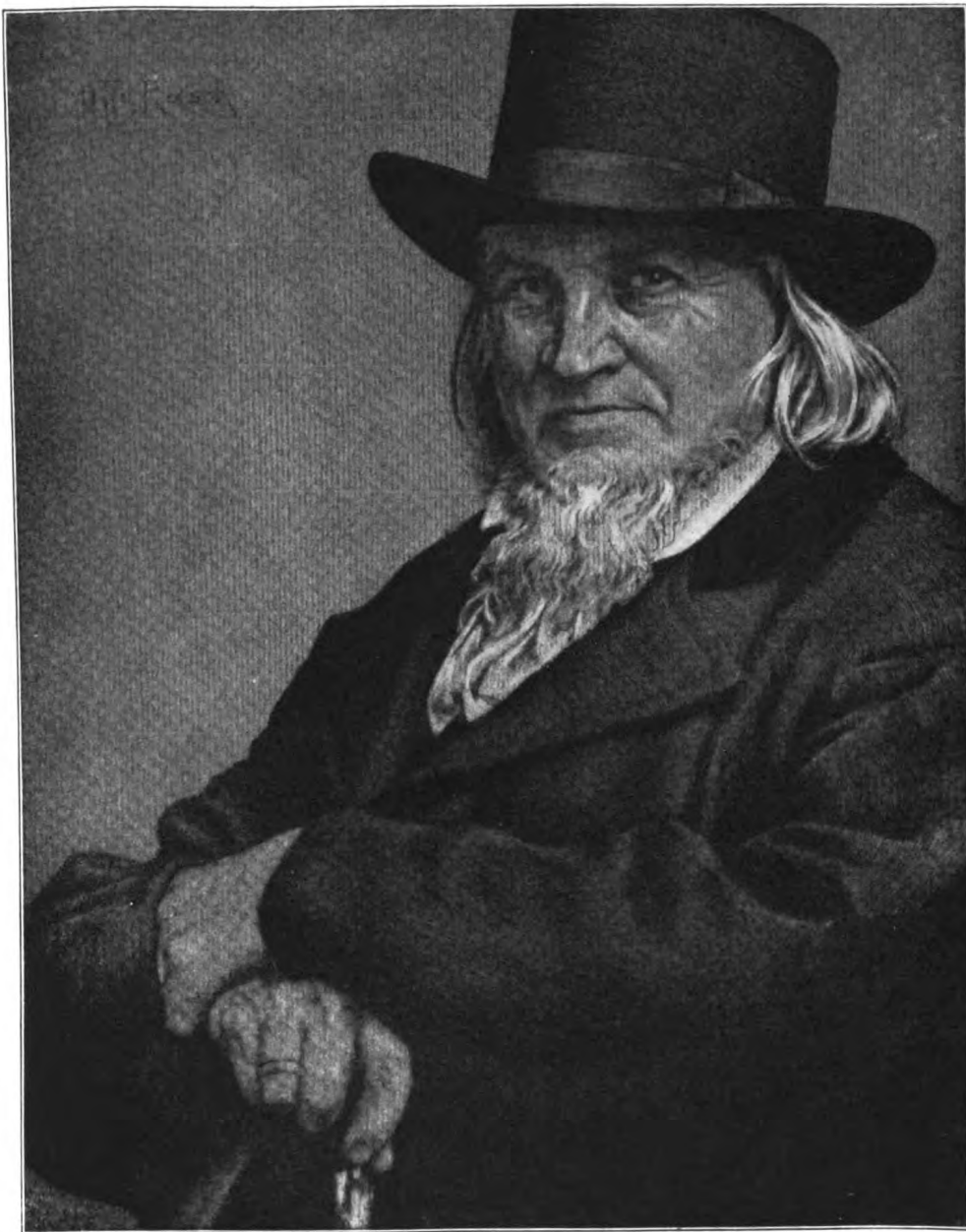
Da stand er vor ihnen, und alle zagten,
Daß sie nicht aufzublicken wagten;
Denn wer ihm Torenwünsche bot,
Dem drohte der Krückstock die Schürrenot,
Wer aber in Kümmernis sich wand
Und sich nicht aus dem Elend fand,
Und wo gerecht war das Begehren,
Da winkte gar gütig er Genähren,
Und wie ein mildes großes Licht
Stand ihm das Aug' im Angesicht.

So war's vordem, da die sorgende Hand
Des großen Königs regierte das Land,
Noch heutigen Tages ist unvergessen
Der Alte, der hier im Schloß geseßen,
Noch heute wandelt ernst und schlicht
Von Sansfouci her bei Dämmerlicht
Seine liebe Gestalt in Abendstunden.
Umspielt von seinen Lieblingshunden,
Im kleinen Hut, gebückt sein Gang,
So wandert er die Alleen entlang,
Bis daß er gekommen zum Herrscheritz,
Aufspringt das Tor und eintritt der Friß.
Nun sitzt er bei hellem Mondeschimmer
Am alten Schreibtisch im alten Zimmer,
Er denkt in die Zukunft, er denkt zurück
Und sinnt und sinnt seines Volkes Glück.

Und drum geht noch jetzt zu nächtlicher Stunde
Manch einer mit blutender Herzenswunde
Verstohlen und heimlich zur alten Linde,
Daß auf stumme Frag' er Antwort finde.
Und bleibt das Gemach in Nacht gehüllt,
So bleibt auch sein Hoffen unerfüllt;
Doch kommt durch die Fenster ein weißes Licht,
Das leuchtet und tröstet, genährt und verspricht,
So mag er getroßt von dannen gehn,
Ihm wird Erfüllung auf all sein Flehn,
Ihm schien das Königsauge des Alten,
Und was der versprach, das wird er halten.

Heut steht ganz Deutschland vorm Königschloß,
Zornmutig und stolz am Lindensproß,
In der Seele den Sturm, in der Seele die Glut,
Und hoch zum Herzen stürmendes Blut.
Es blickt hinein in die tote Nacht,
Da sieht es im Königszimmer entfacht
Ein weißes Licht, das langsam erglimmt,
Das wie ein Zauber im Dunkel schwimmt,
Es wird unirdischem Feuer gleich —
Das Auge des Königs steht über dem Reich.





Hofmann von Kellner-Laub.

Dr. L. f. l. u. s. , Dr. L. f. l. u. s. i. b. a. r. A. l. l. e. s.

Bildnis von Prof. Otto Rasch in Weimar



Gold und Reichsbank

Von W. Nischele



In dem »Deutsche Weihnacht« betitelten Gebetsblatt der deutschen Hochschullehrer an die kämpfende akademische Jugend läßt Rosegger Eisen und Gold einen Wettstreit führen um den Vorrang in der Nützlichkeit fürs Vaterland. Das zu einer Zeit, wo Blut und Eisen allein die Entscheidung der Geschicke der Nationen auf dem Schlachtfeld fällen, anscheinend im Wert stark gesunkene, beinahe überflüssige Gold gewinnt schon in der ersten deutschen Kriegsanleihe, die $4\frac{1}{2}$ Milliarden brachte, den alten, guten Klang zurück. Gewiß, Rosegger hat recht: Gold und Eisen schließen sich nicht nur nicht aus, sondern gehören eng zusammen. Zumal in Deutschland. Wie hat sich die Eisenindustrie bei uns seit den siebziger Jahren gehoben! Wie ist die Produktion gestiegen, die Weiterverarbeitung zu Fabrikaten, deren Ausfuhr! Die deutsche Roheisenerzeugung hat sich z. B. im letzten Vierteljahrhundert mehr als vervierfacht. Und das Gold? Nun, leider zählt es nicht zu den unterirdischen deutschen Bodenschätzen. An Stelle der eignen, uns versagten Gewinnung sind wir auf die Einfuhr aus den Produktionsstätten Afrika, Vereinigte Staaten von Amerika, Australien angewiesen. Seinen Weg nimmt es über London, den Welthandelsplatz für Gold, Den Gegenwert liefern wir dem Ausland hauptsächlich in deutschen Fabrikaten der hochentwickelten Industrie, den Kapital- und Zinseingängen unsers Besitzes an ausländischen Wertpapieren, den Frachtraten unsrer großen Dampferlinien. Der Stand unsrer Forderungen ans Ausland und die Aufrechnung seiner Gegenforderungen an uns mit der sich daraus ergebenden Differenz zwischen Soll und Haben ist maßgebend dafür, ob und wieviel Gold ins Land kommt oder es verläßt. Den ersten Fall nennen wir die aktive, den zweiten die passive Zahlungsbilanz. Von der Art unsrer Zahlungsbilanz, ihrer Aktivität oder Passivität, hängt es also im wesentlichen ab, ob unser Goldvorrat sich vermehrt oder vermindert. Denn wenn wir auch im Inneren viel und unbedenklich mit Papiergeld wirtschaften: der internationale Gelbgleich findet letzten Endes nur in Gold statt, diesem wertvollsten der Geldzwecke dienenden Metalle, das infolge der fortschreitenden staatlichen Anerkennung als Zahlungsmittel und vermöge seines stofflichen Eigenwertes bis jetzt im großen ganzen das beste und einzige Weltgeld darstellt. Namentlich in kriegerischen Zeiten, wenn das Vertrauen, die Grundlage des Papiergeldes, ins Wanken gerät. Silber, Nickel und Kupfer sind unterwertig ausgeprägt, Gold allein trägt

seinen Metallwert als Geld in sich. Damit sind wir zu der Frage geführt: Was bedeutet das Gold für Deutschland im Kriege?

Seitdem wir von 1873 ab zur Goldwährung übergegangen sind, haben wir das größte Interesse daran, diese unsrer wirtschaftlichen und politischen Großmachstellung entsprechende Währung zu erhalten, auszubauen, den gesteigerten Geldumsätzen im Gefolge unsers volkswirtschaftlichen Aufschwungs anzupassen. Hüterin unsrer Währung ist die Deutsche Reichsbank, die nach § 1 des Bankgesetzes vom März 1875 den Geldumlauf im Reiche zu regeln hat und in Erfüllung dieser Aufgabe nach § 14 dieses Gesetzes verpflichtet ist, Gold (in Barren oder ausländischen Münzen) zum Preise von 2784 Mark für das Kilogramm fein anzulaufen und ausprägen zu lassen. Wie groß ist nun der deutsche Goldvorrat, und welchen Anteil hat die Reichsbank an ihm?

Um auf den eingangs erwähnten Vergleich zwischen Gold und Eisen zurückzukommen, so bedeutet allerdings der Erfolg unsrer Kriegsanleihen eine ohne unsre Goldwährung, ohne die Festigkeit unsers Geld- und Kreditwesens kaum denkbare nationale Kraftleistung; irrig wäre aber die Vorstellung, als seien diese $13\frac{1}{2}$ Milliarden Mark wirklich in Gold oder auch nur in Metall dem Reiche zugeflossen. Rechnet man nämlich schätzungsweise mit einem gemünzten Goldvorrat von 3 Milliarden Mark, dann fehlten nicht weniger als $10\frac{1}{2}$ von den $13\frac{1}{2}$ Milliarden, wollte man diese in Gold zahlen; und das Gold läßt sich nicht aus dem Boden stampfen, am wenigsten in Kriegszeiten, wenn das Ausland mehr als je eiferfüchtig über seinem Ribelungenschatz wacht. In der Verlegenheit des Mangels an eigner Produktion kommen uns aber glücklicherweise die goldersparenden Zahlungsmethoden, wie Wechsel, Banknote, Scheck, Abrechnungswesen, zu Hilfe; sie werden denn auch den größten Teil dieser $13\frac{1}{2}$ Milliarden aus der Verfügung der Zeichner der Anleihe in diejenige des Reiches überleiten. Nichtsdestoweniger sind diese Milliarden, obwohl zum kleineren Teil in Metall bestehend, tatsächliches und nicht fiktives Geld. Sie sind, wie der Direktor der Deutschen Bank Hessefisch (jetzt Staatssekretär des Reichsschatzamts) es ausbrückte, »echt bis auf die letzte Mark«. Denn unsre Banknoten und Schecks und die übrigen Kreditzahlungsmittel ruhen auf unserm Vorrat an Gold und mobilen, kurzfristigen Forderungen (Wechsel mit höchstens dreimonatiger Laufzeit); hierdurch sind sie genügend gedeckt und in ihrem inneren Wert gesichert.

Die Schätzungen des deutschen Gesamtvermögens an Gold für Geldzwecke schwanken zwischen 3 und 3,3 Milliarden Mark. Es wären, da die Reichsbank am 31. Dezember 1914 einen Bestand von 2,092 Milliarden ausweist,* demnach noch etwa 1000 Millionen im freien Verkehr, außerhalb der Reichsbanktresors. Schon daß es gelang, 2 Milliarden, den größeren Teil der 3 Milliarden, in Besitz und Verwaltung der Reichsbank zu bringen, kann in seiner Bedeutung nicht hoch genug veranschlagt werden. Einmal für die Bank selbst und ihre Leistungsfähigkeit. Seit einigen Jahren gingen die Bemühungen der Reichsbank und ihres Präsidenten Havenstein, in Übereinstimmung mit den gleichartigen Zielen der übrigen europäischen Zentralbanken, dahin, Gold in vermehrtem Maße heranzuziehen, die Flüssigkeit des Bankfonds zu erhöhen, nachdem erwiefenmaßen die Goldbede für die rasche und in ihrem Umfang erstaunliche Ausbreitung der Geld- und Kreditwirtschaft zu schmal geworden war. Von der Reichsbank ging der Ruf nach vermehrter Liquidität, namentlich im Hinblick auf den Kriegsfall, durch die Marokkokrisis von 1911 und den Balkankrieg von 1912 in greifbare Nähe gerückt, an die deutschen privaten Kreditbanken weiter. Der Reichsbank, der Zentralinstanz für Geld und Kreditwesen, dem letzten Rückhalt in schwerer Zeit, fiel die Führerrolle in dieser Aufgabe zu. Aber so ernst die Reichsbank an sie herantrat, mit nicht ausbleibendem Gelingen, wie die Zunahme des Goldbestandes ziffernmäßig darzutut: von ihr allein — darauf liefen die Darlegungen des Bankpräsidenten immer wieder hinaus — kann die schwere Arbeit der Kreditschränkung, der Zurücdämmung spekulativen Börsenbedarfs, überspannter Wechselverpflichtungen, der Umwandlung festgelegter Kapitalien in die flüssige Form leicht greifbarer Mittel, der Stärkung des Barvorrats als der besten Reserve nicht geleistet werden. Die Privatbanken sollten selbst größere Reserven als bisher halten. Von direktem und gesetzgeberischem Zwang auf sie glaubte man nach den langen Debatten der Bankenquete von 1908 vorerst absehen, ihrem guten Willen und der klugen Einsicht in die Erfordernisse der Zeilage vertrauen zu können. Bis zum Beginn des Krieges war es der Reichsbank gelungen, in konsequenter, energischer Verfechtung ihrer Reinigungs- und Liquiditätspolitik, wie wir diese Bestrebungen zusammenfassend nennen wollen, einen Goldbestand von 1253 Millionen Mark zu erzielen. Dagegen ging es mit den Kreditbanken langsamer. Noch am 18. Juli wurde den Vertretern der Berliner Großbanken von der Reichsbank

empfohlen, die Dedung ihrer fremden Gelder durch den Barvorrat allmählich bis auf 10 Prozent zu verstärken.

Von der Höhe des Goldbestandes der Zentralbank auf den Wohlstand und die allgemeine wirtschaftliche Entwicklungsstufe des Landes schließen zu wollen, würde jedoch ein falsches Bild liefern, wie die Gegenüberstellung der Ziffern des englischen und des russischen Goldbestandes lehrt.* England ist trotz dem verhältnismäßig geringen Goldbestande der Bank von England das reiche, weltbeherrschende Albion (ob es dies bleibt, wird der Krieg entscheiden) und umgekehrt Rußland trotz dem großen Goldvorrat der Russischen Reichsbank (reine Staatsbank) ein wirtschaftlich verhältnismäßig tiefliegendes, kapitalarmes Land. Ein ähnlicher Vergleich trifft auf das Verhältnis von Rußland und Deutschland zu. Die Ursachen liegen in den Zahlungsgewohnheiten und der staatlichen Finanzgebarung der betreffenden Länder. Deutschland, und in noch höherem Maße England, bedienen sich, wie erwähnt, der bargeldsparenden Zahlungsarten, eines ausgedehnten Giro- (Deutschland) und Scheckverkehrs (England), die es ihnen gestatten, große Umsätze mit einem Minimum von Bargeld zu bewältigen. In Rußland ist die Bank eine Abteilung des Finanzministeriums, das seinen Kredit im Ausland** und die Aufrechterhaltung des Rubelfurses durch den Goldvorrat der Reichsbank wirksam stützt. Es ist in weit höherem Maße von der Geneigtheit des internationalen Geldmarkts abhängig als die reicheren Westmächte. Der aus diesen Rücksichten so hoch gehaltene russische Goldbestand — ermöglicht durch die eigne bedeutende Goldproduktion Rußlands, jährlich etwa 140 Millionen Mark — hat bereits im Russisch-Japanischen Kriege bei der Viktierung der Friedensbedingungen eine Rolle gespielt und das finanziell geschwächte Japan in wesentlichen Stücken der Früchte seiner militärischen Siege beraubt. Nicht minder scheint er sich jetzt wiederum als Säule der russischen Staatsfinanzen zu bewähren. Freilich wurde die Richtigkeit des russischen Bankausweises häufig in Zweifel gezogen; so sprach die »Times« 1905 von dem Goldbestand der Russischen Reichsbank als einem »safe of Madame Humbert«. Heute möchte die so russenfreundlich gewordene Zeitung diese Er-

* Goldvorrat Ende März in rund Millionen Mark.
(Entnommen aus: Georg Obft, Bankpolitik, Leipzig 1914.)

Jahr	England	Deutschland	Frankreich	Rußland	Österreich-Ungarn
1913	720	920	2596	3012	1003
1914	780	1260	2892	3554	1042

* Hierin sind die 120 Mill. des Reichstriebschages im Juliusturm zu Spandau enthalten.

** Allein das französische Volk soll 1908 schon 9 Milliarden Mark russischer Werte besessen haben.

innerung wohl auslöschten. In Frankreich gehen Wohlhabenheit und die Höhe des Goldfonds verhältnismäßig, von einem ursächlichen Zusammenhang beider Faktoren kann ebenfalls keine Rede sein. Die 3 Milliarden Gold sind hier die Unterlage für einen schon in Friedenszeiten außerordentlich hohen Notenumlauf. Der französische hat unter Vernachlässigung der übrigen nichtmetallenen Zahlungsmethoden von lang her eine große Vorliebe für Banknoten. Vielleicht hat zu dieser Gewöhnung an den Gebrauch des Papiergeldes die in Frankreich herrschende Doppelwährung mit ihrem starken, für größere Zahlungen ungeeigneten Silbervorrat beigetragen. Deutschland hat sich andererseits seit den siebziger Jahren, wohl in frischer Erinnerung an die traurigen Zustände der vorausgegangenen Überschwemmung mit Papiergeld aller Art, geradezu vollgepflegt mit dem gelben, neuen Metall und den Umgang mit den Banknoten zunächst vorwiegend den geschäftlichen Kreisen des Großverkehrs überlassen. Mit der Zunahme der Umsätze, dem Wachstum der Städte, dem Aufblühen eines reichgegliederten Bankwesens mußte sich naturgemäß auch in den mittleren Bevölkerungsschichten ein allmählicher Übergang vom Partium zum Papiergeld und zur bankmäßigen Zahlung vollziehen. Aber die Abneigung gegen Papiergeld ist in weiten Schichten der Bevölkerung nie ganz geschwunden. Es bedarf der Kriegsnot, um auch hier eine Umgewöhnung zugunsten höherer vaterländischer Interessen zu bewirken.

Den ersten Schritt in der Richtung auf eine Entgoldung des Verkehrs tat die Reichsbank mit der 1906 erfolgten Einführung der kleinen Banknoten zu 50 und 20 Mark, die die Goldstücke aus dem bisher von ihnen eingenommenen Raum der Zahlungen von 20 bis 100 Mark verdrängen sollten, was ihnen tatsächlich mit der Zeit gelang. Ein weiteres Mittel boten der Goldpolitik der Bank der vermehrte Anlauf ausländischer Wechsel, insbesondere solcher auf London, und die Herstellung von Goldplättchen seit 1910 in der Größe von Zwanzigmarkstücken, für die Industrie bestimmt, die ihren jährlichen, auf etwa 100 bis 150 Millionen Mark zu schätzenden Goldbedarf bis dahin außer der Barrenform in der Hauptsache mit neuen, wichtigsten Zwanzigmarkstücken gedeckt hatte. Dieser systematisch gepflegten Heranziehung des Goldes aus dem freien Verkehr — in Verbindung mit dem vor Opfern* nicht zurückschreden-

ten Goldbezug aus dem Ausland und der auf das zulässige Mindestmaß eingeschränkten Ausfuhr in fremdes Land — ist der kräftige Stand der Bank bei Ausbruch der Kriege zuzuschreiben; sie war im Zustand der finanziellen Kriegsbereitschaft in jeder Beziehung, wie wir rückblickend feststellen.

Die Reichsbank ist gesetzlich berechtigt, auf ihren Barbestand* den dreifachen Betrag an Banknoten auszugeben. Im Frieden bildet die fünfprozentige Notensteuer für den über Barbestand und Notenkontingent (550 bzw. 750 Mill.) hinaus ausgegebenen Notenbetrag eine gewisse Grenze, die aber aus volkswirtschaftlichen Rücksichten von der Bank oft überschritten zu werden pflegt. Für Kriegszeit ist die Steuer aufgehoben, um der Bank keine beengenden Fesseln anzulegen. In dieser Möglichkeit der Notenausgabe bis zur dreifachen Höhe des Goldvorrats ist seine ausschlaggebende Bedeutung zu erblicken. Nicht der schöne Anblick der glänzenden Goldstücke, noch die Eucht, mit großen Ziffern vor dem Auslande zu prunken, hat die Jagd der Reichsbank nach dem Gold seit Kriegsausbruch gezeitigt, sondern das Bestreben, der Panik der ersten Tage mit ihrem vorhergesehenen vermehrten Bedarf an Zahlungsmitteln und dann im Verlauf des eigentlichen Krieges allen Ansprüchen der Mobilmachung und des gesteigerten staatlichen und privaten Kreditbegehrs zu genügen. Im Kriege ist die Bank dazu da, einen möglichst großen Betrag legitimer Zahlungsmittel dem Verkehr zur Verfügung zu stellen. Dankbar erkennt die private Bank- und Geschäftswelt die Tätigkeit der Reichsbank als Gründerin und Leiterin der staatlichen Darlehnskassen und ihr weitherziges Entgegenkommen gegenüber den vielen neuen Kriegskreditbanken an. Die Notenausgabe hat in den Händen einer guten und soliden Bankleitung den Vorzug, daß sie sich dem jeweiligen Bedürfnis an Zahlungsmitteln elastisch anschmiegt. Durch das Rückströmen der Noten ist schon in Friedenszeiten eine Kontrolle dieses Verkehrsbedarfs geschaffen.

Um die Bedeutung des Goldvorrats der Reichsbank voll würdigen zu können, gibt es ein ebenso einfaches wie zuverlässiges Mittel. Wir brauchen nur für ein paar ausschlaggebende Termine die Bewegungen des Goldvorrats und der Notenausgabe vergleichsweise zu verfolgen. Das tun wir in der hier folgenden Liste:

* Die Reichsbank erlitt aus der Goldbewegung (An- und Verkauf)

1910	einen Verlust von	128 000 Mark,
1911	"	187 000 Mark,
1913	"	259 000 Mark;

für 1912 wurde hieraus allerdings ein Gewinn von 51 000 Mark erzielt.

* Als Barbestand gilt gemäß § 9 des Bankgesetzes der Betrag an kursfähigem deutschem Gelde, an Reichsschatenscheinen, an Noten anderer Banken und an Gold in Barren und ausländischen Münzen. Auch die neuen Darlehnskassenscheine gehören mit zum Barvorrat im Sinne des Gesetzes.

	Scheidemünzen u. Kassenheine	Goldvorrat	Notenausgabe
	in Millionen Mark		
31. Dez. 1913	335	1170	2593
31. Juli 1914	320	1253	2909
31. Dez. 1914	916	2093 (hiervon etwa 400 Mill. in Barrenform)	5046 (hiervon sind 2 127 Mill. kleine Noten)

Welch eine gewaltige Zahl: 5046 Millionen Mark, und welche Beruhigung, zu wissen, daß die Bank, berücksichtigt man nur den Goldbestand, in gesetzlichem Rahmen in der Lage ist, weitere 1300 Millionen Mark* an Noten auszugeben, abgesehen von dem erhofften zukünftigen Zuwachs ihrer Goldmenge!

Unser Bankgold dient jetzt nicht zu Zahlungen ans Ausland irgendwelcher Art, welcher Auffassung man hier und da begegnet, oder zur Sendung an unsre Truppen in Feindesland. Sollte vielleicht eine deutsche Reichsbanknote weniger wert sein als eine belgische Banknote mit zweifelhafter Deckung? Oder sollten wir nicht Macht haben, unserm Papiergeld in den von uns besetzten feindlichen Gebietsteilen die nötige Achtung und paritätische Behandlung zu verschaffen? Zwar ein gewisser Spielraum, wie er sich in Angebot und Nachfrage ausdrückt, muß auch den Geldarten der verschiedenen Währungen, wo sie in Tauschverkehr treten, zugebilligt werden. Aber daß die Preisunterschiede nicht zu sehr zum Nachteil Deutschlands schwanken, liegt in staatlichem Machtbereich, wenigstens innerhalb der besetzten Gebiete fremder Währung. So sah sich die deutsche Verwaltung in Belgien veranlaßt, im Verordnungswege den zu hoch gestiegenen Kurs des belgischen Franken in das richtige Verhältnis zur deutschen Mark zu bringen (100 Franken = 80 Mark), und neuerdings ist der Rubelkurs in den von uns besetzten Teilen Rußlands auf 66 Rubel = 100 Mark festgesetzt worden, während noch zum Beispiel am 20. Februar für 100 Rubel russische Noten 211 1/2 deutsche Mark bezahlt wurden.

Nach Erklärung des Zwangskurses der Reichsbanknoten, einer ebenfalls bereits im Frieden vorgesehenen, daher nicht überraschenden Maßnahme, wird alles zur Bank fließende Gold von ihr festgehalten, und es hört die Pflicht der Einlösung der präsentierten Noten in Gold auf. Für die Erledigung der industriellen Aufträge unsrer Heeresverwaltung, der Requisition von

* Der gesamte Barvorrat ist 3009 Millionen. Die Bank könnte also rechtmäßig sogar noch 3981 Millionen Mark an Noten mehr ausgeben. Dabei ist der 31. Dezember (Ultimo des Jahres) nach alter Erfahrung gerade der Zeitpunkt für die stärkste Anspannung der Bank.

Rohstoffen und Lebensmittelvorräten genügt unsre heimische Wirtschaft und sind wir vom Auslande unabhängig. Von dieser Seite ist also kein Goldabfluß ins Ausland zu befürchten. Die einzige Möglichkeit des Goldabflusses wären die aus dem deutschen privaten Handelsverkehr mit dem neutralen Ausland sich ergebenden Zahlungen — überhaupt verboten sind bekanntlich Zahlungen ans feindliche Ausland. Wir haben aber keinen Grund zu der Annahme, daß unsre allezeit auch im Auslande geachteten Reichsbanknoten eine Zurückweisung erfahren könnten. Eine Minderbewertung ist allerdings infolge unsrer einseitigen Wareneinfuhr aus dem neutralen Ausland, die wiederum eine einseitige Nachfrage nach fremden Zahlungsmitteln bedingt, nunmehr eingetreten; so notierten am 20. Februar Auszahlung Neuport 4,80 Mark für den Dollar (Parität 4,198 Mark), holländisches Geld und Wechsel 191 Mark für 100 Gulden (Parität 168,74), italienische Noten 84,15, schweizerische 86,90 Mark für 100 Franken (Parität 81 Mark).

Endlich wäre zu erwähnen, daß der Feind versucht, durch gewissenlose Agenten das Gold im Inland mit Aufgeld anzukaufen. Ein solch gefährliches, strafbares Beginnen wird bei vereinzelten Versuchen sein Bewenden haben und an dem gesunden Sinn unsrer Bevölkerung scheitern. Von unsern Großbankanten, die schon in Friedenszeiten die Goldpolitik der Reichsbank fördern, darf bestimmt vorausgesetzt werden, daß von ihrer Seite nicht ein Stück Goldes außer Landes geht. Bliebe als Letztes eine Kriegskostenentschädigung. Von ihr erwarten wir aber auch diesmal als die Sieger und Empfangenden nicht nur keine Schmälerung unsers Goldvorrats, sondern vielmehr einen kräftigen Zuwachs und einen noch besser als 1871 zu verwertenden goldenen Segen.

So sehen wir mit Befriedigung, wie nun seit sechs Monaten ein langsam, aber machtvoll anschwellender Strom das gemünzte gelbe Metall aus Tausenden von Verkehrskanälen in die Kasse der Reichsbank leitet. Viele weitere Kanäle sind noch verstopft und harren der Öffnung. Dazu bedarf es manch aufklärender Arbeit durch die die Bank bereitwilligt und selbstlos unterstützende Presse, die freiwillige Helferarbeit autoritärer Persönlichkeiten, wie Geistlicher, Lehrer, die, zumal auf dem Lande, das Vertrauen ihres Ortes genießen und die persönlichen Verhältnisse der Nachbarn bis ins kleinste kennen. Namentlich der Landbewohner hält oft hartnäckig an seinen Goldstücken fest. Sie sind für ihn der oft in Estrümpfen, Truhen oder unterirdisch festgehaltene »eiserne« Fonds. Von dieser goldenen Vorliebe sich loszulösen, fällt selbst Leuten mitunter schwer, die schon in anderer Weise ihre Opferwilligkeit betätigten.

Das Letzte herzugeben, wenn alles andre geraubt würde oder seinen Wert verlöre! Vielfach ist es auch Gedankenlosigkeit, Gleichgültigkeit, die die werbende Kraft des einzelnen Goldstüdes verkennt.

Darum ist die freiwillig übernommene Tätigkeit der Goldsammlung für die Reichsbank ein Amt, das sich den übrigen Zweigen des nationalen Hilfsdienstes in der Heimat gleichwertig anreihet. Die 2,2 Milliarden Gold in den Bilanzfiguren der Bank verdanken wir zum guten Teil mühsamer Kleinarbeit. Noch aber gilt es, die weiteren 1000 Millionen für die Bank zu erobern. Die Teilnahme an diesem vaterländischen Hilfsdienst beschränkt sich nicht nur auf die Städte, sondern erstreckt sich bis ins letzte abgelegene Dorf, in dem die Postagentur als Hilfsstelle das Amt der Goldsammlung versieht. Gerade bei kleinen Leuten trifft man oft unvermutet etwas Gold; sie mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß auch sie zu ihrem bescheidenen Teil aktiv an diesem Hilfsdienst mitzuwirken berufen sind, ist eine Ermunterung zu freudiger Übung in dem Pflichtentfaltung der Daheimgebliebenen, ohne Unterschied von arm und reich.

Die Reichsbank-Ausweise sind öffentlich, dem Ausland durch die Presse zugänglich. Ein erfahrener Bankdirektor und Finanzschriftsteller, Dr. Stroell in München, befürwortete schon vor einigen Jahren die Aufhebung dieser Öffentlichkeit im Kriegsfall, um die Feinde nicht in

die Karten unserer finanziellen Kriegsgebarung bliden zu lassen. Die Erfahrung zeigte, daß wir es nicht bereuen dürfen, diesen Ratsschlag nicht befolgt zu haben. Vor dem glänzenden Ergebnis unserer Kriegsanleihen und dem gesunden Stand unserer Reichsbank, deren anschwellender Goldvorrat von Woche zu Woche sichtbar wird, muß zuletzt selbst die häßliche feindliche Kritik verstummen. Das Ausland mag so erkennen, daß wir dem Willen zum Sieg und Durchhalten unsere ganze wirtschaftliche Kraft und Energie dienlich zu machen entschlossen sind.

Aus der jüngsten Kriegszeit, in der diese Zeilen zum Druck gelangen, Mitte März, verdienen noch zwei uns hier interessierende Tatsachen erwähnt zu werden: durch den Mund des Reichsschatzsekretärs Helfferich (Reichshaushaltsrede) gab die Regierung zu verstehen, daß sie nicht gewillt sei, den Anregungen der Zwangseinzahlung der geprägten Goldstücke im Inland Folge zu geben, sondern daß sie weiterhin der freiwilligen Hilfstätigkeit der Bevölkerung zu vertrauen beabsichtige. Und zweitens die ebenfalls offizielle Erklärung, daß aus der Reichsbank kein Gold nach dem Ausland zur Besserung unserer gesunkenen Valuta fließe, trotzdem das feindliche Ausland diesen Sachverhalt reichlich zu Verdächtigungen aller Art ausschachtet. Denn, hieß es da mit Recht, »wir sind der Ansicht, daß die Erhaltung eines möglichst starken Goldbestandes zurzeit wichtiger ist als die Bewertung der deutschen Mark im Ausland«.

Das Eiserne (Ein Feldpostbrief)

Mein liebes Weib! Ich schreibe nicht lang.
Das Licht ist erbärmlich. Papier ist rar.
Nur, weil es mir heute gerade so war,
Als sei dir Guten besonders bang,
Rasch ein paar Zeilen. — Viel neues gibt's nicht.
Ein jeder Führer tut seine Pflicht.
Die Leute haben sich prachtvoll geschlagen.
Von meinen Taten ist nichts zu sagen,
Oder nicht viel.
Bloß eins: als ich gestern im Feldquartier
Tödmüd auf den Strohsack niederfiel,
Den letzten Blick auf dem Bild von dir
Und dem Buben, da tritt der Oberst herein
Und heftet — ich wußte nicht aus noch ein —
Mir das Eiserne auf die Brust. Und genau
Auf die Stelle, wo ich, du liebe Frau,
Das Bild bewahre von dir.
Nun schmückt uns beide die eiserne Zier.
Du hast sie verdient, mein starker Kam'rad
In Geduld und Sorge und tapferer Tat;
Ich — tat meine Pflicht. Und betest du still,
So bet' für die Heimat! Mich treffe, was will!

Elisabeth Meinhard

Vaterland und Muttersprache

Ein Freiburger Kriegsvortrag von Prof. Dr. Friedrich Kluge

Wenn ein deutscher Sprachforscher hier das Wort nimmt, um über Vaterland und Muttersprache zu reden, so hat vielleicht der eine oder andre von Ihnen gedacht: Liegen uns in diesen schweren Zeiten, in denen das Schicksal die alte Welt und vielleicht auch bald die neue erschüttert, nicht größere Sorgen und wichtigere Aufgaben am Herzen als die Sprache? Ist die Sprache nicht zu gleichgültig und vielleicht zu alltäglich, als daß wir eine Stunde auf sie verwenden dürften? Aber Vaterland und Muttersprache sind immer zusammengehörige Begriffe so gut wie Heimat und Mundart. Die Sprache ist etwas Heiliges und Göttliches, sie macht den Menschen zum Menschen und verbindet den Menschen mit dem Menschen, sie ist der Schlüssel zum menschlichen Herzen, sie ist der Träger der Gesittung und Bildung, sie ist das Gefäß der höchsten Offenbarungen menschlichen Geistes.

Ja, wir glauben an die Göttlichkeit der Sprache; aber wenn die Sprache erst den Menschen zum Menschen macht, so macht die Muttersprache uns alle erst zu Deutschen. Deutsch ist, wer Deutsch als seine Muttersprache redet. So heißt es in dem berühmten Liebes mit den vielen Fragezeichen »Was ist des Deutschen Vaterland«: »So weit die deutsche Zunge klingt«.

Es ist für uns gar keine Frage, ob wir während des Krieges auch an unsre Sprache denken dürfen. Wir müssen vielmehr an sie denken. Mit gutem Beispiel sind unsre Behörden schon vorangegangen. Steht doch die Zukunft der deutschen Sprache auf dem Spiel, und es gehört sich, daß auch von oben her gesorgt wird. Denn leider ist nicht immer genug geschehen. Haben wir nicht mit Bestürzung und Bekümmernis in den Kriegsmonaten erst erfahren müssen, daß die französische Sprache in Elsaß-Lothringen noch immer in Kirche und Schule, in den Straßen und in den Geschäften üppig wuchert? Es ist hohe Zeit gewesen, daß unsre Behörden eingesehen haben, daß es so nicht weitergehen kann, wenn jetzt Erlasse kommen, die das Deutschtum in seine vielhundertjährigen Anrechte an diese urdeutschen Lande wieder einsetzen sollen.

Hat doch das deutsche Volk jetzt selber darüber entschieden, daß die Muttersprache auf der Tagesordnung steht und nicht so bald davon verschwinden soll. Mit Ungewalt hat der Ruf gegen Ausländerei und die Forderung der Sprachreinheit alle Gemüter ergriffen. Das Deutschtum erhebt seine Forderungen im Inland so gut wie im Ausland. Wir beginnen uns an einen Besitz zu erinnern, der deutsche Bildung und Kultur bedeutet. Es sind ungeheure Schätze, über die unsre Sprache verfügt, und wer sich dieses Reichthums bewußt ist, den darf der vaterländische Geist wohl zur Forderung der Sprachreinheit begeistern. Müssen wir nicht alle zugeben, daß der Fremdwörter viel und allzu viel geworden sind?

In der Nähe meiner Wohnung war früher eine Reithahn, sie verschwand, es kam ein Tattersall, und daß es jetzt wieder eine Reithahn ist, hat erst der Krieg und nur der Krieg zuwege gebracht. Und wer von uns wird heute noch Worte wie fair und gentleman in den Mund nehmen und damit eine Verbeugung vor der höheren englischen Gesittung machen?

Aber, wird man mir entgegenhalten können, es ist doch ein Ding der Unmöglichkeit, alle Fremdwörter auszurotten. Sind nicht Fremdwörter wie Familie, Kultur und Natur, Papier und Person unausrottbar? Man verkennt aber die Forderung der Sprachreinheit, wenn man sich geflissentlich so stellt, als ob etwa der Allgemeine Deutsche Sprachverein alle Fremdwörter beseitigen wollte. Nur die entbehrlichen sind zu bekämpfen, und der Grundsatz des Deutschen Sprachvereins lautet: »Deutsch für alles, was gut deutsch ausgedrückt werden kann.«

Wir rufen Jakob Grimm zum Zeugen an: »Alle Sprachen, solange sie gesund sind, haben einen Naturtrieb, das Fremde von sich abzuhalten, und wo sein Eindrang erfolgte, es wieder auszustößen.« Und aus dieser Grundanschauung leitet Jakob Grimm dann die Forderung ab: »Es ist Pflicht der Sprachforschung, dem maßlosen und unberechtigten Vordrang des Fremden Widerstand zu leisten.«

Die Forderungen der Sprachreinheit er-

geben sich aus dem uner schöp flichen Reich tum der Muttersprache. Wir unterschätzen ihre Bildungsamkeit und Lebensfülle, wenn wir Fremdes uns sprachlich nicht völlig aneignen wollen. Oder ist es nicht ein Beweis, daß wir alles gut deutsch ausdrücken können, was wir wollen, wenn der deutscheste unsrer mittelalterlichen Dichter, wenn Walther von der Vogelweide auf alle Fremdwörter verzichtete — und das tat er in der gleichen Zeit, als der Glanz des französischen Rittertums im Zeitalter der Hohenstaufen unsre besten Dichter, wie Wolfram und Gottfried, mit der Mode der Fremdwörterei ansteckte. Aber in allen ersten Zeiten ist das Deutschtum auch für unsre Sprache erwacht. Wie wenig andre Sprachen dem Einfluß von außen her preisgegeben, mußte unser Deutsch immer von neuem wieder Fremdwörter über seine Grenzen herüberkriechen sehen. Und was nicht die Allgewalt der französischen Mode uns brachte, das stand unter dem Schutze des mittelalterlichen Lateins. So wiederholt sich heute das gleiche Schauspiel, das sich während des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland abspielte. Man besann sich auf seine Muttersprache und fühlte, daß die Glieder der Muttersprache auch die Glieder im Inneren des Deutschtums wären. In den vierziger Jahren des großen Krieges war die Ausländerei aufs höchste gestiegen, und mit dem Zeitalter Ludwigs XIV. verstärkte sich die Flut der ausländischen Mode. Die bedeutendsten Schriftsteller erhoben ihre Stimme; sie predigten Sprachreinheit mit dem heiligen Feuer der Propheten, die den Untergang des Deutschtums voraussahen. In dieser Zeit der schwersten Bedrängnisse entstanden dann allerorten die großen Sprachgesellschaften, durch die alle Kreise des Vaterlandes an ihr Deutschtum und an ihr Deutsch erinnert wurden. Was Männer wie Moscherosch und Grimmelshausen mit heiligem Ernst erfüllte, das waren keine lächerlichen Bestrebungen. Zwar sind wir gewohnt, daß man von einzelnen Verirrungen aus die ganze Bewegung verurteilt. Die Berechtigung zu einem solchen Urteil müssen wir allen denjenigen bestreiten, die sich nicht ernsthaft um Sprache und Schrifttum des 17. Jahrhunderts bemühen.

Ich begnüge mich hier mit einem Beispiel statt vieler. Im 16. und 17. Jahrhundert gebrauchte man für den Begriff »Jahrhun-

dert« bei uns ganz allgemein das lateinische saeculum. Man konnte gar nicht an eine Eindeutschung denken, und doch erhebt sich in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges das deutsche »Jahrhundert«, zu dem es kein lateinisches centennium als Vorbild gibt. Aus dem Kampf gegen die Ausländerei ist es hervorgegangen, und wir sehen dann die Bildungsamkeit der deutschen Sprache im hellsten Lichte, wenn sich im 18. Jahrhundert »Jahrzehnt« und »Jahrtausend« daran anschließen, ohne klassische Vorbilder zu haben.

Wir sind hiermit bei der Frage angelangt: Was verstehen wir unter der Bildungsamkeit von Sprachen, und warum wird uns gerade die deutsche Sprache als Musterbeispiel gerühmt? Denn darüber kann keine Meinungsverschiedenheit bestehen, daß das Deutsche unter den lebenden Kultursprachen den höchsten Rang beanspruchen darf. Nüchterne Erwägung muß zwar anerkennen, daß jede Kultursprache imstande ist, seinem Volkstum ausreichende und entsprechende Sprachmittel zu bieten. Der Engländer und der Franzose, der Grieche und der Römer haben in ihren Sprachen dem Volksgeist sicher einen ebenbürtigen Ausdruck verleihen können. Wer würde die Sprache Shakespeares nicht als ein echtes und rechtes Gefäß der hohen Anschauungen und Gedanken des englischen Dichters bezeichnen? Darum handelt es sich hier gar nicht. Wir fragen nach den Sprachmitteln als solchen, und da müssen wir doch dem Deutschen die Palme reichen, denn es übertrifft sogar das Altgriechische, dem unbedingt eine hohe Stellung im Kreise der Kultursprachen gebührt. Wir veranschaulichen hier einmal mit einem schlagenden Beispiel aus dem deutschen Wortschatz, was unsre Sprache gegen die übrigen Sprachen unsers Gesichtskreises zu seinem Vorteil unterscheidet. Es ist die Tatsache, daß wir mit wenig Mitteln ungeheuer viel erreichen. Denken Sie einmal an den Wortstamm von »binden« — welche Lebensfülle und Lebenskraft tritt uns da entgegen!

Der Band (Einband, Verband) — das Band, behändigen, Gebinde, Angebinde — die Binde, Gebinde, Binder (Buchbinder) — der Bund, Ausbund — das Bund — Bündel, anbindeln — Bündel — bändig in unbändig, bändigen, Bändiger in Tierbändiger, Bändigung — bündig — Bündnis, Gebundenheit, Ungebundenheit — Verbindung, verbindlich, Verbindlichkeit.

Vergebens werden Sie sich besinnen, ob eine andre Kulturprache ein Beispiel von gleicher Überzeugungskraft liefert. Freilich mag den Ausländern solche Lebensfülle einer einzigen Sprachwurzel Unbequemlichkeit und Verwirrung bereiten. Und sicherlich ist die Bildsamkeit unsrer Sprache der Ausbreitung des Deutschtums nicht gerade günstig. Wir aber müssen stolz sein auf die Eigenart und den Reichtum, den unsre Sprache aus sich selbst geschaffen hat. Wir haben mit einem alten Erbe gewaltet, und die Urwurzeln sind lebenskräftig geblieben, wo die sogenannte lateinische Rasse und die sogenannte angelsächsische Rasse die alte Selbständigkeit infolge fremder Beimischungen haben verkümmern lassen.

Und diese Lebenskraft unsrer Sprache gibt uns die Hoffnung auf ihre Zukunft. Denn aus unserm vaterländischen Grund und Boden gewinnt sie immer von neuem wieder Saft und Kraft; unsre Landschaften und unsre Mundarten erquicken und erfrischen, beleben und erneuern die alten Wurzeln und das alte Erbe.

Alle unsre Mundarten haben Anteil an der Entstehung unsrer Schriftsprache. Unsre Spracheinheit veraltet nicht, sie kann nicht zu einer toten Papiersprache werden; die Volkssprache aller Landschaften sorgt für neue Quellen und für neue Zufuhr. Und wieder gestatten Sie mir, hierfür ein Beispiel anzuführen. Wir meinen vielleicht, unser Wort »anheimeln« sei ein gutes, altes Wort. Wir werden uns aber vergebens auf einen klassischen Beleg aus Schiller und Goethe besinnen. Der erste Dichter, der das Wort gebraucht hat, war unsers Wissens der alemannische Hebel, und die Sprachforschung beweist, daß »anheimeln« eigentlich nur ein alemannisches Wort ist. Der Freiburger Professor Schreiber wies im Jahre 1825 deutsche Schriftsteller und Dichter auf das schöne Wort hin, als wenn es ein Freiburger Sonderbesitz wäre.

Mundarten leben überall, auch in den andern Kulturprachen, aber nicht überall und nicht immer gestattet man ihnen das Recht, die Schriftsprache stark zu beeinflussen. Aus der glücklich überwundenen Kleinstaatserei haben wir den Landschaften Anrecht an die Schriftsprache gestattet, denn mit der alten Kleinstaatserei besaß Deutschland auch die Fülle von Kulturstätten, die

im Wettstreit miteinander das große Ziel der deutschen Einheit vorbereiteten. Denn schließlich ist die deutsche Einheit unser edelster Kulturbesitz geworden. Es hat einer tausendjährigen Arbeit bedurft, bis wir mit der Spracheinheit auch die Reichseinheit erhalten haben.

Und — auffällig genug — mit dem Worte »deutsch« beginnt die Geschichte unsrer sprachlichen und politischen Einigung. Noch vor tausend Jahren wird es wohl keinen Deutschen gegeben haben, der das Wort in seinem deutschen Wortschatz besessen hätte. Wo Otfried von Weissenburg erklären will, daß er sein Evangelienbuch in deutscher Sprache geschrieben, nennt er seine Sprache das Fränkische. Und so hat im 9. und 10. Jahrhundert jeder deutsche Mann seine Sprache je nach seiner Heimat als schwäbisch oder bayrisch oder sächsisch bezeichnen müssen, so sehr herrschte die alte Stammesverschiedenheit vor, die das Erbe unsrer älteren Vorzeit war; denn soweit wir wissen, haben die alten Germanen kein Wort gehabt, mit dem sie ihre Völkerfamilie auch sprachlich zusammengefaßt hätten. Nur langsam bricht sich »deutsch« als ein neues Schlagwort Bahn, das als Einheit zusammenfassen sollte, was eigentlich wenig einheitlich war. Und dann bildete sich aus diesem Schlagwort heraus das große Einigungswerk, das unsre Schriftsprache darstellt. Sie mußte die vielen Gegensätze ausöhnen, die zwischen den deutschen Landschaften und Mundarten, den deutschen Stämmen und Fürsten walteten. So wurde der große Bau vorbereitet, der 1871 vollendet wurde. Es war kein gerader, einfacher und müheloser Weg, der zu diesem hohen Ziel führte; die alten Erbfeinde haben die Arbeit erschwert, und wir erinnern uns mit Wehmut, daß Friedrich der Große ein französischer Schriftsteller war. Wir behaupten aber auch mit Stolz, daß ohne Schiller und Goethe die Einigung nicht zustande gekommen wäre.

So tritt uns in dem Entwicklungsgang unsrer Sprache ein Abbild des Werdegangs entgegen, der aus dem Dunkel germanischer Urwälder heraus in die Gegenwart führt. »Die Sprache ist ein Spiegel der Nation«, sagt Schiller, und er fährt dann fort: »Sehen wir in diesen Spiegel, so tritt uns ein großes, herrliches Bild von uns selbst entgegen.« Es war Schiller nicht vergönnt, die Ge-

hanken über die deutsche Sprache, die ihn beschäftigten, in eine endgültige Form zu bringen. Aber ich will an einem Beispiel versuchen, aus unsrer Sprachgeschichte heraus das zu beleuchten, das zur Bestätigung für Schillers Worte gelten mag.

Wenn wir uns heute mit der deutschen Sprache beschäftigen haben, so wenden sich unsre Gedanken doch immer wieder dem Kriege zu. Mit großen Sorgen, aber noch größerem Vertrauen folgen wir unsern Heeren nach Ost und West, aber mit den Patrioten des 17. Jahrhunderts wenden wir unsre Blicke auf deutsche Großtaten der Vergangenheit und auf die Helden von Arminius bis auf Barbarossa. Ich denke an die deutschen Personennamen und ihren Inhalt. Ich denke zugleich an unser Heidentum und die Götter, die uns zu Kampf und Sieg führten. Der Krieg war den Germanen etwas Heiliges. Die Götter nahmen selber am Kampfe teil; sie beschützten ihre Lieblinge und zerschmetterten ihre Feinde. So zeichnet uns Tacitus die alten Germanen, und so sehen wir sie in der germanischen Aberslieferung, wenn in der alten Nibelungenfage von den Wolsungen Wotan selber im Kampf erscheint. Und die Walsüren, die über den Schlachtfeldern einherreiten, führen die Lieblinge der Götter nach Walballa. In unsern alideutschen Zaubersprüchen erscheinen die Walsüren, um zu helfen oder zu hemmen. Der Krieg war die Lebenslust unsrer Altvordern, und unsre Sprache bezeugt es.

Die Personennamen, über die wir in unendlicher Fülle verfügt haben, wissen von Krieg und Kampf. Sie schmettern wie Kriegstrompeten, hat ein römischer Schriftsteller über unsre Namen gesagt: wir würden sagen, sie klingen wie Waffentlang. Denn von Schwertern und Lanzen und Schilden ist darin die Rede und immer vom Kriege. Wer den Namen »Hermann« erhielt, der war zum Kriegermann bestimmt, denn »Hermann« bedeutet »Kriegermann«. »Hildebrand« bedeutet »Kampfschwert« und bestimmte den Träger zum Kriegerhandwerk. »Gerhard« bedeutet »kühn mit dem Wurfspieß« und »Edhard«: »kühn mit dem Schwert«. Wer den Namen »Siegmar« erhielt, sollte ein berühmter Siegesheld werden, und »Ruprecht« bedeutet »durch Ruhm

erglänzend«. Die Brünne erscheint in Eigennamen wie »Brünnehelm« und »Helm« noch in Eigennamen wie »Helmuth« und »Wilhelm«. Zahllose Familiennamen von heute, wie »Günther« und »Herbort«, zielen auf den Krieg; in Namen wie »Wigant« oder »Wichert« steckt ein altes Wort für »Kampf«, und Namen wie »Wolfsard« und »Bernhard« wünschen dem Knaben die Kühnheit von Wölfen und Bären für die Kriegerfähigkeit. Kriegerfähigkeit und Krieger Ruhm waren der edelste Besitz der edlen Germanen, und diese Ideale betätigt er in der Schlacht an der Seite der göttlichen Helfer, die ihn zum Siege oder zum Tode führen. Und auch die vielen Namen, die auf »-rich« enden, wie »Heinrich« und »Dietrich«, weisen auf den Krieg; der Träger wird zum König seiner Heimat oder zum König über sein Volk bestimmt, und zum Königtum gelangt der Edle bloß durch Waffenglück und Waffenruhm.

Bewahrheitet sich hier nicht Schillers Wort, daß uns in unsrer Sprache ein hohes, herrliches Bild von uns selber entgegentritt? Diese Namen umgeben uns täglich, in ihrer Mitte leben wir unsre Tage, und doch: oft genug kennen und verstehen wir unsre Reichtümer nicht.

Der große Dichter hat mit hellem, tief eindringendem Blic in unsrer Sprache das Wesen unsers Volkstums erschaut. Im Krieg und Sieg erwuchs und erstarkte die Eigenart unsers Volkstums. Und ungezählte Namen der deutschen Urzeit, wie Hildebrand und Hadumar (jetzt Hattemer), zeigen den gleichen Kampfesmut, dieselbe Schlagfertigkeit wie jetzt die deutschen Heere in Ost und West.

Unser angestammtes Deutschtum stellt hohe sittliche Anforderungen an uns, auch für die Muttersprache. Wir erhoffen nicht bloß für Elfaß-Lothringen den endgültigen Sieg für unser Deutsch. Die Bildsamkeit und Lebensfülle, die in der Muttersprache wirksam schafft, erweist die Forderungen der Sprachreinheit als eine berechtigte Forderung des Deutschtums. So sei uns die deutsche Sprache wie die angeborene Mundart heilig. Sie begleite uns zu Kampf und Sieg. Der Sieg unsers Volkes und unsrer Waffen wird aber auch ein Sieg unsrer Sprache im Dienste der Menschheit sein.

Vom Lügen

Von Prof. Dr. Otto Gramow

Wie ist wohl die Aufforderung zur Erforschung der Lüge bringender gewesen als in unsern Tagen. Wir haben ein Zeitalter der Lüge durchlebt und befinden uns noch darin. Was ist die lange insgeheim betriebene Verschwörung unsrer Feinde andres als ein Werk der Lüge! Erst die Gewalt der Waffen zerreißt die Schleier der Lüge und Verleumdung, die man um uns gewoben hat.

In ihren Sprichwörtern haben die Völker von jeher das Lügen gebrandmarkt. Durch Verordnungen und Gesetze sind Lüge und Meineid unter schwere Strafen gestellt worden. Das läßt ohne weiteres erkennen, daß man die Unwahrhaftigkeit stets als sozial-schädliche Eigenschaft und Betätigung angesehen hat. Wo die Lüge herrscht, da hören Treu und Glauben auf. Sie ist ein zerstörendes Element innerhalb jeder Gemeinschaft. Als Lüge bezeichnet man eine bewußt falsche Aussage. Jemand einen Lügner zu nennen, ist eine Beleidigung. Ihrer wird sich der Vorsichtige nicht schuldig machen, wenn er auch von dem Lügenhaften einer Aussage völlig überzeugt ist. Für diesen Fall hat man eine prachtvolle »parlamentarische« Wendung erfunden: man nennt die lügenhafte Aussage »objektiv unwahr«! Wer so den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit umschreibt, macht sich selbst der Lüge schuldig: er verstellt sich.

Die Verstellung findet ihren Ausdruck im Schweigen, in Wort, Blick, Miene und Gebärde. Sie ist noch viel verbreiteter als die Lüge und tritt bereits bei Tieren hervor, die doch des Vorrechts der wörtlichen Lüge nicht teilhaftig werden können. Manche Käfer stellen sich tot, wenn sie einer Gefahr nicht entinnen können. Der bissige Hund tut, als habe er den nahenden Fußgänger nicht bemerkt, unterläßt das Bellen und schleicht sich von hinten an den Ahnungslosen heran, um ihn zu fassen. Im Tierreich ist die Verstellung gewöhnlich ein Schutzmittel. Diesen Charakter hat sie auch in der Menschenwelt behalten. Ihre scheinbar einfachste Form ist die Verschlossenheit.

Sie bedeutet das Unterlassen aller Ausdrucksformen, die das Innere, Gefühle, Gedanken und Begehrungen, verraten könnten. Vornehmlich ist sie Schweigen und damit eine schwere Kunst, weil sie starke und ausdauernde Energie erfordert. Ist die Verschlossenheit ein Unterlassen, so ist die eigentliche Verstellung ein Tun. Die Menschen haben für Haß und Liebe, Traurigkeit und Freude, Ernst und Scherz, Hohn und Spott usw. im allgemeinen die gleichen Worte, Mienen und Gebärden als Ausdrucksmittel. Durch Gewohnheit hat sich eine feste und allgemein bekannte Verbindung (Assoziation) zwischen dem geistigen Inhalt und dem Ausdrucksmittel herausgebildet. Darum schließen wir von dem sichtbaren Ausdruck mit ziemlicher Gewitheit auf die inneren Vorgänge eines Menschen. Der Sichverstellende läßt die Assoziation nicht wirksam werden. Er leitet den geistigen Inhalt gleichsam über eine andre Weiche. Er »verstellt« die gewöhnliche Verbindung in eine andre, die zu einem nicht entsprechenden Ausdrucksmittel führt. Zur täuschenden Verstellung gehört Klugheit und Selbstbeherrschung. Es ist nicht leicht, die Worte zum Verdecken der wahren Gefühle und Gesinnungen zu benutzen. Aber viel schwerer ist es, jeden Blick, jede Miene, jede Bewegung des Körpers so in der Gewalt zu haben, daß andre auf das Gegenteil dessen schließen müssen, was in dem Sichverstellenden vorgeht. Der Schauspieler, der Diplomat, der Politiker müssen Meister in der Verstellung sein, wenn sie Meister in ihrem Fache sein wollen. Wer dächte nicht an Brutus! Der Sichverstellende fühlt sich oftmals so lebhaft in seine Rolle hinein, daß der geheuchelte geistige Inhalt wirklich in ihm zur Herrschaft gelangt. Das ist namentlich beim Schauspieler der Fall, wenn er alle Kräfte anspannt, um einen Charakter zu verkörpern. Von den Ausdrucksbewegungen durchläuft dann der Reiz rückwärts die Nervenbahnen und weckt die entsprechenden Gefühle, Gedanken usw.

Die Verstellung ist eine Waffe im Lebens-

kampf, und darum gibt es wohl keinen Menschen, mit Ausnahme des jungen Kindes, der sich nicht gelegentlich verstellte. Wer wollte wohl seine Angst, Sorge oder Unsicherheit, das Gefühl seines Unrechts oder seiner Schwäche vom Gegner durchschauen lassen? Der Angeklagte verstellt sich vor seinem Richter, das Kind vor seinem Erzieher, der Mann vor seiner Frau, die Frau vor ihrem Mann und so fort. Man verschließt hauptsächlich das in sich, dessen man sich schämt. Aber man verstellt sich in dem, was Schaden bringen kann. Nur das junge Kind, das noch nicht imstande ist, seinen geistigen Inhalt über eine ungewohnte Weiche zu leiten, ist der Verstellung nicht fähig. Plumpse Versteller, die ihre Umgebung unterschätzen, bieten Anlaß zu Heiterkeit und Spott. Es gibt auch eine Verstellung, die hauptsächlich um der Freude willen geübt wird, die sie und ihr Erfolg gewähren. Gerät zum Beispiel ein kluger Mensch in eine Berufsgemeinschaft mit Beschränkten oder bis zur Narrheit Ehrsuchtigen, so wird er bald eine Unterhaltung darin finden, sich so zu verstellen, daß er den Schwächen und Narrheiten seiner Umgebung schmeichelt, während er sich innerlich lustig darüber macht und dabei das Gefühl seiner Überlegenheit genießt. Ist er konsequent, so hat er noch den praktischen Vorteil, daß er seine genarrte Umgebung beherrscht. Lust am Verstellen gewähren auch die Verstellungen bei Schwächlingen und Hysterikern. Namentlich charakteristisch sind die in Hysterie gegründeten Vorstellungen. Der Hysteriker ist immer darauf aus, sich als besonders beachtenswert hinzustellen. Vor den Menschen seiner Umgebung spielt er meistens den Überlegenen, Unverständenen, Lebensmüden oder Melancholischen, vor Fremden den Geistreichen und Interessanten, vor seinem Arzt den tief und schwer Leidenden. Hysteriker haben die Fähigkeit, ihre Rolle in dem Grade zu verwirklichen, daß sie jeden, der sie nicht näher kennt, täuschen. Ihre Verstellung ist gewöhnlich die einzige Befriedigung, die ihnen das Leben gewährt.

Wie der Versteller, so muß auch der erfolgreiche Lügner klug sein, in jedem Falle klüger als die Belogenen. Namentlich muß er ein langes Gedächtnis haben, wenn er sich nicht widersprechen will und seine Lügen

nicht »kurze Beine« haben sollen. Die beiden Geschlechter haben sich von jeher der besonderen Neigung zur Lüge beschuldigt. Auch dem Kinde hat man diese Neigung nachgesagt und es sogar als geborenen Lügner bezeichnet. Aber das Weib scheint selbst das ehrwürdige Buch der Bücher dieser Meinung zu sein. Der biblische Erzähler läßt Eva schon vor dem Sündenfall lügen: sie erzählt der Schlange, Gott habe selbst das Anrühren der Früchte des Erkenntnisbaumes verboten. Und doch war in dem göttlichen Verbot nicht vom Anrühren, sondern nur vom Essen die Rede. So log sich Eva samt Adam aus dem Paradiese heraus, und manche ihrer nachgeborenen Geschlechtsgenossinnen mag wohl mit dem gleichen Erfolge gelogen haben. Daraus folgt aber noch keinesfalls, daß das Weib von Natur mehr zur Lüge geneigt sei als der Mann. Im allgemeinen ist die Abhängigkeit die Mutter der Lüge. Der Sklave lügt mehr als der Herr, der Untergebene mehr als der Vorgesetzte, das Kind mehr als der unabhängige Erwachsene. So erklärt sich auch die öfters bemerkte Neigung des Weibes zur Lüge, Verstellung und List. Es war eben Jahrtausende hindurch die Sklavin des Mannes und ist in seinen Persönlichkeitsansprüchen mehr oder weniger unterdrückt gewesen bis in unsre Tage hinein. Wo heute das Weib selbständig erwerbend und frei neben dem Manne steht, zeigt es geradezu einen Wahrheitsfanatismus. Vornehmlich erhebt es den Ruf nach Wahrhaftigkeit in den Liebesbeziehungen und der Offenbarung des Liebesgefühls. Aber hier überrascht uns eine beißende Ironie der Tatsachen. Auf keinem Gebiete wird so viel und so mit gutem Gewissen gelogen wie auf dem der Liebe und der Ehe. Gewiß unter dem Eindruck dieser Tatsache hat Friedrich Nietzsche den Satz niedergeschrieben: »Was aus Liebe getan wird, geschieht immer jenseits von Gut und Böse.«

In neuester Zeit haben es die Psychologen unternommen, die Aussagen über vorgezeigte Bilder, über Geschehnisse usw. zu untersuchen. Die Frage, ob Männer oder Frauen mehr falsche Aussagen machen, ist nicht entschieden. Die Ergebnisse der Untersuchungen von William Stern in Breslau und Arthur Wesschner in Zürich stehen im

vollen Gegensatz zueinander. Es können sich bei solchen Untersuchungen auch keine sicheren Resultate herausstellen; denn es kommt nicht nur darauf an, ob man an Gebildeten oder Ungebildeten, Kindern oder Erwachsenen experimentiert, sondern die Versuchspersonen müßten vor allem auch gleiche Begabung besitzen. Diese Vorbedingung ist aber absolut unerfüllbar. Dennoch haben die angestellten Experimente das Gute gezeigt, daß die Juristen vorsichtiger geworden sind in der Beurteilung von Aussagen.

Die aus unsrer Naturanlage unmittelbar entspringenden Unwahrheiten kennen wir als Übertreibungen. Wir haben das Bestreben, die Zwecke unsers Handelns mit dem kleinsten Aufwande von Kraft zu erreichen. Andererseits aber begleitet uns eine leise Besorgnis, den Zweck zu verfehlen. Da wir das erforderliche Maß aufzuwendender Kraft nur durch Übung kennenlernen, so wenden wir gewöhnlich für eine erstmalige oder nur wenig geübte Handlung zuviel Kraft auf. Wir übertreiben den Kraftaufwand, so daß wir oftmals über das erstrebte Ziel hinausgelangen. Auch wenn wir zum erstenmal Zuschauer eines Geschehnisses sind, z. B. eines Zusammenstoßes von Straßenbahnwagen, einer großen Schlägerei, einer wilden Verbrecherjagd, so spannen wir unsre Aufmerksamkeit aufs äußerste an. Infolge dieser Übertreibung erscheint uns das Geschehnis sehr leicht in vergrößertem Maßstabe. Bei der wörtlichen Wiedergabe des Erlebten haben wir naturgemäß das Bestreben, andern die ganze Intensität unsers Erlebens zu übermitteln. Wir wählen die stärksten Ausdrücke, wir suchen in unsrer Darstellung das Tempo der Vorgänge nachzuahmen. Wir merken unsrer Übertreiben erst, wenn ein ruhigerer Zuschauer, der Ähnliches schon öfters erlebte, unsern Bericht korrigiert. Je lebhafteren Temperaments ein Mensch ist, desto mehr neigt er zur Übertreibung. Darum übertreiben auch Kinder so leicht. Die Vorgänge ihrer leiblichen und geistigen Natur sind ja durchgängig lebhafter als die der Erwachsenen. Dazu kommt noch, daß ihre Phantasie ungehemmt ist. Jedenfalls ist die Neigung zur Übertreibung ein Urphänomen der menschlichen Natur. Sie vergrößert andauernd die Gefahr der Erinnerungstäufung, ohne daß

hierbei an bewußte und absichtliche Übertreibung gedacht zu werden braucht.

Daß uns das menschliche Gemeinschaftsleben fortgesetzt zur Lüge zwingt, ist eine längst eingestandene und kritisch beleuchtete Tatsache. Es sei nur erinnert an Nordaus Buch »Die konventionellen Lügen der Kulturmenschen«. Aber nicht nur das hochentwickelte Kulturleben hat die gesellschaftliche Lüge gezüchtet, sie herrscht ebenso unter den primitiven Stämmen Afrikas und der Sübsee. Ja, dort hat sie manchmal noch weit wunderlichere Formen. Wir brauchen nur an die Arten der Begrüßung, an die beim Tauschhandel angewendete List, an das Wochenbett der männlichen Neger und ähnliche Erscheinungen zu denken. Ohne konventionelle Lügen ist die menschliche Gemeinschaft überhaupt nicht denkbar. Wer wollte es wagen, einem gleichgültigen Menschen nach der ersten Begegnung zu sagen, daß man keinen Wert darauf lege, ihn kennengelernt zu haben? Wir versichern fast automatisch: »Es war mir eine große Freude!«

Auch in ernsteren Dingen ist die Lüge, zum mindesten in der Form der Verschlossenheit, unumgänglich. Niemand dürfte es wagen, alle seine Gedanken über Staat, Kirche oder führende Personen auszusprechen. Keiner könnte sein Urteil über die Menschen seiner Gemeinde, Berufsgemeinschaft usw. offen sagen, ohne sich die schwersten Schädigungen zuzufügen. Als man den strafrechtlichen Begriff der Beleidigung erfaßte, kündigte man der Offenheit und Wahrhaftigkeit den Krieg an und drängte ihre Betätigung zum größten Teil in das Privatleben zurück. Und doch möchte jeder den Schutz gegen verwundende Wahrheit ebenso wenig entbehren wie gegen böswillige Beleidigung.

Jede falsche Aussage schließt eine Ursache, jede bewußt falsche dazu auch einen Zweck ein. Die Ursachen falscher Aussagen treten am deutlichsten beim Kinde hervor. Es steht ursprünglich ebenso jenseits von »wahr« und »falsch«, wie jenseits von »gut« und »böse«. Es ist weder ein geborener Lügner im moralisch verurteilenden Sinne noch ein Wahrheitsfanatiker. Wenn wir auf sein Verlangen eine Geschichte, die wir ihm eben erzählten, wiederholen, so korrigiert es uns sofort, wenn wir etwas aus-

lassen, anders darstellen oder mit andern Worten bezeichnen. Darin Wahrheitsfanatismus zu sehen, ist ein Irrtum. Es ist nur ein Beweis dafür, wie eng das Kind an seine sinnlichen Eindrücke gebunden ist. Nur ganz allmählich lernt es zwischen richtig und unrichtig, wahr und falsch unterscheiden. In den ersten Lebensjahren gehen seine falschen Aussagen aus ungenauer Auffassung des sinnlich Gegebenen und aus mangelhafter Erinnerungstreue hervor. Später legt die Phantasietätigkeit ein, in der sich nicht nur die Neigung zur Übertreibung auswirkt, sondern die es auch zum Erfinden falscher Aussagen verleitet. Vermöge seiner Phantasie ist das Kind Künstler. Es erschafft sich eine eigne Welt, die Welt des Spiels, die zugleich der Umfang seiner Anschauungen, Triebe, Instinkte und Neigungen ist. Auf Grund frühreifen Trieblebens und lebhafter Phantasie haben Kinder schon oft die schwersten Anklagen gegen Erwachsene erhoben und Unheil angerichtet. Je mehr das Kind lernt, seine Umwelt in Beziehung zu seinem Nutzen und Schaden zu bringen, desto vielfältiger werden die Ursachen und Zwecke der Lüge. Alle Ursachen laufen in einer Grundursache zusammen: *der Furcht*. Eine Anzahl kindlicher Lügen geht aus Furcht vor Strafe hervor. Zu streng behandelte Kinder müssen Lügner werden. Die Lüge ist ihre einzige Verteidigungswaffe. Darum hatte Rousseau recht mit seinem Ausspruch: »An den meisten Lügen der Kinder sind die Erzieher schuld.« Andre Hauptzwecke der kindlichen Lüge sind: Vorteil zu erlangen und — andern Schaden zuzufügen. Der erstere Zweck findet seine Erklärung und den mildernden Umstand seiner Beurteilung in dem angeborenen Egoismus. Der andre deutet auf schlechte Anlage und Charakterentwicklung hin. Er zeitigt die Lüge aus Bosheit. Das ist die verwerflichste Lüge, weil sie die gefährlichste ist und keinen Grund zu milderer Beurteilung für sich hat. Wo sie sich beim Kinde zeigt, ist zunächst durch Belehrung einzuwirken. Gewöhnlich nützt das nicht viel. Dann haben die härtesten Strafen, verbunden mit vorübergehend, aber offen bezeugtem Mißtrauen und mit deutlicher Verachtung, einzutreten. Die kindlichen Lügen stellen dem Erzieher die schwierigsten Aufgaben. Wieviel da aus man-

gelnder Einsicht und Unachtsamkeit, nicht selten auch aus Gleichgültigkeit gesündigt wird, ist bekannt, weil es sich an der menschlichen Gesellschaft rächt.

»Junger Lügner — alter Dieb«, lautet ein Sprichwort. Die Lügen der Erwachsenen weisen dieselben Züge auf wie die der Kinder. Nur lügen die Erwachsenen bewußter, zielsicherer, beharrlicher. Wen ein unberechtigter Egoismus zum Lügen treibt, wird leicht zum Betrüger und Meineidigen. Wer die Bosheit und Schadenfreude in sich nicht zügeln kann, wird zum verleumderischen Denunzianten. Auch die harmloseren Formen der Lügen sind bei Erwachsenen reichlich vertreten. Viele Menschen haben sich so an Übertreibung gewöhnt, daß sie nichts ohne subjektive Zutat, ohne Ausschmückung darzustellen vermögen. Und es lügt sich so schön, wenn gläubige oder staunende Zuhörer vorhanden sind.

Am häufigsten macht der Fabulierer sich selbst zum Mittelpunkt seiner Erzählungen. Dann tritt die *dekorative Lüge* auf, die oft die interessantesten Einblide in die Innenwelt eines Menschen gewährt. Sie bezieht sich gewöhnlich auf Vergangenheit, Verwandtschaft, Besitz, Taten oder Kräfte des Lügners. Der Volksmund bezeichnet sie als »Aufschneiderei«. Ich kannte einen hochgewachsenen, gravitätischen Mann, den Inhaber eines kleinen Kramladens, der sich nur kümmerlich nährte. Einst waren bessere Tage über ihn dahingegangen. Die begte seine Erinnerung. Um plump zu prahlen, war er zu gebildet. Dennoch hatte er das Bedürfnis, andre um seine glänzendere Vergangenheit wissen zu lassen. Das zeigte sich besonders deutlich, wenn ein Neuer in der Gesellschaft auftauchte. Der Mann hatte sich eine grundlegende Zeitbestimmung zu-rechtgemacht, nach der er alle Ereignisse zu ordnen suchte. Unauffällig leitete er seine Erzählungen mit dem Satz ein: »Als ich 66 mein Offiziersexamen machte ...« Dieser Fall zeigt manches Typische. Der Erzähler hatte tatsächlich das Offiziersexamen abgelegt. Das dekorativ Lügnerische lag darin, daß er alle Begebenheiten in eine Beziehung zu diesem Zeitpunkt hineinlog. Er tat es so geschickt, daß es keinem auffiel, der die Rede-wendung zum erstenmal hörte. Klugheit und Gefühlsbildung eines dekorativ Lügneren lassen sich aus seiner Art des Lügens mit

großer Klarheit erkennen. Es ist meist ein psychologisch interessantes Schauspiel, wenn abwärtsgegangene Personen und Familien ihre Vergangenheit schildern, um sie für sich geltend zu machen. Merkwürdigerweise fehlt vielen Einsicht und Gefühl dafür, daß solche Vergangenheit keine Ehre ist für den, der sie nicht zu bewahren wußte. Bei Personen, die aus armseligen Verhältnissen in gute emporgestiegen sind, findet man oft das Bestreben, die Vergangenheit zu dem Schein zurechtzudichten, als hätten sie stets in ausgezeichneten Verhältnissen gelebt. »Auf unserm Rittergut ...«, so begann eine Frau, die sich sehr gut verheiratet hatte, oft ihre Erzählungen. Die Erde ist zu klein, als daß einer seine Vergangenheit ganz sicher verdecken könnte. Eingeweihte berichteten, daß die Erzählerin Küchenmädchen und ihr Vater Großknecht auf dem Rittergut gewesen seien. Obwohl ehrliche Arbeit niemals als Schande empfunden zu werden braucht, fühlte sich die Erzählerin doch durch ihre Erinnerung in ihrem gegenwärtigen Selbstgefühl beeinträchtigt und durch das mögliche Bekanntwerden der Vergangenheit in ihrer Bewertung bedroht. »Gestern sagte mir der Geheimrat X.«, »Neulich erfuhr ich von dem Grafen Y.« — wer kennt diese Redewendungen nicht! Der dekorative Lügende hat solche bekannten hochstehenden Personen vielleicht bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung oder in einer politischen Versammlung gesehen und gehört. Er will seinen Wert heben, indem er so tut, als stehe er mit ihnen in persönlicher Bekanntschaft.

Die angeführten Fälle von dekorativer Lüge zeigen den Menschen in seiner mehr oder weniger bedenklichen Schwäche. Es gibt auch eine Art dieser Lüge, die zwar ebenfalls dem Verlangen nach höherer persönlicher Wertschätzung entspringt, aber zu guten Folgen führen kann. Gemeint sind die Fälle, in denen sich jemand beharrlich Vorzüge anlügt, die er nicht besitzt. »Man spricht selten von der Tugend, die man hat; aber desto öfter von der, die uns fehlt«, sagt die kluge Franziska in Lessings »Minna von Barnhelm«. Der Schwächling rühmt seine Kräfte und weiß Wundergeschichten davon zu erzählen. Der Furchtsame prahlt mit seinem Mut, der Dumme mit seiner Klugheit und Geistesgegenwart, der Hartberzige mit seiner Mildbütigkeit ufm. Wollen

solche Menschen nicht Gegenstand spöttischer Bemerkungen werden, so müssen sie unablässig streben, die erdichteten Vorzüge wirklich zu zeigen. Sie müssen sich etwas zutrauen. Beharrliches Streben und längere Gewöhnung können tatsächlich die Umwandlung hervorbringen, die wenigstens zum Teil der erlebten Wertschätzung würdig ist.

Mit der Betrachtung dieser Art von Lügen befinden wir uns bereits in dem großen Gebiet der Lebenslüge, denen Ibsen in der »Wildente« seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Von den meisten dort auftretenden Personen hat jeder seine Lebenslüge, die ihm nicht nur das Leben erträglich macht, sondern auch Anreiz zur Tätigkeit ist. Die Lebenslüge kann sich einer selbst zurecht machen, sie kann ihm aber auch von andern in sein Leben hineingelogen sein. Hjalmar Ekbal glaubt, daß Hedwig sein Kind sei. Diese Unwahrheit haben ihm seine Gattin Gina und der Großhändler Werle in sein Leben hineingelogen. Er ist ferner überzeugt, daß er sein Leben anwenden müsse, um durch eine große Erfindung auf photographischem Gebiete die Zukunft seines Kindes sicherzustellen und seinen Vater, den »Greis im Silberhaar«, für alles Ungemach seines Lebens zu entschädigen. Diese Überzeugung hat er sich selber beigebracht. In Wirklichkeit ist er ein Faulpelz und Dummkopf. Er braucht die selbstgefertigte Lebenslüge, um seine Fehler vor sich selber zu verdecken und es doch immer wieder mit Tätigkeit zu versuchen. Dadurch daß ihm Greger's Werle, der die Lebenslüge hat, überall Wahrheit verbreiten und die Menschen zur Wahrheit treiben zu müssen, die erstere Lebenslüge zerstört, wird sein Lebensschifflein ruder- und steuerlos. Darum nennt Dr. Kelling die Lebenslüge das stimulierende Prinzip für die Menschen ... Um Lebenslügen bei — andern ausfindig zu machen, braucht schwerlich einer weit zu gehen oder lange zu suchen. Wer aber kennt seine eigenen Lebenslügen! »Unsre tägliche Selbsttäuschung gib uns heute!« ist ein tief sinniger Spruch des lebensweisen Wilhelm Raabe.

Die Beweggründe und Formen absichtlicher Unaufrichtigkeit und bewußter Unwahrheit sind so mannigfaltig, daß man eine Naturgeschichte der Lüge schreiben müßte, um sie erschöpfend zu behandeln. Man darf

behaupten, daß der Kampf der Menschheit um die Moral zum guten Teil ein Kampf gegen die Lüge gewesen ist und noch ist. Moralphilosophen haben sich über die Frage gestritten, ob es erlaubte Lügen gäbe, oder ob man niemals lügen dürfe. Kant zum Beispiel war der Ansicht, daß die Lüge unter allen Umständen unmoralisch sei; denn es könne niemals allgemeiner Grundsatz werden, daß man unter gewissen Voraussetzungen lügen dürfe. Weniger strenge Denker sind seiner Meinung entgegengetreten und haben Fälle konstruiert, aus denen mit Sicherheit hervorgeht, daß die Lüge unter Umständen sittlich nicht nur erlaubt, sondern geboten ist. Erwähnt sei der folgende Fall. Wir sehen einen Menschen in großer Angst in ein Haus flüchten. Wenige Augenblicke später tritt uns an der Straßenecke ein Rasender, mit der Art in der Hand, entgegen. Er verlangt von uns zu wissen, wohin sich der Flüchtende gewandt habe. Sollen wir ihm die Wahrheit sagen? Wenn wir leugnen, den Zufluchtsort zu wissen, so lügen wir. Wenn wir ihn angeben, so setzen wir ein Menschenleben aufs Spiel. Der moralische Mensch, der befürchtet, daß der Verfolger den Verfolgten ausfindig machen könnte, wird nicht nur die Wahrheit verleugnen, sondern durch eine positiv falsche Angabe den Verfolger in eine falsche Richtung weisen. Solcher Fälle, in denen Wahrheit und Moralgebot einander widersprechen, gibt es nicht wenige. Darum sind nicht die Moralphilosophen im Recht, die jeden an die buchstäbliche Formel der Sittengebote binden wollen, sondern die, denen die Gefinnung das Ausschlaggebende für die Moralität einer Handlung ist.

Eine ähnliche Rolle wie im Einzelleben spielt die Lüge im Leben der Völker. Ganze Völker lügen. Bei dieser Behauptung sind jedoch von vornherein zwei Einschränkungen zu machen. Zunächst ist unter »Volk« nur die Gesamtheit derer zu verstehen, die am politischen und öffentlichen Leben einer Volkseinheit mit Bewußtsein und Absicht beteiligt sind. Zum andern ist nicht anzunehmen, daß sich jeder von diesen Einzelnen der vom »Volk« vertretenen und betätigten Lügen bewußt ist. Die Mehrheit besteht vielmehr aus belogenen Lügern. Bei ihnen handelt es sich also nicht um

Lügen im eigentlichen Sinne, sondern um unbewußte Unwahrheiten. Eigentliche Lügner dagegen sind die Lenker und Parteiführer mit ihren Helfern. Die gläubige Aufnahme der Lügen bei stetig sich erweiternden Volksteilen beruht viel weniger auf Beweisen und geschickt mastierten Scheinbeweisen als auf Suggestion und psychischer Anstiedung. Die Weltgeschichte gibt uns überzeugende Beispiele dafür. Es sei nur an die Völkerwanderung und die Kreuzzüge erinnert. Heute können Massensuggestionen und psychische Anstiedungen viel leichter entstehen als früher. Die Ursache davon ist die Presse. Sie stattet das Bewußtsein der Einzelnen mit gleichen Vorstellungen und Verknüpfungen aus. Psychisch kommen ihr der Urtrieb der Selbsterhaltung, der sich sehr leicht zu übertriebenem Egoismus steigert, und das Urgefühl der Furcht zu Hilfe. »Was man wünscht, das glaubt man gern.« Jeder wünscht nichts sehnlicher als seine Erhaltung unter möglichst günstigen Umständen. Nichts wird so sehr und andauernd gefürchtet als die Vernichtung unsers Daseins. Darum will das Individuum den Bestand des Volkes oder Staates, dem es angehört. Der Daseinswille der Gemeinschaft ist nur die Summierung der Daseinswillen aller Einzelnen. Was dem Volke seinen Bestand zu verheißern und zu sichern scheint, das wird »mit purpurnen Ehren« gepuht. Das Volk spricht seinen Egoismus heilig und alle großen und schweren Taten, die ihm dienen. Salandra sprach in der italienischen Kammer vom geheiligten Egoismus Italiens! Das französische Volk glaubte nicht nur die verleumderischen Lügen, die von der Pariser Presse über Deutschland und die Deutschen verbreitet wurden, sondern vertraute auch der Täuschung, daß es mit der Verfolgung des Rachegebankens seinem geheiligten Egoismus diene. Die Wiedererlangung von Land und Waffenehre erschien ihm unumgänglich notwendig für die Sicherung seines Daseins. Es wurde von der Lüge hypnotisiert und geriet in einen Zustand buchstäblicher Verdrüßtheit, des Abgehobenseins von allen natürlichen und gesunden Grundlagen des politischen Urteilens, hinein. Bei den Engländern vollzogen sich ähnliche psychische Vorgänge. England belog andre Völker mit der Notwendigkeit der Einkreisungs-

politik gegen Deutschland. Seit Kriegsausbruch belügt es fortgesetzt die Welt mit den Behauptungen von der Gefährlichkeit des deutschen Militarismus, von der Bedrohung der Freiheit und Kultur, von der deutschen Barbarei und Grausamkeit, von Mißerfolgen der deutschen Waffen und so fort. Fast jeder Tag bringt neue englische Lügen. Aber Lüge ist vornehmlich die Waffe der Schwachen. Je größer die Schwäche, desto berechneter, listiger und tüdischer das Lügen. Ein deutlicheres Beispiel als England kann es für diese Behauptung nicht geben. Längst ist dieses Inselvolk zu schwach, seine Weltmachtstellung durch Einsatz von Gewalt zu behaupten. Darum hat es frühzeitig seine Zuflucht zur Lüge genommen und es darin zur Meisterschaft gebracht. Alle Formen der Verstellung und Heuchelei, der Lüge und Verleumdung sind ihm geläufig. Immer ist es auf Täuschung der Welt angewiesen. Stets hat es vorgegeben, der Hort der Schwachen zu sein, die Geltung des Rechts zu sichern und echte Humanität und Religiosität zu vertreten. Dabei ist es gegen seine Feinde von einer beispiellosen Niedertracht und Grausamkeit gewesen. Prunkend hat es seine Flotte bei allen Welthandeln auftreten lassen, um unüberwindliche Macht vorzutäuschen. Auf diese Weise gelang es ihm meistens, selbst aus den Handeln auf dem europäischen Festlande, den größten Nutzen zu ziehen. Die Engländer sind das verlogenste Volk der Erde.

Friedrich Nietzsche hat ausgeführt, daß ein Volk sich aufs Lügen legt, wenn es sich Ideale fabriziert. Da kein Volk ohne seine besonderen Ideale ist, so kann auch keins ohne gehegte und gepflegte Lügen sein. Ideale sind die Lebenslügen der Völker. Solange leitende Personen in Rußland für das Ideal der Vereinigung aller Slawen mit redlicher Überzeugung arbeiteten, besaßen sie in diesem Ideal die antreibende, begeisternde Lebenslüge. Als dann das Ideal einfach

zur Maske für das Ausdehnungs- und Machtgelüst des Staates wurde, logen die Führer bewußt. Dem Volke aber war nun das Ideal zur nationalen Lebenslüge geworden. Auch das deutsche Volk hat zu allen Zeiten seine »Lebenslügen« gehabt. Gewöhnlich waren sie seinen Gegnern weit nützlicher als ihm selbst. Am deutlichsten redet wohl in dieser Hinsicht sein Streben nach Offenheit und Gerechtigkeit gegen andre Völker. Es war in der Täuschung befangen, daß die bürgerliche Moral auch in der auswärtigen Politik unbedingte Geltung habe. Darum vermied es die Schleichwege, die seine Feinde gingen, und sah sich schließlich von einem Ringe hezender und verheßter, lügender und belogener Widersacher umgeben. Sein Streben nach Gerechtigkeit und Billigkeit hat man ihm insgeheim als Schwäche ausgelegt. Schon der Prediger Salomo hat die Warnung erhoben: »Seid nicht allzu gerecht!«

Die Beurteilung der Völkerlügen muß in jedem einzelnen Falle eine andre sein als die der persönlichen Lüge. Moral und Politik beden sich nicht. Die Berechtigung des Volksegoismus hat einen weiteren Umfang als die des persönlichen Egoismus. Das Interesse vieler Millionen fällt eben ganz anders ins Gewicht als das Interesse eines Einzelnen. Aber unberechtigt und verdammungswürdig wird auch der Volksegoismus, wenn er sich, statt friedlicher Arbeit, der List, Lüge und Gewalttat bedient, um das Dasein des Volkes zu behaupten. Nach unsern heutigen Anschauungen hat kein Volk das Recht, einem andern Volke die Berechtigung zum Dasein und zur Entfaltung seiner kulturellen Kräfte streitig zu machen. Die Engländer haben seit Jahrhunderten gegen diesen elementaren Grundsatz der Völkerbetätigung verstoßen und sich damit ein faules und üppiges Leben verschafft. Aber der Zeitpunkt ist nahe, da alle Welt das brutale Lügenpiel dieses Volkes klar erkennen wird.

Das Heerlager

Unser Erwachen:

»Wie steht die Schlacht?«

Wenn wir uns niederlegen:

»Was wird sich entscheiden die Nacht?«

Zum Heerlager wurde die Welt ... Mit den Toten

Seite an Seite liegen wir und träumen:

Rauschen Fahnen im Dunkeln?

Die Sterne funkeln

Schweigend ... Flügelwehen der Boten

zwischen den himmlischen Räumen

und der Schlacht.

Leo Sternberg



Paul Mohn: Spaziergang im Vorfrühling



Dismas Dägen:

Belagerung von Ulm

Malerei des Barock und Rokoko in Deutschland

Nach der Jahrhundertausstellung deutscher Kunst in Darmstadt

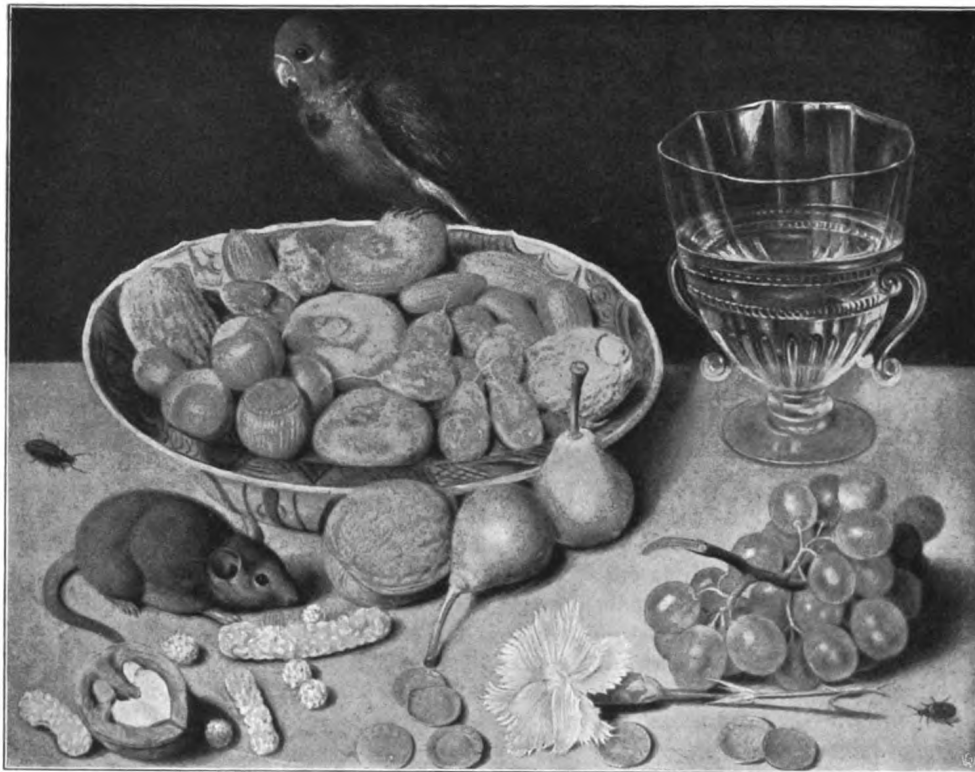
Von Dr. Paul J. Schmidt (Offenbach a. M.)

Die Zeit des Barock bedeutete für den Laien bis vor nicht zu langer Zeit ein unbetretenes und zu meidendes Gebiet; das Urteil hervorragender Kenner wie Burckhardt sah in dieser Kunst nur einen Verfall und ein Verwilsen der Renaissance, und man nahm es gern an. Vollends kam Deutschland in der Schätzung jener Epoche schlecht weg. Und wenn man auch allmählich die ungeheure Energie des Kunstwillens anzuerkennen gelernt hat, die in unsern barocken Kirchen, Schlössern, Stadtanlagen sich offenbart, so schien es doch selbst unter den Kunstgelehrten eine ausgemachte Sache, daß die freie Malerei Deutschlands unwesentlich und vom Auslande abhängig sei.

Mit diesem Vorurteil aufzuräumen, war der Beruf der Jahrhundertausstellung deutscher Kunst in Darmstadt. Der Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, der sie anregte und ihr die gastliche Stätte bot, und sein künstlerischer Beirat Professor Dr. Georg Biermann, der das große Unternehmen mit Tatkraft und Geschick organisierte, glaubten an einen solchen Erfolg; und die Tatsachen haben ihnen recht gegeben. In ähnlicher Weise wie die Berliner Jahrhundertschau von 1906 wird zweifellos die Darmstädter Ausstellung eine Umwälzung in unsern Vorstellungen vom 17. und 18. Jahrhundert vollziehen, eine Umwertung der Werte. Man erkennt schon deutlich, daß die in allen Handbüchern genannten Größen ihren Rang an andre, oft gar nicht gekannte Künstler

werden abtreten müssen; daß das Schwergewicht der rein künstlerischen Leistungen sich vom Bildnis auf die Seite der Landschaft und des Stillebens verlegt, daß hier in weit stärkerem Maße, als jemals vermutet wurde, nationaler Geist und deutsche Tradition sich finden, und daß sogar die besten Porträtisten, wie Ziesenis und Delenbainz, mehr deutsches Empfinden besitzen, als fremdem Einfluß unterlegen sind. Im 17. Jahrhundert müssen die Rupeky, Sandrart, Rugendas, Roos ihren Rang den freieren Geistes, den Weyer, Zellpacher, Willmann, Daniel Schütz und Stech, den Flegel und Agricola, räumen. Und im 18. Jahrhundert bricht die selten nachgeprüfte, auf literarischem Ruhm aufgebaute Schätzung der vielen Tischbein, der Angelica Kauffmann und selbst Fügers in sich zusammen; ja, Graff kann seinen Rang nicht vor der Größe eines Ziesenis behaupten, und die deutsche Landschaftsmalerei steigt zu hohen Ehren empor.

Eins muß man der Betrachtung noch hinzufügen: einen vollkommenen Begriff von der deutschen Kunst jener Zeit erhielt man nicht auf der Ausstellung. Den vermittelt vor allem die Architektur und die Monumentalplastik, die unvergleichlich Größeres bei uns geschaffen haben, die aber selbstverständlich jeder Ausstellung sich entziehen. Sie muß man, vor allem in Süddeutschland und Österreich, aufsuchen, will man erkennen, einen wie hohen Rang die deutsche Kunst zumal im 18. Jahrhundert innerhalb Europas einnimmt.



Phot. Edgar Schroder, Berlin-Westend
Stilleben

Georg Flegel:

Das siebzehnte Jahrhundert Selbst in den Zeiten tiefster Erniedrigung Deutschlands, im Dreißigjährigen Krieg, hat die künstlerische Produktion nicht geruht. Davon legen die fleißigen und feingestimmten Kupferstecher W. Hollar und M. Merian Zeugnis ab, und die Ausstellung hat das Wunder eines der größten Stillebenmeister hinzugefügt, der neben den bekannten Holländern besteht, ihnen zeitlich vorangeht und uns den unschätzbaren Beweis bringt, daß Holbeins und Dürers Art, die Welt des Kleinen zu betrachten, drei Menschenalter nach ihnen wieder auflebt. Georg Flegel heißt der bisher unbekannte Meister. Er lebte von 1563 bis 1638, und seine schlichten, naiven Tafeln geben Kunde von dem wahrhaften Erlebnis eines Künstlers, der zu den echten Deutschen zählt und eine Brücke schlägt über die Jahrhunderte von Holbein zu Leibl. Die Gegenstände seiner Stilleben sind so simpel, und ihre Zusammenstellung mutet so naiv an, daß es wirklich das reine Gefühl für die Schönheit der Welt auch im Kleinsten ist, die aus ihnen

mit Inbrunst spricht. Die großen Holländer, wie Kalff und de Heem, die nach ihm kamen, sind großartiger und dekorativer, aber kaum inniger in ihrem Empfinden.

Flegel steht keineswegs allein als Stillebenmaler. Aber die Pfeiler, Elliger und Abraham Mignon stehen mehr unter dem Einfluß der Niederländer, und nur am Ende des Jahrhunderts taucht wie ein neues Wunder das Apfelstilleben des dreizehnjährigen Balthasar Denner auf. So klein dieses Aquarell ist, an Beobachtungsschärfe und an Kraft der Farben sucht es seinesgleichen, ja, es mutet so modern an in seiner Hellfarbigkeit, als sei es im Gefolge Cézannes entstanden. Denner hat dann bekanntlich die unsagbar lebernen und geistlosen Bildnisse gemalt, die das Entzücken aller derer bilden, die Kunstwerke mit der Lupe auf ihre Genauigkeit untersuchen. Ein Genie ist er nur als Kind gewesen; der Mann vergaß das Paradies seiner Jugend völlig.

Eine hochgesteigerte malerische Kultur verraten einige Bildnismaler des Nordens, die

in ihren Hansestädten schon immer örtlichen Ruhm genossen, in das helle Licht der Öffentlichkeit aber erst jetzt gerückt sind. Sie stehen turmhoch über den Kupeksy und Sandrart: die Danziger Daniel Schulz und Andreas Stech (1635 bis 1697) vor allem, Schulz in feinen elfenbeinernen Tönen modellierend, den Holländern nahestehend, Stech mit einer kühnen und originellen Neigung zu Farbenkontrasten in größeren Flächen. In Hamburg vertritt Matthias Scheits (1630 bis 1700) diese vornehme Patrizierkunst, und bei ihm spürt man nun auch den Einfluß der Holländer lebhafter, die naturgemäß das Rückgrat der nordischen Künstler stärken, ohne sie sich jedoch so zu unterwerfen, daß man von wirklicher Schulabhängigkeit sprechen kann. Namentlich Stech behält, auch gegenüber den Franzosen, seine Selbständigkeit der Auffassung und des Kolorismus. Das Meisterwerk der Ausstellung scheint aber der Herzog Maximilian von Bayern, ein lebensgroßes Stück von Joh. Ulrich Mayr (1640 bis 1704), still und herrlich in seiner malerischen Größe, so daß man versucht ist, es für spanisch zu halten.

Ähnlich geht es den Tiermalern, von denen Tamm bisweilen eine sehr eigne malerische Note findet, Rutherford die Art Snyder's mit guter Manier ins Deutsche, Treubergigere überträgt, und die Hamilton, deren verschiedene, in Brüssel geborene Vertreter bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaufreichen, vorzüglich klare Zeichnung und durchsichtige Farbe pflegen — eine stattliche und beliebte Kunstübung mit internationalem Einschlag.

Doch nimmt auch die eigentliche Komposition historischer Art einen breiten Raum ein. Naturgemäß ist ihr Charakter mehr effektiſcher Art, da es anscheinend an Tradition und Aufgaben bedeutender Art fehlt. So gehen Heiß — von dem wenigstens der Altſaal mit dem weiblichen Modell ein nicht nur kulturgeschichtliches Interesse beanspruchte —, Dvens und Knüpfer von niederländischer Kunst aus, Schoenfeldts klassische, sehr formgewandte Historienbilder atmen akademischen Geist in gutem Sinne; ganz individuell aber ist der barocke Manierismus in dem Altäonbilde Zellpachers, von dem man anscheinend nichts weiter kennt. Es verlohnte sich aber der



Balthasar Denner:

Apfelfilleben (Aquarell)

Mühe, diesen eigenwilligen und durchaus ernst zu nehmenden Maler weiter zu verfolgen, wie es mit dem bedeutendsten von ihnen, mit Mich. Leop. Willmann (1629 bis 1706), schon geschehen ist. Dieser Königsberger hat aus dem Studium von Rubens und den Venezianern einen so freien und malerisch reichen Vortrag gewonnen, daß er seine Phantasien nicht nur mit Geschmack und großer Geste, sondern auch mit wirklichem Charakter darzustellen weiß. Und daß er Erfindungsgabe und Reichtum besitzt, zeigt die fast ungeschickte, aber sehr persönlich gefaßte allegorische Verherrlichung des Großen Kurfürsten, zeigt die schwungvolle Komposition der Entführung Europas und vor allem die originelle und motivenreiche »Schöpfungsgeschichte« in einem großen Bilde.

Schließlich fehlt in der kriegerischen Zeit auch nicht das Schlachtenbild. Die bedeutendsten Werke der Art sind von einem Unbekannten. Es handelt sich um kleine, breit und mit unerhörter Wucht heruntergemalte Kampfszenen, die in der Kraft und Blig-artigkeit ihrer Bewegungen, im Ausdruck namenloser Kampfwut geradezu einzig dastehen und zu gleicher Zeit einen Höhepunkt malerischer Kultur bedeuten. Die Reiterkämpfe des Rugen das wirken daneben wie Statistenszenen, und nur die »Befeh-

rung Pauli« von J. M. Weyer entfaltet in dem pyramidenartigen Aufbau der Komposition eine Leidenschaftlichkeit, die an jene Kampfstimmungen anklängt und ganz barocker Natur ist.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Freskenmalerei des 18. Jahrhunderts, weil sie nicht nur in der Überlieferung des 17. Jahrhunderts wurzelt, sondern auch die Grundsätze des barocken Freskos beharrlich zu Ende führt. Der Stammvater all dieser kühnen Deckenmalereien mit Großperspektive ist der Padre Pozzo in Rom, und die wichtigste Erscheinung im 18. Jahrhundert ebenfalls ein Italiener, nämlich Tiepolo. Daß aber die deutschen Meister ihre besonderen Verdienste haben, über ein beispielloses Können und eine unbegrenzte Phantasie verfügen (daneben allerdings oft auch über ein unbegrenztes Anpassungsvermögen an fremde Muster), weiß jeder, der bayrische oder österreichische Kirchen und Klöster kennt. Von ihren Glanzleistungen konnte natürlich nichts in die Ausstellung gebracht werden, und man muß sich eine farge Vorstellung von ihrer Bedeutung nach den Skizzen und kleinen Kompositionen bilden, die der Saal der religiösen Kunst enthält. Dort treten die Besten auf, die Anton Kern, Unterberger, Tro-



Anton Franz Maulpertsch:

Phot. Edgar Schröder, Berlin-Westend
Moses



Unbekannter Meister: Pandurenkämpfe. Szene aus dem bayrischen Erbfolgekrieg

ger, die Kremser-Schmidt, Palko, Anwander, Holzer und Maulpertsch, Gran und Knoller; von Cosmas Damian, Asam, dem hochbegabten Münchner, gibt es nur ein paar Zeichnungen, hingegen war Januarius Zick, dem Koblenzer, ein besonderer Saal eingeräumt. Er wird uns bei den Bildnismalern noch wieder begegnen.

Die Landschaft

Das schönste Verdienst der Ausstellung bildet vielleicht, daß sie, neben den bisher versteckten Herrlichkeiten des 17. Jahrhunderts, die Landschaftsmalerei Deutschlands wieder zu Ehren gebracht hat. Nur schade, daß hier nicht mit spezifischem Nachdruck geforscht worden ist, und daß man nicht mit Elsheimer, dem größten Deutschen zwischen Grünewald und Runge, begonnen hat. Vielleicht wäre dann die Lückenlosigkeit der Tradition offenbar geworden.

So hebt die Übersicht erst mit dem Ende des 17. Jahrhunderts an. Aber der Regensburger Chr. L. Agricola (1667 bis 1719) weist auch, trotz dem nie abzuleugnenden Zusammenhang mit Poussin und Niederländern, noch auf Elsheimer, seine Baumstudien und Lichteffekte zurück; ja, es scheint fast noch etwas vom Geist des alten Regensburger

Meisters Altdorfer in ihm zu blühen. Die deutschen Landschaftler dieser Zwischenzeit können sich sonst, gleich den Figuren- und Stillebenmalern derselben Epoche, niemals ganz von den überragenden Vorbildern der Holländer oder Poussins lösen. So spürt man bei J. Franz Reich (1665 bis 1748) den großen Ruysdael, bei J. J. Hartmann (1680 bis 1730) gar noch die kühle Buntheit des jüngeren Breughel hindurch, und selbst der Bedeutendste, der Führer zu neuen Zielen: Anton Faistenberger (1678 bis 1722), begann als glänzender Schüler Poussins mit goldbigem Licht und idealistischer Raumkomposition. Aber er führte die Entwicklung in seinen späteren Bildern der plastisch-linearen Raumauffassung entgegen, die auf deutscher Tradition beruht und im 18. Jahrhundert mehr und mehr durchdringt. Solchergehalt wirkt insbesondere eine Alpenlandschaft von ihm in der tektonischen Art ihres Baues und der Abstufung der Raumschichten schon völlig wie ein Vorklang von J. A. Koch und Rottmann: er hat der deutschen Landschaftsmalerei mit Entschlossenheit den Boden bereitet.

Als wahrer Begründer dieser eigentlichen Kunst objektiver Anschauung mit romantischem Einschlag hat jedoch Ferdinand



Phot. Friedrich van der Smitten, Darmstadt
Landschaft

Anton Faistenberger:

Robell zu gelten (1740 bis 1799). Nicht ohne Vermittler folgt er auf Faistenberger: Dismas Dägen, ein Schlachtenmaler, tätig zwischen 1720 und 1751, füllt auch entwicklungsgeschichtlich die Lücke zwischen beiden aus. Seine weitgedehnten klaren Fernen bereiten sogar schon auf die malerische Kultur des jüngeren Robell vor, dessen Schilderungen aus den Freiheitskriegen unstreitig auf Dägen zurückgehen. Jedoch hat den entscheidenden Schritt erst Ferdinand Robell getan, der als Schüler Potters und der Holländer begann und sich, ähnlich Faistenberger, auf selbständigen Wegen zu dem entgegengesetzten Prinzip durchgerungen hat. Harte und klare Luft, unbedingte Bildhaftigkeit der Erscheinung und Freude an ihrem objektiven Gehalt zeichnen die Werke seiner Reise aus. Sie sind es, auf die vor allem die Münchner Landschaftskunst vom Anfang des 19. Jahrhunderts zurückgeht, letzten Endes aber die lineare Auffassung der ganzen Romantik und des Nazarenertums mit ihren Ausläufern bis ans Ende des

19. Jahrhunderts. Wie stark sein Vorbild bereits im 18. Jahrhundert zu romantischer Auffassung verlockte, zeigen die anmutsvollen und raumklaren Bilder von A. F. Rau-icher (1754 bis 1808), zeigen die reizenden Poesien von Ludwig Heß; auch den freilich harten und zum Klassizismus neigenden Hackert muß man hierherrechnen.

Daneben geht noch die barocke Auffassung einer malerischen Bewegtheit und unbestimmten Ferne einher, die in den beiden Brand, vor allem dem vortrefflichen Joh. Chr. Brand (1723 bis 1795), ihre letzten Ausläufer entsendet. Es sind in ihrer Art bedeutende Bilder von großer dekorativer Schönheit; aber sie stehen gewissermaßen auf verlorenem Posten und haben keinen Platz in der großen Entwicklungslinie der deutschen Landschaft.

Eine besondere Stellung und den Ruhm, Vorläufer der modernen Stimmungslandschafter zu sein, nimmt eine weitere Gruppe von meist schweizerischen Künstlern in Anspruch, die mit den Holländern einen ent-

fernten Zusammenhang malerischer Anschauung wahren. Dahin gehören der schwerblütige Thiele (1685 bis 1752) und der Frankfurter Schütz mit seiner poetisch aufgefaßten Ansicht von Mainz; gehört der Porträtist G. M. Kraus, dessen Ansicht von Weimar eine Thiele verwandte schwermutsvolle Stimmung atmet. Die intime Landschaft, Altdorfers eigentliches Gebiet, erlebt in C. Küster und dem jung verstorbenen Dorfmeister ihre Auferstehung, und die Schweizer Aberli, Grimm und Wüest wissen Großzügigkeit mit stiller Anmut und Schlichtheit zu verbinden.

Die Bildnismaler

Das Bildnis nahm den breitesten Raum in der Ausstellung ein. Aber es fügte als Gesamtheit keinen wesentlich neuen Ton in das Bild der deutschen Kunst. Man sah hier die fremden Einflüsse stärker und die Unzulänglichkeiten weiter gekehnt, wofür an Stelle vieler Namen die Familie der Tischbein gelten mag. Das Niveau ist durchweg recht hoch, man spürt die alles bewältigende Kultur des 18. Jahrhunderts; manches sinkt etwas unter dies Niveau herab, wie Denner und der überschätzte Pesne, wenigstens erhebt sich darüber: die

Namen von Ziesenis, Delenbainz und Graff leuchten weithin sichtbar hervor. Das gute Niveau geben etwa Namen wie Rafael Mengs (der in seiner Jugend ein glänzender Barockmeister war, bevor er dem klassizistischen Bahn anheimfiel), Lampi, Desmarées, Meytens, selbst die älteren Tischbein: Maler der vornehmen Repräsentation. Auf der andern Seite die mehr bürgerlichen Talente, die ähnlich den Stich und Scheits koloristische Probleme pflegen: vor allem der feine Mathieu, Edlinger (von unglücklicher Liebe zu Rembrandt und verfrühtem Impressionismus besessen) und in gewissem Grade auch Füger. Doch ist Füger ein Beispiel dafür, wie angeborenes Rokokogefühl sich bitter rächt, wenn man es klassizistisch bemänteln und ersticken möchte: Füger, der talentvollste jener Pseudo-Klassizisten vom Schlage der Angelica Kauffmann und Joh. G. Wilh. Tischbein d. J., sucht das verlorene Gleichgewicht in einer höchst unangenehm gefärbten Sentimentalität und Theatralik. Jene beiden Genossen, berühmt, allzu berühmt durch ihre Freundschaft mit Goethe, bedeuten dann den unverhüllten Abfall von aller malerischen Kultur; ihre Griechen und griechisch drapierten Zeit-



August Friedrich Raupacher:

Bot. Friedrich van der Emissen, Darmstadt
Landschaft mit Wasserfall

genossen stehen wie aus ladiertem Blech da, mit einem Himbeerjirup von abgestandener Sentimentalität übergossen — verkapptes Rosoko, das seine Bestimmung verfehlt hat.

Unter den Meistern nahm Anton Graff (1736 bis 1813), aus Winterthur gebürtig, bisher unbestritten die erste Stelle ein. In der Tat kommt er den großen Engländern vom Schlage der Reynolds und Raeburn am nächsten, und in seinen besten Bildern verbindet er malerische Haltung mit bemerkenswerter Größe in der Auffassung. Aber auch er kommt meist über eine theatra- lisch-verschönernde Geste nicht hinaus, ins- besondere wird das Wenden des Kopfes mit Augenwerfen ihm zum fatalen Einerlei. Und so wird man wohl nicht anstehen, ihm Ziese- nis und auch Delenhainz voranzustellen. Aug. Fr. Delenhainz (1745 bis 1804) besitzt in seinen besten Bildern den Mut einer vollkommenen Wahrheit und Einfach- heit; er ist aufrichtiger und deutscher im

Empfinden als Graff. Die seltene Vereini- gung vieler Eigenschaften, die den großen Porträtisten machen, findet man schließlich in Joh. Georg Ziesenis (1716 bis 1777). Obwohl kein Deutscher von Geburt — er stammte aus Kopenhagen —, ist er dennoch als der reinste Vertreter der deut- schen Auffassung zu bezeichnen und als der Maler des Rosoko, der Holbein im Geist am nächsten kommt. Die klare Plastizität seiner Körper und die Kühnheit, un- gebrochene Lokalfarben wirken und sich stei- gern zu lassen, der Reichtum an Charakteri- sierungsvermögen, die Lebendigkeit und Lie- benswürdigkeit seiner Auffassung heben ihn hoch über seine Zeitgenossen hinaus, in ge- wissem Sinne selbst über die führenden Eng- länder und Franzosen, neben denen er völlig selbständig dasteht. Denn was er ihnen an malerischer Kultur und repräsentativer Würde nachgeben mag, holt er durch Per- sönlichkeit und innere Werte reichlich ein.



Joh. Chr. Brand:

Phot. Edgar Schröder, Berlin-Besitz
Ruinenlandschaft



Phot. Friedrich van der Smitten, Darmstadt
Flußlandschaft

Chr. Hilfgott Brand:

Er ist ein Schöpfer im besten Sinne, wie es Hogarth und Goya und Runge waren; und daß wir ihn als ewig jugendfrisch begrüßen und lebendige Teilnahme seinen Porträtirten entgegenbringen, das macht: hinter diesen Abbildern gleichgültiger Menschen steht eine schöpferische, lebenspendende Seele — ein seltenes Ding im 18. Jahrhundert.

Eine besondere und liebenswerte Stellung nimmt auch Januarius Zid als Bildnismaler ein. In seinen großen Gruppenporträts spürt man nichts mehr von dem übermütigen Routinier; demütig ringt er mit seiner Aufgabe, und durch alle herbe Unvollkommenheit in der Zusammenstellung leuchtet freudig und siegeshell die Lust am Problem, am Ringen mit neuartigen Schwierigkeiten künstlerischer Art. Und dies macht die Schönheit solcher Bilder aus und ihren Wert als Dokumente einer Persönlichkeit.

Auch in der Galerie des geistigen und künstlerischen Deutschlands ragen unter den Selbstbildnissen die von Ziesenis und

Zid als die persönlichsten und seelisch feinsten hervor. Im übrigen besteht das unleugbare Verdienst dieser Bildnissammlung in ihrem literarischen Wert. Das künstlerische Moment tritt zurück: kaum einer der geistigen Größen fand den ebenbürtigen Interpreten, am wenigsten der Weimarer Dichterkreis. Alte Klagen!

Die Miniaturen, unter denen es kostliche Stücke gab und Fügiger sich ziemlich rehabilitierte, sowie das Silhouettenkabinett ergänzten die Porträtkunst aufs beste.

Rokoko und Klassizismus

Eine Erweiterung der Vorstellung vom Barock gewährten die Skulpturen, die in einigen Andeutungen das Schwungvolle und Pathetische der Zeit stärker auszudrücken wissen als die Malerei. Unnötig, hinzuzufügen, daß die Plastik ihr überlegen war, aber im großen und ganzen wie das Fresko an die Architektur gebunden. Zwei prachtvolle Monumentalheilige von B. Per-



Anton Graff: Kramermeister J. Fr. Kunze mit seiner Tochter Julie



Johann Georg Ziesenis: Marie Gräfin zu Schaumburg-Lippe

moser, reich und malerisch bewegt, und ein Bronzebrustbild von Andreas Schlüter legten in großem Maßstab dafür Zeugnis ab. Die Kleinplastik war reicher angefüllt, mit Ton- und Holzfiguren und ein paar wunder-vollen Elfenbeinfiguren von Permoser, Elhafen, Ohmacht u. a. Kleinere Mar-morwerke von Schadow, Trippel, Ohmacht leiteten zum Klassizismus über, der mit reinem und starkem Klang in der »Singen-den Parze« von J. A. Carstens erschien. Es ist schade, daß Carstens, dieser größte und strengste aller »Griechen-anbeter«, nicht mehr modelliert hat; in ihm steckte ein großer Bildhauer, neben dem sich Schadow zwar bedeutend, aber doch zierlicher ausnimmt und Thor-waldsen in Richtig-keit zerfällt.

Carstens, als der eigentliche und ernst zu nehmende Ver-

nichter des Rokoko, gibt sich nur in Kar-tons und Zeichnungen aus. Aber wie hoch stehen diese abstrakten Dinge über dem hohlen Pathos von Davids Römertum oder den Freskenversuchen von Cornelius! In der Ausstellung trat die überragende Be-deutung von ihm (der 1754 bis 1798 lebte und somit völlig noch ins 18. Jahrhundert gehört) neben dem Pseudoklassizismus der Tischbein und Rauffmann zahlen-gemäß nicht genügend hervor; selbst sein Vorläufer Mengs (1728 bis 1779) er-schien nur in seinen frühen und noch ba-roken Bildnissen. So gewann man von dem merkwürdigsten Kunstkampf, der je ausgefochten wurde, keine genügende Vor-stellung. Man mußte sich aus der Erinne-rung klarmachen, daß noch in den 1760er, ja 1780er Jahren Ibyllen reinsten Ro-kokoart von Die-



Phot. Friedrich van der Smitten, Darmstadt

J. G. Ziesenis: Herzog Ludwig von Sachsen-Gotha

trich Norbert Grund und Sal. Geyner gemalt wurden — anscheinend den einzigen Vertretern des echten Rokoko-genres in Deutschland, von denen Geyner ob seiner Romantik auch kaum dahin gehört —, und daß Chodowiecki, der vielseitigste Vertreter der malerischen Kultur des bürgerlichen Rokoko, Carstens um drei Jahre überlebte, um dann die Ungeheuerlichkeit zu erleben, daß diese ganze wohlfundierte, auf jahrhundertelanger Tradition fußende und verfeinerte Kunst der guten Malerei von einigen Stürmern und Drängern gänzlich über den Haufen geworfen wurde; und daß diese Stürmer, unter denen sich fast mehr Dichter und Gelehrte als Maler befanden, in wenigen Jahrzeh-

ten, eigentlich während der höchsten Blüte des Rokoko, tatsächlich alles in Trümmer geschlagen und ein Chaos an die Stelle der alten Malkultur gesetzt haben.

Aber es war auch schon in aller Stille — von den Landschaftsmalern, wie wir gesehen haben — dafür gesorgt worden, daß eine neue, intimere Kultur des Realismus, in Deutschland wenigstens, die Stelle der entthronten Barockmalerei einnehmen konnte. Denn das lehrte uns diese Ausstellung, daß die Wurzeln der blühenden neuen Kunst im 19. Jahrhundert bescheidener, in sich gefehrter als das heroische Pathos des 18. Jahrhunderts, daß ihre realistische Vorarbeit bereits bei Faistenberger, Ferdinand Kobell und — Ziefenis zu suchen ist.

UND WENN ...

Und jeden Abend, der versöhnend
Des Tages Qual und Ungebulb,
Aus stillern Liedern widertönend,
In leisen Trost und Schlummer kullt,

Dann laß' ich alle Flammen strahlen
Auf duft'ges Linnen, blütenfrisch,
Und füll' mit Blumen alle Schalen
Auf festlich heiterm, rundem Tisch.

Und sitze wieder, so wie immer,
Mit meinen Jungs, allen drei'n,
In dem vertrauten alten Zimmer
Beim Mahl im warmen Lampenschein.

Ich hör' der Gläser feines Klingen
Und bitte: »Daß mir keins zerbricht!«,
Indes von hundert lieben Dingen
Mir jeder von den Jungs spricht.

Sie nicken mich, sie lachen, fragen —
Die großen blonden Jungs —, ja,
Und einen hör' ich immer klagen:
»Ich bin noch hungrig, Goldmama!«

Sie weihen, ritterlich wie immer,
Den letzten Schluck mir von dem Wein
Und führen mich zum Erkerzimmer,
Und jeder will der erste sein.

Musik, Gesang — das ist der Zweite ...
Der Ältste wälzt den biden Band,
Der Jüngste hockt an meiner Seite
Und küßt verstohlen mir die Hand.

Es blaut der Duft der Zigarette,
Die Uhr schlägt in dem Korridor,
Der Ältste sagt: »Nun geht's zu Bette!« —
»Fällt uns nicht ein!« erklingt's im Chor.

Da zähl' ich meines Lebens Schätze,
Seh' meine Jungs, alle drei — —
Und sehe auf drei — leere Plätze.
Es war ein Trug ... und ist vorbei.

Grab jetzt, wo einsam ich beim Mahle,
Da steuert einer durch die Nacht,
Späht nach den Lichtern in dem Tale
Und hält in dunklen Lüften Wacht.

Der andre gleitet um die Wette
Mit Wind und Fisch in schmalem Boot,
Tief in der Wogen grauem Bette,
Und lacht ihn aus — den Tor, den Tod.

Und jauchzend, mit verhängtem Zügel,
Das weiche Knabenherz versteint,
Stürmt über frische Leichenhügel
Mein jüngster Junge in den Feind ...

Und wenn — und wenn — —

ich gehe schweigend

Durchs totenstille leere Haus
Und lösche, demutvoll mich neigend,
Ein Lichtchen nach dem andern aus.

Otto Riemasch

Unbekannte Bildnisse Heinrich Heines und seiner Mutter Von Friedrich Hirth

Rapp zwei duzendmal war die äußere Erscheinung Heinrich Heines Gegenstand malerischer oder plastischer Darstellung: in Bleistiftskizzen und Ölgemälden, Federzeichnungen und Radierungen, Plaketten und Büsten ist versucht worden, das Bild seiner Persönlichkeit festzuhalten. Aber es läßt sich kaum behaupten, daß diese, wenn sie nach den Entstehungsjahren geordnet betrachtet werden, ein unumstößliches Bild von Heines Erscheinung ergeben. Sie stehen untereinander im stärksten Widerspruch, bestehen gelegentlich durch anziehende Einzelheiten, um doch im Gesamteindruck zu versagen. Noch schwerer ist es, sich des Dichters Äußere nach den verschiedenen Bildern zu vergegenwärtigen, wenn diese mit der Fülle zeitgenössischer Schilderungen, wie sie jeder der zahllosen Besucher Heines zu entwerfen für nötig erachtete, zusammengehalten werden. Immer wieder ergeben sich beim Vergleich zwischen den schriftstellerischen Schilderungen und den gleichzeitigen Bildnissen im einzelnen scharfe Kontraste, die schwerlich allein durch das verschiedene Temperament und die ungleiche Beobachtungsgabe der Schriftsteller und Zeichner erklärbar sind. Jedenfalls bleibt aber die Tatsache bestehen, daß eine Einheitlichkeit in der Auffassung der äußeren Persönlichkeit niemals herrschte, ebensowenig wie in der der inneren.

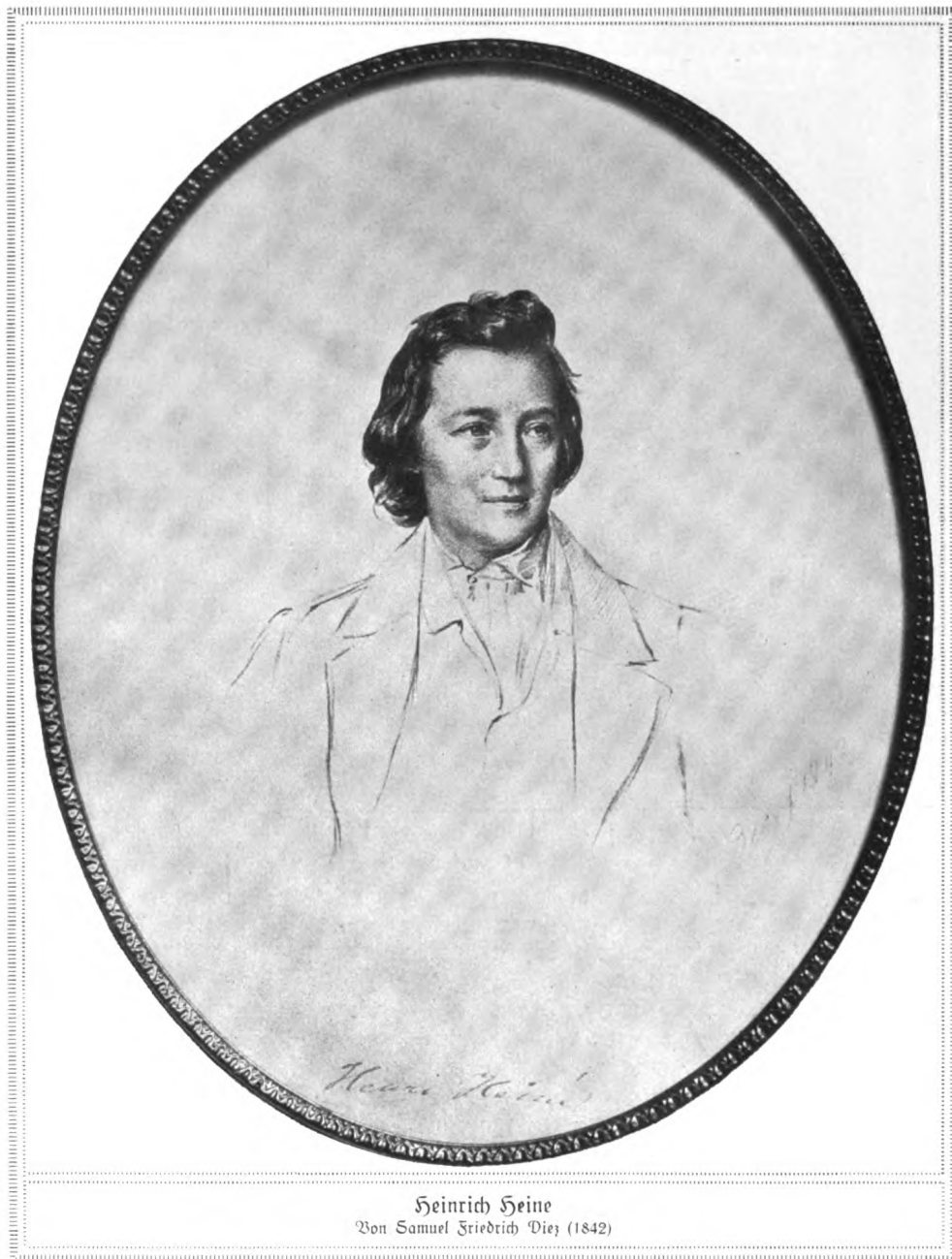
Nur mit zwei Bildnissen war der Dichter selbst zufrieden. Das eine war die Radierung Ludwig Emil Grimms, die auf der raschen Durchreise durch Kassel 1827 entstand, das andre die Zeichnung Tony Johannots, zu der Heine etwa ein Jahrzehnt später in Paris saß. Grimms Radierung, besonders wertvoll als das einzig vollständige Profilbild Heines, ist außerordentlich lebendig und charakteristisch; »das lange, deutsche Gesicht und die sehnuchtsvoll gen Himmel gerichteten Augen«, die Heine besonders auffielen, verlebendigen ausgezeichnet die verbüsterete Stimmung, in der sich

Heine zu dieser Zeit — nach dem Mißerfolg seiner großen Hamburger Liebe — befand, und aus der heraus er auf das Blatt die Verse schrieb:

Verdroßnen Sinn im kalten Herzen hegend,
Schau' ich verdrießlich in die kalte Welt.

Tony Johannots Zeichnung, die für den Chamissofchen Musenalmanach auf das Jahr 1837 bestimmt war und den bekannten Krieg Heines mit den Schwaben zeitigte, schien dem Dichter »ganz gelungen«. Aus der Wiedergabe, in der das Bild zuerst und späterhin noch häufig bekannt wurde, ist das weniger ersichtlich als aus einer Reproduktion des vor längerer Zeit von Karl Emil Franzos aufgefundenen Originals. Johannot bewährte sich tatsächlich als »vorzüglicher Maler«, als den ihn Heine rühmte, und er lieferte eine »gute Kopie des Gesichtes« Heines, den, wie er an den Verleger des Musenalmanachs, Karl Reimer, damals schrieb, sein Gesicht noch immer interessierte.

Von einem der bekanntesten Bilder Heines möge noch mit ein paar Worten die Rede sein, ehe ich zur Beschreibung der hier zum erstenmal veröffentlichten übergehe. Es ist das Bildnis von Ernst Benedikt Kiez, das dieser im Auftrage von Heines Verleger Julius Campe angefertigt hatte. Kein andres Heine-Bild ist häufiger vervielfältigt worden. Es stellt den damals (Juli 1851) bereits an seine Matrazengruft gefesselten Dichter mit geschlossenen Augen und aufgestütztem Kopfe dar, ein zweifellos vollständig entstelltes Konterfei, das mit Recht das Entsetzen von Heines Frau Mathilde erregte und auch Campe durchaus mißfiel, was ihn freilich nicht hinderte, da er das Porträt nun mal erworben hatte, es als Einzelblatt vervielfältigen und auch der Gesamtausgabe von Heines Werken voranstellen zu lassen. Es ergibt sich aber aus einem von mir neu aufgefundenen Briefe Heines an Campe (vom 14. April 1852), daß Kiez den Verleger mit diesem Bilde



eigentlich getäuscht hatte, und daß das Campe gelieferte Bild nur eine schlechte Kopie des von dem Maler nach der Natur aufgenommenen war. Diese Briefstelle ist von besonderem Interesse und sei daher, da sie noch unbekannt ist, auszugsweise hierhergesetzt. Heine schreibt an Campe: »... Er (Ritz) hat Ihnen nemlich nicht das Original-Portrait, die wohlgerathene Zeichnung nach der

Natur, sondern nur eine Copie gegeben, die gewiß weniger taugt, während er die erste Originalzeichnung hier in Paris behielt ... Nun steht noch für mich das Unangenehme zu erwarten, daß hier eines Morgens ein miserabler Kupferstecher von jenem Portrait erscheint, wenn der Mr. Ritz einen Landsmann findet, der die paar Thaler dazu herstreckt, um mein Gesicht auszubeuten ...



Heinrich Heine

Nach einem Ölgemälde von François Louis Vaynaud (etwa 1846)

Ich, der ich alle Schwierigkeiten machte, um hier den bedeutendsten Künstlern zu sitzen, ich werde in dieser Weise um mein Gesicht escroliert und in effigie blamiert ... In Hamburg, armer Campe, scheint es Ihnen nicht viel besser gegangen zu sein mit dem Lithographen, und der Abdruck, den Sie mir von dem Bilde schickten, ist nicht bloß versaut, sondern auch verzeichnet, und man hat mir die Nase darin verkürzt, und mich mit Augen versehen, die einem Spanferkel zu gehören scheinen. Das ist nun verlorenes Geld, und wir wollen darauf finnen, ein besseres Bild zu liefern.«

Heine hatte mit seinen Befürchtungen betreffs des Originalbildes von Kieß teilweise recht; dieser veräußerte es an Heines Frau Mathilde, aus deren Nachlaß es in den Besitz eines Berliner Kunsthändlers und weiter in den des Herrn Barons Dr. Kurt von Vietinghoff-Scheele in Berlin überging. (Dazu sei bemerkt, daß die Erzählung, die Alfred Meißner in seinen Heine-Erinne-

rungen Seite 216 ff. von der Entstehung dieses Bildes — nach einer handschriftlichen Bemerkung Kieß' auf diesem sei es »d'après nature« angefertigt worden — entwirft, den Tatsachen nicht entspricht.) —

Die beiden Bilder Heines, die an dieser Stelle ihre erste Veröffentlichung erfahren, sind in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts entstanden. Das erste (bartlose) stammt von Samuel Friedrich Diez; es befindet sich im Besitz des Herrn Rechtsanwalts Dr. Eduard Beith in Hamburg und hat seinen besonderen Wert durch die eigenhändigen Unterschriften »Henri Heine« und »Diez 1842«. Der Maler (geboren am 19. Dezember 1803 zu

Neuhaus bei Sonneberg in Thüringen, gestorben am 11. März 1873 zu Meiningen) war auf einer seiner zahlreichen Reisen, die ihn durch fast ganz Europa führten, 1842 nach Paris gekommen, wo er Heine, wie viele andre Berühmtheiten und Fürstlichkeiten seiner Zeit, porträtierte. 150 solcher leicht getönten Zeichnungen besitzt die Berliner Nationalgalerie, und 300 solcher Blätter wurden von Diez in Stahlstich als »Album europäischer Notabilitäten« herausgegeben. Für wen Heine das Bild, über das er sich übrigens nirgend äußert, malen ließ, ist kaum festzustellen. Es scheint, worauf die Unterschrift Heines schließen läßt, von dem Dichter verschenkt worden zu sein.

Diez' Bild besitzt seinen Wert darin, daß es als eins der letzten Bildnisse Heines ihn noch in der Fülle seiner Gesundheit zeigt. Auffallen muß es gegenüber andern bildlichen Darstellungen Heines, daß die Augen lebhaft und groß in die Welt blicken und nicht, wie sonst, unter müden, schon in des

Dichters Jugend schweren, immer mehr herabsinkenden Lidern hervortreten. Die leichte Biegung der Nase, die von allen Malern Heines angedeutet wird, ist bei Diez weniger erkennbar. Ein schmerzlicher Zug in dem Gesicht macht sich besonders bemerkbar. Er hat aber kaum in dem Antlitz des Dargestellten gelegen, sondern wird von dem Künstler mit Absicht hineingetragen worden sein. Die Blässe der Gesichtsfarbe, die alle Besucher Heines erwähnen und alle »Kopisten seines Gesichts« andeuten, ist auch von Diez kräftig hervorgehoben worden.

Dieses Bild ist wahrscheinlich das letzte, das Heine noch ohne Bart zeigt, den er sich nicht — wie vielfach, selbst von guten Kennern seiner äußeren Persönlichkeit, angenommen wird — erst in den Jahren seiner tödlichen Erkrankung, sondern schon wenige Jahre früher wachsen ließ. Mit spitzem Kinnbart ist er auch auf dem zweiten hier zur Wiedergabe gelangenden Bilde dargestellt, das aus dem Besitz seiner Nichte Anna Italiener stammt und mir von der vor etwa zwei Jahren verstorbenen Dame, einer Tochter Charlotte Emdbens, knapp vor ihrem Tode zur Veröffentlichung überlassen wurde. Das Bild ist ein Werk François Louis Laynauds und soll nach einem Vermerk aus dem Jahre 1836 stammen. Diese Jahreszahl ist zweifellos falsch; alle erhaltenen Heinebilder bis zum Jahre 1842 (von Johannot, Pecht, Diez usw.) stellen ihn bartlos dar. Erst als er sich enger den in Paris ansässigen deutschen Flüchtlingen, die sich an Karl Marx und Arnold Ruge angeschlossen hatten,

näherte, ließ er sich einen Vollbart wachsen. Frühestens ist Laynauds Bild in das Jahr 1846 zu setzen, möglicherweise sogar noch drei Jahre später. Aus dem Jahre 1849 besitzen wir eine (bisher unbekannt gewesene) Schilderung Heines, die sich in der Nummer 50 der »Allgemeinen Moden-Zeitung« von Diezmann findet und worin es heißt:

»Ein Freund hat den kranken Heine im September d. J. in Paris besucht und schreibt nun: In einem kleinen, aber sehr reinlichen Zimmer fand ich ihn auf mehreren auf den Fußboden übereinandergelegten Matratzen lang ausgestreckt. Obgleich jetzt gänzlich erblindet und von den schwersten Leiden abgezehrt, war er wieder der Heine von früher, es waren dieselben feinen und geistreichen Züge. Ein schönes, kastanienbraunes, langes Haar diente dem oberen Teil des blassen Gesichts als Rahmen, während ein sorg-



Betty Heine

Von einem unbekannten Maler (etwa 1857)

fällig gehaltener Bart, der sich von der Oberlippe um das Kinn zog und unten spitz endete, die untere Partie des Gesichts von der weißen Decke scharf abschnitt.«

Mit dieser Schilderung könnte das Gemälde Lapnauds sehr nahe zusammengehalten werden. Lapnauds Bild erweckt tief ergreifende Eindrücke von dem körperlichen Verfall, in dem sich Heine Ende der vierziger Jahre befand. Aus dem »Zenit des Fettes«, das sich der Dichter noch etwa zur Zeit, als ihn Diez malte, nachrühmte, war er jäh hinabgeglitten. Scharf und prägnant springen dem Beschauer die eingefallenen Wangen in die Augen. Die Blässe des Antlitzes ist einer traurigen, aschgrauen Färbung gewichen; die Augen verraten tiefe Müdigkeit, wobei der Künstler sogar noch insofern der brutalen Wirklichkeit schmeichelte, als er das linke, das damals beinahe gänzlich geschlossen war, nur ein wenig von dem oberen Lid beschatten ließ. Die rechte Hand, die allein sichtbar ist, erweckt gut all die Vorstellungen, die man sich von den vielgerühmten, wohlgepflegten Händen Heines machen muß.

Allerdings erscheint sie bereits stark abgemagert — der Vers des bekannten Sonetts findet seine ergreifende Verlebendigung: »Es schmilzt das Fleisch von meinen armen Rippen.«

Das Bild der Mutter Heinrich Heines ist das einzige, das von ihr erhalten geblieben ist. Es ist gegenwärtig im Besitz des Herrn Grafen Gustav Sizzo-Noris in London, eines Urenkels Betty Heines. (Heines jüngster Bruder Gustav hatte u. a. eine Tochter Marie, die sich mit dem Grafen Sizzo-Noris verheiratete; aus dieser Ehe stammt Graf Gustav Sizzo-Noris.) Das Bild Betty Heines entstand ein Jahr nach dem Tode ihres Sohnes. Gustav Heine wollte ein Bildnis seiner Mutter besorgen und ließ es von einem Hamburger Künstler, dessen Name leider nicht festzustellen ist, anfertigen. Es ist bedauerlich, daß Heinrich Heine dieses ausgezeichnete Bild seiner Mutter niemals sah. Er hätte von ihm vielleicht eine Schilderung entworfen, die sich der berühmten des Bildes seiner Großmutter väterlicherseits (in den »Memoiren«) würdig angeschlossen hätte.

Das trübe Lied

Es war eine Braut; nach hartem Kampf
Hat sie den Liebsten errungen.
Das Leben lag in seligem Glanz,
Der Alltag war Wonne, die Mühe ein Tanz,
Die Zukunft schien bezwungen.

Der Liebste fiel im großen Krieg —
Wer hat das Lied nicht vernommen?
Wem sind bei seiner trüben Musik,
Die Tränen nicht gekommen?

Es war eine Frau; ihr Gatte und sie
Waren eins in jedem Gedanken.
Was Treue sann, was Liebe lieb,
Das schenkten sie sich spät und früh,
Da gab's kein Wanken.

Der Gatte fiel im großen Krieg —
Wer hat das Lied nicht vernommen?
Wem sind bei seiner trüben Musik
Die Tränen nicht gekommen?

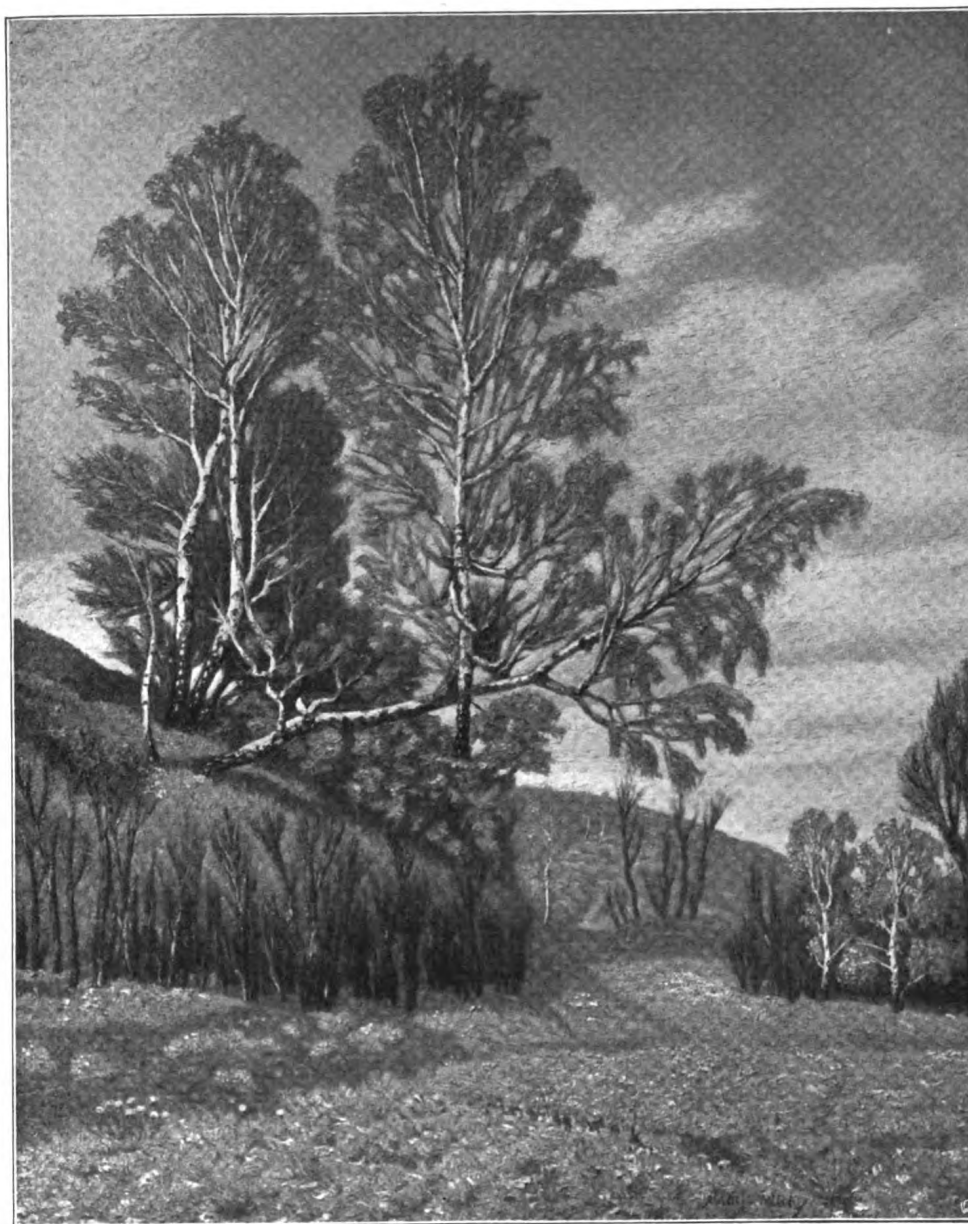
Es war eine Mutter; ein einziger Sohn
War ihrem Schoß beschieden.
Sie hütete ihn, sie zog ihn groß,
Sein Leib und Lächeln war ihr Los,
Ihr Weh und Wunsch und Frieden.

Der Sohn, er fiel im großen Krieg —
Wer hat das Lied nicht vernommen?
Wem sind bei seiner trüben Musik
Die Tränen nicht gekommen?

Und heute klingt so trübes Lied
Aus hunderttausend Munden,
Und wer es hört, der strömt mit ein
Aus hunderttausend Wunden.

Aus Leid und Mitleid schluchzt das Lied
Und will uns niederzwingen.
Nur eine einzige Musik:
Kampfanfang von Deutschlands Sieg,
Kann es zum Schweigen bringen.

Erna Heinemann-Grautoff



Phot. Cuidde & Präger, Berlin

Ulois Metz:

Im Mai



Die Sünde

Novelle von Victor Fleischer



Der Instrumentenmacher Raimund kam vom Begräbnis seines Weibes zurück, ging langsam neben seinem Hausherrn einher und hielt die Blicke gesenkt. Er wollte nicht sehen, wie die Leute ihn ansahen, wollte ihr Mitleid nicht haben, das ihm ja doch nicht helfen konnte; und was sie sich dachten, das meinte er auch zu wissen. Seit zwei Tagen ließ es ihn selber nimmer los: da stand er also mit seinen fünfunddreißig Jahren wieder allein, ganz wie damals, da er als junger Meister in die Stadt gezogen war. Ein kurzes Glück hatte er schwer bezahlen müssen, und mancher, der ihn vor zwei Jahren beneidet haben mochte, als er die blonde Anne heimführte, der konnte nun aufstehen sein, daß er nicht an Raimunds Stelle war. Wer hätte das auch gedacht, daß die Anne — sie sah ja aus wie die leibhaftige Gesundheit selbst —, daß die ihn so bald allein lassen würde! Ja, es war ein Elend, und sie brauchten's ihm nicht erst mit bedauernden Worten zu sagen, mit ihren Mienen zu zeigen, er wußte es schon selbst. . . Er glaubte die mitleidigen Blicke auf sich ruhen zu spüren, wie er so unverwandt zur Erde schaute, sie quälten ihn, und er atmete auf, als er vom Marktplatz in die schmale Gasse einbiegen konnte.

»Schönen Dank noch für alles,« sagte er und brückte dem Hausherrn die Hand, der an der Ecke stehengeblieben war, um gleich wieder in sein Geschäft zu gehen. »Schönen Dank.« Dann schritt er längs der Hausmauer hin bis zur Tür, trat in den dunklen kühlen Flur ein und stieg nun die alte knarrende Holztreppe hinauf, ging durch einen engen, von trüben Hoffenstern kaum erhellten Korridor, der zweimal ums Eck zur nächsten Treppe führte, und wieder die Stufen hinan, über einen zweiten Gang und eine letzte kurze Stiege bis zu der Giebelwohnung, darin er seine Werkstatt und zwei kleine Stuben hatte. Er nahm den Zylinderhut ab, trocknete die Stirn, die von der harten Hutkante einen breiten roten Druckstreifen bekommen hatte, zog die schwarzen Handschuhe aus und den langen Gehrock,

und stand jetzt vor seinem Arbeitstisch in der hellen Fensternische, schaute auf den Marktplatz hinunter und war ganz in seine Gedanken verloren. Was sollte er denn beginnen? In der Stube daneben wimmerte das Kind, für das die Anne ihr Leben hatte hergeben müssen. Was sollte er anfangen mit dem Kinde? Er hätte ja gar nicht gewagt, es anzufassen, so klein und empfindlich schien es ihm, der nie eine Vorstellung davon gehabt, wie winzig so ein Neugeborenes sei. Wie sollte er es großziehen! Was verstand denn er davon! Und daß es gar noch ein Mädchen sein mußte — von Mädchen-sachen wußte er schon gar nichts. Ja, es war ein Elend.

Er atmete schwer, nahm absichtslos ein Werkzeug vom Tisch, hielt es in Händen und beschaute es, als sei es ihm neu und unverstänblich, indes seine Gedanken immer noch von dem Weinen des Kindes erfüllt waren. Dann hörte er, wie hinter ihm die Stubentür geöffnet wurde, und erkannte, ohne sich umzusehen, an den Schritten, daß es seine Tante sei, seines Vaters Schwester, die aus dem Heimatsort gekommen war, ihm in den ersten schweren Tagen beizustehen.

Sie nahm schweigend den Hut und den schwarzen Rock und trug beides hinaus in den Schrank, kam wieder herein und legte Raimunds Alltagsanzug auf einen Sessel.

»Ich werd' halt jetzt bei dir bleiben, wenn's dir recht ist,« sagte sie ruhig.

»Ja, wenn du so gut sein willst,« gab er zur Antwort, kam vom Fenster her und begann sich umzukleiden, indes Frau Agnes still wieder hinausging. So ward also ohne viel Worte angeboten und angenommen, was Raimund selbst niemals zu erbitten gedacht hätte.

Und still, ohne viel Rede und Gegenrede vollzog sich dann die ganze Umwandlung in seiner Lebensweise. Das Bett schob er in die Werkstatt herein, legte eine Decke aus leichten Brettern und ein grünes Tuch als Behang darüber, so daß es tagsüber da stand wie ein großer Kasten, auf dem mancherlei Platz fand, was man gerade aus der Hand

stellen wollte, und überließ die beiden Stuben ganz der Tante, die darinnen bald eingerichtet war. Das Nötigste an Kleibern hatte sie gleich mitgebracht, und was sie sonst noch von ihrem bescheidenen Witwenbesitz brauchte, ließ die verheiratete Tochter daheim in einem Kofferchen herschaffen; auch war in Annes Nachlaß genug, was Frau Agnes für sich verwenden konnte. Wie zwei getrennte Wohnungen lagen nun Werkstatt und Stuben nebeneinander, und nur die Mahlzeiten an dem sauber gedeckten Tisch in der Küche führten Raimund und Frau Agnes täglich zusammen.

Wir müssen das Kind ja taufen lassen,« sagte die Tante in den ersten Tagen, und so geschah es; sonst hätte Raimund kaum daran gedacht, so wenig Interesse hatte er für sein Töchterchen, dessen Puppenbasein ihn hilflos und verlegen machte, weil er nicht verstand, daß in diesem zierlichen Ding wirkliches Leben sein sollte, ein Leben, das ein stärkeres, schon aufgeblühtes und kräftiges zum Opfer verlangt hatte. Ein paarmal kam er wohl noch zur Wiege und schaute es an, als erwarte er, daß es wachsen, sich rasch verändern und dem ähnlich werden müsse, was er als Vorstellung des Begriffes »Kind« in seinem Bewußtsein trug; dann zog er sich ganz zu seiner Arbeit zurück. Er hatte früher niemals viel gesprochen, nun wurde er immer verschlossener und wortfarger; und war er vordem selten genug in ein Gasthaus gegangen, so blieb er jetzt fast immer in seiner Werkstatt. Einmal fiel ihm auf, daß er nun tagelang schon sich nicht rasiert habe; aber es war ihm, als sei er über Nacht um vieles älter geworden, und ohne die klare Vorstellung, daß es ihm darum vielleicht angemessener wäre, ließ er den Bart wachsen.

Vor seinem Werkstisch beim Fenster saß er die meiste Zeit und hantierte mit seinen Instrumenten, brachte verborbene Trompeten in Ordnung, spannte frische Haare in einen alten Geigenbogen, und wenn keine solche Reparaturarbeiten gemacht werden mußten, wandte er manche Stunde daran, eine neue Geige mit aller Sorgfalt und Handwerkstüchtigkeit zu bauen. An einem der Laubenzweiger unten auf dem Marktplatz hing sein kleiner Auslagelasten, der mußte genügen, den Mitbürgern anzuzeigen, daß

hier im Hause, ganz oben unter dem Dach, der Instrumentenmacher Raimund seine Arbeits- und Verkaufsstätte habe; es gab keinen zweiten in der Stadt, und wer den Geigenmacher brauchte, durfte sich den Weg über die vielen Holzstufen nicht verdrießen lassen. Seiner Haupttundschaft, den Buben, war das gewiß nie zu beschwerlich; die kamen lieber zweimal als einmal zu ihm herauf, holten jetzt eine E-Saite und nachmittags ein Stück Kolophonium oder einen Steg, brachten heute eine Geige, darin das umgeworfene Stimholz klapperte, und hatten morgen einen Wirbel mitten entzwei-gebrochen, und schauten neugierig zu, wie Raimund mit einer spitzen langen Nadel das rollende Stäbchen in der Violine einfing und wieder aufstellte, wie er über den Kasten gebeugt in den schwarzen Wirbeln aller Art kramte und nach einem passenden suchte; sie musterten mit scheuem Staunen alle die verschiedenen Musikinstrumente im großen Glasschrank an der Zimmerwand, die blinkenden Hörner, Trompeten und Posaunen, die schön ladierten Klarinetten, Flöten und Hoboen und die langen Orgelpfeifen aus edigem rohem Holz, die Streichinstrumente und Stege, die da in allen Gattungen bereitlagen, von dem ganz großen breitbeinigen, der für eine Baßgeige bestimmt war und ausah wie ein bider Gastwirt, der seinen eignen Kopf verschluckt hat, bis zu den kleinsten zierlichen, die zu den Halb- und Dreiviertelgeigen der Kinder gehörten; bewunderten die Siedelbogen, die kurzen, plumpen, mit denen der Kontrabaß gestrichen wird, und die schlanken, feinen Geigenbogen, gewöhnliche, die nur einen glatten schwarzen Frosch hatten, die schöneren mit einem glänzenden Perlmutterauge darin und die ganz kostbaren, die reich verziert waren oder gar einen Frosch von Elfenbein trugen — diese Reichtümer hatte Raimund früher gern den Knaben gezeigt und erklärt, hatte die Buben auch manchmal ans Fenster treten und auf den Marktplatz hinunterschauen lassen, und dem und jenem, dessen Eltern ihm besonders befreundet waren, noch ein einfaches Stück Kolophonium in einer bunten Pappschachtel als Zugabe mit auf den Weg geschenkt. Jetzt aber wurde jeder rasch und ohne besonderes Interesse abgefertigt, und umsonst einem der Jungen etwas zu geben, fiel Raimund auch nicht mehr ein. Sie kamen aber doch immer

wieder, denn was sie hinauflockte, war mehr als das vielartige Lager von Musikinstrumenten und der lustige Blick aus der Höhe auf die winzig scheinenden Leute da unten, mehr als alles dies: das alte Haus selbst mit seinen finsternen, ächzenden und stöhnenden Holztreppe, den verwinkelten, widerhallenden Gängen, in denen man sich gut verstecken und den Suchenden oder Vorbeieilenden plötzlich von der Seite her anfallen und erschrecken konnte. Darum kamen die Kinder auch meist zu zweit oder zu dritt und nutzten den Weg hinauf und hinunter für ihre Spiele.

Raimund kümmerte sich darum so wenig wie um alles, was außerhalb seiner Werkstatt geschah. Er fragte die Knaben nicht mehr nach ihren Eltern, er gab keinem einen Gruß mit, er blieb bei seinem Tisch, arbeitete und hing seinen Gedanken nach. Es geschieht nichts ohne Gottes Willen, sagte er sich, aber er begriff nicht, was der Sinn des Willens gewesen sein könnte, der ihm so schweres Leid angetan. Er überdachte sein ganzes Leben, von den frühesten Kindheits-erinnerungen an, durch seine Lehr- und Wanderjahre bis zu dem Tag, da er sich in dieser Stadt ansässig gemacht, und weiter bis zu seiner Heirat und den zwei so kurzen Jahren seiner Ehe — alles zog wieder an ihm vorbei, er suchte nach einer Sünde, für die er so schwere Strafe verdient hätte, er zermarterte seinen Kopf in Grübeleien — und fand nichts. Da geschah es wohl, daß die Arbeit ihm in der Hand zu schwer wurde, daß er untätig mit dem Instrument daß und verloren durchs Fenster auf den Marktplatz hinunterstarrte, um plötzlich aufzuschrecken und verstört, als wisse er nicht, was seine Hände eigentlich hielten, Werkzeug und Arbeitsstück anzuschauen wie etwas Fremdes, Unbegreifliches und dann, wenn er sich endlich zurecht fand, mit verdoppeltem Eifer weiterzuarbeiten.

Frau Agnes mußte bei den andern Hausbewohnern und bei Nachbarn Gesellschaft suchen, wenn sie das Neben nicht verlernen wollte, wie sie selber sagte. Raimund sprach oft ganze Tage lang kein Wort, und zum Zuhören schien er auch keine Geduld zu haben. Dann ging er wohl im Zimmer auf und ab, den Kopf nach vorn geneigt, die Hände auf dem Rücken, mit langsamen,

schweren Schritten, die seine hagere Gestalt wie die eines alten Mannes erscheinen ließen. Es sei ja auch kein Wunder, wenn er so werde, meinten die Nachbarnfrauen, und manche riet dies und jenes an, womit Frau Agnes ihn aufrütteln, ihn bewegen sollte, wieder unter Menschen zu gehen. Aber sie schüttelte nur abwehrend den Kopf: der Raimund sei ihres Bruders Sohn, und sie kenne ihn gut genug; da sei alles umsonst. Sie ließ ihn gewähren und sorgte für das Kind und den Haushalt.

Raimund nahm alles hin, wie etwas Selbstverständliches. Er dachte nicht darüber nach, es fiel ihm auch gar nicht auf, daß die Mahlzeiten zur rechten Stunde fertig waren, daß seine Werkstatt aufgeräumt, daß seine Kleider instand gehalten wurden; das mußte wohl so sein, also war es so. Er merkte gar nicht, daß die Tage vergingen, daß es Herbst wurde und Winter; hätte der Hausherr nicht heraufgeschickt und ihn daran erinnert, Weihnachten sei nahe, und wenn er wolle, stehe ihm nach dem Mietkontrakt für die nächsten drei Wochen eins der großen Schaufenster unten für seine Musikinstrumente zur Verfügung, so wäre ihm kaum der Gedanke gekommen, von diesem Recht Gebrauch zu machen. Die Festtage gingen vorbei und die Wintermonate, und es wurde nicht anders. Raimund blieb zu Hause, bastelte an Reparaturen, besorgte seine kleinen Verkäufe und bediente die Kunden, die ihn da oben aufsuchten; wehrte jede Frage, die über das Geschäft hinaus sich an ihn selber wagte, kurz ab, bis jeder wußte, worüber man mit ihm sprechen konnte und worüber man zu schweigen habe, und saß dann wieder und arbeitete an einer neuen Geige. Manchmal stand er auch auf, versperrte die Türen zum Nebenzimmer und zum Vorraum und nahm aus dem untersten Schrankfach eine schöne goldbraune Violine heraus, trug sie zum Fenster hin und beschaute sie von allen Seiten. Das war sein Meisterstück, diese Geige; nicht weil sie das Letzte gewesen, was er in seiner Gesellenzeit gearbeitet — sein Meisterstück, weil ihm keine mehr so gelingen wollte wie diese hier. Freilich, die Decke und den Boden hatte er als alte zerbrochene Reste bei einem Dorfswirt in Tirol aufgefunden und erhandelt und nach langem Suchen auch noch einige Stücke der alten Zargen in der Dachkammer des

Wirtshauses aufgestöbert und sorgsam in die neu erstehende Geige eingebaut. Der Hals mit der Schnede und dem Griffbrett und die »Stimme« im Inneren waren neu, aber das Instrument mochte seinen weichen vollen Klang doch von jenen damals vielfach gesprungenen Scherben der zertrümmerten italienischen Geige haben. So viele ihrer auch später aus seinen Händen hervorgegangen waren, so bedachtsam er das Holz gewählte, die Maße genommen, die Stärke der Brettchen an jeder Stelle nachgeprüft, so genau die Wölbung und die alte Politur nachgeahmt schienen — es kam ihr keine gleich, wie immer er es auch versuchte.

Früher, da hatte er manche Stunde damit zugebracht, auf dieser Geige zu spielen, und dabei vor sich hingeträumt, daß er vielleicht einmal einen Sohn haben werde, der lernen sollte die Geige zu gebrauchen, besser als er selbst, der doch nur aus dem Gefühl heraus und mit wenig geschultem Bogenstrich ihre Stimme zu wecken verstand; daß sein Sohn einmal ein tüchtiger Musiker, vielleicht sogar ein ganz berühmter Künstler werden sollte — mit dieser kostbaren alten Violine. Bei solchen Träumereien hatte das Instrument fast von selber auch in seiner ungeschickten Hand angefangen zu singen und zu jubelieren.

Das war nun freilich vorbei. Daß auch in der Tochter die Fähigkeit zum Geigenspiel schlummern könnte, fiel ihm gar nicht ein; und er holte die Geige nicht mehr hervor, um selbst darauf zu spielen, er nahm sie nur in die Hand, um zu vergleichen und zu probieren, dem Quintenklang nachzulauschen und ein paar kurze Läufe oder Doppelgriff-Folgen hier und dort zu versuchen, und dann mit stillem Kopfschütteln in tiefem Nachdenken die alte Violine wieder abzuräumen. Die Werkstatt, die vordem oft geklungen hatte von seinen freudvollen Übungen, widerhallte jetzt nur vom Klappern und Raseln des Werkzeugs, hörte nur abgerissene Takte und einige wenige harmonische Akkorde und nur ganz selten kleine Stücke und sinnvolle Tonfolgen, wenn es nötig war, einem Kunden ein Instrument vorzuführen, oder wenn der Käufer selbst beim Wählen seine Kunst zeigte. Raimund musizierte nicht mehr, ihm war die alte Geige nur noch ein Modell in seinem Beruf, den er weiterübte, weil er ihn eben einmal

erwählt und erlernt hatte, ohne jetzt eigentlich noch zu wissen, wozu er sich mühte, es sei denn um des Broterwerbes willen und aus dem unbewußten Drang: was er einmal geleistet, wieder zu erreichen und womöglich noch zu übertreffen.

Aber die Arbeit hin gingen seine Gedanken immer wieder zu dem einen zurück, das er nicht ergrübeln, nicht begreifen konnte: warum ihm so schweres Leid geschehen sei. Er verglich sein Leben, seine Gesinnungen und seine Handlungen mit denen anderer Menschen, die er kannte und die ihm glücklich zu sein schienen; er wußte nichts, was Schlechteres an ihm sein könnte als an jenen; er fand nichts, dessen er sich anklagen konnte, und hatte doch nicht den Mut, sich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß er unverschuldet das Schwere erduldet habe, wollte immer noch die Gerechtigkeit des Weltgeschehens in seinen Erlebnissen aufspüren. Und indes er so die Sünde im Vergangenen suchte, merkte er nicht, daß er sich stündlich und ohne Überlegung schuldig machte, daß er sich abgelehrt hatte von aller Wirklichkeit und sich selbst dem Nächsten entfremdete, daß er zwischen verträumtem Sinnen und freudloser Arbeit ein Leben versäumte, während in der Stube daneben sein Kind heranwuchs, das nichts vom Vater wußte, wie er nichts von dem Mädchen.

So gestaltete sich die Kindheit der blonden kleinen Anne recht seltsam. Von der alternenden Großtante verwöhnt und verhätschelt, stand sie dem bärtigen, wortkargen Manne im Nebenzimmer wie einem ganz Fremden gegenüber, der für ihren lachenden, sorglosen Übermut nichts übrig hatte als ein finsternes Stirnrunzeln und einen verständnislosen kalten Blick, der nicht streng zur Ruhe verwies und doch einschüchterte, lernte bald ihr Stimmchen in seiner Nähe zu dämpfen, um sich bei Freundinnen um so ausgelassener gebärden zu dürfen, sah Weihnachtsfeste, an denen der Vater nicht teilnahm, ging zur Schule und brachte Zeugnisse nach Hause, die Raimund nicht zu Gesicht bekam, wußte mit Schmeichelworten der Tante die Erfüllung jedes Wunsches abzubetteln, um plötzlich, wenn die Frau sich ihrer allzu nachgiebigen Güte bewußt wurde, auch von ihr angeherrscht und zu häuslicher Arbeit angehalten zu werden. Von alledem sah und

verstand Raimund nichts. Immer mehr schloß er sich in seine Werkstatt ein, saß vor seiner Arbeit und vergaß in dem ziellosen Eifer oft, daß die Dämmerung herankam, und schaute mit angestrengtem Blick zu seinen unermüdblichen Händen nieder, bis seine Augen davon geschwächt wurden und er eine Brille anschaffen mußte.

Der Weg zum Arzt und zum Brillenhändler wurde ihm schwer, denn er war des Gehens über die finstere Stiege und die Straße fast schon ganz entwöhnt und kam ermattet wie nach einer langen Wanderung in seine Wohnung zurück, um sie nun erst recht nicht mehr zu verlassen. Sein Gesicht bekam eine ungesunde gelbliche Farbe, die sich in dem ungepflegt wuchernden Vollbart in ein unbestimmtes Graublond verlor; seine Schritte wurden schleichend und kraftlos, als trage er statt der knappen fünf Jahrzehnte deren sieben auf dem gebeugten Nacken.

Manchmal, wenn er von seiner Arbeit aufschaute und so unvermittelt die groß gewordene Tochter durchs Zimmer gehen sah, war ihm, als erblicke er plötzlich wieder seine Frau, mit deren frühem Tode noch immer alle seine Gedanken beschäftigt waren. Dann startete er wohl ein paar Minuten ganz betroffen auf die Stelle hin, wo er eben noch das Mädchen gesehen hatte, und fand sich nur langsam in seiner traurigen Wirklichkeit wieder.

Was er für seine Arbeiten und Verkäufe einnahm, legte er sofort in ein kleines hölzernes Sparbüchsen, wie man es Kindern zu geben pflegt, und von dort holte Frau Agnes, was sie zur Wirtschaft brauchte und was zur Bezahlung neu angeschafften Materials und neuer Instrumente nötig war.

In dieses stille, gleichförmige Leben, das die drei Menschen in der Giebelwohnung da oben führten, kam eine zitternde, peinigende Unruhe, als die gebrechlich gewordene Frau Agnes eines Morgens erklärte, sie sei zu schwach und könne nicht aufstehen, und nach einem Arzt und einem Geistlichen verlangte, als wisse sie schon, daß es ihr nicht bestimmt sei, in langer Krankheit um ihr bißchen Dasein zu kämpfen. Hilflos, wie aus einem langen Schlaf aufgeschreckt, stand Raimund vor den Ereignissen, die plötzlich die eintönige Selbstverständlichkeit seiner Tage bedrohten. Verärgert schaute er den Arzt an, der ihn über den Ernst des unvermittelt

aufgetretenen Leidens aufklären wollte, tastete sich ruhelos und ohne Absicht an den Möbeln in den Stuben hin und her, hantierte ungeschickt mit seinen Werkzeugen, als hätte er sie nie zu gebrauchen verstanden, und begriff die Ruhe nicht, mit der das sechzehnjährige Mädchen alle Anordnungen traf, als die alte Frau dann schlafend gestorben war. Wie ein schwacher Greis am Arm seines Enkelkindchens ging er neben der Tochter hinter dem Leichenwagen zum Friedhof und fand keine Worte, als Anne nun mit ruhiger Sicherheit die Führung der Wirtschaft selbst übernahm.

Vater und Tochter saßen einander nun täglich allein gegenüber bei ihren einfachen Mahlzeiten, aber sie kamen sich nicht näher, sie suchten und fanden keinen Weg, der die Seele des einen zum Herzen des andern geführt hätte. Die Tage schlichen vorbei wie früher, und aus den Tagen wurden Monate. Das Mädchen besorgte den Haushalt mit Hilfe einer Waschfrau, die schon seit Jahren für alle schwereren Arbeiten aufgenommen war, und was Anne in den übrigen Stunden tat, sah und erfuhr Raimund nicht und verlangte auch nicht, es zu wissen. Er hörte wohl manchmal, daß draußen die Vorzimmertür ins Schloß gedrückt wurde und daß es dann ganz still war in den Stuben, merkte, daß Anne fortgegangen sei oder daß sie Besuch von Freundinnen empfing, die er nicht kannte und die sich auch nicht darum kümmerten, was hinter der Tür, die seine Werkstatt von den Stuben trennte, geschah. Er rumorte wie vordem an seinem Arbeitstisch und schlurfte in seinen Hausschuhen hin und her, als reiche die Welt nicht weiter als von der Tür seiner Wohnung bis zu den Fenstern, durch die er kaum einmal in der Zeit auf den stillen Marktplatz hinunterschaute; er stand in früher Morgenstunde auf und verbrachte einen Tag wie den andern mit seiner Arbeit, die ihn nicht ermüdete und ihn doch tiefen, traumlosen Schlaf finden ließ, sobald er sich des Abends zu Bett legte.

Einmal erwachte er in der Nacht, und es war ihm, als hörte er, wie die Tür im Vorzimmer leise geschlossen werde und dann die Schritte seiner Tochter in der Stube daneben. Er nahm sich vor, sie am Morgen zu fragen, ob sie fortgewesen und woher sie

in der Nacht nach Hause gekommen sei. Aber er vergaß es wieder, die Zeit rann einformig hin, und es gab keine Bräute des Versteheus, die sich über den gedeckten Küchentisch hin von Raimund zu seiner Tochter gespannt hätte.

Schweigend saß er da und war zufrieden mit jeder Speise, die ihm Anne vorsetzte, hielt manchmal den Kopf geneigt und strich seinen langen Bart, indes seine Blicke über den Rand der Brillengläser weg verloren in den Raum irrten. Geräuschlos räumte die Tochter die Schüssel weg und brachte eine andre herbei, legte ihm vor und aß selbst.

Das ging so Tag um Tag, und das erste Jahr nach Frau Agnes' Tode war vorbei, ohne daß Raimund sich dessen bewußt geworden wäre.

Dann sah er eines Tags, daß Anne plötzlich schwankte, als sie vom Tisch aufstand. Die Schüssel entfiel ihrer Hand und zersplitterte am Boden, indes das Mädchen sich wie taumelnd an der Stuhllehne festklammerte. Raimund schaute sie erschreckt an, aber da hatte sie sich schon gefaßt und bückte sich, um die Scherben aufzulesen.

Schweigend ging er aus dem Zimmer.

Wald nachher wurde Anne wiederum von einem Unwohlsein überrascht, als sie eben den Suppenlöffel zum Munde führte. Raimund wurde ganz aufgeregt, wirre Vorstellungen von Krankheiten und alten Hausmitteln drängten sich in seinem Kopf, er bettete das Mädchen aufs Sofa, brachte nasse Tücher herbei und wollte der Kranken einen Umschlag um die heiße Stirn machen, rannte hilflos und selbst ganz schwindlig in die Küche hinaus und wieder in die Stube herein, kniete neben dem Sofa hin und begann in ungewohnter, ängstlicher Zärtlichkeit die Hände der Tochter zu streicheln, zwang die Widerstrebende, liegenzubleiben, und lief immer wieder zur Stiegentür, um nach der Bedienerin Ausschau zu halten, obgleich Anne versicherte, daß sie um diese Stunde nie komme, und schickte endlich einen Knaben, der eine Saite kaufen wollte, um den Arzt.

Vergebens wehrte das Mädchen ab: es sei ihr schon wieder ganz gut, es hätte nichts zu bedeuten, sie brauche den Arzt nicht, er solle doch keine Geschichten machen, weil sie sich den Magen verborben hätte. Er ließ

sie nicht aufstehen, rührte sich nicht aus der Stube, und als der Arzt kam, ging Raimund in der Werkstatt nebenan mit zitternden Knien und kraftlos schiebenden Schritten auf und nieder, und drohende Gedanken von Leiden und Tod jagten durch seine jählings aufgepeitschte Phantasie. Endlich war der Arzt fertig mit seiner Untersuchung, kam herein und legte dem von Angst ganz zermürbten Manne die Hand auf die Schulter. Raimunds Blicke hingen an seinen Lippen, sahen, wie die Zähne sichtbar wurden in dem geöffneten Mund, und wie von fernher klangen ihm die Worte: er solle nur ruhig sein, da sei gar nichts weiter dabei — das sei andern Mädchen auch schon geschehen — man müsse menschlich darüber denken — Gott, eine Mutterlose, die keinen Schutz habe und halt auch ihr bißchen Freude vom Leben verlange — er solle es nur nicht schwer nehmen.

Raimund verstand ihn nicht. Was sollten denn alle die Worte? — Hilflos wie ein Kind starrte er dem Arzt ins Gesicht und wußte nicht, was er antworten, was er fragen sollte.

Es werde ja hoffentlich alles gut vorbeigehen, sagte der Doktor noch, er solle nur jetzt das Mädchen nicht ängstigen und quälen. Und ob er nicht irgendwo Verwandte habe, bei denen sie die Zeit erwarten könnte.

Langsam dämmerte Raimund ein lähmendes Verständnis für die Reden auf. Er zitterte, seine Hand tastete nach dem Tisch, und schwer ließ er sich auf einen Sessel nieder sinken. »Wir haben alle nur die Pflicht, einander zu helfen,« sagte der Arzt, »kein Recht, zu verurteilen, was menschlich ist ...« Dann ließ er ihn allein. Gebückt, wie von einer Last niedergepreßt, saß Raimund lange und rührte sich nicht. Die Gedanken wollten sich nicht zu klaren Reihen ordnen, schoben sich wirr durcheinander, ließen ihm immer nur die zwei marternden Vorstellungen bewußt werden: Sünde und Schande — Sünde und Schande.

Mühselig, auf den Tisch gestützt, hob er sich auf, machte ein paar wankende Schritte und fiel wieder auf den Sessel vor seinem Arbeitstisch nieder. Seine Hände krochen zwischen den Werkzeugen und Holzteilen hin und suchten unbestimmt nach einer Beschäftigung. Die frühe Winterdämmerung senkte sich herab, Raimund saß vor dem

Tisch, und das scharfe Messer in seiner Rechten schnitzte Stück um Stück von dem schöngeformten, gemaserten Holz, das ein Geigenboden war und nun in gedankenloser, spielender Zerstörung in Splitter zerfiel. Als der letzte Rest des wertvollen Hornbrettchens nur noch ein schmaler spitziger Span war, erwachte Raimund aus seinem Hinbrüten, schaute noch einen Augenblick auf das sinnlose Werk, dann schob die zitternde Hand die Splitter über die Tischlante in die aufgebaute blaue Arbeitschürze, er trug sie wankend zum Ofen hin und schüttete sie in den Kohlenkasten.

Nun wußte er auch, was er wollte und was zu tun war. Still, ohne Zank und Vorwurf, verlangte er, daß Anne sich zur Reise fertigmake und mit ihm zur Bahn komme. Indes das weinende Mädchen seine Sachen zusammenfuchte, stand er selbst vor dem Schrank, nahm langsam ein Stück der ungewohnten Straßenkleidung nach dem andern heraus, zwängte mühsam seine Füße in die lange nicht getragenen festen Schuhe, holte den Winterrock und den Hut hervor und war nun bereit, die Tochter zu den Verwandten in einer fremden kleinen Stadt zu bringen. Als sie zur Stiege kamen, um hinunterzugehen, mußte er sich fest an die Gleitstange der Wand anklammern, so unsicher fühlte er sich; und langsam, mit gesenktem Blick, ging er dann neben der Tochter her durch die Straßen zum Bahnhof, stand über eine Stunde bei ihr im Warteraum, weil er gar nicht daran gedacht hatte, sich früher zu erkundigen, wann der nächste Zug wohl abfahre. Es wurde eine schwere, ermattende Reise, wenn sie auch nur drei Stunden währte. Die zwei Menschen, die einander da, jeder mit sich beschäftigt, gegenüberlagen, schleppten schweigend die drückende Last ihres Leids in die Fremde.

Raimund brauchte ein paar Tage, ehe er aus der Erschütterung und den Mühen dieses Erlebnisses zurüdfand in die eintönige Stille seiner Arbeit. Die Küche und die Stuben standen leer, das Mittagessen kochte die Waschfrau zu Hause und brachte es, wie für einen Fabrikarbeiter, in blechernen, in einem Rahmen aufeinandergestellten Schüsseln herauf und legte in dem Speisekasten Brot, Butter und ein Stückchen Wurst für den Abend zurecht. Raimund verließ seine

Werkstatt nicht, und bald floß seine Zeit dahin, als hätte sich nichts ereignet, nichts den ruhigen Gleichklang der Tage gestört.

Lange quälte ihn der Gedanke, von wem denn Anne das Kind habe. Das war das einzige, was er auf der ganzen, endlos scheinenden Reise gefragt hatte. Aber die drei Worte, die sie schluchzend und zitternd hervorgepreßt, trafen ihn so schwer, daß er in sich zusammensank, nichts mehr sagte und sich nur selber stumm weiterquälte mit den Fragen: War es ein Fremder, daß sie ihn nicht nennen konnte? Oder wuchs die Schande noch mit diesen Worten? Hatte Anne sich an mehr, an viele weggeworfen, daß sie nun nichts andres sagte als die schrecklichen, messerscharfen drei Worte: »Ich weiß nicht ...«?

War dies die Sünde, für die Gott ihn schon Jahre vorher mit überstrenger Hand gezüchtigt hatte? War das möglich, daß erst die Strafe kam und dann das Vergeben? Oder was war Gottes Wille, daß er eine neue Sünde geschehen ließ? — So grübelte Raimund während seiner Arbeit. Aber er sah, was er da erlebte, immer nur als Sünde seines Kindes, und begriff nicht, warum er dafür Strafe leiden sollte. Es fiel ihm gar nicht ein, daß er selbst sich mitschuldig nennen müsse, weil er abgewandt und mit träumendem Blick das Mädchen sich selbst überlassen habe wie ein pflichtvergessener Wächter, der des anvertrauten Gutes nicht achtet. Er sann und sann, wie es geschehen sei, und haderte mit Gott, der ihn büßen ließ und unverzöhnt neues Leid auf ihn herabstürzte. Er dachte daran, daß sein Name geschändet sei, und fand kein Mitgefühl für die Tochter, die in der Fremde ihrer schweren Stunde entgegenharrte. Er versuchte einen Plan zu machen, wie Annes Leben und das ihres Kindes sich gestalten sollte, und wußte nichts, was die Schande verringern könnte. Sein Haar war grau geworden in diesen Tagen, seine Blicke schienen sich verbergen zu wollen; nicht einmal den Knaben, die wie früher um Saiten und Stege kamen, wagte er ins Gesicht zu schauen, als müsse er sich schämen vor jedem fremden Auge, als fragte jedes: Warum ist deine Tochter nicht da?, als wüßten alle Leute in der Stadt schon, was geschehen sei.

Ganz unvermittelt, während er wieder an einer neuen Geige baute, kam ihm der Ge-

danke: Vielleicht ist das Kind, das Anne zur Welt bringen wird, ein Knabe; vielleicht wird er lernen, die Geige zu meistern, und mit dem Ruhm der Kunst die Schande auflösen. Zögernd, mit behutsamen Händen, nahm er die alte Violine aus dem Schrank, zog vorsichtig neue Saiten auf, da die alten längst im Kasten gesprungen waren, und setzte den Bogen an, als müsse er versuchen, ob die Geige nicht stumm geworden sei in den Jahren des Wartens. Seine Finger waren unruhig, und der Bogen zitterte, aber Raimund hörte doch den vollen, weichen Klang in seinem lauschenden Ohr, das sich fast ganz dicht an das singende Instrument anlehnte.

Von da an wartete er mit Ungeduld auf den Brief, der die Geburt des Kindes melden sollte. Als er den Brief endlich in Händen hielt und durch die frisch gepugten Brillengläser die Schrift seiner Verwandten mühsam zu entziffern begann, pochte sein Herz unruhig, und seine Augen wurden feucht; aber die Tränen galten nicht dem Mädchen, das das Schicksal seiner Mutter erlitten und das Leben für das Neugeborene hatte hingeben müssen; die weinenden, müde gewordenen Augen klagten nicht um die verlorene Tochter: sie grüßten das Enkelkind, das ein Knabe war und vielleicht bestimmt, einem alten Traum Erfüllung zu bringen. Daß sein eignes Kind in fremdem Hause, bei kaum gekannten Menschen, früh und vielleicht in Schmerzen gestorben war, diese Vorstellung fand keinen Raum in Raimunds Gedanken. Anne war ihm ja nie nahegekommen, und sein Gefühl für sie hatte sich in diesen letzten Monaten ganz verhärtet; so sah er denn in ihrem Schicksal nichts Niederschmetterndes, kein überwältigendes Unglück — nur die Erlösung von einem Leben, das stete Erinnerung der Schande geworden wäre. Aber das Kind, den Knaben, den wollte er zu sich nehmen und hüten und mit Sorgfalt großziehen — und früh schon beginnen, ihn für den Beruf vorzubereiten. Es dauerte eine Zeit, ehe er sich bewußt wurde, daß er mit dem Neugeborenen doch nichts anfangen könnte, daß er niemand habe, der es pflegen und warten könnte, und schwer nur entschloß er sich, die Verwandten zu bitten, daß sie das Kind bei sich behalten sollten, bis es größer geworden wäre und er es zu sich holen könnte.

Schon am nächsten Morgen wählte er aus seinen Vorräten das beste Holz aus, legte wieder die alte Geige vor sich hin und studierte ihren Bau, maß und zeichnete und wollte versuchen, sie im kleinen nachzubilden, eine Violine zu machen, viel kleiner noch als die kleinsten, mit denen Kinder zu lernen beginnen, so kurz fast und niedrig wie ein Spielzeug, damit sein Enkel schon bei den frühesten, einfachsten Jugendspielen sich an einen schönen und reinen Klang gewöhne. Viele Tage verbrachte er damit, das winzige Instrument zu bauen, aber als es dann vor ihm lag, geleimt, poliert und getrocknet, und er die Saiten darüberspannte und die Quinten zu stimmen versuchte, gab es doch keinen rechten und sauberen Ton, und er begann von neuem, verträbelte Wochen damit und verbastelte manches kostbare Brettchen bei diesen Experimenten, und mußte sich endlich damit zufriedengeben, nette, aber doch unbrauchbare Spielsachen gemacht zu haben.

In seiner Lebensweise änderte sich nichts. Er blieb daheim und ließ die Tage und Wochen vergehen wie vordem, aber er hielt nun Umschau nach einer Frau, die zu ihm ziehen und seinen Haushalt führen könnte, wenn dann später der Knabe da wäre.

Auf einer kleinen Blechtrompete lärmend hielt dann der dreijährige Oswald seinen Einzug in die Giebelwohnung, und sein helles Blondhaar leuchtete als der Schimmer eines verspäteten Familienglücks durch Stuben und Werkstatt. Mit dem Alten, der ihn zärtlich und selber fast kindisch vor Freude in allem gewähren ließ, war der Knabe rasch befreundet, marschierte mit Getrappel und Trompetengeschmetter — wie die Soldaten unten über den Marktplatz — von einem Zimmer ins andre oder saß mit ausgebreiteten Beinen auf dem Fußboden und rutschte, die Arme aufstützend, über die Dielen, sprang wieder auf und redte seinen Kopf zum Arbeitstisch hinan, dessen Platte er kaum mit der Nasenspitze erreichte, und guckte neugierig der Arbeit des Großvaters zu. Um des Kindes willen lernte Raimund sogar wieder täglich über die steilen Holztreppe hinunter und hinauf zu gehen, als dürfe er das Enkelchen keinem Fremden anvertrauen, und erschien in den Straßen der Stadt wie ein Fremder, den die meisten Leute nicht mehr kannten, führte das Kind

an der Hand und sagte es immer ganz behutsam an, so vorsichtig wie die alte Geige im Wandschrank, auf der er dem Knaben mitunter ein einfaches Kinderlied vorspielte. Oswald jauchzte dazu und ahmte auf seinem stummgemachten Instrumentchen, das sein Gehör nicht verderben sollte und darum kein Stimmholz im Inneren und statt der Saiten nur schlaffgezogene Bindfäden trug, munter die Bewegungen Raimunds nach, und das ward ein lustiges Musizieren zwischen den zweien.

Aber als er größer wurde und lernen sollte, auf einer richtigen Kindergeige, die er schon längst erbettelte, schön langsam, wie der Großvater es wollte, einen Ton um den andern anzustreichen und lange auszuhalten, statt, wie er sich's dachte, gleich ein Lieblein zu probieren, da machte ihm die ganze Sache keinen Spaß mehr, und in Raimund wurde die verdrängte Bitterkeit und Härte wieder stark, daß er das widerwillige Kind unerbittlich zu quälen begann und ihm alle Freude an der Musik verdarb.

Jeden Tag mußte Oswald zwei Stunden lang auf der Geige üben, und der Großvater stand dabei und paßte streng auf, damit kein Fehler unverbessert geduldet sei. Bald sollte der Knabe den Arm weniger im Ellbogen strecken, bald den Hals der Geige nicht auf den Daumenballen stützen, die Fingerlein nicht so flach auf die Saiten legen, sondern richtig aufsetzen, den Bogen leichter anfassen und den rechten Arm ruhig halten, bald brachte ihn ein heimtückisches Kreuz um die Ruhe, und bald hopfte er ungeduldig über eine ganze Pause weg, um rascher fertig zu sein, und mußte gleich von vorn anfangen. Da wäre es dem kleinen Oswald oft lieber gewesen, mit andern Buben in den gespenstig-bunten Gängen und auf den Stiegen im Hause herumzupoltern oder nach Schluß mit ihnen durch die Gassen oder vor der Stadt draußen auf den Feldern einherzujagen, statt mit dem Großvater die langweiligen Fingerübungen immer von neuem zu wiederholen.

Raimund verstand das nicht, daß es dem Kinde nicht volle Freude war, auf der guten Schulgeige zu lernen, wie sie ähnlich wertvoll sein andrer Knabe in der Stadt zu besitzen sich rühmen konnte; in den zweieinhalb Jahrzehnten, die er in seiner Einsamkeit verbracht hatte, war er unfähig geworden,

fremden Gedanken und Wünschen nachzuspinnen, fremden Willen und fremdes Gemüt zu begreifen, und so sah er in dem Widerstreben des Knaben nicht den Mangel an Begabung, sondern nur die Störrigkeit eines eigensinnigen, unfolgsamen Kindes, das seine Fähigkeiten nicht nugen wollte.

Aus dem frohen, guten und herzlichen Verhältnis der ersten Jahre wuchs unter gegenseitigem trotzig verschwiegenem Mißtrauen eine kalte, lauernde und wieder scheu zurückweichende Fremdheit auf, die den Knaben blaß und verschlossen werden ließ und aus dem Alten wieder den still in sich gekehrten, in Gedankenspinste verlorenen Einsiedler machte.

In einem gab Raimund freilich doch nicht nach: die Musikübungen mußten pünktlich und ausdauernd, trotz allen Schulaufgaben und Lernstunden, ausgehalten werden, und so erzwang er, daß der Junge, als er in die erste Klasse des Gymnasiums kam, wirklich genug technisches Können erworben hatte, um bei einem Schülerkonzert als Geiger ein mäßig schweres Solo mit großem Beifall vortragen zu können. Nun aber war der Alte auch dort angelangt, wo er einsah, daß seine eigne Fähigkeit und Ausbildung den Knaben nicht mehr weiterführen, daß er selbst ihm jetzt nicht mehr viel geben könne, daß ein andrer Lehrer für ihn eintreten müsse, und er begann zu überlegen, wie nun die musikalische Erziehung Oswalds am besten besorgt werden könnte; und zum erstenmal dachte er überhaupt daran, wie der Weg zu höchster Kunstleistung aufzufinden sei, und ließ sich Prospekte von den großen Musikakademien der Hauptstädte kommen. Zunächst aber wollte er sich doch nicht von dem Knaben trennen und meinte, es genüge wohl, wenn er einstweilen einen tüchtigen Geigenlehrer zur Seite habe und weiter das Gymnasium besuche. So kam also der Musikprofessor der Lehrerbildungsanstalt zweimal in der Woche die Holztiege heraufgestöhnt und leitete Oswalds Geigenstudium; und jedes Jahr bei dem Schülerkonzert des Gymnasiums mußte der Junge ein Solo spielen und sich die billigen Lorbeeren der Kleinstadt aufs neue erwerben.

»Ja!« nickte Raimund dann und sagte: »Wenn du erst genug gelernt haben wirst, um eine ganz feine Geige zu verdienen, da

wird es noch ganz anders werden.« Die alte italienische Violine blieb einstweilen im Schrank verschlossen; seit jenen frühen Jahren hatte sie Oswald nicht zu sehen bekommen, sie selber nie anrühren dürfen, und es war nur immer wie von einem sorgfältig gehüteten geheimnisvollen Schatz von ihr geredet worden.

Indessen rechnete Raimund und überlegte, daß der Privatunterricht bei dem Professor allmählich sehr teuer zu stehen komme und daß es wohl einfacher wäre, wenn Oswald aus der vierten Klasse des Gymnasiums in die Lehrerbildungsanstalt überträte und man das hohe Stundengeld besser aufsparen könnte für die Zeit, da er reif geworden wäre, ein Konservatorium zu besuchen. Zum erstenmal seit Jahren begegneten sich da die Wünsche des Knaben und des Großvaters, denn Oswald, der — sooft ihn Raimund freigab — zwischen den Geldern vor der Stadt auf Pflanzen und Steine aus war, sehnte sich längst aus der Lateinschule hinaus, und hatte sich nun bald als rechtes Ideal das Leben eines Dorfschulmeisters inmitten von Wäldern und Bergen und Wiesen erträumt und wollte schon dem Alten mit ungewohnter, fast überschwenglicher Aufrichtigkeit und Zärtlichkeit danken für den neuen Weg ins Leben, den er nun zu gehen meinte. Aber die verständnislosen, graufalten Blicke schredten ihn gleich wieder zurück, daß er, wie die ganze Zeit vorher, wieder still und wortfarg seinen Studien oblag und seinen Lebensplan für sich behielt, als schönen Traum weiterspann und um dieses Zieles willen auch die vorgeschriebenen Musikübungen mit verdoppeltem Eifer pflegte. Und so erfuhr Raimund nichts von den bescheidenen Zukunftswünschen des Jünglings, lebte neben ihm wie damals neben der Tochter, und es war wieder, als stehe eine Mauer zwischen ihnen, die den einen nicht zum andern kommen ließ.

Raimund war nun achtundsechzig Jahre alt, sein Gesicht war faltig und sein Haar ganz weiß geworden, und manchmal, wenn er mit seinen unsicher schiebenden Schritten durch das Zimmer hinschlich, erschraf er plötzlich, und es packte ihn eine quälende Angst, daß er Oswalds Weg zur Meisterschaft und zum Ruhm nicht erleben werde. Dann hodte er sich wohl hin zu

seinem Arbeitstisch, der noch immer auslächte wie vor drei Jahrzehnten, stützte den Kopf in die abgemagerte Hand und dachte nach, was er beginnen sollte, um den Enkel möglichst rasch ans Ziel zu bringen. Und wie er einmal so grübelnd durch das Fenster auf den Marktplatz hinunterschaute, entdeckten seine weitfichtig gewordenen Augen in dem Hause gerade gegenüber einen geräumigen Laden mit einer großen neuen Firmatafel. Musikinstrumentenhandlung stand darauf in deutlichen goldenen Buchstaben, und wenn Raimund auch meinte, die Angst vor der Zukunft täusche ihm da ein Trugbild vor, und die Augen schloß, es blieb doch wahr: als er nach ein paar Minuten wieder hinschaute, höhnte die Tafel immer noch herüber, und er konnte zuschauen, wie Leute, Erwachsene und Kinder, in den Laden traten und wieder heraustraten, und er bildete sich jetzt sogar ein, die Klingel an der Glastür jedesmal zu hören. Nun glaubte er auf einmal auch, sich ganz bestimmt zu erinnern, daß er in den letzten Tagen schon geringere Einnahmen gehabt habe als früher, daß sein Geschäft unter der Konkurrenz leide und zurückgehe, daß er weniger verdiene, weil die Leute nicht mehr um jede Violinsaiten die dunkle Stiege hinaufzukommen brauchten, wenn es ihnen da drüben so bequem gemacht wurde. Das schien ihm eine Mahnung zu sein, ein Fingerzeig, daß er nun nicht länger zögern dürfe, daß er Oswald ins Konservatorium geben müsse, solange seine Mittel es noch erlaubten. Drohend reckte sich das Gespenst der Verarmung in seiner Phantasie auf und hegte ihn vorwärts.

Nach dem Abendessen, als Oswald wie immer seine Geige nahm, um noch eine Stunde lang zu üben, sagte Raimund unvermittelt: »Wenn du erst in der Hauptstadt sein wirst ...«

»Ich will gar nicht hin,« unterbrach ihn der Jüngling; »ich geh' auf ein Dorf ins Gebirge hinauf ...«

Und Raimund schwieg und schaute zuerst, ohne zu verstehen, über die Brille weg seinen Enkel an; dann aber war es, als hätte sich ein Stein gelodert in der Mauer, die sie trennte, daß der Alte hinüberlugen konnte in die Gedankenwelt des Jungen. Er hielt den Kopf gesenkt und lauschte dem Klang der Geige, und es zuckte ihm in den Gliedern und trieb ihn, aufzustehen, als müsse er jetzt

die Meistergeige aus dem Schrank holen, damit sie den Widerwilligen bezwinge. Aber nein, noch war es nicht Zeit, die durfte er erst spielen, wenn die Musik ihm Beruf wurde.

Am andern Morgen machte sich Raimund auf den Weg zu dem Professor, der Oswald unterrichtete. Vorsichtig, langsam schob er sich die Wand entlang über die Stiege des Hauses hinunter; aber als er auf die Straße kam, war es, als gäbe das Ziel, der Wunsch ihm neue Kräfte, daß er fast aufgeredet und sicher durch die Gassen gehen konnte.

Das habe er schon längst gewußt, meinte der Professor, daß Raimund so etwas vorhabe. Nach den Wünschen des Jungen sei es ja nicht, und es wäre bei aller guten Begabung vielleicht klüger, ihn gewähren zu lassen. »Denn in der Kunst ist für keinen Platz, der nicht mit ganzem Herzen und jähem Willen dran hängt und arbeitet.«

Aber der Ehrgeiz des alten Mannes hatte seit jenem ersten Auftreten des Knaben im stillen weitergeglommen und immer neue Nahrung gefunden und lohete nun auf und war nicht mehr zu bändigen; und Raimund dachte daran, daß der Ruhm, den er ersehnte, eine Schande tilgen sollte. — Es müsse sein, erklärte er kurz.

Dann freilich sei es schade um jeden Tag, den Oswald noch hier als Lehramtszögling verliere.

Ja, das meinte er auch und deshalb sei er gekommen. Wohin er ihn bringen sollte, fragte er.

Nach Leipzig. Das sei ja nicht viel weiter als Prag und eine alte Musikstadt, wo Oswald viel Anregung finden würde. Er wolle gleich heute anfangen, ein Musikstudium mit ihm zu studieren für die Aufnahmeprüfung, sagte der Professor.

Gut — aber er solle es dem Jungen noch nicht sagen, verlangte Raimund noch und ging mit unsicheren Schritten nach Hause. Er fand nicht den Mut, mit Oswald darüber zu sprechen, als hätte er Angst, der Jüngling könnte in jähem Ausbruch etwas Schreckliches tun, um seine ehrgeizigen Pläne zu vernichten. Sinnend und grübelnd schlich er tagelang um ihn herum und fiel ihn endlich an wie aus einem Hinterhalt: »Morgen fahren wir nach Leipzig.«

Oswald wußte nicht, was der Großvater wollte. Dann, als der Alte es ihm erklärte,

ging er an, sich zu wehren: Nein, das wolle er nicht, und es hätte keinen Sinn, er werde es nie zu etwas bringen, weil er viel zu wenig Talent habe —

»Zuwenig Fleiß!« brauste Raimund auf. Aber den müsse er eben haben, und es werde schon von selbst gut werden. Oswald bat und bettelte. Doch vor dem Blick der kalten grauen Augen erstarb ihm das Weinen, er schwieg, aber seine Brust schütterte und die Zähne schlugen aneinander, daß Raimund selber weich wurde und ihn zu streicheln begann und ihn ansah, folgsam zu sein und fleißig und die alten Träume des Großvaters nicht eigensinnig zu zerstören.

So reisten sie also nach Leipzig. Raimund war es gar nicht, als tue er etwas Ungewohntes, er fühlte sich auf einmal wieder rüstig, die Wünsche trieben ihn vorwärts und ließen ihn nicht müde werden. Alle Unsicherheit schien von ihm abgefallen zu sein, daß ihn jetzt selbst das laute, bewegtere Leben in den Straßen der fremden Stadt nicht verwirren konnte. Den Kasten mit der alten Meistergeige trug er selbst in der Hand und trat aufrecht neben Oswald in das große prächtige Haus, indes dem Jungen vor der Prüfung bangte.

Und dann stand Oswald auf dem Podium oben mit der Geige im Arm, und die Sinne drohten ihm zu schwinden, als der Lehrer sich ans Klavier setzte und die einleitenden Akkorde zu spielen begann. Er versäumte den Einsatz, der Lehrer spielte ein paar Takte weiter, brach ab, wandte sich zu ihm und schüttelte nur den Kopf und fing noch einmal von vorn an. Oswald zählte und setzte richtig ein, aber der Bogen zitterte in seiner Hand, und er atmete auf, als der Lehrer winkte: »Genug ...« Der kam nun auf ihn zu, nahm ihm die Geige aus der Hand und hob sie selbst ans Kinn, strich die Quinten an und schaute erstaunt auf das Instrument und wieder auf den Jüngling, der mit gesenktem Blick vor ihm stand ... und jetzt fing die Geige auf einmal an zu klingen, ganz weich und zart und immer stärker anschwellend in vollen, reichen Akkorden und stolz aufsteigenden Kantilenen, jubelte in hellen, perlenden Passagen und verstummte dann nach einem letzten auffauchenden Ruf. Der Künstler wandte sich an den Alten, der an das Podium herangetreten war und mit

leuchtendem Blid zu ihm aufschaute: »Woher die Geige?«

Stotternd vor Aufregung gab Raimund Auskunft. »Und der Junge?« fragte er.

»Ist aufgenommen — aber«, sagte der Lehrer, »muß es denn sein? Ein brauchbarer Orchestermusiker mag er werden, mehr kaum, nach allem, was er mir gesagt und vorgepielt hat. Ein ganz guter Orchestergeiger, wenn er fleißig ist, mehr nicht — ich glaub' nicht.«

»Mit dieser Geige?«

Der andre zuckte die Achseln: »Die Geige tut's nicht.«

»Sie tut's,« sagte Raimund gläubig. »Sie tut's.«

»Werden ja sehen. Ich meine, es ist schade drum. Eine andre wär' auch gut genug für das bißchen, was der Junge kann.«

Raimund lächelte vertrauensvoll vor sich hin: »Es wird schon gehen!« Er glaubte jetzt wirklich an die Geige, war glücklich und zufrieden, daß Oswald nun auf dem Wege sei zu dem Ziel, das er sich lang für ihn erträumt hatte. Nun mußte alles gut werden. Jetzt hatte er keine Angst mehr vor der Zukunft. Er besorgte noch das Quartier für den Enkel, bat ihn, fleißig zu sein und die Zeit zu nutzen, und reiste allein zurück in die Heimat.

Vor seinem Werkisch saß er dann wieder Tag um Tag bei seiner Arbeit, und wenn er durchs Fenster hinunterschaute, konnte ihn der Laben drüben und die schreiende Aufschrift nicht mehr schreden. Oswald würde jetzt schon seinen Weg machen. Für ein paar Jahre reichten Einkommen und Ersparnisse noch, dann würde er selbst doch nicht mehr da sein und der Junge schon selbst für sich sorgen können. Möchten da drüben immerhin die Leute aus und ein gehen und zu ihm immer seltener ein gewichtiger Kunde kommen, das schadete nichts. Die Instrumente, die er gebaut hatte, behielten ihren Wert, und man konnte sie ja auch fremden Händlern zum Verkauf überlassen — wenn es sein mußte, vielleicht sogar dem da unten. Das hatte ja Zeit, man konnte später mal bei ihm anfragen, wenn es nötig werden sollte; einstweilen konnte Raimund warten und hatte nur das Bestreben, recht fleißig zu sein und möglichst viel gutes Rohmaterial zu wertvollen Instrumenten zu verarbeiten. Emsig,

wie nur je vorher, mühten sich seine alten, verrunzelten, sehnigen Hände mit dem Werkzeug, und er gab ihnen kaum eine Ruhepause vom Morgen bis zum späten Abend.

Er war zufrieden. Nun ging ja alles gut, und so versöhnte sich Raimund auch mit seinem Gott, der ihn mit so viel Leid belastet hatte.

Oswald schrieb jeden Sonntag einen kurzen Brief an den Großvater. Es stand nicht viel in diesen sorgfältigen und reinlichen Zeilen und eigentlich immer dasselbe: er sei gesund und fleißig und versuche sich in der fremden großen Stadt einzugewöhnen und seine Lehrer zufriedenzustellen. Leicht sei es nicht, weder das eine noch das andre, aber es werde schon gehen.

Mit ein bißchen gutem Willen müsse es gehen, gab der Alte darauf immer zur Antwort, und der Oswald solle nur aushalten und brav bleiben.

Das ging so hin und her, eine Woche um die andre mit nie versäumter Pünktlichkeit, und Raimund wurde unruhig, als einmal der Montag vorbei war und der Dienstag anbrach, ohne daß der Postbote den Brief von Oswald gebracht hätte. Was war denn? Immer wieder schaute er auf den Wandkalender hin, es stimmte schon: Dienstag — der Brief hätte längst da sein müssen. Er suchte das Vorzimmer ab, da er sich einbildete, vielleicht habe der Bote den Brief unten durch den Türspalt hereingeschoben und gar nicht angeläutet, und ein unachtsamer Tritt hätte das Papier dann in eine finstere Ecke gestoßen. Aber es war nichts da. Kopfschüttelnd kam der Greis zu seinem Tisch zurück und wollte weiterarbeiten; doch die Hände sanken ihm auf die Knie, die Blide liefen über den Tisch hin und suchten sich einen Ruhepunkt irgendwo an der Wand, und die Arbeit blieb liegen. Gegen Abend schickte er die Wirtschafterin zur Post, um nachzufragen, ob denn nicht doch ein Brief aus Leipzig da sei und vom Boten vergessen worden wäre. — Nichts.

Es wird nichts Besonderes sein, tröstete sich Raimund, als er später denn sonst zu Bett ging. Er hat halt einmal viel zu tun gehabt und ist nicht gleich dazu gekommen; morgen wird schon ein Brief da sein.

Aber nach der unruhigen Nacht wartete Raimund wieder umsonst. Der Briefträger

kam wohl, aber er brachte nur irgendeinen Katalog — nein, sonst war nichts weiter dabei.

Raimund dachte schon, ob er nicht anfragen sollte in Leipzig; da brachte man ihm gegen Mittag ein Telegramm von der Direktion des Konservatoriums: Oswald sei krank, er solle gleich kommen, es sei sehr ernst. Er zögerte nicht und reiste am selben Abend ab.

Oswalds Wirtin empfing ihn mit lautem Jammern. Wie es geschehen sei, wisse niemand. Der junge Herr sei schon immer sehr traurig gewesen und habe wenig gesprochen, das sei ja wahr. Aber so etwas — nein, das hätte denn doch keiner erwartet!

»Was denn? Wo ist er denn?« schrie der Greis auf.

Nun ja, man habe ja noch versucht, ihn zu retten, und ihn ins Spital gebracht, aber es sei doch schon zu spät gewesen. Weiß Gott, was der junge Herr durchgemacht habe.

Raimund taumelte zu einem Sessel und starrte vor sich hin und hörte nur den Klang ihrer Stimme noch, nicht die Worte, die sie sprach, bis sich ein Satz in ihm festhängte: »... Ja ... und daß er auch noch seine Geige zer schlagen hat vorher! ...«

»Wie? Die Geige ...?«

Die fremde Frau mußte ihn mit ihren Armen stützen, als sie ihn nun in das Zimmer seines Enkelkinds führte. Da suchte er sorgfältig alle Splitter des zerstörten Instruments zusammen, packte die Sachen Oswalds in den Koffer und reiste am nächsten

Tage zurück. Die Leiche brachte er mit, und als sie auf dem Friedhof draußen neben Annes Grab in die Erde gebettet war, begann er zum zweitenmal das alte Meisterstück aus seinen Scherben aufzubauen. Es ging nur langsam vorwärts, so traurig sahen die kostbaren Brettchen aus, und manches Stück war nicht mehr zu verwenden. Manchmal stand er von seiner Arbeit auf und las eine Weile in dem Tagebuch, das er in Oswalds Tisch in Leipzig gefunden hatte. Es waren immer die gleichen Klagen auf jeder Seite: er ertrage die Stadt nicht, er müsse fort — und den Lehrern könne er nichts recht machen, so sehr er sich mühe; er habe eben zu wenig Talent, und der Lehrer verlange gerade von ihm mehr als von jedem andern ... »Die Geige ist an allem schuld.« Auf dem letzten Blatt war geschrieben: »Heut' hat der Lehrer wieder gesagt: Es ist eine Sünde, so eine Geige einem solchen Menschen in die Hand zu geben ...' Vielleicht hat er recht ...« Das las Raimund immer wieder und kam dann zum Tisch zurück und haute weiter an der alten Geige. Aber seine Gedanken waren nicht bei der Arbeit. Er schüttelte oft den Kopf und schaute minutenlang, ganz in sich gesunken, ins Leere.

Es wurde dunkel in der Stube, und er merkte es nicht. Seine Hände ruhten auf der Tischplatte, seine Brust hob und senkte sich bei den tiefen, schweren Atemzügen. Raimund sann und sann.

Er verstand seinen Gott heute so wenig wie vor vierunddreißig Jahren.

Zuversicht

Trauern und Grämen —
Schüttle sie ab wie dürre Blätter!
Wenn sie nicht kämen,
Die tosenden Wetter:
Könnte sich Neues vorbereiten,
Das aus bräutlichen Seligkeiten,
Schneeige Unschuld, jung gedeiht?
Ein Gott heißt Zeit! Ein Gott heißt Zeit!
Folgt keine Blüte der einen verlorenen,
Schenkt er morgen dem neugeborenen
Baum ein blühendes Feierkleid:
Dem Baum über dir und deinem Leid!

Max Bittrich

Das Reich der Frau

XXXII

Der Geist der Mütter

Von Hedwig von Soyters

Als in den ersten Augusttagen die deutschen Männer einmütig zum Kampf aufstanden, da erwachte auch in den Frauen neu der Stolz, eine deutsche Frau zu heißen, und ihre Führerinnen sahen um sich. Sie sahen die leidenschaftlichen Frauen auf den Hauptstraßen, ihren albern gehemmten Stöckelschuhgang, den Indianerkopfschmuck und die Humpeltröde, dachten an die Tangoorgien des letzten Winters und waren zunächst von heiligem Zorn erfüllt. »Legt euren französischen Tand und euer leichtfertiges Wesen ab!«, mahnten sie in den Zeitungen, in denen oben gerade die ersten Telegramme von den Feindseligkeiten Englands standen. Dann erschienen, mitten in den tiefen Ernst der ersten Augusttage hinein, in einer illustrierten Zeitschrift verspätete Tennisbilder eines Damenturniers vom Juli und führten eine berebere Sprache als alles, was man sonst den Frauen sagen mochte. Gespannte Leidenschaftsmienen in männlich harten Zügen, groteske Sprünge. Allein auf das Spiel eingestellte, jahrelang geschulte Kräfte, die ganze Wichtigkeit, mit der Albion seinen Sport betrieben wissen will, und der die deutsche Gründlichkeit den blindesten Gehorsam leistete.

War's nicht im Frauenleben wie in der Politik? Waren nicht die Engländer, deren kühles, fluges Wesen uns so nachahmungswert schien, unsrer eignen Lebensauffassung schlimmste Feinde? Wer lehrte unsre jungen Mädchen aus guter Familie, die besten Stunden des Tages auf den Sportplätzen zuzubringen? Die Französin schien uns nur in sehr beschränkter Weise nachahmenswert, wir sahen nur ihre Puffsucht und unterschätzten ihren Geist. Die englische Lady aber war für unsre oberen Klassen das Ideal. Man sagte, daß sie eine glänzende Hausfrau und Mutter sei, weil sie mit ihrem kühlen Kopf weder kleinlich noch ungerecht sein könne, daß sie durch ihre Würde und Selbstbeherrschung die respektvollste Huldigung der Männerwelt und die größte Freiheit genieße und endlich, was auch gesagt werden muß, die meiste Freude, weil sie die eigne Freude dabei geschickt zu verbergen versteht.

Wer von der Lady gelernt hatte, der ging mit Freunden oder mit den erwachsenen Kindern, die keine Mühe mehr machten, für Monate auf Reisen, steckte die jüngeren in ein Erziehungsheim und überließ es mit der größten Selbstverständlichkeit dem kaufmännischen Geschick des Vaters, für die verschiedenen Posten

aufzukommen. Wer weiß, ob nicht die stolze, kluge Engländerin, die ihr Leben so gut einzurichten versteht, in München und Dresden Kunst genießt und in St. Moritz ihren Körper zu neuen Taten stählt, die in den letzten Monaten so oft genannte »Krämersseele« des Engländer auf dem Gewissen hat!?

Bei uns in Deutschland schien die Lebensweise der englischen Dame zur Reformatorin alles dessen berufen, was wir an der unsrigen kleinlich und spießig fanden. Die Überzeugung, daß im Zeitalter der Fabrikware der deutsche Haushalt eine weit weniger wichtige Sache geworden sei, ließ die Frau am meisten zu Ehren kommen, welche die zu leistende Arbeit geschickt an ihre Dienstboten zu verteilen verstand und sich selbst die Zeit frei hielt, geistige und gesellige Interessen zu pflegen. Man belächelte schwerfällige und ungewandte Hausmütter, und auch das junge Mädchen, das die junge Männerwelt nur vom winterlichen Ballsaal kannte, veraltete. An dessen Stelle trat die junge Sportsdame, die all deren Erholungsvergnügungen unbefangenen und weltgewandt teilte; nur mit dem Unterschied, daß, was für den jungen Mann neben seinem Beruf oder der Vorbereitung dazu kurze Erholung blieb, für manches junge Mädchen zur ausschließlichen Tätigkeit wurde. Moralisten, die es mit ansahen, sagten: Das kann kein gutes Ende nehmen. Aber gerade die Kontrastwirkung war in vielen Fällen sehr günstig. Manche schämten sich vor dem Ernst der jungen Männer und lehrten selbst wieder zum Studium zurück; andre suchten sich nach dem oberflächlichen Jungmädchenleben ein besonders inniges Eheleben.

Es wurde über die Ehe so viel geredet und geschrieben, was dem jungen Mädchen zugänglich war, daß es mit ebenso klarem Bewußtsein als hohen Ansprüchen seine Wahl treffen konnte. Die selbstbewußte stolze Frau, deren Gefühl nur einer kannte, der Ehemann, dessen Vertraute, Geliebte und Gefährtin sie war, nannten wir gern die echte deutsche Frau und Erbin unsrer Mütter; nur daß diese in einer Zeit, wo Weichheit noch nicht so oft mit allzu großer Rücksicht gegen sich selbst zusammenging, doch mehr allgemeine Wärme zeigen durften. Der Gefühlsüberschwang jener Frauen, die immer bestrebt sind, sich und andern für ihre rätselhaften Launen die Erklärung zu finden, wurde den vornehm verschlossenen Frauennaturen zum abschreckenden Beispiel, und unsre Zeit, die der Leidenschaft so große Rechte gab, zeigte oft ge-

rade unsrer Jugend, der eine temperierte Atmosphäre am befömmlichsten ist, ein recht kaltes, hartes Antlitz. Mütter gingen von mehreren halbwüchsigen Kindern fort, nur weil sie innergeworden, daß sie der Vater nicht mehr mit der Liebe liebte, auf die sie mit ihrer gepflegten Jugendlichkeit Anspruch machten. Und die Kinder wurden in die Ecken geschoben wie Spielzeug, dessen man überdrüssig geworden. Auch in guten Ehen aber waren sie oft den gemeinsamen Reisen und Geselligkeitspflichten im Wege und viel in fremden Händen. Die Eltern betonten dann mit Vorliebe, daß dies nur ihrer Selbständigkeit dienlich sein könnte, und beruhigten sich damit, denn unsre Geselligkeit beanspruchte in ihrer eleganten Zwanglosigkeit von der Hausfrau gerade die Stunden, in der ihre Schulkinder zu Hause waren.

Eine zurückgezogen lebende Mutter konnte mit ihnen unter der Lampe bei den Aufgaben sitzen, die begabten Flüchtigen zur Gründlichkeit anhalten und den mühsam Lernenden allein durch ihre Gegenwart eine Wohltat sein. Da wurde manche Schwierigkeit, in dem Bestreben, sie der Mutter zu erklären, behoben, denn nichts lehrt so wie lehren; während in einem gesellig belebten Hause der Schüler sich und seine Aufgaben als Nebensache empfand. Mama hatte drüben im Salon ihren Fife o'clock tea, und an den düsteren Wintermorgen schlich er sich wie der Dieb in der Nacht aus dem Hause zur Schule. Man konnte ihn andernorts prahlen hören, wie auch er sich seinen Schlaf nach Möglichkeit zu sichern wisse und Aufstehen, Frühstück und Schulweg in unglaublich kurzer Zeit erledige — dabei zeigte er denn wohl jenes verschmitzte Lächeln von Kindern, die aus dem Mangel an Aufsicht, anstatt selbständig, einfach nachlässig und unaufrichtig werden.

Die immer zahlreicheren Pädagogien hatten ihren Erfolg davon, denn die meisten dieser Jungen, die zu Hause nicht mehr guttaten, kamen unter regelmäßiger Arbeit und Lebensweise bald wieder in Ordnung. Verloren hatten nur die Mütter dabei, die es sich entgehen ließen, ihren Jungen selbst wieder emporzureißen und ihn in dem innigen Vertrauen, das sich dann zwischen Mutter und Sohn entwickelt, neu geschenkt zu bekommen. Es ist vielleicht das Beglückendste, was einer Frau zwischen dreißig und vierzig begegnen kann, und es ist gut, heute davon zu sprechen, weil es zugleich an die einzige Freude anklingt, die vielen deutschen Frauen in ihrem Leid geblieben ist. Unsre Zwölf- und Fünfzehnjährigen leben und gehören uns noch, nicht nur, weil sie nicht in den Krieg ziehen müssen, sondern weil wir ihre jungen Herzen noch ganz besitzen, wenn wir es ihnen nur auch zu zeigen verstehen, wie wertvoll uns das ist. Ich halte nicht viel von der kühlen

Gerechtigkeit, die eben vor einem Ausgang Gericht im Kinderzimmer hält, und am Ende ist es das tiefste Erziehungsgeheimnis der altmodischen deutschen Mütter gewesen, daß sie so viel zu Hause saßen und etwa auch kleinlich genug waren, über ein Zeichen der Unaufrichtigkeit oder Herzlosigkeit bei ihren Kindern Tränen zu vergießen. Ihr sinnender, weltferner Geist hatte etwas von dem des Dichters und stand der reinen Schönheit der Kinderseele noch so nahe, daß das Häßliche ihn quälte.

Waren wir selbst nicht fest davon überzeugt, daß es überhaupt kein besseres Mittel gebe, unsre Mutter froh zu stimmen, als unsre gute Führung? Sie schien der feste Mittelpunkt, um den sich alles drehte, während die moderne Frau durch eine Menge Pflichten und Neigungen, die außer ihrem Hause lagen, oft selbst so ruh- und rastlos wurde, daß sie die Möglichkeit, gemächlich bei ihren Kindern zu sitzen, als quälende Langeweile empfand; dabei sah sie nicht ein, daß es hier nur den toten Punkt der Abregung zu überwinden galt, sondern glaubte, daß eben ihr reger Geist nicht zum häuslichen Leben taue. Die Arbeit, die ihr im Haushalt blieb, war auch meistens die, welche sie den Diensthofen nicht überlassen konnte, und zu mechanischer Arbeit, die das Plaudern mit den Kindern gestattet, fand sie selten Zeit.

Das Mechanische haben erst wieder die Soldatenstrümpfe und Wollfächer zu Ehren gebracht, und mag auch die Wolle allein beinahe so viel kosten wie ein Paar gewirkte Socken, das war doch ein Verdienst. Eine junge Dichterin schrieb mir einen wahren Hymnus auf die wundervoll gedankenflärende, beruhigende und zugleich anregende Tätigkeit des Stridens, die sie auch nach dem Kriege beizubehalten gedachte; und viele der Frauen, die jetzt in unsrer ersten Zeit über stiller Arbeit ins Sinnen gerieten, werden wohl Ähnliches in sich entdeckt haben. Wer innerlich reich ist, hebt in der Einsamkeit seine Schätze — oft aber mag dies Sinnen über Vergangenen auch ein Abschluß gewesen sein, denn wir fühlen es alle, daß es das Geringste ist, von nun an der heranwachsenden Jugend, für deren Aussichten unsre männlichen Altersgenossen ohne Zaubern zu sterben bereit waren, zu — leben. Nur viel zu wenig erscheint uns das, was wir tun können, und manche elegante Amazone hat sich beim Anblick eines verarbeiteten aussehenden Landwehrmannes wohl bitter geschämt, daß nicht ihre gestählten Kräfte anstatt seiner schon im Schwinden begriffenen das Selbstentum auf sich nehmen durften.

Was will es dem gegenüber heißen, sich mühe zu arbeiten. Vielleicht kostet vielen Frauen die bescheidene Einordnung in die Organisationen der schon vor dem Kriege praktisch bewährten Führerinnen weit mehr, und sie bezwingen sich

nur, weil ihnen die Geldherrnmiene und Eigenbrüsterei bei Liebeswerken an andern so lächerlich schien.

Ihr Takt bringt heute die Frau zu vielem, was unsern Müttern allein ihr Glaube diktierte. Das Gute im Verborgenen zu tun, war ein klares Gebot gegen alle Ehrsucht, wie denn jedem aufsteigenden Willen in ihnen gleich das Sollen begegnete. Anders läßt sich dieses Ur-eigenste am Geiste der Mütter nicht erklären: es war gerade, wie wenn ein Mensch eine große Liebe in sich trägt. Sie läßt ihn jedes gegenwärtige Ungemach freudig auf sich nehmen, als ob das geliebte Wesen immer neben ihm herginge, auch wenn es noch so fern ist, und es kommt ihm gar nicht darauf an, viele Freuden zu genießen, sondern einfach darauf, seiner würdig zu sein.

Ihren Mitmenschen gegenüber hielten die frommen Frauen ihr Inneres meist stolz verschlossen. Sie mochten wissen, daß alles, was sie für sich behielten, zu ihrer Kraft, was sie andern vertrauten, zu ihrer Schwäche wurde. Um in sich Ordnung zu schaffen, hatte die Katholikin die Beichte, die Protestantin das freie Gebet, und diese schien noch stärker, weil sie überhaupt keinen andern Menschen in ihr Inneres blicken ließ. Wenn ihr jemand etwa noch vertraut genug dazu schien, so waren es die eignen Kinder, denen sie die Gewohnheit, sie immer um sich zu haben, fest verband. So konnte sie auch das tun, was wir am wenigsten an ihr begriffen: sie konnte selbst mit einem ihr innerlich fremd gebliebenen Gatten zufrieden zusammen leben, wenn nur das innige Verhältnis mit den Kindern sie entschädigte. Die Tatsache, daß die meisten Genies hervorragende Mütter hatten, läßt sich auch ebenso gut umkehren. Vielleicht blieb Frau Aja neben ihrem gestrengen und pedantischen Gemahl doch nur deshalb so heiter und lebensmutig, weil sie die Fühlung mit der reichen Natur des Sohnes immer von neuem erfrischte und beglückte.

Die Frau von einst kannte ihre Kinder besser als den Gatten — bei uns ist es meistens um-

gekehrt. Und eigentlich sind wir damit doch ein gut Stück weitergekommen, denn das andre holt sich in dieser ernsten Zeit von selbst nach.

Mademoiselle und Miß haben Reißaus genommen, und die Dienstboten, die eine recht-benkende Frau gegenwärtig schon laut Zeitungs-bekret nicht entlassen darf, gebärden sich oft so launenhaft, daß es die Hausfrau dankbar empfindet, wenn sie sich selbst beherrschen lernte und zwischen ihnen und den Kindern eine Schutzwehr bilden kann. So ist sie denn in diesen Tagen viel allein mit ihnen und empfindet nun manches, wogegen sie in strengen Verboten kämpfte, als begreiflich, und andres, das sie durchgehen ließ, als das weit Bedenklichere. Wir wundern uns zum Beispiel oft darüber, daß die Kinder heute so viel weniger Phantasie in ihren Spielen entwickeln. Ja, haben wir sie denn nicht sehr oft, wenn sie sich gerade etwas Wunder-schönes ausgedacht hatten, was nur im Zimmer zu spielen war, kurzerhand mit dem Fräulein an die Luft geschickt? Sie sind prächtige, robuste kleine Menschen geworden, aber nun toben sie im Zimmer wie draußen, und die schnobdrigen Targonausbrüche, die die Jungen von ihren Wahlfreunden, einem Trainer oder Stallburschen, mit nach Hause brachten, fallen peinlich in manche schwere Stimmung hinein.

Wir dachten, unsre Kinder würden in eine egoistische Zeit treten, für die sie nicht zu empfindlich und auch nicht zu bescheiden geraten durften, und nun stehen wir mit einem Male in einer Zeit äußerster Seelengröße und Opferwilligkeit, der vor allem die kindliche Ehrfurcht ziemt. Was draußen im Felde geschieht, das sagt ihnen noch nichts, das sind Heldengeschichten, wie sie ihrer schon vordem lasen. Erst wenn sie ihre Väter und Brüder verwundet heimkehren sehen oder den Schmerz der Mutter sehen, daß sie nicht mehr wiederkamen, dann werden sie etwas von dem furchtbaren Ernst verstehen; und was dann solch ein ergriffener kleiner Junge, der trösten will, sagt, das mag seine Mutter für manches liebe Wort entschädigen, das sie entbehren muß.

Frühling am See

Große Menschen, muntre Kinder,
Liebespärrchen Arm in Arm,
Lebte Sonnenlichter — Grieben,
Und die Luft so lind und warm.

Kleine Hündchen, buntgebändert,
Goldne Wimpel auf dem See,
Eingeschlaf'ne Kiefernwälder,
Wolkenlose, sel'ge Höb'.

Restaurants mit bunten Ampeln,
Lachen, Schwagen und Geschrei,
Stiller Mond, andächt'ge Sterne —
Gotteshauch im Einerlei.

K. J. Bach



Abbild. 1. Vom Waldfriedhof in München

Seldengrabmäler

Von Dr. Richard Bürner (Berlin)



s gibt alte Friedhöfe, auf denen ein beschaulicher Mensch gern einige Stunden verweilt, um den Lebenslauf der dort Ruhenden und damit auch das Kulturleben früherer Geschlechter an seinem Geiste vorüberziehen zu lassen. Dies wird ihm leicht gemacht. Da winken von der Kirchenwand oder der Kirchhofsmauer die früher im Kircheninneren aufgestellten Denkplatten mit den Darstellungen von Rittern in Rüstungen und von Patriziern in Festgewändern herüber; die hinterlassenen Angehörigen knien mit erhobenen Händen zu Füßen der Hauptgestalt, und die Umschrift schildert in achtungsvoller Weise die äußeren Lebensverhältnisse des Verstorbenen sowie seine Verdienste um Staat und Gemeinde. Dort sind auf einem Hügel kriegerische Abzeichen aufgerichtet und künden so die Ruhestätte eines Offiziers, der in vielen Schlachten für sein Vaterland blutete. Hier trägt die abgeplattete, geriefelte Säule das Umrißbild eines würdevollen Hofbeamten mit gepuder-

tem Haar und Zopf. Jener mächtige, auf Totenschädeln ruhende Sarkophag schmückt das Grab eines bekannten Philosophielehrers. Die Inschrift an der abgebrochenen Säule erzählt uns, daß der hier schlummernde Student für die Ehre seines beleidigten Freundes eintrat und im Zweikampfe den Tod fand. Während ist dort die mit klassischen Gewändern bekleidete Frauengestalt anzusehen, die Schmerz bewegt sich über den Sarg des einzigen Kindes beugt. Dagegen scheint ein eigenartiger Kauz der Apotheker gewesen zu sein, der unter jener hohen Säule begraben liegt; er starb als Junggesell und preist in der von ihm selbst verfaßten Grabinschrift als der Menschen höchstes Gut — den Wein.

Uns fesseln in dieser kriegerischen Zeit besonders die Grabmäler, die man den früheren Helden unsers Vaterlandes errichtete. Auffallenderweise gehören alle beachtenswerten Steine einem bestimmten Zeitabschnitt an, nämlich jenem, in welchem die schlesischen und die Freiheitskriege so viele Opfer



Abbild. 2. Berlin, Invalidenfriedhof: Scharnhorst
(† 1813)

forderten. Diese Zeit deckt sich in der Kunstentwicklung mit der des sogenannten Klassizismus: die damals wiederentdeckten Formen der klassischen Kunst wurden auch in die Denkmalsbildnerei übertragen. Man gab dem Denkmal die Gestalt des Altarsteins, auf den die Alten ihre Opfergaben legten,



Abbild. 3. Hameln, Militärfriedhof: v. Belthelm
(† 1781)

oder der Pyramide, der runden, fannelierten oder abgebrochenen Säule oder des Sarkophags. Als Schmuck dienten antike Abzeichen, wie Opferschalen, Schmetterlinge, gesenkte Fadeln, Tränenkrüge, die sich in den Schwanz beißende Schlange als Sinnbild der Ewigkeit, das Bahrtuch, Wappen, griechische Flächenmuster, Blumen, Kranzgewinde, züngelnde Flammen und namentlich Aschenurnen. Alle diese Denkmäler zeugen durchgehends von Geschmack, sie waren meistens Erzeugnisse eines in gutem Stilgefühl herangebildeten Handwerks. Dabei war jeder Stein der Eigenart des darunter Ruhenden angepaßt und trug eine liebevolle Inschrift; diese sticht recht vorteilhaft von der heutigen Gewohnheit ab, auf dem Denkmal in kalter Kürze nur Namen, Geburts- und Todesangaben zu buchen.

Die persönliche Note ist besonders den Denkmälern auf den Heldengräbern damaliger Zeit aufgebrüht. Ihre wuchtige



Abbild. 4. Rassel, bei der Lutherkirche: v. Jaström
(† 1779)

Form, antike Waffen und sonstige Darstellungen kennzeichnen die dem Kriegerberuf eigne Stärke und Betätigung. Mustergültig ist das Denkzeichen auf dem Berliner Invalidenfriedhof für den General von Scharnhorst (Abbild. 2*), den Schöpfer des preußischen Volksheeres und der Land-

* Die Abbildungen 1 bis 15, 23 und 25 sind nach eignen Aufnahmen des Verfassers angefertigt; die Abbildungen 16 bis 22 sind mit gütiger Erlaubnis des Verlegers dem Werke »Grabmalenkunst. Eine Sammlung von Meisterwerken, erschaffen zum Gedächtnis der Toten von Künstlern unsrer Tage, I bis VI« (Verlag von Otto Baumgaertel in Berlin) entnommen; Abbildung 24 entstammt dem Werke von Th. G. Thiele, »Neuzeitliche Friedhof- und Grabmalenkunst«, das in demselben Verlage erschienen ist.



Abbild. 5. Hameln, Militärfriedhof: v. Einsingen († 1787)



Abbild. 6. Berlin, Invalidenfriedhof: v. Diezelsky († 1779)

wehr sowie den geistigen Urheber des Eisernen Kreuzes, der 1813 in Prag an einer bei Großgörschen erhaltenen Verwundung starb. Die baukünstlerische Arbeit rührt von Schinkel her. Die erhabenen Bildwerke am Fries bringen Begebenheiten aus dem Leben Scharnhorsts zur Anschauung und haben den Bildhauer Friedrich Tied zum Urheber. Am gewaltigsten wirkt der ruhende Löwe von Rauchs Meisterhand: er versinnbildlicht den tatkräftigen Feldherrn, der hier nach seiner Heldenlaufbahn von allen Kämpfen ausruht. Recht wirkungsvoll ist auch der Aufbau von Geschützrohren, Harnisch, Bandelier, Helm und Kriegsmusikinstrumenten auf dem fastafähnlichen Denk-

mal unter den Bäumen des Militärfriedhofs zu Hameln für den Regimentskommandeur von Veltheim (Abbild. 3), der allerdings trotz den Kanonen Führer eines Dragoner-

regiments war und 1781 sein Leben beschloß. Eine einfachere Gestaltung hat der Sarkophag erhalten, der auf dem alten Friedhof bei der neuen Lutherkirche in Kassel dem preußischen General Carl Leopold Freiherrn von Zastrow, gestorben 1779, errichtet worden ist (Abbild. 4). Die Gruppierung der Fahnen und Waffen um das Wappenschild ist glücklich gelöst. In der Aufschrift wird der Verstorbene als ein »Held und Menschenfreund« gerühmt. Eine ähnliche Zusammenstel-



Abbild. 7. Weimar, bei der St. Jakobskirche: v. Schmettau († 1806)



Abbild. 8. Göttingen, alter Friedhof am Weender
Cor: v. Papet († 1818)

lung findet sich an dem Denkmal für Ch. L. von Linsingen in Hameln (Abbild. 5), doch ist sie an der Vorderseite des dreieckigen, auf einem runden Sockel ruhenden Obelisk an gebracht und erhält eine Ergänzung durch ein Artilleriegeschloß an der Spitze des Steins. Im Jahre 1787 starb der alte Haudegen »nach siebenzigjährigen Diensten«.

Öfters begegnet man einem klassischen Helm als Hauptschmuckstück und Krönung des Ganzen. Bei dem Monument auf dem Berliner Invalidenfriedhof (Abbild. 6) für den Oberstleutnant von Diezelsky, einen Gouverneur des Invalidenhauses, ruht der Helm auf Schild, Wehrgehänge und römischem Schwert, während das von einem Laubgewinde umschlungene Bildnis des Verstorbenen in erhabener Arbeit eine Seitenwand des massigen Unterbaues einnimmt. Bedeutend anspruchsloser, aber ebenso wirksam ist die Gestaltung der pyramidenförmigen Denksäule, die auf dem alten Friedhof bei der St. Jakobskirche in Weimar dem Andenken des preussischen Leutnants Carl Wilhelm von Schmettau gewidmet ist (Abbild. 7); dieser starb im 65. Lebensjahre zu Weimar den »Heldentod an den Folgen der zu Auerstädt erhaltenen Wunden«. Gemütvoll ist der Nachruf seiner

Freunde auf zwei Seitenflächen des Steins. Auf der linken Seite steht: »Zum Krieger durch Friedrich, zum Menschen durch Wissenschaft und Gefühl, wird sein Andenken in der Geschichte wie im Herzen seiner Freunde nie erlöschen.« Rechts kann man lesen: »Sein Vaterland liebend, seinen Fürsten verehrend, sah er unter dem großen König Preußens höchsten Flor. Glücklich, daß er dessen Fall nicht erlebte.« Wie vorteilhaft hebt sich dieses Denkmal von der kalten, ungezierten Grabplatte für Christiane Vulpius, die Gemahlin Goethes, in der Nähe ab!

Eine aufgerichtete flache Platte erhebt sich über der Ruhesstätte eines Helden auf dem alten Weender Friedhof in Göttingen, des Hauptmanns Th. Ph. W. von Papet im 8. Bataillon zu Osnabrück (Abbild. 8). Sie trägt auf der Vorderfläche einen eigenartigen bildhauerischen Schmuck in erhabener Arbeit: ein Löwenkopf hält mit einem Ring im Maul einen Riemen, an dem das Wappenschild hängt. Unter dem Schilde schaut eine Streitart hervor, darüber ist ein Schwert gekreuzt. Wie die Inschrift besagt, wurde Papet am 19. September 1791 in Maas-tricht geboren. »Seit 1805 in Kriegsdiensten, stand er fast immer im Felde. In der Waterlooer Schlacht am 18. Juni (1815)



Abbild. 9. Hameln, Bürgerfriedhof: Corb
(† 1813)

erhielt er eine schwere Schußwunde, an welcher er über zweieinhalb Jahre unaussprechlich litt. Am 26. Januar 1818 befreite ihn der Tod von seinen qualvollen Leiden.«

Ein neues Zierstück finden wir auf dem Grabstein der Sally (Sara) Coch am Hauptwege des Hamelner Bürgerfriedhofs, nämlich den Askulapstab (Abbild. 9). Dieses Liebeszeichen errichtete die Familie von Redern ihrer Freundin, die in den Freiheitskriegen freiwillig Pflegerinnendienste im Hamelner Militärkrankenhaus übernommen hatte und dabei 1813 einer Ansteckungsfrankheit erlag. Der eingemeißelte Nachruf lautet: »Du starbst den Tod fürs Vaterland, ergriffen vom Lazarettfieber bei der Pflege verwundeter Lühowscher Jäger aus dem Gefecht bei der Göhrde (16. September 1813).«

Endlich sei noch ein Denkmal aus dem Ende der klassizistischen Kunstzeit wiedergegeben, das des Oberstleutnants Ernst Poten auf dem Albani-Friedhof zu Göttingen (Abbild. 10) aus dem Jahre 1838. Die runde Säule trägt neben anderm Bildhauererschmuck als Kennzeichen des Kriegers zwei gekreuzte Offiziersbecken.

Man wird ohne weiteres zugeben müssen, daß alle diese alten Denksteine



Abbild. 10. Göttingen, Albani-Friedhof: Poten († 1838)



Abbild. 11. Berlin, Invalidenfriedhof: Friesen († 1814)

ein glückliches Zusammenwirken von Bildhauer- und Baukunst bekunden. Alle atmen Ruhe und Schönheit, sie ehren den Verstorbenen, dessen Verwandte und den Bildhauer, sie laden die Vorübergehenden zum Verweilen bei den Gräbern ein.

Leider ist diese schöne Grabmalkunst, die auf den breiten Schultern eines guten Handwerkerstandes ruhte, seit etwa achtzig Jahren verlorengegangen, in späterer Zeit tauchen nur hin und wieder vereinzelte Ausläufer von ihr auf. Kunst und Handwerk schlugen immer mehr getrennte Wege ein, und an die Stelle des früher von ihnen gemeinsam Geschaffenen trat entweder die Arbeit des ungeübten phantasielosen Handwerkers oder die Schöpfung eines »stilisierenden« Künstlers. Die kriegerischen Ereignisse von 1848, 1864, 1866 und 1870/71 gingen an der Grabmalkunst spurlos vorüber. Den Denkzeichen für die gefallenen Soldaten suchte man höchstens durch die Auswahl des Stoffes, des Eisens, ein besonderes Gepräge zu geben und wählte die Form eines schlichten Kreuzes. Ein solches erhebt sich auf dem Berliner Invalidenfriedhof über der Ruhestätte des Adjutanten des Lühowschen Greifcorps und Mitbegründers der deutschen Turnerschaft, Friedrich



Abbild. 12. Grabmal in Form des Eisernen Kreuzes

Friesen (Abbild. 11), der 1814 in Frankreich fiel und dessen Überreste im Jahre 1843 nach Deutschland übergeführt wurden.

Naheliegender war bei der Formgebung von Grabmälern für die Ritter des Eisernen Kreuzes dieser Orden, namentlich für solche Krieger, die in ihrem Berufe ganz aufgingen und in dem Empfang dieser Auszeichnung mit Recht den Glanzpunkt ihres Lebens sahen. Ist die Gestaltung glücklich und das Verhältnis zum Sockel richtig (Abbild. 12), so wirkt das Denkmal recht kennzeichnend für einen begeisterten Soldaten; aber leider ist nach beiden Richtungen hin vielfach gefehlt worden, wie man auf unsern Friedhöfen bei derartigen Denkzeichen nach dem Muster feststellen kann. Lehnt der Bildhauer sich an frühere gute Beispiele an, ohne in Geschmacklosigkeiten zu verfallen, so findet man sich mit dem Gebotenen nötigenfalls ab, wenn man auch keinen überwältigenden künstlerischen Eindruck erhält. Dieses Empfinden hat man gegenüber einer von einem Adler gekrönten Denksäule auf dem alten Friedhof zu Potsdam (Abbild. 13). Sie ruft die Erinnerung an die Freiheitsheldin Eleonore Prochaska aus Potsdam wach, die sich unter dem Namen August Renz den Lützowschen Freischaren in männ-

licher Kleidung angeschlossen hatte und in dem bereits erwähnten Gefecht an der Göhrde tödlich verwundet wurde.

In den siebziger und namentlich in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts trat ein neuer Lieferant für Grabmäler auf, die Industrie, zuerst bescheiden mit Massenware aus Marmor, Porzellan, Sandstein und Kunststein, allmählich immer eindringlicher mit Fabrikzeugnissen aus härtesten Stoffen, besonders Granit, in wachsenden Ausmaßen. Wie eine Seuche hat, trotz den hohen Preisen, in den letzten Jahrzehnten die Verwendung der schablonenmäßigen Fabrikware um sich gegriffen, sie ist Mode geworden, und deshalb macht sich der Besteller kein Bild davon, ob die Sache auch schön ist, ob sie der Persönlichkeit des Verstorbenen auch angepaßt ist, sie ist eben Mode. Unter diesem Einfluß sind unsere Friedhöfe aus Stätten des Kunstsinns, der Sammlung und Anschaulichkeit Orte der abstoßendsten Geschmacklosigkeit, des Proletenstums und der Unruhe geworden. Denn der Granit ist ein sehr schwer zu bearbeitender Denkmalsstoff. Wegen seiner Härte kann man ihn mit dem gewöhnlichen Handwerks-



Abbild. 13. Potsdam, alter Friedhof: Eleonore Prochaska († 1813)

zeug nicht for-
men, daher ver-
sieht man ihn
meistens mit einer
glasartigen Po-
litur, die dem
Auge wehtut,
bringt auf ihm
die knallig gol-
dene Schrift an
und klebt auf
seine Spitze viel-
leicht noch eine
Vase aus Kunst-
stein, in die man
»zur Zier« eine
Palme aus Blech
steckt (Abbild. 14).
Es wäre ver-
fehrt, sich grund-
sätzlich gegen die
Verwendung von



Abbild. 14. Neuzeitlicher Stadtfriedhof

Granit zu wehren, aber man muß eine
künstlerische Formgebung verlangen; daß
diese durchzuführen ist, haben erste Künstler
durch Arbeiten in neuerer Zeit bewiesen
(vgl. Abbild. 17).

Wenn dagegen ein Grabmalsetzer, wohl
in dem richtigen Gefühl von der Häßlichkeit
der polierten Granitflächen, die Ränder
eines Granitkreuzes mit einer Einfassung
von weißer Elfarbe versieht und mit der
gleichen Farbe
die Inschrift auf-
malt, dann steht
diese Bepinse-
lung in ihrer
künstlerischen Ge-
fühllosigkeit auf
derselben Stufe
wie die Sand-
gebläseschrift.
Diese ist, wie der
bekannte Vor-
kämpfer für neue
Friedhofskunst,
Dr. von Grol-
mann in Wies-
baden, sagt, der
Reford der ästhe-
tischen Gemein-
heit. Auch Orna-
mente — dünne,
ganz naturalistisch

gezeichnete Rosenzweige, genau wie die ge-
preßten aus dem Herbarium aussehend —
oder Engelsfiguren werden dem Stein in
 $\frac{1}{4}$ cm Erhabenheit aufgeblasen (Abbild. 15).
Auf dem härtesten Stoff, auf dem nur die
derbsten und energischsten Schmuckformen
das Gleichgewicht wahren können, sieht man
eine Art Schattenriß, wie mit der Schere
aus Papier geschnitten und aufgeleift.

Gleich einzuschägen sind die Denkmäler,



Abbild. 15. Neuzeitlicher Dorffriedhof



Abbild. 16. Grabdenkmal für Professor Ernst Abbe von Adolf Hildebrand in München

auf die Zuderengel und Täubchen aus Marmor oder Porzellan geklebt worden sind; die Steine, vor denen, in Nachahmung abgeschmackter italienischer Beispiele, eine Zierpuppe als trauernde Witwe steht; die blanken Marmortafeln, die schräg auf steinernen Holzstämmen befestigt sind (Abbildung 15) und vielleicht noch die Photographien der Verstorbenen tragen; die Gebilde aus Zement oder aus Kunststein, der den frisch gebrochenen Sandstein vortäuschen soll, und ähnliche Leistungen. Sie alle tragen den Stempel der Eitelkeit, der faden Gefühlsduselei und der künstlerischen Roheit, und ihr Kennwort heißt: Teuer und geschmacklos.

Am meisten wird der Tiefstand unsrer Denkmalkunst durch folgende Tatsache gekennzeichnet. Will jemand heute ein Grabmal bestellen, dann legt ihm der Steinmetz in den meisten Fällen das Musterbuch einer Fabrik vor und bezieht dann von dieser das Monument mit Inschrift, die Einrahmungsplatten nebst den Fußketten, alles fertig, ihm selbst liegt nur die Untermauerung und Aufstellung des Fabrikats ob. So tief ist das früher blühende Kunsthandwerk gesunken! Und das Publikum? Hat Frau X. für das Grab ihres verstorbenen Gatten einen Granitblock von 3 m Höhe für 4000 M gewählt, so muß die Witwe Y. einen Stein von 3,25 m Höhe für 4500 M erstehen. Und

der Landbewohner holt sich gar ein »modernes«, recht auffallendes Denkmal aus der Stadt, das auf dem ländlichen Friedhof zwischen den schlichten Kreuzen aus Holz oder Eisen sich stets wie ein frecher Eindringling ausnimmt.

Alle diesen traurigen Erscheinungen gegenüber erwachte doch mit der Zeit das deutsche Gewissen. Kunstfreunde und Fachleute, Behörden und einzelne Künstler haben seit etwa fünfzehn Jahren mannhaft eingegriffen, namentlich haben es der Dürerbund und der Bund für Heimatschutz an Belehrung und Aufmunterung nicht fehlen lassen. Wie unsere Künstler an der Schaffung einer neuen Denkmalkunst mitgearbeitet haben, zeigen die Abbildungen 16 bis 22. Die Denksteine sind zwar, mit einer einzigen Ausnahme,



Abbild. 17. Grabdenkmal für den Dichter Wilhelm Herz von Adolf Hildebrand in München



Abbild. 18. Grabdenkmal von Prof. Franz Seck in Berlin

nicht dem Andenken an Krieger gewidmet, aber sie sind charakteristisch für die neuzeitliche Kunstströmung. Sie zeichnen sich durch eine enge Verbindung von Bildhauer- und Baukunst aus und entsprechen den Forderungen, die der Pfarrer Kühner in seiner Schrift »Mehr Sinn für die Stätten unsrer Toten« aufstellt: »Die Form darf nie Selbstzweck sein, darum nie in bloße Dekoration und Spielerei ausarten; sie muß eine Hülle für den Gedanken abgeben, sie muß sein, was der Leib für die Seele ist. Daher weg mit allem Unruhigen und Überladenen, mit allem, was nur blenden, was nur Effekt machen will. Jede ornamentale und figürliche Beigabe muß sich organisch dem Ganzen eingliedern, sie darf niemals als etwas Draufgeklebtes wirken. Sie muß aus einem Bedürfnis, aus einem starken Gefühl hervorgewachsen sein, sie muß der Ausdruck für etwas Seelisches und Geistiges werden, was in dem Entschlafenen gelebt hat oder in den Hinterbliebenen lebt. Nur dann wird sie fähig sein, auch in den Menschen wieder höhere Gefühle auszulösen, reinigend, tröstend und erhebend zu wirken. Die Formen brauchen darum nicht stillos zu sein, aber sie müssen ernst, vornehm und monumental sein.

Ernst verlangt die Weihe des Ortes, der höchste Zweck eines Friedhofs, Ernst, der Ruhe erweckt, der zur Stille der Trauergebanten paßt, der auch zu milder Versöhnung stimmt. Solcher Ernst wird alles Unruhige und alles Zapplige vermeiden, wird lieber in Ornamenten und Figürlichem zuwenig als zuviel tun und darum auf Schlichtheit und Einfachheit hinstreben. Diese ist immer vornehm, während jede Überladenheit und alles Schreiende auch in der Kunst unvornehm ist. Das Feste, das Bestimmte, was man in den Formen ausdrücken will, wird zu einer gewissen Monumentalität führen, die nicht in der Menge der verwendeten Materialien oder angebrachten Zierate liegen wird, sondern in der Geschlossenheit der Form und Sicherheit der Linien.«

Soll ein solches Grabmal aber voll zur Geltung kommen, dann müssen drei Hauptforderungen erfüllt werden: der Grabhügel muß eine würdige Ausgestaltung erfahren, die Gräbergesamtheit und ihre Denkmäler müssen eine harmonische Umgebung erhalten, endlich müssen die einzelnen Denkmäler Rücksicht aufeinander nehmen. Für die Durch-



Abbild. 19. Grabdenkmal von H. Rüsthardt in Hildesheim

führung dieser Forderungen hat der bekannte Begründer des Münchner Waldfriedhofs, der Stadtbaurat Dr. Gräff, in einem Flugblatt des Dürerbundes einige Richtlinien aufgestellt, die wir im Auszug wiedergeben möchten:

Der Grabhügel soll ein natürliches Aussehen besitzen und in uns das Gefühl erwecken, daß der teure Verstorbene unter dem Rasen in Ruhe und Frieden gebettet sei; der Grabhügel soll daher nicht künstlich erhöht und nicht kastenförmig sein, sondern nur eine leichte Erdwelle von 30 bis 40 cm Höhe bilden.

Jede Art der Einfriedigung in den Gräberfeldern ist vom Abels, bestehe sie aus Randsteinen, Eisenstangen oder Eisengittern. Solche Einfriedigungen schaffen eine gewisse



Abbild. 20. Grabdenkmal von Hermann Hahn in München



Abbild. 21. Grabdenkmal von Heinr. Schmieden in Berlin

Absonderung der Verstorbenen, die doch alle durch den Tod gleich geworden sind; sie zerteilen den Boden zu sehr und lassen den ruhigen und friedlichen Eindruck der Rasendecke nicht zur Wirkung kommen.

Bei Ausschmückung des Grabes durch Anpflanzung und Blumen soll man nicht nur auf sich selbst, sondern stets auch auf seine Umgebung, auf Unterordnung im Interesse der Gesamtwirkung sehen. Manche Friedhofsverwaltungen, wie in Hamburg-Ohlendorf (Abbild. 24), führen deshalb selbst nach großen einheitlichen Gesichtspunkten die Ausschmückung durch, auf andern Friedhöfen, wie auf dem Münchner Waldfriedhof, sind die Gräber im Einvernehmen mit dem Friedhofsgärtner nach gewissen allgemeinen Anordnungen der Verwaltung zu bepflanzen und zu schmücken.

Das Friedhofsgelände ist möglichst groß zu bemessen, so daß den einzelnen Grabstätten oder einzelnen Gräbergruppen möglichst viel freies Land zugewiesen werden kann, wie es bei den neuen Anlagen in Hamburg, München (Abbild. 1), Bremen u. a. geschehen ist. Die Zusammenfassung der Gräber und Gräberabteilungen zu einem Gesamtfriedhof kann in regelmäßiger (architektonischer) Art durch Hecken und Allee-bäume oder in unregelmäßiger (landschaft-

licher) Form durch unregelmäßige Zwischenpflanzungen erfolgen. Die Begräbnisflächen auf dem Münchner Waldfriedhof hat man durch Ausholzen eines in der Nähe der Stadt vorhandenen Waldes gewonnen.

Die Entwürfe der Denkmäler müssen der Stadtbaubehörde vorher zur Genehmigung vorgelegt werden. Grell weiße oder grell schwarze Gesteine sowie polierte Steine dürfen nur in Ausnahmefällen zugelassen werden.

Die Denkmäler müssen nach ihrem Material und ihrer Höhe auf dem Friedhof geordnet und gruppiert werden. Man muß Gräberabteilungen schaffen für stehende Steindenkmäler, für liegende Steindenkmäler, für Denkmäler aus Holz und für solche aus Eisen; die Abteilungen sind durch Täfelchen von vornherein kenntlich zu machen. Ferner darf die Höhe der Grabmäler in diesen Gräberabteilungen die Augenhöhe nicht viel überschreiten, da sonst das harmonische Zusammenwirken nicht erkannt und



Abbild. 22. Grabdenkmal von Ernst Haiger in München

Ausgeführt von Steinbildhauer Karl Schwarz in Berlin



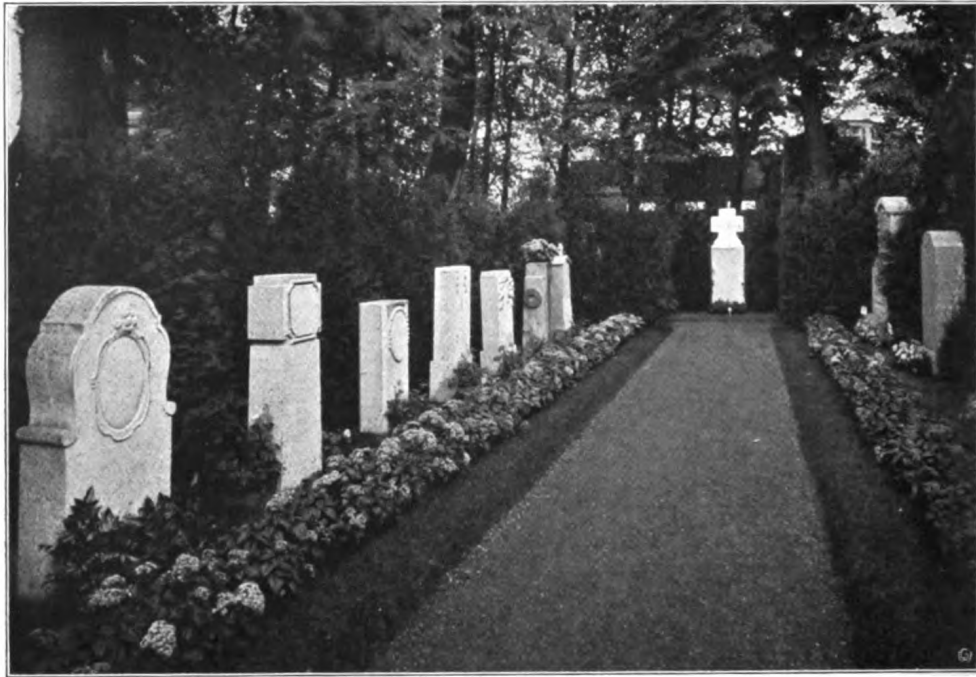
Abbild. 23. Denkstein für den Obersten Korjes († 1810) in Ottenstein

Ausgeführt von Bildhauer Wilhelm Habich in Braunschweig

nicht überblickt werden kann. Bei fundierten Grabmälern ist äußerstens eine Höhe von 2 m, bei nicht fundierten von 1,50 m zuzulassen (Abbild. 1 u. 24).

Natürlich ist bei der Durchführung dieser Richtlinien eine gewisse Selbstverleugnung des Einzelnen nötig, eine Rücksichtnahme auf die Allgemeinheit, eine Unterordnung unter den hohen Gemeinzwang, und ohne einen beschränkten Zwang wird man nicht auskommen, bis jene Anschauungen allmählich dem Volke ins Blut übergegangen sind.

Unbedingt lassen jene wohl allgemein anerkannten Grundsätze einer neuen Friedhofskunst sich verwirklichen bei der Schaffung neuer Friedhöfe, namentlich bei der erfreulicherweise durch viele Stadtgemeinden beschlossenen Anlage von Ehrenfriedhöfen für Krieger, die in deutschen Lazaretten ihren Wunden oder einer Krankheit erlegen sind. Vorbildlich ist hier wiederum die Stadt München durch ihren Stadtbaurat Dr. Gräffl vorgegangen, indem sie einen Teil des Waldfriedhofs für jenen Zweck aufteilte. Vom Hauptwege ist der Eingang zu einer Waldlichtung für etwa hundert Soldatengräber (Abbild. 25), deren



Abbild. 24. Vom Parkfriedhof in Hamburg-Ohlsdorf

jedes mit einem buntbemalten Kreuz aus Eichen- oder Lärchenholz geschmückt ist. Blau-weiße Farben kennzeichnen die Ruhestätten der bayrischen, schwarzweißrote Farben die der nichtbayrischen Krieger. Ein Holzbach gewährt Schutz gegen die Einflüsse der Witterung, und ein gewölbtes Blechschild in Herzform trägt eine kurze Aufschrift. Ein solches Kreuz kostet 15 M und hält 15 bis 20 Jahre, später bleibt den Angehörigen die Erneuerung der Denkmale vorbehalten. Nach Belegung der ersten Waldblichtung bringt man weiter in das Gehölz vor und schafft einen neuen freien Platz, der aber mit dem ersten und den späteren in Verbindung steht; auf jeder neuen Lichtung wird eine andre Form von Grabmälern zur Aufstellung gelangen, z. B. ein Kreuz in andrer Gestalt oder Bemalung, Eisenkreuze, vielleicht auch Denkmäler aus Sandstein. Nach Beendigung des Krieges wird man am Eingang des Ehrenfriedhofs zwei Bildhauerarbeiten aufrichten und an hervorragender Stelle ein monumentales Denkmal, das die Größe unsrer Zeit und unsrer Kämpfe verkörpert und die Namen der begrabenen Helden wiedergibt.

Von großer Wichtigkeit war es, daß der Bayrische Heimatschutz die Gräffelschen

Pläne und andre Vorschläge zu einer bodenständigen Ehrung der verstorbenen Krieger sämtlichen bayrischen Behörden und Friedhofsverwaltungen übermittelte. Damit ist ein maßgebender Einfluß auf die weitere Ausgestaltung der volkstümlichen guten Friedhofskunst in Bayern sichergestellt. Die maßgebenden Stellen in andern Staaten sollten diesem Beispiel baldigst folgen und die günstige Gelegenheit, bessernd auf die Anlage neuer Friedhöfe oder Friedhofsabteilungen einzuwirken, nicht vorübergehen lassen.

Natürlich werden für jede einzelne Anlage und für die Ausschmückung der Gräber die örtlichen Verhältnisse und Geschmacksrichtungen ausschlaggebend sein müssen. Man kann beispielsweise daran denken, in der Mitte oder auf einer Erhöhung des Ehrenfriedhofs Platz für ein später zu errichtendes monumentales Denkmal zu lassen und ringsherum Grabstätten für Offiziere zu schaffen, denn die Vorgesetzten, die mit ihren Soldaten zusammen die Mühsale in den Schützengräben durchmachten und mit ihnen bluteten, sollte man auch im Tode mit ihren Untergebenen vereinen. Die Sitte, die den Geistlichen ihre letzten Ruhestätten um das Hauptkreuz des Gottesackers zuweist, sollte man auch mit jener sinnentsprechenden Änderung

auf dem Soldatenfriedhof üben. Den Mittelpunkt kann auch eine Kapelle bilden, die, ohne dem Kultus einer einzelnen Religionsgemeinschaft zu dienen, die Namen der auf dem von Bäumen beschatteten Friedhof begrabenen Krieger oder auch die der sämtlichen Kriegsoffer einer Gemeinde auf einfach geschmückten Tafeln enthält und die Hinterbliebenen sowie die Mitbürger zu einem sammlungsvollen Verweilen einlabet.

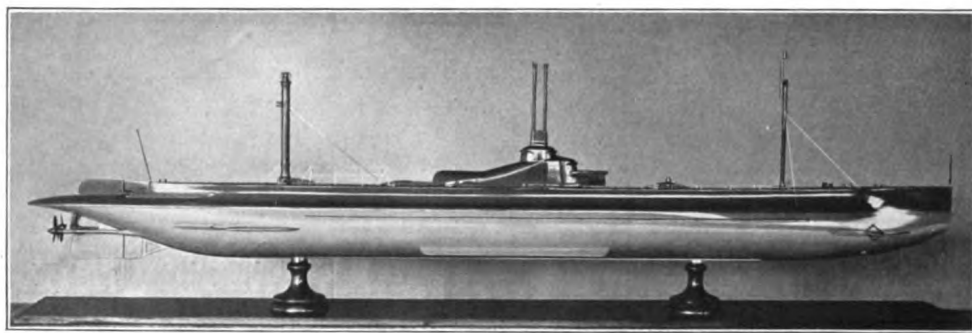
Aber man hüte sich, schon heute an die Errichtung von Grabmälern für Einzelgräber oder gar von umfangreichen Kriegerdenkmälern zu denken. Man warte, bis unsre Künstler als neue Menschen, nach Verarbeitung der überwältigenden Eindrücke in dem großen Völkerringen, aus dem Felde heimkehren; man warte, bis die heimgebliebenen Künstler ebenfalls ihr Denken den gewaltigen Taten unsers Heeres und unsrer Marine voll angepaßt haben. Dann wird uns vielleicht eine neue Denkmalkunst erstehen, mit Schöpfungen, die der in unsern kriegerischen Leistungen verkörperten Tatkraft und Aufopferung entsprechen, die ein Spiegelbild der jetzigen vaterländischen Begeisterung geben.

Denn dadurch wird kein künstlerisches Heldendenkmal geschaffen, daß man eine Nachahmung alter, wenn auch musterhafter Vorbilder hinstellt, oder daß man, wie von einer Kirchhofsverwaltung beabsichtigt wird, in einen Findlingsblock ein eisernes Kreuz einmeißelt, oder daß man bekannte Muster mit kriegerischen Sinnzeichen versieht. Vielleicht nimmt auch unser Kunsthandwerk die Gelegenheit wahr, das Betätigungsgebiet, das es bis in das zweite Viertel des letzten Jahrhunderts beherrschte, unter Führung der Künstlerchaft zurückzuerobern.

Die Soldaten-Ehrenfriedhöfe und die einzelnen Helbengräber müssen nämlich Wallfahrtsorte werden, auf denen die deutsche Bevölkerung vor würdigen und erhebenden Denkmälern unsern toten Helden und ihren Angehörigen für ihre schmerzvollen Opfer aus innerstem Herzen den Dank darbringt. Dann wird, was die Förderer einer neuen Friedhofskunst erstreben, auf der Stätte tiefsten Friedens wieder gesammeltes Verständnis für Form und ruhige Schönheit in das aufnahmebereite und trostbedürftige Gemüt des Friedhofsbesuchers eindringen.



Abbild. 25. Ehrenfriedhof für Krieger im Waldfriedhof zu München



Modell eines deutschen Unterseebootes (Germaniatyp)

U-Boote

Von Georg Schultze-Bahlke

U66 liegt fahrbereit an der steinernen Mole, nachdem seine Probefahrten und nochmalige Überholung in der Werft beendet sind. Es ist ein kalter, klitschiger Aprilmorgen, an dem der älteste Deckoffizier dem Kommandanten die Mannschaft zur Stelle meldet. Mit kurzen Worten gibt der Kapitänleutnant den Befehl zur bevorstehenden Unternehmung bekannt, und ein Leuchten von dreißig Augenpaaren beweist ihm, wie jeder einzelne darauf brennt, an den Feind zu kommen.

Nun heißt es, die Zeit bis zum Auslaufen auszunutzen. Kurze Befehle des Kommandanten fagen der Mannschaft, was noch zu tun ist. Mit Eifer und Freude eilt sie zu ihren Pflichten. Da gilt es, die Vorräte an Frischwasser, Proviant und vor allem die Maschinenvorräte zu ergänzen. Rührend ist es, mit welcher Liebe jeder Teil des Kunstwerks des 20. Jahrhunderts nachgesehen und instand gesetzt wird, ein wahres Liebeslos der Planken, die für lange Tage und Nächte den Seebefahrenen Männern die Welt bedeuten. Inzwischen hat der Kommandant mit den ihm folgenden beiden Offizieren das Boot betreten und dem an der Tür stehenden Matrosen den Ballen Berg aus der Hand genommen, der zum Trocknen der Finger dient; denn die stählernen Wände, Türen und Treppen triefen von Öl. Auf einer schmalen, senkrechten Leiter, die von der Tür des Achterschiffes — einem engen runden Loche — hinabführt, folgen wir ihm in den elektrisch erleuchteten Bauch des Riesenfisches. Schnell gewöhnen wir uns an die vom Ölgeruch schwer und dick gewordene Luft. Uns Landbewohnern drückt sie auf die Lungen, aber die U-Boot-Bewohner atmen sie wie reinen Ozon. Da, während ein Teil der Mannschaft hier im achteren Maschinenraum ihren jeden Nerv anspannenden Dienst tut, schläft die gleiche Zahl der Besatzung in Hängematten, im Lärm surrend schwingender Räder und stampfend rasselnder Maschinen. Dabei ist

der Raum kaum 3 m lang und gerade noch so breit, daß wir, in der Mitte stehend, die feuchten, kalten Stahlwände mit unsern Händen zur Rechten und Linken berühren.

Durch das Loch in der Vorderwand des Raumes schlüpfen wir dem Kommandanten nach zur Kommandozentrale, dem vielseitigen Reich des leitenden Ingenieurs, von wo aus dieser mit wenig Personal die äußerst sinnreich erdachten und kühn zusammengesetzten Maschinen bedient. Wenn nötig, werden dort auch dringende Reparaturen erledigt. Aber dieser Zentrale erhebt sich der erzgehämmerte Turm, der durch das Turmluf beim Tauchen abgegeschlossen wird. Dort finden wir auch das Periskop, das Auge des getauchten Riesenfisches. Spielend gleitet es aufwärts und abwärts. Vor dem Kommandoturm ist die Brücke eingebaut, ein kleines Dreieck, das unterwegs gerade dem Kommandanten, dem wachhabenden Offizier und dem Rudergänger Platz bietet. Von ihm gelangen wir zum Bugraum, in dem sich die Torpedorohre und die stahlglatte, tobbringenden Torpedos befinden. Außer dem Torpedoraum trägt das Vorderschiff noch einige weitere Stahlkammern. Eine ist ebenfalls wie im achteren Schiff zugleich Wohn- und Maschinenraum; eine andre, das Reich des Kochs, birgt einen Puppenherd. Zwei weitere winzige Kämmerchen dienen je zwei Offizieren und Deckoffizieren zum Schlafen, und ein ebenso großes oder kleines Stübchen nennt der Kommandant sein eigen.

Der Rundgang ist beendet; wir kehren mit dem Kommandanten zur Mole zurück. Unter den letzten Befehlen klingen uns noch die Worte nach: »Heute abend nimmt jeder Mann noch ein Bad, und dann Vorrat geschlafen!«

Am übernächsten Morgen ist Schiff und Mannschaft klar zum Auslaufen. In den gegen Kälte, Nässe und Schmutz schützenden Schlosserfittel aus schwarzem Leder gehüllt, steht der Kapitänleutnant auf der Brücke und reißt mit dem Rufe »Klar zum Manöver!« die Besatzung

zusammen. »Maschinen klar!« meldet die Kommandozentrale, und »Leinen los!« befiehlt der Kommandant. Die Taue fliegen, und dem Ruder gehorchend nimmt »U 66« stampfend seinen Kurs auf das Meer hinaus. Im Außenhafen wird zum letztenmal die Tauchprobe gemacht, und dann geht's hinaus, dem Ungewissen entgegen. Draußen steht ein böses, böiges Wetter, und der Seegang nimmt zu. Aber auch das wildeste, stürmischste Wetter kann Führer und Besatzung nicht abhalten, dem Feind entgegenzuziehen. Darum singt ihnen allen der Sturm eine liebliche Melodie, in der Pauken und Trompeten nicht fehlen. Nur wenn der Hunger sich meldet, wird auf Minuten die Spähtätigkeit unterbrochen, und oft werden die gefüllten Teller auf die Brücke gereicht.

Nie ruht das Auge des Führers. Nachdem er Tag und Nacht gefahren, entbedt er endlich gegen Mittag am Horizont eine schwache Rauchfahne. Sofort schrillt das Glodensignal, und im Bauche des Schiffes wird es lebendig. Nicht mit Hast und doch schnell, aber in steter und sicherer Ruhe kommt die wohlgeübte Mannschaft den Befehlen nach. Glinke Hände lassen das gurgelnde, glucksende Meerwasser in die Ballastkammern laufen, aus dem Turm reckt sich das Sehrohr empor, und das Tiefensteuer tritt in Tätigkeit. Klein ist der Horizont geworden für den Führer, darum heißt es warten, bis das Meererschiff in seinen Bereich kommt ... Schabe — es war nur ein neutrales Schiff, auf dem Wege zum Festland. Schnell wird wieder aufgetaucht. Vergößert doch »U 66« durch seine hohe Oberwassergehwindigkeit den Aktionsradius bedeutend. Ist es dagegen untergetaucht, so wird zu der langsameren Fahrt viel elektrische Kraft verbraucht. Jeder der Besatzung weiß aber, daß diese Kraft vor allem dem Kampfe dient. Darum zeigen auch alle, vom Kommandanten bis zum letzten der Mannschaft, so mit ihr. Sie frieren und darben wochenlang bei grimmiger Winterkälte, um im gegebenen Augenblick über genügend elektrische Energie für den Kampfwed zu verfügen.

Nachdem wiederum Tag und Nacht gewechselt, wird am Abend auch der Kommandant

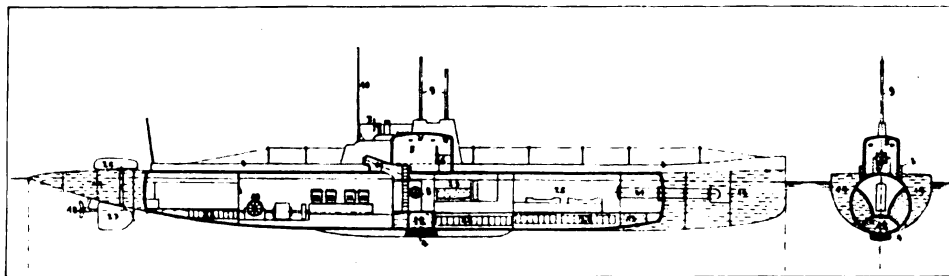
müde, läßt die Ballasttanks volllaufen und legt sein Boot in die sandige Wiege. Auch die Mannschaft schläft. Ein einziger hält am Periscope Wache. Sammelt so die Besatzung im Schlaf neue Kräfte, so wird dabei zugleich Sauerstoff gespart; denn ein schlafender Mensch braucht weniger davon als ein wachender.

Mit neuen Kräften wird der neue Morgen begrüßt. Nachdem der Kommandant durch das Sehrohr vorsichtig Umschau gehalten hat, werden die Ballasttanks leergeblasen, und »U 66« taucht auf. Der Deckel des Turmlufts öffnet sich, und einer nach dem andern steigt aus dem stählernen Fischbauch hervor.

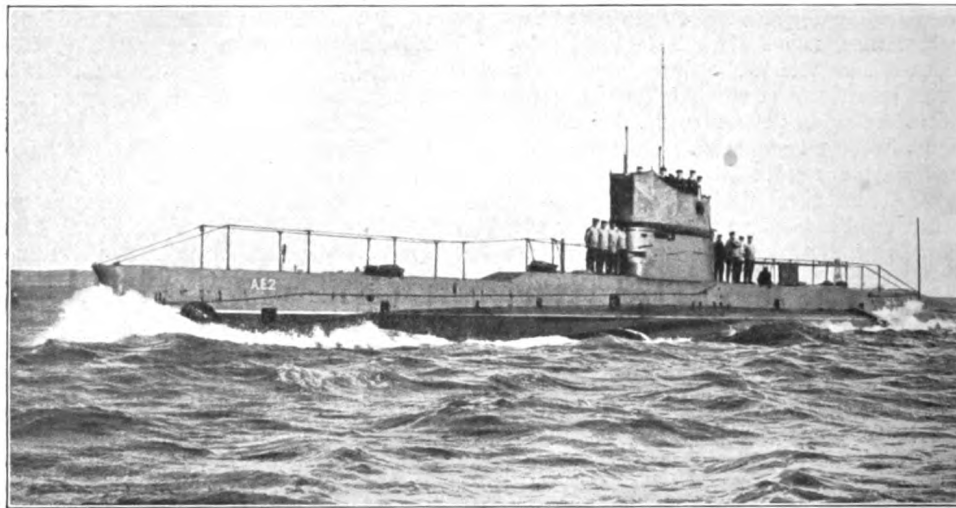
Doch nicht lange dauert die Morgenpromenade auf dem glitschigen Fischrücken. Im Westen taucht wieder eine Rauchfahne auf; schnell verschwindet alles im Inneren. Diesmal war es nicht vergebens: ein Engländer zieht seine Straße. Da gibt es keine Schonung. Nach dem Aufsteigen läßt der Kommandant die englische Besatzung in die Boote klettern und macht sich dann fertig zum Schuß. Das Alarmsignal schrillt durch alle Räume. Jeder Mann steht unten an seinem Posten. »Fertig zum Schuß!« und »Los!« — ein dumpfer Knall verrät der atemlos lauschenden Besatzung, daß das feindliche Schiff getroffen worden ist.

Im großen Modellsaal der Werft. Es ist ein imposanter Raum, in dem uns aus jedem Glasstrank die Früchte deutscher Intelligenz und Arbeit entgegenleuchten: Modelle von Linien Schiffen und Kreuzern, Torpedoboote, Handelsdampfern und in einem langgestreckten Behälter das Modell des deutschen Tauchbootes.

In etwa 35 Jahren hat sich das Unterseeboot zu der heute erprobten Waffe entwickelt. In Deutschland freilich baut man die U-Boote erst seit etwas mehr als einem Jahrzehnt. Mit deutscher Gründlichkeit ist man seinerzeit an die Lösung dieser Aufgabe herangetreten, und so ist es gelungen, alle die Opfer an Gut und Blut zu vermeiden, die in andern Staaten, besonders in Frankreich und England, für den Ausbau des Unterseebootes gebracht werden mußten. Der



Längs- und Querschnitt des italienischen Tauchbootes »Uropo«



Modernes englisches Unterseeboot

Unfall von »U 3« ist wohl der einzige in Deutschland geblieben, der vor dem Kriege Menschenopfer forderte, und diese auch nur, weil die deutsche Auffassung von Pflicht über den Selbsterhaltungstrieb siegte. Die Erkenntnis, daß nur Versuche mit großen, als Hochseeboote gebauten Tauchbooten zum Ziele führen könnten, bescherte uns — im Bunde mit einer Reihe neuer Erfindungen auf dem Gebiete der maschinellen Anordnung und Bedienung der Ballast- und Betriebsstofftanks — diese schneidige, gefürchtete Waffe.

Mit dem Scheitern von dem Modell werden wir auch von unsern geschichtlichen Erinnerungen losgerissen. Draußen auf den Hellingen liegen die neuen Boote in allen Baustadien. Gleich fallen uns die günstigen Wasserlinien des Außenkörpers auf, denen es zu verdanken, daß die Überwassergeschwindigkeit größer ist als beim reinen Unterseeboot, da dessen Druckkörper eine solche Linienführung nicht zuläßt. Der Außenkörper umhüllt den Innenkörper. Dieser enthält mittschiffs die Ballasttanks und vor und hinter diesen die für den Betriebsstoff vorgesehenen Behälter, die sich ganz der Form des Bootes anschmiegen. Die Anordnung des Außenkörpers ist ein Kennzeichen der Tauchboote. Das Tauchen und Auftauchen des Bootes wird durch Füllen und Entleeren seiner Ballasttanks sowie durch die horizontalen Steueruder bewirkt. Und zwar sind die Boote imstande, jede beliebige Tiefe mit einer der Horizontalen nahezu gleichkommenden Genauigkeit zu halten. Die gesamten Vorbereitungen zum Untertauchen nehmen vom völlig ausgetauchten, mit Motoren fahrenden Boot bis zur Tauchbereitschaft nur wenige Minuten in Anspruch. Das Auftauchen erfolgt in der denkbar kürzesten

Zeit. Außerst günstig und sinnreich ist die Unterbringung des Brennstoffes, von dem große Mengen mitgeführt werden können, so daß der Aktionsradius des deutschen Bootes verhältnismäßig groß ist. Namentlich die älteren Boote übertreffen die gleichaltrigen englischen darin erheblich. In den Maschinenwerkstätten der Werft gehen die Maschinen für die demnächst fertigzustellenden Boote ihrer Vollenbung entgegen. Jede einzelne ist ein Kunstwerk der Maschinenteknik. Die auf deutschen Booten eingebauten Maschinen zeichnen sich namentlich durch Betriebssicherheit aus, so daß Frankreich, das immer noch nicht zur endgültigen Lösung dieser Frage gekommen ist, vor einigen Jahren Maschinen deutschen Ursprungs für eine Reihe seiner Unterseeboote bestellt hat.

Am Heck werden gerade die dreiflügligen Schrauben an den Wellen befestigt. Dort wie an den Seiten glänzen bereits die Ruderpaare, aus Stahl gefügt. Und am Bug gähnen uns die verderbenspeienden Mäuler der Torpedolancierrohre entgegen. Beim Näbertreten erkennen wir auch die äußerst sinnreich durchdachte Ventilationseinrichtung: 24 und noch mehr Stunden vermag das Boot mit Besatzung ununterbrochen unter Wasser zu bleiben.

Das Ziel unser Wunsch ist aber der gepanzerte Kommandoturm, der sämtliche für den Dienst des Bootes erforderlichen Apparate enthält und dabei dem Kommandanten und Rudergänger noch Platz zum Aufenthalt bietet. Dabei ist der Turm so geformt, daß er bei der Fahrt unter Wasser den entgegenkommenden Wasserfäden nur geringen Widerstand bietet. Die Augen des Bootes sind die beiden Periskope oder Sehrohre. Sie werden durch elektrische Kraft ausgeschoben und mit Menschenhand ge-



Georg Schildknecht:

Bauernfrau mit Pelzhaube

dreht. Das Gesichtsfeld ist in senkrechter und wagerechter Richtung verhältnismäßig wenig beschränkt, während die Länge der Rohre das Fahren in solcher Tiefe gestattet, daß feindliches Geschützfeuer dem Boote nicht leicht verderblich werden kann. Hinter dem Turm erblicken wir die kleine Plattform, die bei gutem Wetter — selbstverständlich nur bei der Fahrt über Wasser — als Kommandostand dient. Zahlreiche Hilfsmaschinen zum Lenzen (Auspumpen des Wassers), für die Kompressoren und die Ventilation, für das Anterspill (Winde) und zum Trimmen (Kohlenladen) vervollständigen die Einrichtung. Alles in allem kann Deutschlands Schiffbau stolz sein auf dieses aus seinen Werften hervorgegangene Erzeugnis. So konnte es nicht ausbleiben, wie unser lebenswürdiger Führer uns belehrt, daß man im Auslande bald deutsche U-Boote verlangte. Rußland, Norwegen, Österreich-Ungarn und Italien machten Bestellungen, und selbst die neuesten Typen unserer Feinde ähneln in vielen wichtigen Einrichtungen unsern Booten. Bemerkenswert ist es, daß das erste auf einer deutschen Werft erbaute Unterseeboot im Russisch-Japanischen Kriege Dienst tat. Die »Forely« nahm in Wladiwostok an den Operationen teil und hat sich nach dem Urteil des Inspektors des Unterseebootwesens bald allen übrigen dorthin entsandten Booten überlegen gezeigt. Und dabei war es nur ein Zwerg von 16 t.

Angesichts der Erfolge deutscher U-Boote im Vergleich zu denen feindlicher U-Boot-Flottillen ist es wohl angebracht, die Unterseebootmacht des Dreiverbandes näher zu prüfen. Die amtlichen und nichtamtlichen Angaben bis zum Ausbruch des Krieges geben ein einigermaßen richtiges Bild von der Unterseemacht der feindlichen Staaten. Danach hat England Anfang August 1914 etwa 80 Unterseeboote besessen, von denen allerdings ein großer Teil den veralteten A-, B- und C-Klassen angehört, die nur noch für die Verteidigung der englischen Küsten bestimmt und zum Befahren der hohen See kaum geeignet erscheinen. Namentlich die A-Klasse war aus dem ehemaligen Holland-Typ hervorgegangen und hat wiederholt durch viele verlustreiche Unglücksfälle von sich reden gemacht. Fortgesetzt waren die Engländer bemüht, das Displacement der Boote zu erhöhen, bis die neuesten Boote ein solches von 1050 t aufwiesen. Ja, im Frühjahr 1914 wurde der »Nautilus« fertig, der an-

geblich 2000 t Wasserverdrängung und eine Überwassergeschwindigkeit von 21 Knoten besitzen soll. Auch die Dampfstreife soll 3000 Seemeilen betragen.

Was England während der Kriegsmomente zu bauen vermochte, ist nicht bekannt geworden. Dagegen weiß man, daß es in den Vereinigten Staaten zwanzig Unterseeboote bestellt hat, die zerlegt nach Kanada gebracht und dort zusammengekehrt werden sollen. Wie es heißt, sollen die Boote im August d. J. fertiggestellt sein. Nach dem kurzfristigen Liefertermin, zu dem man vorläufig am besten ein Fragezeichen macht, kann es sich aber nur um einen verhältnismäßig kleinen Typ handeln.

In Frankreich steht die Unterseeflotte der britischen nach Zahl und Displacement der Boote bei weitem nach. Zum Teil erreichen die Boote die Größe des englischen V-Typs, haben also ein Displacement von etwa 1050 t. Ihre Geschwindigkeit soll bei der neuesten Klasse bis 19 Knoten über Wasser und 11 Knoten unter Wasser betragen. Für die Fahrt an der Oberfläche bedienen sich diese Boote der Dampfmaschinen oder der Turbinen, für die Unterwasserfahrt — wie alle andern bekannten Unterseebootstypen — der Elektromotoren. Die französischen Boote sind stark bestückt mit je zehn Torpedolancierrohren und je vier 6,5-cm-Schnellfeuergeschützen in Verschieblafetten. Frankreich ist bei der Entwicklung seiner Unterseewaffe wohl am meisten mit Unglücksfällen bedacht gewesen. Allen Lesern wird noch der Untergang der »Pluviose« und der dem gleichen Typ angehörenden »Vendémiaire« in Erinnerung sein.

Am wenigsten zu fürchten ist die Unterseebootwaffe Rußlands. Noch nicht ein Duzend Boote, und auch diese nach Größe sowie nach Betriebsmöglichkeiten und -fähigkeiten mit den U-Booten anderer Mächte nicht zu vergleichen, hat Rußland auf die See hinauszuschicken. Auch Japans Unterseebootmacht ist nicht so ausgebaut, daß sie mit den Westmächten Europas einen Vergleich vertragen könnte.

Nur Deutschland hat es bis heute vermocht, diese neueste Waffe zum Schrecken der Feinde zu machen. Sehen ihre Männer auch weder den Tod, den sie tragen, noch das Verderben, das ihnen droht, so wagen sie doch alles, gewinnen oder verlieren alles. Gewiß ist ihre Kampfweise heimlich, aber sie ist nicht heimtückisch, weil sie jederzeit den vollen Einsatz des Lebens von Besatzung und Schiff fordert.



Französisches Unterseeboot

Literarische Rundschau

Bismarck

Der Mut des deutschen Buchhandels ist bewundernswert. Man sollte denken, daß die Kriegsliteratur, die bis Februar 1915 nicht weniger als 2887 Erscheinungen hervorgebracht hat, die Unternehmungslust unserer Verleger für sich verzehre; aber die Bismarck-Literatur dieses Gedenkjahres zeigt uns, daß auch für sie noch genug von dieser Kraft übrigbleibt. Was wir im letzten Hefte von neuen Bismarckbüchern anzeigten, war nur ein Vortrapp; das eigentliche Heer ist jetzt erst aufmarschiert, zu spät vielleicht, um dem Gedenktage selbst die Ehre zu erweisen, aber früh genug, um von dem Nachhall dieses Tages, für dessen Dauer das kriegerische Ringen sorgt, seinen Gewinn zu ziehen. Denn auch Bismarcks Gedächtnis tritt jetzt über die Schwelle eines neuen Lebens. Dieser Weltkrieg läßt uns an seinem Geist und seinem Werk täglich neue Seiten entdecken, und die Historiker werden noch lange daran zu arbeiten haben, nach diesen neuen Gesichtspunkten und Maßstäben sein geistiges Bild neu zu formen.

Ein gut Teil von dieser neuen Einstellung ist schon in dem Lebensbild zum Ausdruck gekommen, das Erich Marcks, der Verfasser der großen, doch bisher nur bis zu den Märztagen 1848 gediehenen Bismarck-Biographie, in wenigen Monaten, vom Dezember bis Februar, also schon ganz im Bann dieses welterlöschenden Krieges, niedergeschrieben hat (Stuttgart, Costa; geb. 4 M.). Er allein war dank seiner unumschränkten Beherrschung des Stoffes berufen dazu. Die Tiefen dieses neuen Buches sind unverkennbar schon von den neuen Gesinnungen und Fragen dieser harten und großen Tage durchströmt. Aber der äußere Spiegel läßt nichts von tagespolitischer Aufregung sehen: hier waltet die Ruhe und Sachlichkeit des Historikers, der die Gebote seiner Darstellung aus dem Gegenstande selbst nimmt, ohne Eignes nachträglich hineinzutragen. Keinen geistreichen Versuch über Bismarck wollte Marcks schreiben, sondern einen Bericht von ihm, in kurzer, übersichtlicher Form, in scharfer, begründender und urteilender Zusammenfassung des Tatsächlichen, einen Bericht von seinem Werden, Sein und Handeln, seinen Wandlungen und Wirkungen. Nicht als eine in jedem Satz und Wort bewußte, in jedem Zuge nachseilende Bildnerarbeit darf man dieses Buch auffassen, sondern als einen unheimlichen Erguß aus einer belasteten und erhobenen Seele. Und unmittelbar, wie es entstanden, wird es wirken, nicht als ein Programm der Zukunft, denn es handelt von der Geschichte, aber als ein Bekenntnis, das von großen deutschen Erlebnissen und Taten und

von einem großen deutschen Menschen zu künden hat, von einem Heldentum, dessen Anblick allein Kraft, Trost, Mut, Hoffnung und Glauben gibt: Glaube an das Volk, das er aufgerichtet hat und das er verkörpert, und über allen Tod hinaus Glaube an Leben und Zukunft.

Neben diesem aus der Fülle des Wissens und der Anschauung geflossenen Lebensbilde haben die andern alle es schwer, auch nur eine bescheidene Stelle zu behaupten. Zumal wenn es sich, wie in dem von Arnold Stiebritz für Hesses neue Lebensbilder-Sammlung »Bannerträger für Deutschland und Vaterland« geschriebenen Buche, um ein Erstlingswerk handelt (Leipzig, Hesse & Welter). Das Rühmenswürdige an dieser Erscheinung ist erschöpft, wenn man die Schlichtheit, Wärme und Bescheidenheit der Darstellung anerkennt — was wirkliche Volkstümlichkeit des Tones heißt, wird der jetzt noch zu sehr von seinen Quellen abhängige Verfasser erst aus eigenem Denken und Erleben lernen müssen. Gut und geschmackvoll ist die Bilderauswahl des Bandes: diese Bildnisse, Szenen und Kunstwerke treffen und betonen wirklich die Höhepunkte in Bismarcks Leben, Schaffen und Wirken.

Dem Buche von Sophie Charl. Sell über Bismarcks Frau hat Eduard Heyd ein männliches Gegenstück zur Seite gestellt. Dieses Lebensbild Johanna von Bismarcks (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; mit acht Bildnissen; geb. 6 M.) gründet sich auf noch unveröffentlichten Briefen, meistens vertrauten Freundschaftsbriefen, in denen das rein Menschliche und schlicht Häusliche den Ton angibt, und, wie man kaum noch hinzusetzen braucht, Bismarck selbst als zärtlich betreuter Ehemann und Familienvater den Mittelpunkt bildet. Man darf keine tiefsinnigen oder auch nur geistreichen Welt- und Menschenbetrachtungen in diesen Briefen suchen; die vollkommene Natürlichkeit und Ungezwungenheit, die alle Beobachter an Bismarck selbst rühmten, waren auch die Haupttugenden der Fürstin. Gezierte Menschen, das wiederholt sie öfter, waren ihr ein Greuel, und so wäre es ihr auch unmöglich gewesen, gezierte Briefe zu schreiben. Wie ihr Stil manchmal eine überraschende Ähnlichkeit mit dem Frau Ujas und Liselottes von der Pfalz aufweist, so trägt sie gleich diesen beiden prächtigen Naturmenschen auch ihr Herz mit all seinem Glüd und all seinen Sorgen gern auf der Zunge, und zwischen Lippe und Feder gibt es bei ihr keine Entfernung. Johanna von Bismarck ist eine Künstlerin des Miterlebens, begabt mit jener oft leidenschaftlichen Innerlichkeit des Gefühls,

die Bismarck schon an seiner Braut bewunderte. Dieses Miterleben gilt in erster Linie den lieben Menschen ihrer Umgebung, dann aber auch der Natur, der edlen Musik und guten Büchern, jedoch immer wieder vor allem andern ihrem Herrn und Gemahl. Durch all diese Briefe schwingen heimlich Schillers Verse aus den »Piccolomini«:

Das Weib soll sich nicht selber angehören,
An fremdes Schicksal ist sie fest gebunden.
Sie aber ist die Beste, die sich Fremdes
Aneignen kann mit Wahl, an ihrem Herzen
Es trägt und pflegt mit Innigkeit und Liebe.

Bei der Regsamkeit, die unsre Bismarck-Literatur nun schon seit vielen Jahrzehnten entfaltet, ist es kein Wunder, daß die eigentlichen Erinnerungen an Bismarck zu versiegen beginnen. Man muß dankbar sein, wenn aus seinen alten Mitarbeitern und Freunden durch geschickte Thema- oder Fragestellung noch einiges Neue hervorgehoben und einzelne Seiten seines Lebens aus ihrer unmittelbaren Anschauung neu beleuchtet werden. Das ist das Verdienst des Bandes, den Erich Marks und Karl Alexander von Müller in Verbindung mit A. von Brauer aus Aufzeichnungen aller Art zusammengestellt haben (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; in Halbleter geb. 10 ½ M.). Fast alle bedeutenden Persönlichkeiten, die gewürdigt waren, an Bismarcks Werk mitzuarbeiten, sind an dieser Sammlung beteiligt, aber auch seine Freunde, Ärzte und Seelsorger nehmen das Wort, und so setzt sich mosaikartig aus kleinen und großen Steinen ein Lebensbild zusammen, das zwar nicht ganz geschlossen, dafür aber desto reicher an neuen, zuweilen sogar überraschenden Zügen ist. Es fehlt fast kein Zweig der mannigfach verästelten Wirksamkeit Bismarcks: aus dem Bereich der äußeren Politik berichten Botschafter, Gesandte und Staatsminister, aus der inneren Politik und Verwaltung Geheime Räte und Oberpräsidenten, aus dem persönlichen Kreis u. a. der Oberhofprediger Tynander und der Geh. Medizinalrat Schwening. Dazu gesellen sich allerlei Dokumente und Briefe, die bis heute wenig oder gar nicht bekannt geworden sind, und ein paar Aufsätze über bisher vernachlässigte Sondergebiete des Bismarckschen Wesens, darunter als einer der anregendsten Beiträge eine Abhandlung über Bismarcks Schreibweise. Das Buch ist etwas bunt, und es fehlt ihm an dem fest zusammenschließenden Rahmen, dafür aber hat es, fast als einziges unter seinen Gefährten dieses Jahres, den Ruhm, Neues und Förderndes zu bringen.

An einigen Punkten streift dieses Buch der Erinnerungen schon die Anekdote, wenn man darunter eine nicht bloß kuriose und unter-

haltende, sondern vor allem kennzeichnende und einprägsame Geschichte versteht, die in ihrer höheren Gattung aufschlußreich und wahr, in ihrer bescheideneren wenigstens gut erfunden ist. Eigentlich sollte solche Anekdoten von historischen Persönlichkeiten nur sammeln, wer in den innersten Kern ihres Wesens eingedrungen ist und alle ihre Möglichkeiten kennt. Von dem übergeschäftigten Erwin Rosen, dem Mätkdor der Anekdotenjäger, wird man das weder verlangen noch behaupten können, und so hat denn seine neueste Anekdotenlese »Bismarck, der große Deutsche«, erschienen als Band 18 der Luzischen Anekdotenbibliothek, manches an Bord, das wohl ergötlich zu lesen, nicht aber dazu beiträgt, Bismarcks Erscheinung zu beleben und zu erhellen. Der Nutzen solcher Bücher ist gering; sie dienen mehr der Zerstreuung als der Sammlung, auch wenn sie, wie es Rosen tut, bei jedem aufgelesenen Palm-Blut und Feldmark verzeichnen, auf dem er gewachsen ist.

Beträchtlich höher als Rosens Stoppelwerk steht das Jubiläumswerk von Dr. Paul Liman: Bismarck in Geschichte, Karikatur und Anekdote, ein Prachtwerk mit 320 Seiten Text in Quartformat, 242 Abbildungen und 20 ein- und mehrfarbigen Kunstbeilagen (Stuttgart, Stredler & Schröder; geb. 14 M.). Auch hier überschatten freilich die Geschichten die Geschichte, aber Limans Bismarckkenntnis ist der Rosens unendlich überlegen, und so dürfen wir schon der Kunst seiner Auswahl mehr Zutrauen entgegenbringen. Was er aus den 12000 Karikaturen, die ihm vorgelegen haben, aneinandergereiht hat, spiegelt die ganze Stufenleiter der Gefühle wider, die Bismarck bei seinen Deutschen und dann in der ganzen Welt hervorgerufen hat. Widerwilligkeit wandelt sich in Anerkennung, Bewunderung, Begeisterung und Schwärmerie; Haß wird zur Liebe, Schadenfreude und Neid zu Furcht und Respekt. Alle Parteien in Preußen und im Reich haben hier ihren Stift angesetzt, Inland und Ausland haben ihre Beiträge geleistet, und so viel davon auch verzeichnet oder bloß aus der Aufwallung des Augenblicks hingestümpert sein mag, das Ganze setzt sich doch zu einem Denkmahl zusammen, das mit jedem Stein von Bismarcks Größe zeugt. Das Geschickteste und eigentlich Fesselnde an dem Buche ist aber die Verknüpfung mit bezeichnenden Geschichts- und Lebenszügen, die Liman zu seinen Bildern geliefert hat. Er wußte offenbar, wie leicht das Auge ermattet, wenn es immer nur auf Verzerrungen und Übertreibungen fällt. Da hat er denn von dem Schwung seines volltönenden Pathos und dem Gewicht seines vaterländischen Ernstes Gebrauch gemacht, und nun bekommen all diese gaukelnden Epifoden auf

einmal Zusammenhalt und Tiefe; auch ein anspruchsvoller Leser kann darin lustwandeln, ohne Leere zu empfinden.

Mit Liman sind wir schon in die Nachbarschaft der Bilderwerke gekommen, wie sie dieses Gedächtnisjahr trotz der schlechten Geschäftslage noch immer überreichlich auf den Markt gebracht hat. Das Werk von Dr. Alfred Funke, das bei Vobach & Co. in Leipzig in Lieferungen erscheint, verhüllt seinen Zweck als Bilderwerk noch einigermaßen durch einen volkstümlichen und warmherzigen Text, der namentlich alle Gefinnungs- und Gemütswerte der Bismardischen Persönlichkeit mit erzieherischer Absicht hervorhebt. Vollends Bilderwerk aber ist eins der schnell bekannt und beliebt gewordenen Montanus-Bücher (Siegen und Leipzig, Herm. Montanus). Hier zieht das Leben Bismards oder eigentlich schon das seiner Verfahren in fast 200 Bildern an uns vorüber. Es ist erfreulich, daß in diesen Blättern alles Künstlerische neben dem rein Photographischen seine verdiente Auszeichnung erfährt, und daß auch die Augenblidaufnahmen, die namentlich in der Friedrichsruher Zeit eine so große Rolle spielen, meistens recht geschmackvoll ausgewählt sind. Das Buch ist auf Massenablaß und Massenwirkung angelegt, aber als Ergänzung zu einer ernsteren Bismardwürdigung, als sie die Einführung dieses Bandes bieten kann, wird sich diesen Bilderband auch der gern gefallen lassen, der sonst alle oberflächliche Augenweide von dem teuren Namen fernhalten möchte.

Es ist gewiß kein Zufall, sondern hängt aufs engste mit unserer vertieften und gesammelten Zeitstimmung zusammen, wenn Bismards Glaube gleichzeitig zum Gegenstande zweier theologischer Untersuchungen und Darstellungen gemacht worden ist. Auf Grund einer schon vor fünfzehn Jahren erschienenen Schrift, die sich zumeist auf eigne Äußerungen des Kanzlers stützte, hat das der Kieler Universitätsprofessor und Vorsitzende des Evgl. sozialen Kongresses Otto Baumgarten getan (Tübingen, J. C. B. Mohr). Man merkt es diesem Werke an, daß es langsam gereift, daß jeder Abschnitt und jeder Satz gründlich durchdacht, ja in stetem Umgang mit Bismards Leben und Denken, Fühlen und Empfinden vom Verfasser selbstständig erlebt worden ist. Jeder, auch der kleinste Zug wird hier belegt oder an andern, verwandten abgewogen, und bündige Schlüsse und Urteile werden erst geprägt, wenn der Verfasser (und der Leser mit ihm) sicher sein darf, auf festem, wissenschaftlich erhärtetem Boden zu stehen. In seiner Wirkung ist dies ebenso gründliche wie in seiner Form einfache, durchsichtige und bestimmte Buch eine positive Antwort auf Grenssens mißglückte epische Ausprägung der Bismardischen Weltanschauung.

Auch in der kleinen Schrift, die der junge Theologe Hans von Soden über dasselbe Thema verfaßt und Daedch in seine Flugschriften (40. Heft; Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) aufgenommen hat, verbirgt sich diese Widerspruchsabsicht nicht ganz, obwohl es Soden vermeidet, auch nur Grenssens Namen zu nennen. Ihm offenbart sich das eigentlich Heldenhafte Bismards in dem Mut zur Verantwortung (während Baumgarten es in der Demut vor dem Allmächtigen sieht), er zeigt, wie Bismard aus den Jahren des Zweifels und eines pantheistisch gefärbten Deismus sich in schweren inneren Krisen zu dem persönlichen Gottesglauben, dem Erlösungsbedürfnis und der Heilsgewißheit eines tief innerlich erlebten Christentums durchrang, ohne sich je zum dogmatisch Doktrinären zu verhärten oder in Engherzigkeit und Unbulsamkeit gegen andre zu verfallen.

Auch der Roman fängt jetzt an, sich des Bismardischen Lebens zu bemächtigen, das ihm als natürlich gewachsenen Kunstwerk mit der Fülle seines Gehalts und dem Reichtum seiner Katastrophen so glücklich entgegentritt. Walter Flex freilich begnügt sich zunächst mit den Vorfahren Bismards, faßt sie aber, wie uns bereits sein hübsches Novellenbuch von den »Zwölf Bismards« gezeigt hat, schon als bedeutame, seiner Erscheinung vorausseilende Reflexe echt Bismardischen Wesens auf. Zu einer größeren Erzählung hat sich ihm das Leben des Kanzlers Klaus von Bismard gestaltet (Stuttgart, Verlag der Evangelischen Gesellschaft). Dieser Klaus von Bismard ist der Aldermann und Hilbejunter der Stadt Stendal, der von Ludwig von Wittelsbach, also im 14. Jahrhundert, für die Dienste der Mark Brandenburg verpflichtet wurde und seinem Landesherrn in den Wirrnissen der haßerfüllten Parteien mit großen Opfern unter schweren Kämpfen treu und fest zur Seite stand. Als Kanzler der Mark ging Klaus Bismard, ebenso klug wie tatkräftig, furchtlos und ohne Zaubern seinen klar erkannten, aber an Konflikten reichen Weg, bis ihm Rachsucht und Verrat ein Ziel setzten. Mit der ihm wesensgleichen Mutter zugleich starb er, selber ein Roland der Treue und Kraft, zu Füßen der Stendaler Rolandsäule als ein Opfer seiner Treue. — Man spürt der in Handlung und Sprache markigen, zuweilen sogar allzu gebrungenen Erzählung an, daß sie durch das Medium der dramatischen Form hindurchgegangen ist: das an vielen Orten mit gutem Erfolg aufgeführte Kanzlerdrama von Flex behandelt denselben Stoff. Namentlich als stählende Lektüre für die reifere Jugend möchten wir das Buch aufs wärmste empfehlen.

Gleich eine ganze Romantrilogie will Karl Hans Strobl dem eisernen Kanzler wid-



Marie Giese: fahnenweihe im Städtchen

men. Erschienen davon ist der erste Band, der sich »Der wilde Bismard« betitelt (Leipzig, Stadtmann) und also die Zeit des Werdens, Gärens und Schäumens, aber auch schon die ersten Zeugnisse des Reisens umfaßt, von den Kindertagen auf Kniephof an über die harte Zucht auf Plamanns Schule, das Göttinger Burschenleben, die Aachener Referendarzeit und die Junferjahre bis zu den Revolutionstagen von 1848. Die Klippen, die dem historischen Roman drohen, sind allzu sllavische Abhängigkeit von dem Überlieferten auf der einen, allzu freie, ausschweifende Phantasie auf der andern Seite. Strobl ist klug und geschickt genug, sein Schiff zwischen diesen beiden Gefahren hindurchzusteuern. Er hat sich vor seinem inneren Auge erst einmal die Gestalt Bismards fest und klar aufgebaut und ist nun in ihrer Widerspiegelung und Ausgestaltung frei genug, um bei allem Gehorsam vor den geschichtlichen Tatsachen doch ein künstlerisches Gebilde der Bismardschen Entwicklungsjahre hinzustellen, das sich von dem historischen Material löst und das Recht auf eignes Leben behauptet. Wie immer in seinen Romanbüchern, zeigt sich Strobl auch

hier stark im Ergreifen und Gestalten markanter Szenen, in denen sich wie in Angeln die Konflikte und Krisen seines Helden, ja — und diese Stellen gehören zu den Höhepunkten des Romans — auch seiner Zeit bewegen. Ein bißchen bewußte Spekulation auf die Neigungen des großen Lesepublikums mag schon dabei sein: wie Verbes mit Zartem, Ernstes mit Heiterem immer fesselnd, oft überraschend abwechselnd, so artet die Fülle des Geschehens wohl manchmal in Atemlosigkeit aus, die uns auch da nicht verweisen läßt, wo Ruhe und Besinnen eine Wohltat wäre.

Von den Bismardbildern, an denen es so wenig fehlt wie an neuen Bismardplastiken und -medaillen, wollen wir nur ein Blatt nennen und empfehlen, weil es in volkstümlicher Auffassung den Typus Bismard in kraftvoll deutscher Form ausprägt. Das ist Karl Bauers bei Teubner in Leipzig erschienene farbige Steinzeichnung, die sich als Wandschmuck für Haus und Schule gleich gut eignet und auch größere Räume mit ihren starken Umriffen und ihren kräftigen Farben zu beherrschen vermag. E. W.

Karl Theodor von Heigel †

Im Sommer, einige Wochen vor Ausbruch des Krieges, sah und sprach ich ihn zum letzten Male. Er war eben erst aus seiner Heimatstadt Nürnberg von einer Vorstandssitzung des Germanischen Nationalmuseums zurückgelehrt, und die Müdigkeit der Reise lag ihm noch ein wenig in den Gliedern. Aber wie hurtig und rege war er alsbald bei der jenen Verhandlungen ganz fernliegenden Sache, die mich zu ihm geführt hatte! Wie freudig und lebhaft und bescheiden zugleich sprach er von den »unverhältnismäßig umfangreichen Studien«, die er in den Münchner Archiven für das den »Monatsheften« zugeordnete Lebensbild des Grafen Rumford (Dezemberheft 1914) gemacht habe! Und wie lebenswürdig besorgt zeigte er sich, daß dieser Beitrag nun auch ja die runde, ausgeglichene Essayform bekomme, die seiner Veröffentlichung in einer »schönwissenschaftlichen Zeitschrift« gebühre! Dazwischen streute er ein paar freundliche Worte der Erinnerung an die drei Semester, während der ich in München sein Schüler gewesen war und er sich im Akademisch-Literarischen Verein als Ehrengast gedulbigen Ohrs unre juvenilia in Gestalt von poetischen und literarhistorischen Vorträgen hatte gefallen lassen.

Erst als ich wieder unten auf der Theresienstraße war, kam mir zum Bewußtsein, daß sich mir in dieser knappen halben Stunde der ganze Karl Theodor Heigel offenbart hatte: der Mann des unbedingten Deutschtums, der dabei doch

ein so ferniger, festgewurzelter Bayer war; der unermüdlische, freudige Arbeiter, der bei all seinen Leistungen nie die Bescheidenheit und Selbstkritik verlor; der wahrhaft moderne Historiker, der sich konsequent ein ganz bestimmtes Gebiet der neueren Staatengeschichte zu eigen machte, dabei aber stets den freien Blick auch für die Nachbargebiete, für Soziologie, Kultur-, Kunst- und Literaturgeschichte, behielt; der formgewandte Schriftsteller, der nie vergaß, daß auch der wissenschaftlich gründlichste und selbständige Aufsatz, soll er zum vollen Leben gelangen, ein kleines Kunstwerk der Gestaltung sein muß, und endlich der wadere Mensch voller Güte, Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, dem Fördern und Ermuntern ein natürliches Herzensbedürfnis war.

Die meisten von Heigels größeren zusammenhängenden Arbeiten beschäftigen sich mit der Geschichte Bayerns, der Wittelsbacher und der Stadt München, mit der er in all seinen Lebensgewohnheiten und Liebhabeereien unzertrennlich verbunden war; von hier gingen auch seine allgemeineren Geschichtsdarstellungen gern aus, hierher kehrten sie immer wieder zurück — aber niemals, auch in seinen Auftrags- und Festschriften nicht, hat er sich vom bayerischen oder auch nur vom süddeutschen Partikularismus in Bande schlagen lassen: alles, was er während seines 72jährigen Lebens (geb. 23. August 1842) geschrieben hat, ist erfüllt von einem bewußten Deutschtum; immer ist er bereit, für die Ehre

und Größe des Deutschen Reiches aus Vergangenheit und Gegenwart die Zeugen sprechen zu lassen, die dem Rufe seiner glänzenden Kenntnisse so willig gehorchten. Er war's, der am 22. März 1897 in der großen Münchner Bürgerversammlung die Festrede zum Gedächtnis Kaiser Wilhelms I. hielt, er, der am 18. Oktober 1908 zu Regensburg mit begeisterten Worten das vaterländische Werk Bismarcks feierte, als dessen Büste in die Walhalla aufgenommen wurde. Dem engsinnigen Spezialistentum und jeder eingeschworenen »Richtung« war er so abgeneigt wie dem Fachbünkel und der akademischen Unfehlbarkeit. Wir jungen Studenten, die wir seine Zuhörer waren, haben das bei seinen lebhaften Exkursen in Sprachgeschichte, Dichtung und Kulturleben noch in weit höherem Maße erfahren als die Leser seiner Bücher, wohl weil wir dankbarer dafür waren und die jugendlich spannkraftige Bereitwilligkeit darin spürten, mit der Zeit und ihren neuen Ideen zu gehen. Seine 1897 erschienene vorurteilslose Würdigung Taines und all der erfrischenden Gedanken, die der Franzose mit seiner Betonung der Kulturgeschichte und Geschichtsphilosophie in die Historie gebracht hat, hatte ihre Vorläufer längst in seinem Kolleg und seinen historischen Abungen. Auch als alle wissenschaftlichen Würden und Auszeichnungen, die Staat und Hof zu vergeben hatten, auf seinen Schultern lagen, als er Universitätsprofessor (Nachfolger von Giesebrecht), Direktor des Historischen Seminars, Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates, Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Maximiliansritter mit dem persönlichen Adel war, wurde er nicht müde, zuzulernen und sich neue Felder des

Wissens zu erarbeiten. Fleiß war ihm eine organische Notwendigkeit und ein Lebensbalsam für manche Wunde.

Seine gelehrten Verdienste um die Geschichtswissenschaft mögen und werden seine Fachgenossen würdigen; uns, seiner weiteren Lesergemeinde und insbesondere dieser Zeitschrift war er am wertvollsten als Künstler des Essays in dem alten gebiegenes Sinne, der als Inhalt für die künstlerische Form — die heute zu neuer Blüte gekommen ist — statt der verblüffenden Originalität und der gesuchten Geistreichigkeiten — die heute allzu frei wuchern — die selbständig, in strenger wissenschaftlicher Methode gezogenen Forschungsfrüchte fordert. In der durchsichtigen, edel ausgeglichenen Form war der Essayist Heigel vielleicht ein Erbe der Münchner Tafelrunde, die diese Tugend wohl der geistigen Etikette der Maximilianischen Symposien verdankte; im wissenschaftlichen Gehalt, in der Sicherstelligkeit seiner Aufsätze, Vorträge, Studien, Bilder und Skizzen, von denen er neun Bände veröffentlicht hat, läßt er jene Halbgelehrten, auch ihren Meister Riehl, weit hinter sich zurück.

»Westermanns Monatshefte« war Karl Theodor Heigel ein früher, immer dankbar begrüßter Mitarbeiter. Hier hat er über Antoine Barnave, den französischen Revolutionsmann von stiller, echter Größe, über Karl Theodor von Pfalz-Bayern in seinem Verhältnis zu Voltaire, über Metternich, Gneisenau und Dalmann, aber auch über Peter von Cornelius und den bayerischen Hiesel geschrieben. Die Feste, in denen sein Name vertreten ist, gehören zu den wertvollsten in den 120 Bänden dieser Zeitschrift — wie könnten wir je anders als in Liebe und Dankbarkeit seiner gedenken! F. D.

Stephan Milow †

Jetzt, wo uns jeder neue Kriegsmonat zeigt, wie gut sich Leier und Schwert vertragen, wo keine Woche vergeht, ohne daß ein in klassischer Feldprosa geschriebener Trost- und Ruhmesbrief eines Offiziers an die Hinterbliebenen eines Gefallenen öffentlich bekannt wird, zur Beschämung oft der Berufsschriftsteller, da brauchen wir kein Wort der Verwunderung mehr zu verlieren über die gute Kameradschaft, die in dem unlängst (12. März) verstorbenen Stephan Milow Dichtkunst und Militärberuf hielten. 1865 veröffentlichte Milow seinen ersten Gedichtband, 1866 als Dreißigjähriger seine erste Erzählung. Seitdem ist, oft in langen Abständen, eine Reihe von Gedicht- und Novellenbänden sowie Dramen Milows erschienen, die meisten bei Bong in Stuttgart, in zwei Auswahlbändchen, einem lyrischen und einem novellistischen, einiges später auch bei Hesse (Moderne Lyriker, V; »Arnold Frank und

andre Novellen«). Der Grundton seiner Dichtungen, auch seiner erzählenden, war das Lyrische; selbst seine Prosa beherrschte das Gesetz einer edel durchgebildeten Form, seine Gedichte gehen oft ganz darin auf, was nicht hindert, daß das Temperament des Süßlaven (Milows eigentlicher Name war Milentovich), eine dunkel-elegische Flamme, manchmal, wenigstens in jüngeren Jahren, mit heftiger Glut aus dem Gefäß herauszuschlug. Aber er wußte sich nach hohen Vorbildern zu erziehen. Wie er still und bescheiden seine Tage lebte, fern vom lauten Markt des Erfolges, so rang er sich in seiner Einsamkeit allmählich zur Höhe künstlerischer Abgeklärtheit und fast erhabener Ruhe empor. »Nur schmale Psalme«, heißt es in der kleinen Schrift, die Jos. Karl Ratislav dem Dichter gewidmet hat (Stuttgart, Bong), »führten aus dem Leben zu Milows Kunst, und an diesen gingen viele achtlos vorüber, nicht wissend, daß

sie zu blühenden Gärten führen, wo Sonne und Glück und hohe Liebe belebend und wirkend alles verschöneren.« Milows Stoffe waren keine andern als die uralten der Lyrik: Natur und Liebe, aber er hat sie durch eigne Töne, vor allem durch leidenschaftliche Selbstbezwungung zu läutern und zu adeln gewußt wie selten einer seiner Generation, und neben der reinen Gefühlslilik hatten auch die Gedankendichtung, die sozialen Lebensbilder und die philosophische Hymne («Ein Lied der Menschheit») ihre Stätten. Seine Novellistik dagegen zieht sich ganz ins Innere der Menschenbrust zurück. Es geht ihm wie einem seiner Selben: »Er sah die Welt jetzt gleichsam nur von innen an, und es war ihm, als verschwänden alle Alexander- und Napoleonszüge, alle brausenden Völkertkämpfe, welche die Geschichte dem Gedächtnis der

Menschheit vermittelt, vor der stillen, tiefen Herzensnot, die oft nicht ein Auge gewahrt.« Für Milows Art, Menschenleben und Menschen-schicksal zu empfinden, möge das Gedicht »Ewig« zeugen:

Aus tausend Blüten bricht die Kunde,
Es ist nur Täuschung aller Tod!
So klingt es schmetternd in der Kunde,
So spricht das goldne Morgenrot.

Wir stehen unter Blütenbäumen —
Mit Jubel denk' ich's, daß du mein,
Und rufe laut in sel'gen Träumen:
Oh, dieses Glück muß ewig sein!

Da fallen welke Blätter nieder,
Es schauert leis der Lenz im Wind:
Ja, ewig! sagst du lächelnd wieder
Und blickst auf unser spielend Kind.

J. D.

Literarische Notizen

Deutsches Barock und Rokoko. Herausgegeben im Anschluß an die Jahrhundertausstellung deutscher Kunst 1650 bis 1800, Darmstadt 1914, von Georg Biermann (Leipzig 1914, Verlag der Weißen Bücher, Fr. E. Schwabach).

Aber die Aufschlüsse, welche die Darmstädter Jahrhundertausstellung von 1914 unserm Wissen um die deutsche Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts gebracht hat, ist in einer kurzen Übersicht in diesen Blättern behandelt worden (vgl. S. 373 dieses Heftes). In diesem Augenblick können wir mit großer Freude berichten, daß das monumentale Abbildungswerk jener Ausstellung trotz dem Kriege und allen entgegenstehenden Hindernissen in zwei stattlichen, schweren Bänden herausgekommen ist, 1326 Abbildungen umfassend und mit textlichen Einleitungen versehen. Gleich der Berliner Jahrhundertausstellung von 1906 liegt also nun das Resultat großartiger Bemühungen in einer Gestalt vor, die es erlaubt, die vorübergehende Ausstellung weitverstreuten Besitzes für alle Zeiten der Kunstforschung und der Freude an den alten Meistern dienstbar zu machen. Man übersieht jetzt, gewissermaßen im Umdrehen und bequemer als in den weitläufigen Sälen des Darmstädter Schlosses, die unendliche, für den Uneingeweihten höchst überraschende Fülle von ausgezeichneten deutschen Werken aus einer Zeit, die für kunstarm galt, und man wird angesichts dieser langen Reihen sein Urteil erheblich ändern, wie man es seit 1906 in bezug auf die deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts geändert hat. Zuzugeben ist, daß (was selbstverständlich) nicht alle der aufgestellten und mithin wiedergegebenen Bilder Meisterwerke sind, und daß sich sogar unter den 32 prächtigen Heliogravüren, namentlich im zweiten Bande, Dinge befinden, die man einer solchen Ehre nicht für unbedingt würdig halten

möchte. Aber der geschärfte Blick wird Weizen von der Spreu zu scheiden wissen; und ob man z. B. Rußkoff, Plager oder Maron zu den Kornphäen rechnen soll oder nicht, wird sich auch bald herausstellen.

Aber es soll hier keine Kunstgeschichte getrieben werden: das Urteil des Referenten ist bereits an anderer Stelle niedergelegt. Das Wichtige und Folgeschwere ist, daß diese Veröffentlichung bei Sturm und Ungewitter glücklich unter Dach gebracht ist. Man muß dem energischen und findigen Organisator der Ausstellung, Prof. Dr. Georg Biermann, den Dank dafür aussprechen, daß ihm auch diese zweite Ernte geglückt ist, und darf ihm Glück wünschen zu seinem großherzoglichen Mäzen, der die Idee der Ausstellung gefaßt und durchgeführt hat, und dem daher mit Recht das Werk gewidmet ist; und ebenso zu seinen Mitarbeitern, von denen einige (Ab. Feulner, Ab. Brindmann, A. Rippenberg) textliche und Register-Beiträge, andre (Abbe-Bernays und Marie Rosenberg) wenigstens noch die Register zu den von ihnen besorgten Abteilungen liefern konnten; während des um die Ausstellung sehr verdienten Dr. Karl Westendorp und seiner stillschweigenden Hingabe, die infolge des Krieges nur den Vorarbeiten zugute gekommen ist, allein im Vorwort gedacht werden konnte.

Es ist wohl nur selbstverständlich, daß die Texteinleitungen über Malerei (von Biermann), Plastik (von Feulner), Miniatur (von Brindmann) und Silhouette (von Rippenberg) nur in großen Zügen über die Geschichte des deutschen Barock und Rokoko unterrichten können. Abschließende Ergebnisse aber wird niemand von einem Abbildungswerke erwarten, das Neugierde und Forschung eben — erst erregen soll.
Dr. Paul J. Schmidt.

Das Schiff mit den windgeblähten Segeln, das der Leipziger Inselverlag in seiner Geschäftsmarte trägt, ist oft zu neuen Ufern gefahren und hat von dort manch kostbare ledere Frucht mitgebracht. Aber es versteht sich auch auf die nicht zu verachtende Kunst des Bewahrens und Erhaltens, des Wiederentbedens und Wiederlebensigmachens. Schon manchen halb oder ganz vergessenen Schatz heimischen und fremden Schrifttums hat das Fahrzeug aus der Tiefe der Verschollenheit wieder ans Licht gezogen. Dazu gehört auch die Neuausgabe des Putten von David Friedrich Strauß, die uns jetzt der Inselverlag, geschmückt und belebt mit 35 Lichtdrucktafeln, vorlegt. Es gibt Bücher, denen nur einmal ihre Stunde schlägt; diesem schlägt sie öfter. Und jetzt eben hebt der Klöppel wieder dazu aus, mächtiger vielleicht als 1871, da das Buch, vierzehn Jahre nach seinem ersten Erscheinen, zum zweitenmal in die Öffentlichkeit trat. »Wie dieser Putten«, sagte der Verfasser damals, »in dem soeben beendeten Kriege unter den Vorbersten gegen den äußeren Feind mitgekochten haben würde, so würde er jetzt, nachdem Friede, abermals unter den Vorbersten gegen die inneren Feinde der Freiheit und Bildung kämpfen.« Diese Worte werden von neuem ihre Geltung bekommen, und die Waffen, mit denen der tapfere Ritter, ein Vorkämpfer für Deutschlands Einheit und Größe wie nur einer, ficht, sie werden so blank und schneibig sein wie einst. Und jung wie er selbst ist auch das Buch geblieben, in dem ein Meister der Forschung und Sprache sein Gedächtnis erneuert hat. Die Anmerkungen — und diese allein, alles übrige ist mit Recht unangetastet geblieben — geben die notgedrungenen Korrekturen zum Text und Wegweiser für die, die weiterforschen wollen.

Anton Springers Kunstgeschichte beginnt in einer neuen Bearbeitung und Ausstattung zu erscheinen (Leipzig, Alfr. Kröner; 10., erweiterte Auflage). Das bedeutet namentlich für den ersten Band, der die Kunst des Altertums behandelt, sehr viel. Raum daß für diese neue Gestalt des Buches der Name Springer noch viel mehr als ein Aushängeschild ist, freilich ein Aushängeschild von bestem Ruf. Die eigentlichen Verfasser und Bearbeiter heißen Adolf Michaelis und Paul Wolters. Wir wollen und dürfen es uns nicht anders wünschen: hier war wirklich ein Umbau nötig, der nicht weit vom Neubau entfernt bleibt. Denn einmal fehlte es dem ursprünglichen Autor überhaupt an einem rechten Verhältnis zur antiken Kunst, und dann sind seit seinem Tode (1891) in der Gruppierung und Wertung der Kunstschöpfungen des Altertums so gründliche Umwälzungen erfolgt, daß

hier ängstlich bewahrende Pietät nichts besseres als Verfündigung an der Sache gewesen wäre. Wie schon Michaelis, so hat nun erst recht Wolters mit ebenso viel Geschick wie Eifer an der Verbesserung und Neubelebung des Wertes gearbeitet, und der Verlag hat ihm durch Vermehrung und Vereblung der Silberbeigaben (1047 Textabbildungen, 16 Farbendrude, 1 Gravüre) treu zur Seite gestanden. So ist ein Buch zustande gekommen, das, der Wissenschaft gehorham und der Kunst ergeben, dem Leben lebendig dient.

*

Allgemeines Lexikon der bildenden Künste von der Antike bis zur Gegenwart. Unter Mitwirkung von etwa 400 Fachgelehrten des In- und Auslandes herausgegeben von Ulrich Thieme (Bd. 11; Leipzig, E. A. Seemann). Jeder neue Band dieses großartigen Unternehmens setzt uns von neuem in Erstaunen durch seinen Reichtum, seine Zuverlässigkeit und seine Lebendigkeit. Von allen Tugenden, die einem Lexikon nachgerühmt werden können, ist diese dritte vielleicht die seltenste, jedenfalls die vollstündlichste und die erfreulichste. Ohne sie bleibt jedes solcher Bücher ein bloßes Nachschlagebuch für die Bedürfnisse des Augenblids; erst mit ihr wird es zu einem Buch des Wissens und des Genießens. Nur Fachleute können das leisten, nur Sondergelehrte, die den ihnen zuerteilten Stoff so sicher und leicht beherrschen, daß sie auf den ersten Griff das Wichtige von dem Unwichtigen, das Kennzeichnende vom Zufälligen, das Besondere vom Allgemeinen zu sondern wissen, um, wenn es sein muß, in drei Spalten die Literatur dreier Jahrhunderte zusammenzufassen. Aus dem neuen Bande (Erman—Giorenzo) stechen die Namen Eyd und Feuerbach hervor; als Verfasser dieser Artikel finden wir Max J. Friedländer und Hermann Uhde-Bernays: bedarf es weiterer Belege, um an die Sachverständigkeit der Darstellungen und Würdigungen zu glauben? Jeder Kunstkenner und -liebhaber, gewiß aber jeder Kunstsammler wird aus dem Umgang mit diesem Werke Anregung, Belehrung und Aufklärung in Fülle und Fülle gewinnen; es sind noch immer die schöpferischen Persönlichkeiten, durch deren Verständnis man am ehesten im Reiche der Kunst heimisch wird.

*

Die von Hofrat Alexander Koch in Darmstadt herausgegebene Stiderei- und Spitzen-rundschau steht jetzt in ihrem 15. Jahrgang. So reicht sie fast noch in die Zeit zurück, wo unser Kunstgewerbe, zumal mit den Zweigen, die in den Händen der Frau liegen, ein Spielball fremdländischen Geschmacks und unerzogener Eitelkeitslaunen war. Aber von Anfang an gehörte die Zeitschrift zu denen, die mutig an

einer Besserung dieses Zustandes arbeiteten; von Anfang an, und dann mit wachsendem Erfolge immer entschlossener und tatkräftiger, hat sie für jene Geschmadsge sundung gewirkt, die ihr Ziel in einer Verbindung von Einfachheit, Echtheit und Zweckmäßigkeit sieht, weil sie weiß, daß nur so zu einem neuen, bauerhaften und charaktervollen Zeitstil zu kommen ist. Der Titel der Monatschrift (jährlich 10 M.) ist eigentlich viel zu eng gefaßt. Denn wenn sie auch das berufene Zentralorgan für die Hebung und Förderung der deutschen Gliderei- und Epigenindustrie ist, so darf sie sich doch mit gleichem Recht eine illustrierte Zeitschrift für Pflege und Förderung künstlerischer Handarbeiten aller Techniken nennen. Und nicht das einmal erschöpft ihre Bedeutung und ihren Ehrgeiz. Durch das Mittel der kunstfertigen Hand sucht sie Einfluß zu gewinnen auf die ästhetische und seelische Bildung der Frau überhaupt, in der Erkenntnis, daß auch ein schönes Werk der Nadel ein Ausdruck innerer Kultur sein kann. Text, Abbildungen und Musterbogen dieser Zeitschrift machen den kunstergieherischen Bestrebungen des verdienten Darmstädter Verlages alle Ehre.

*

Bei Fesse in der Deutschen Klassikerbibliothek gibt es jetzt Weibels ausgewählte Werke in einem Bande, nachdem dieser Dichter, 1883 gestorben, soeben »frei« geworden ist. Die Zeit, wie wir sie augenblicklich alle erleben, ist dieser literarischen Auferstehung günstig. Wir erinnern uns: als die kriegerischen Ereignisse der Augusttage über uns hereinbrachen, da waren es, ehe noch unsre zeitgenössischen Dichter die Kriegsleier gestimmt hatten, vaterländische Verse von Emanuel Weibel, die plötzlich wieder auflebten, vom Sturm der Zeit wachgerüttelt, als hätten sie nur auf diese Kiegelsprengung gewartet: »Einst geschieht's, da wird die Schmach seines Volkes der Herr zerbrechen ... Wenn verbündet Ost und West wider dich zum Schwerte fassen, wisse, daß dich Gott nicht läßt, so du dich nicht selbst verlass.« Da konnte man wirklich wieder an den prophetischen Beruf eines ganz vom Schicksal seines Volkes erfüllten Dichters glauben lernen, und wenn man die Heroldsrufe und die Zeitstimmen aufschlägt, Weibels nur spärlich in einigen Schulbüchern bei uns bekanntgewordene politische Gedichte, so ward uns Blatt für Blatt deutlicher bewußt, was das unter Schauern und Demütigungen werdende Deutsche Reich an diesem vaterländischen Sänger gehabt hat, und wie ungerecht wir ihn beurteilen, wenn wir ihn immer wieder nur nach seinen Jugend- und Liebesgedichten messen, deren glatte Form zu sehr die Tiefe und Besonderheit des persönlichen Erlebens vermissen läßt. Da, die Zeit,

sich Weibel, wenn auch mit wacher Kritik, von neuem zu nähern, ist günstig, und diese billige Ausgabe (mit 3 Bildnissen, 2 Abbildungen und 4 Handschriften, 850 Seiten stark) wird nicht wenig dazu beitragen, ein andres Bild von ihm aufzubauen, als unsre süßlichen Anthologien und unsre Schullesebücher es uns bisher vergönnt haben. Wir werden den vaterländischen Sänger, den Balladenbichter, den formvollendeten Aberseher, den ästhetisch durchgebildeten Denker, der viel über sein poetisches Handwerk nachsann, wir werden sogar in bescheidenen Grenzen den Dramatiker schätzen lernen. Dr. A. Schacht hat gut ausgewählt, wenn er auch die Sprüche und die Episteln noch etwas mehr hätte berücksichtigen können, und er hat — manchmal fast etwas zur bürgerlichen Nüchternheit neigend — die Schwächen seines Klienten keineswegs verschwiegen oder vertuscht. Sein Lebensbild ist karg, aber seine Einzelleitungen sind nicht bloß verständig, sondern auch geschmack- und tastvoll, schon weil sie niemals das Augenmaß verlieren und den höchsten Kranz der Lyrik einem Dichter versagen, dem wohl der Wohlklang, nicht aber die Musik der Sprache, wohl der Glanz und Schimmer, nicht aber der Duft und der letzte geheimnisvolle Zauber des Gefühls beschieden war. Schade ist freilich, daß der Herausgeber den Nachlaßband (Cotta, 1896) ganz unberücksichtigt gelassen hat.

*

Ein neuer Sammelband deutscher Lyrik des 19. Jahrhunderts, betitelt »Dichter und Zeiten« und herausgegeben von Dr. Alfred Lubin (Grauensfeld, Huber & Ko.), unterscheidet sich in einem wichtigen Punkte von den Blütenlesen ähnlicher Art. Er will nicht bloß die Wesensart der vertretenen Dichter und ihre künstlerischen Ausdrucksformen erschließen, er will auch eine möglichst klare Vorstellung vom Entwicklungsgang der deutschen Lyrik als Gattung vermitteln, von ihren wachsenden und wechselnden Stoffkreisen, ihrer verschiedenen Naturerfassung, Kulturspiegelung und Technik. Damit nähert sich die Auswahl dem Ideal einer angewandten Literaturgeschichte von der Romantik bis zur Gegenwart, soweit sie sich innerhalb der Lyrik ausdrückt. Jeder der aufgenommenen Lyriker vertritt eine bestimmte Zeitschicht, ist der Vertreter einer jeweils neu hervorbringenden Stil- oder Anschauungsrichtung. Diese Zielpunkte sind da, das erzählerisch gekulturate Auge bemerkt sie; aber sie drängen sich nicht auf, und die unmittelbar genießende Betrachtungsweise leidet dadurch keinen Schaden. Daß die schweizerische Lyrik eine gewisse Bevorzugung erfahren hat, wird man nach der Herkunft des Buches begreifen und nach der Auswahl (Leuthold, Keller, Meyer, Lienert, Suggenberger u. a.) gutheißen müssen.

Richard Wagners Selbstbiographie »Mein Leben« erfährt bei Brudmann in München eine vollstümliche, billige Ausgabe, die — das ist das Kuriose — die bessere ist. Denn die erste öffentliche Ausgabe dieses mit so ungeheurer Spannung erwarteten Werkes, die zweibändige, in Antiqua gedruckte vom Jahre 1911, die die peinlich genaue Wiedergabe des Textes der Valler Privatausgabe bezweckte, hat sich inzwischen bei einem Vergleich dieser Privatausgabe mit der ursprünglichen, vom Meister selbst sorgfältig durchgesehenen und an Hunderten von Stellen eigenhändig verbesserten Handschrift als eine keineswegs zuverlässige oder gar klassische erwiesen. Hat doch der mit der Korrektur damals allein betraute Gelehrte (sein Name bleibe ungenannt!) nicht nur zahlreiche Druckfehler übersehen, sondern auch viele stilistische Änderungen vorgenommen, ohne hierzu ermächtigt zu sein. Man kann sich denken, wie empört die Familie Wagner war, als sie davon — zu spät, warum aber zu spät? — erfuhr. Die Frucht ihres gerechten Zorns ist diese billige einbändige, aber immer noch sehr anständige Ausgabe, eine (bis auf die deutsche Letter und die heute übliche Rechtschreibung) möglichst getreue Wiedergabe der Wagnerschen Handschrift. So schlägt Einfachheit und Sachlichkeit Hoffart und Prunk.

Friedrich Krupp, der Gründer der Gußstahlfabrik, in Briefen und Urkunden. Herausgegeben im Auftrage der Firma Friedrich Krupp A.-G. von Wilhelm Berdrow (Essen-Ruhr, G. D. Baedeker). Dieses Werk darf als eine bankenswerte Ergänzung zu der großen, bei der Hundertjahrfeier der Firma Krupp veröffentlichten Jubiläumsschrift betrachtet werden. Es gibt seinem Hauptinhalt nach ein Lebensbild des Gründers der Gußstahlfabrik in Briefen, und zwar größtenteils in Geschäftsbriefen von seiner eigenen Hand und der Hand seiner Freunde. »Anspruchslos, ja ziemlich nüchterne Zeugnisse seiner Zeit, der es an Auf- und Anregungen aller

Art wahrscheinlich nicht fehlte« (so nennt der Herausgeber diese Zeitdokumente), »die aber doch in ihrer Gesamtheit das Bild jener Jahre um manchen kleinen Zug bereichern.« Es ist nicht nur das Lebenswerk Friedrich Krupps und sein eignes, tragisch durchwebtes Geschick, was in diesen Briefen an uns vorüberzieht, es ist die ganze Zeit, die Umwälzung aller politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den Rheinlanden durch Napoleons Gewaltpolitik, und so ist das Buch Friedrich Krupps gleichzeitig ein Buch der großen Zeit vor hundert Jahren geworden. Bis her unveröffentlichte Bilder der verschiedenen Wirkungsstätten, einzelne Teile des Kruppschen Familienbesitzes, der fast vollständig der Gußstahlfabrik aufgeopfert werden mußte, ferner handschriftliche Briefe Friedrich Krupps, seiner Vorfahren und Freunde dienen dem Werke als Buchschmuck.

*

Der Roman »Emil Himmelheber« von Anton Hendrich, zuerst in den »Monatsheften« erschienen, ist jetzt auch als Buch da (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Aber, was am Ende bei diesem Felben der Entwicklung nicht verwunderlich, unterwegs ist er um zwei Kapitel gewachsen. Der scheinbar so friedlich in den Hafen des Glüdes Eingelaufene, mit Lehramt und Braut Gesegnete zieht in den Krieg, und so hat der erst nach so mancherlei Irrfahrten geschlossene Bund Emil Himmelhebers und Sabine Feuersteins noch eine letzte, die schwerste aller Prüfungen zu bestehen. Aber sie werden sie bestehen, und wer sich nur ein ganz wenig auf den Sinn symbolischer Prophezeiungen versteht, wie Romanbichter sie gern an den Schluß ihrer Bücher setzen, der weiß mit ziemlicher Bestimmtheit voraus, daß der Feldwebelleutnant, der sich schon auf einem gefährlichen Patrouillengang das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse verdient hat, heil zu seiner Sabine zurückkehren, und daß dann aus der, die einstweilen nur seine Frau heißt, eine, wie Onkel von Art sagen würde, »Währschafte« werden wird.

Maiengebet 1915

Wie hab' ich sonst so manche Maiennacht
In heißem Glüd verschwiegen durchgewacht.

Es stand die Welt in Blüten übervoll —
Aus jedem Baume neues Leben quoll ...

Und oft durchjuckten Blicke dieses Dunkel,
So hell und glänzend wie ein Krongefunkel

Von eines Gottes junger, weißer Stirne.
Wespensisch ragten hohe, reine Firne

In dem Geleucht. Von ferne Donner rollten,
Als wenn der Welt all ihre Götter grollten.

Doch war's kein Grollen, nein, ein Segnen nur,
Denn heißer blühte drauf die Maientflur.

Aus Blich und Donner strömten neue Kräfte,
Erwachten quellend süße Lebensäfte.

Oh, möchte so nach langem Kriegesdröhnen
Auch uns des Segens Stimme wieder tönen!

Daleska Cufig



C. W. Ernst Berger:

Frühlingsidylle

Von Kunst und Künstlern

Frühlingsbilder: Frühlingsidylle von C. W. Ernst Berger; Spaziergang im Vorfrühling von Paul Mohn; Goldene Zeit von Joseph Uhl; Wiesenbüchlein von Hans von Volkmann; Im Mai von Alois Meh — Max Stern: Königsallee — Marie Giese: Zahnärztin im Städtchen — Georg Schildknecht: Bauernfrau mit Pelzhaube — Otto Rasch: Bildnis Hoffmanns von Fallersleben — Bildnisse deutscher Seerführer: Büste des Generalfeldmarschalls von Hindenburg von Romanus Andresen; Generalleutnant Lubendorff nach einer Aufnahme von Nicola Perscheid

Es ist ein ernster Frühling, der diesmal ins Land kommt, vielleicht der ernsteste und opfervollste, den unser Vaterland je gesehen, seit es eine deutsche Geschichte gibt. Aber es ist auch ein geweihter, ein heiliger Frühling: all die blutroten Blumen des Todes, die er neben Veilchen und Tausendschönchen ins grüne Gras pflanzt, all die schwarzen Kleider der Trauer, die auf seinen verjüngten Wegen wandeln, sie sind teure Unterpflanzen des Friedens, um den wir kämpfen, Gelübde einer starken, geläuterten Zukunft. Wie schwer der Schmerz all der Tausende, die von ihren Lieben einen oder mehr noch für das Vaterland dahingeben mußten, auf unserer Heimat auch lastet: unsre Kinder spielen ihre alten schönen, tiefsinnigen Frühlingsspiele auf den Straßen, unsre Bauern treiben den Pflug durch die dampfenden Alderschollen, zuversichtliche Hände streuen die jetzt doppelt kostbare Saat in die Furchen, und die Lerche schmettert ihr Lied so fröhlich ins Himmelsblau wie zuvor. »Ob gut, ob schlecht das Jahr auch sei, ein bißchen Frühling ist immer dabei.« Wenn der Himmel ihn uns verweigerte, die Kunst würde kommen und ihn aus trostreichen Händen über unsern

Kummer ausbreiten. Und niemand, auch der betrübteste nicht, würde sich ihm verschließen.

So kommt dieses Heft getrost mit den Frühlingsbildern, die lange schon ungeduldig auf die »linden Lüfte« warten, die sie ans Licht bringen sollen — vielleicht finden sie in diesen Tagen besonders empfängliche Sinne und Herzen. Als Kopfleiste über diesen Zeilen steht die Frühlingsidylle von dem Dresdener Maler C. W. Ernst Berger: eins von den schlichten, stillen und innigen Bildern, bei denen man an Richter und Thoma denkt, sich jedenfalls ganz im Bann idyllischen deutschen Gefühls weiß, verknüpft mit allem, was aus deutscher Landschaft, deutscher Mütterlichkeit und deutschem Kinderglück zu uns spricht. Berger ist ein Schüler Eugen Brachts, und in der Behandlung der Landschaft mag man Spuren dieser seiner künstlerischen Herkunft erblicken: in der Komposition, in der eigentlichen Bildgestaltung geht er seine eignen Wege. Ihm ist das Bild zunächst und vor allem »Fläche«, d. h. er vermeidet alles überplastische, brutale Modellieren und jedes aufdringliche, nur zu leicht an die Photographie erinnernde Betonen der Perspektive, um dafür desto liebevoller und charakteristischer die einfache Naturerscheinung heraus-

zuarbeiten. Die »Größe« der Erscheinung sieht er offenbar nicht in dem heute üblichen »Detailmangel«, sondern in der bedeutenden Beziehung der Formen, der Rhythmen, der bewegten und ruhigen Gebilde zueinander. So haben seine Bilder, Landschaften und Porträts, die in größeren Gesamtausstellungen wiederholt durch die Kunststädte Deutschlands gewandert sind, so gar nichts künstlich Forciertes, aber dafür desto mehr natürliche Sinngemäßheit und zu Herzen gehende Liebenswürdigkeit.

Wir bleiben in Meister Richters lieber Welt, wenn wir Paul Mohrsquarell »Spaziergang im Vorfrühling« betrachten. Betrachten? Läßt sich dies Blatt überhaupt fühlen und kritisch betrachten? Zwingt es nicht jeden mit sanfter Gewalt, mitspazierenzugehen mit diesem gepugten jungen Volk, das geradeswegs aus Faustens Osterspaziergang kommen könnte, wenn uns die mit Humor und auch wohl ein wenig gutmütiger Ironie betonte Mode, die Tuniken, der Sonnenknicker, die kleinen Hüthen — heuer werden sie ja wieder modern —, nicht statt ins Reformationszeitalter in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts versetzte. Wer Paul Mohr war, wie er mit Richter persönlich und künstlerisch verwandt war, und wie er sich doch wieder von ihm unterschied, das hat hier vor einigen Jahren (Augustheft 1912) mit Hilfe vieler Abbildungen nach seinen Gemälden, Studien, Skizzen und Illustrationen ein eigner Aufsatz geschildert. Auch der in der Berliner Nationalgalerie hängende »Frühlingsspaziergang« war bei jenen Bildern und an ihn wird man sich durch dieses hier jetzt zum erstenmal aus Mohrs Nachlaß hervortretende Blatt wohl ein wenig erinnert fühlen. Wieder sind es die Mohrschen Badische, die da über die Frühlingswiese lustwandeln, aber während sie sich dort nach ritterlicher Begleitung nur schüchtern-sehnsüchtig umblühten, hat hier eine jede, die Gesetzte, die Schüchterne und die Schmollende, den Thron gefunden, wenn's auch scheint, als wären die Pärchen noch nicht recht miteinander warm geworden, und als wollten die Vöglein, die so zutraulich-gelassen auf den noch kahlen Zweigen sitzen, sich ein wenig über ihre allzu große Harmlosigkeit lustig machen. Vielleicht gelingt es dem so munter vor ihnen hermarschierenden kleinen Amor mit seinem Triangelgeläute doch noch, sie ein bißchen in Feuer zu bringen. Wir wollen nicht vergessen, daß das Blatt nicht »fertig«, sondern in den Farben nur »angelegt« ist — da kann sich wohl noch manches ereignen.

In Joseph Ahls Radierung »Goldene Zeit« begegnet uns statt des einen Engels schon ein ganzer Reigen — sie sind eben gern dabei, die himmlischen Putten, wenn unschuldige Menschenkinder sich ihres Daseins freuen, sie ahmen ihnen mit putziger Gebärde ihre Be-

wegungen nach und singen von obenher ihr Halleluja dazu. Das Blatt, das wir in Matttondruck zeigen, um einigermaßen der Radier-technik des Originals nahezu kommen, gehört zu einem Zyklus von zwölf Darstellungen, der sich »Liebesmysterium« nennt und in höchst persönlicher Art und mit ungewöhnlicher Freiheit der künstlerischen Erfindungskraft das alte, doch ewig neue Thema vom Siegeszug des Eros durchführt. Das erste Blatt (»Unschuld«) — um nur einiges herauszuheben — zeigt einen Schutzengel, in reizender Bewegung mit dem jagenden Kind im Arm über einer knospenden Frühlingslandschaft schwebend; das »Erwachen«, die Wandlung des Kindes zur Jungfrau, ist in bußtiges Licht getaucht, erste bange Schauer vor dem Ungewissen zittern über den jungen, unschuldig erblühten Leib. Zwischen diesen beiden zuerst fertig gewordenen Blättern steht unsre viel später entstandene »Goldene Zeit«. Offenbar ist es dem Künstler nicht leichtgefallen, für das, wir möchten sagen: Vorbildschalter das typische Merkmal zu finden, das Bewegliche, sorglos Heitere einer ungebundenen, übermütigen und wohl auch ein wenig ungezogenen Lebenslust, die mit einem »Was kostet die Welt?« über den beblühten Rasen dahinmarschiert, als gäbe es weder Steine noch Zäune. Technisch ist die Behandlung des Rasens bemerkenswert. Wenn wir aus der Schule plaudern dürfen, so wollen wir verraten, daß dafür grobkörniges Kolophonium auf die Kupferplatte geschmelzt und geätzt wurde. Seither hat sich Ahls Kunst, die nur für kurze Zeit durch die Schule der Münchner Akademie gegangen ist, weiter vertieft und verfeinert, und heute sind seine Blätter in fast allen großen deutschen Kupferstichkabinetten und Museen zu finden.

Hans von Volkmanns »Wiesenböcklein«, eine farbige Steinzeichnung des Karlsruher Künstlers, darf ganz auf Staffage und stimmungmachende Zutaten verzichten, und doch singen diese von einem frischen Winde getriebenen Wolken mit ihrem klingenden Weißblau, diese Wiesenböckchen, dieses Gebüsch, dieser im ersten jungen Grün prangende Baum und dieser rieselnde Bach mit tausend Zungen das Lied des Frühlings. Eine kristallene Klarheit und Reinheit ist in dem Bilde, ein in seiner Schlichtheit und Durchsichtigkeit urdeutscher Ton.

Wie Volkmann kommt auch Alois Meß in seinem Malbilde mit ganz wenigen Mitteln aus. Man erkennt auf den ersten Blick den Lichtmaler, dem alles sichtbare Leben nur Licht ist, der die höchste Aufgabe darin sieht, sich im Licht auszugeben, es »als vibrierendes Medium aufzufassen, das auf der bestrahlten Form das lebenszeugende Dasein führt«. Diese Lichtkraft zeigt sich ihm, der doch drei Jahre in Rom gelebt und unter der Sonne Italiens seine ent-

schneidende Entwicklung durchgemacht hat, in größter Reinheit in der deutschen Landschaft, besonders in der Mark, meistens im Vorfrühling und im Frühling selbst. Daher seine ausgesprochene Vorliebe für märkische Frühlingslandschaften. Auch das von uns in Mattendruck wiedergegebene Bild »Im Mai« verdankt sein Motiv einer charakteristischen Markgegend, nämlich dem Schwielowsee, dem süßlichsten Havelsee zwischen Werder und Potsdam, den Fontane den König der märkischen Gewässer nennt.

Mit Max Stern, dem Düsseldorfser, kommen wir vom Land in die Stadt, in die elegante Großstadt Nordwestdeutschlands. Dort blühen in der Königsallee, der Promenade der vornehmen Welt, schon die Kastanien, und straßauf, straßab bewegt sich ein in bunten Frühlingsfarben gelleibeter Menschenstrom. In solchen Lichtern, im Freien spielenden Gesellschaftsjenen hat Sterns Pinsel von jeher mit Vorliebe seine Virtuosität gezeigt. In Paris hatte er gelernt, daß es nicht nötig ist, malerischen Motiven lange erst nachzujagen, daß vielmehr das Leben überall des Malerischen genug bietet, wenn nur das Auge da ist, es zu erfassen, die Hand, es zu gestalten. Ein längerer Aufenthalt auf dem Lande, nicht weit von Düsseldorf, in Pittorf und Rees am Niederrhein, hellte Sterns Farben noch weiter auf, und so malt er jetzt, im sicheren Besitz seiner künstlerischen Mittel, alles, was ihn künstlerisch reizt: Straßen- und Promenadenbilder, Kaffee-, Wirtshaus- und Kirmesszenen, Theater-, Konzert- und Strandbilder, aber auch sehr gern Bildnisse. In den letzten Jahren hat der »Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen« verschiedene dieser leichten und farbenfreudigen Bilder erworben, so die »Jägerhofallee« und den »Ananasberg« mit dem sommerlichen Leben und Treiben der Kaffeehausbesucher.

Marie Gieses »Fahnenweihe« ist in einem winzigen Städtchen Pommerns daheim; wir suchen es am Haff, dort, wo nur selten Feste gefeiert werden, dann aber mit rührender Hingabe und mit einer Einigkeit, die schier alles auf die Weine bringt, jung und alt, Kind und Regel. Es ist ein Bild tiefsten, genügsamsten Friedens, das uns hier entgegentritt, trotz all den bunten Farben, die in freudigster Sonnenstimmung durch die dürrtliche Straße fluten. Die neue Landwehrfahne wird eingeweiht und flattert nun zum erstenmal im Winde. Niemand ahnte damals, daß dieses Symbol der Liebe und Treue zu Kaiser und Reich wenige Monate später auf blutigem Schlachtfeld an der Spitze der tapferen Landwehr dem Feinde beim Sturm entgegenflattern sollte — wie manches junge Blut, das damals sorglos mit im Festzuge schritt, schläft heute schon

unterm Rasen in Feindesland! Hoffen wir, daß bald der Tag kommt, wo unser Städtchen am Haff mit Blumengewinden und Fahnen wieder sein Festkleid anlegen kann, um seine siegreich heimkehrenden Krieger zu begrüßen. — Marie Giese dankt ihre künstlerische Ausbildung ausschließlich Berliner Malern; zu ihren Lehrern zählten u. a. Hamacher, Starbina, Wendel und Max Uth.

Georg Schildknechts »Bauernfrau mit Pelzhaube« erfreut durch die Lebenswahrheit und Ausdruckskraft eines Kopfes, in den das Schicksal seine sichtbaren Runen geschrieben hat, ohne von seinem altererbtten, bodenständigen Adel etwas zerstören zu können. In der Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit dieser Malweise wirkt die Aderlieferung unsrer Dürer und Holbein nach: es ist ein gut Teil ihrer edelhandwerklichen Genauigkeit in der sorgsamgetreuen Abschilderung dieser Züge, aber auch viel von ihrem Ernst und ihrer Innigkeit. — Schildknecht stammt aus Fürth in Bayern und hat seine erste Ausbildung auf der Kunstschule in Nürnberg empfangen; seine künstlerische Heimat aber ist München geworden, dessen Umgebung ihm nun schon seit langen Jahren für seine Landschaften, Genrebilder und Bildnisse die Modelle liefert. Bilder von ihm besäßen die öffentlichen Galerien in Paris, London, Wien, Düsseldorf, Koblenz, Hamburg und Berlin; in der Münchner Pinakothek hängt seine vielbewunderte »Bauernfrau aus Schondorf«.

Längst schon war es unser Wunsch, den Lesern ein gutes künstlerisches Bildnis dessen zu zeigen, der unserm Volke das »Deutschland, Deutschland über alles« gebichtet hat, das Vaterlandslied, das nun schon über zwei Menschenalter hindurch mit seinen Weisheitslängen alle unsre patriotischen Erhebungen begleitet. Mit dem Bildnis Hoffmanns von Fallersleben, wie es der Weimarer Maler und Graphiker Otto Rasch in einem Schabkunst und Durchdruckverfahren vereinigen den Blatte geschaffen hat, glauben wir den Wunsch endlich würdig erfüllen zu können. Das ist er wirklich, der kernige deutsche Mann, in dem sich Gelehrtentum, Rindlichkeit, Sangesfreude, Begeisterungsfähigkeit, Freiheitsdrang und vollstümliche Kraft zu einem so innigen und einzigen Bunde zusammenfanden. In den Reihen der geistigen Führer, die unsern Kriegercharren im gegenwärtigen Kampfe unsichtbar voranschreiten, gebührt auch ihm ein Platz. Sein Lied, 1840 bei einem uns heute belanglos erscheinenden politischen Anlaß auf Helgoland entstanden, hat eine ungeahnte Lebenskraft entfaltet. Immer wieder drängt es sich uns auf die Lippen, wenn das Vaterland in Gefahr ist, und daß

auch unsre Feinde wissen, welches Feuer von seinen Strophen ausgeht, beweist uns die Wut, mit der sie auch jetzt wieder das Andenken des Dichters und sein Lied — geehrt haben. Als ein Zeichen für »Deutschlands Weltherrschafsgelüste« ist es verscrien, als ein Manifest des »unersättlichen Militarismus und Imperialismus« ist es verleumdet worden. Sein »über alles« soll das »Glaubensbekenntnis der Eroberungssucht und Tyrannei« sein, von denen wir Barbaren erfüllt sind und die uns auf das Schlachtfeld treiben! Auch ohne daß man die historische Entstehung des Gedichtes aus der durch Thiers' Rheingelüste heraufbeschworenen Erregung von 1840 kennt, sollte man wissen, daß es uns nichts weiter bedeutet als eine Verherrlichung unsers Vaterlandes aus den Gefühlen der Liebe und Treue, die noch überall, wo sie dichterischen Ausdruck fanden, das poetische Recht der höchsten Ausdruckssteigerung für sich in Anspruch nahmen. Als diese Verse gedichtet wurden, gab es noch gar kein einiges Deutschland im Sinne eines nationalen Staates! Nicht auf äußere, nur auf innere Politik, auf die Politik des Herzens und der Gesinnung beziehen sich seine Worte, nämlich auf die damals erst von Wenigen heiß ersehnte deutsche Einigung, die noch im Reiche ferner Träume und Wünsche lag. Nicht ein Lied der »Militaristen«, sondern ein Lied der Liberalen war es, und wie damals, so denkt auch heute noch kein Deutscher, der es singt, an Welteroberung und Weltherrschaft, sondern das »über alles« bedeutet ihm nichts anderes als: über alles lieb, über alles teuer, schön und heilig.

Otto Rask, der auch in andern historischen Bildnissen und Gemälden eine erstaunliche Kraft der Einfühlung und Verlebendigung bewiesen hat — wir erinnern an seine Innenbilder aus dem Weimarer Goethehause und dem Wittumspalais, die er gern mit zeitgerechten Figuren belebt —, hat hier den Dichter so festgehalten, wie man ihn in Weimar sah und im Gedächtnis behielt, als Zeitgenossen und Gefährten der List, Preller und Genelli im »Neuen Weimar-Verein«; etwas von der noch immer viel zu wenig gewürdigten Stimmung der nachklassischen Periode der Musenstadt an der Ilm, die von einem demokratischen Geiste durchweht war, liegt auf dem Blatte. Damit verträgt sich gut die altmeisterliche Tüchtigkeit einer sicheren, fest durchgeübten Technik, wie sie bei einem Schüler Peter Halses wohl selbstverständlich ist, wie sie sich aber bei unsern zeitgenössischen Graphikern nur selten findet.

Unser Hindenburg hat zu den vielen Porträts, die sich schon um die Verewigung seiner Züge bemüht haben, nun auch den Pla-

stiker gefunden. Romanus Andresen stammt aus einer Bildhauerfamilie. Sein Vater war der Professor Emmerich Andresen, der lange Jahre den Bildhauerwerkstätten der königlichen Porzellanmanufaktur in Meissen vorstand, der aber noch bekannter geworden ist durch seine »Gefesselte Psyche«, sein Hölberlin-Denkmal in Tübingen, sein Gutzkow-Denkmal in Dresden, seine Terratottagruppen der vier Jahreszeiten, seine oft wiederholte Brunnenfigur »Knabe mit Frosch« und seine den Reuterischen Gestalten nachgebildeten Statuetten von Ansel Bräsig und Ramsell Westphalen. Von Andresen dem Jüngeren kannten wir bisher eigentlich nur die Marmorbüste Alfred von Bergers, die zu dessen erstem Todestag im Deutschen Schauspielhause in Hamburg aufgestellt wurde, und die sowohl das Massige wie das feine Ironische des Vorbildes glänzend traf. Jetzt wissen wir, daß Romanus Andresen außerdem viele moderne Gruppen für die Meißner Porzellanmanufaktur modelliert und für das Hotel Adlon in Berlin vier Monumentalfiguren geschaffen, sich auch als Bildnisplastiker vielfach bewährt hat, bevor ihm diese Büste des vollstümlichsten und erfolgreichsten unsrer Heerführer gelang.

Neben das plastische Bildnis Hindenburgs stellen wir das nach einer künstlerischen Aufnahme von Nicola Perscheid vervielfältigte Bildnis seines Generalstabschefs Ludendorff, dessen ebenbürtige Leistungen unser oberster Befehlshaber im Osten bei keiner Gelegenheit zu rühmen unterläßt. Dies Blatt bringt zugleich eine Probe der bei Gerb. Stalling in Oldenburg i. O. erscheinenden Felbherrnbildnisse in Heliogravürenbruden, sorgfältig ausgeführter Kunstblätter, die sämtlich auf neuen, guten Naturaufnahmen beruhen. Das Glanzstück dieser Sammlung ist das Hindenburg-Bildnis, gleichfalls von Meister Perscheid aufgenommen. Der Oldenburger Verlag gibt es in dem löblichen Streben, an Stelle der vielen in phantastischen Mischverfahren hergestellten »Porträts« zuverlässige Bildnisse zu setzen, in nicht weniger als sieben verschiedenen Ausführungen heraus; Feld- und Paradeaufnahmen mit und ohne Mütze und Helm, große und kleine Formate, mehr- und einfarbige Drude zu Preisen, die sich zwischen 30 \mathfrak{f} (Vierfarbenbrud, 18:25 cm) und 6 \mathfrak{M} (Heliogravüren-Ausgabe, 45:56 cm) bewegen. Auch der Reichsangler, der Generalstabschef des Felbheeres v. Falkenhayn, der Oberbefehlshaber der 9. Armee von Madensen, der Generalgouverneur von Belgien v. Bissing, der General v. Woytsch, der Embden-Kommandant v. Müller und der Ottomanische Kriegsminister Enver Pascha sind in der Stalling'schen »Kriegsgravüren-Sammlung« vertreten. J. D.



Phot. Zander & Rabich, Berlin

Szenenbild aus Ernst Tegals Schauspiel »Väter« (Kleines Theater in Berlin; rechts Agnes Straub als Jungfer Sabine Caspar)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Döfel

Antigone und Egmont — »Väter« von Ernst Tegal — »Söhne Erichsen« von Gustav Trenssen — »Verg Euvind und sein Weib« von Johann Sigurdsson — »Scherz« und »Pustspiele«: »Der politische Kannegießer« von Holberg; »Schluck und Jau« von Gerhart Hauptmann; »Der Scharmant« von Karl Sternheim

Das ist das Gebieterische an diesem Kriege: alles muß sich ihm beugen, alles bekommt ein neues Gesicht von ihm. Die antike Tragödie glaubten wir durch eine Welt von Empfinden und Erleben getrennt von dem, was sich im Schlachtensturm der Millionen an zwei Riesenfronten um uns begibt, und die »Antigone« des Sophokles meinten wir als teures, aber doch erstarrtes Besitztum zur Ruhe gebettet zu haben, nachdem wir sie aus dem Schulqualm metrischer und grammatischer Übungen im reiferen Alter, wo wir wußten, was Menschenlos und Schicksal ist, zu ihrer unentweihnten Dichterschönheit hatten erwachen sehen. Da begegnet sie uns auf der Höhe dieses Krieges noch einmal. Das Königliche Schauspielhaus in Berlin führt sie auf, ohne jeden Ausstattungsprunk, ohne eine überwältigende Darstellungskraft, nur eben würdig, sinn- und stilgemäß, gehorham dem Dichterwillen und getreu dem Wesen ihrer Form. Wir sitzen mit halben Sinnen davor, wie wir's heute vor den schönsten und reichsten Gaben des Theaters tun. Was ist uns der Schmerz und Fluch einer Tochter aus dem Labdakidenhause, mag sie auch um den leiblichen Bruder rechten und klagen — jetzt, wo Tausende und aber Tausende deutscher Frauen und Mädchen, Blut von unserm Blut, um geliebte Häupter weinen, die vorm Feind erschlagen liegen, unbetreut und unbestattet.

Und wären wir, wenn dieser Widerstreit zwischen Staatsgewalt und Einzelgefühl, zwischen Zucht und Gemüt sich aus unserm gegenwärtigen Erleben wiederholte, nicht eher bei Kreon, der der Idee des Ganzen zuliebe vom Einzelnen die größte Entsagung fordert, als bei Antigone und Hämön, die mit leidenschaftlichem Überschwang und stürmischem Trotz das Ihrige suchen? Das Opfer, das Kreons Machtgebot von der Schwester des Landesverrätters Polyneikes heischt, legt das Vaterland heute viel tausend Müttern und Vätern, Schwestern und Bräuten auf, deren Liebstes für, nicht gegen das Vaterland gefallen — wer aber würde ihnen Gehör schenken, wenn sie auf offenem Markte Klage darüber erhöben! ... Und doch — es muß noch etwas Andres, Tieferes und Heiligeres in der antiken Tragödie verborgen sein: da ist eine geheime Macht, die uns vom Gegenwärtigen, so gewaltig es ist, mit sanfter Gewalt löst, uns in Gefilde führt, wo des Krieges Stürme vor einer noch höheren Melodie demutvoll verstummen. Ein Hauch des Friedens, nicht des schwächlichen Stilleseins, sondern der tätig wirkenden Kraft kommt uns aus dieser Dichtung entgegen. Und nun wissen wir es wieder: es sind der Gottheit ungeschriebene, ewige Gesetze, sie, die heute nicht und gestern erst, nein, alle Zeiten lebten, wofür die wilde Tochter aus wildem Stamme sich, freilich weit über die Grenzen weiblicher Bescheidenheit und



Phot. Zander & Radisch, Berlin

Helene Chimig als Antigone

Sanftmut, einsetzt, und es ist eine zur Polizeivorschrift der Willkür und zur Tyrannei eigenmächtiger Überhebung ausgeartete Staatsräson, wofür Kreon kaltsblinden Gehorsam verlangt. Sie beide laden Schuld auf sich, aber sie beide werden entführt und in gleichem Schmerz und Untergang verführt, denn ihr Grundwille — der reinen Menschlichkeit dort, des strengen Staatsgedankens hier — war groß und erhaben. Nur aus dieser tragischen Gerechtigkeit gewinnt unser Herz am Ende doch den Mut, sich auf die Seite Antigones und Hämons zu neigen, in deren Herzen die Liebe — »Eros, Allsieger im Kampf«, wie der Chor singt — die Ahnung eines Menschheitsfriedens gepflanzt hat, der Haß und Streitbarkeit entwaffnet. . . . So stark und stolz ihr euch in dieser Zeit auch dünken dürft, es ist nicht das Letzte und Höchste, was ihr erlebt. Dahinter noch blaut ein Land, nach dessen Ufern ihr die Segel eurer Sehnsucht richten sollt. Laßt, schien uns diese antike Tragödie ins Herz prägen zu wollen, den Stolz und die Kraft eures siegesbewußten Volkstums nicht zur Überhebung ausarten, bewahrt euch im Innersten einen Raum, wo ihr, nachdem Blut

und Grausen verdampft sind, die stillen Freuden der Menschlichkeit wieder bei euch bewirken könnt.

Helene Chimig gab am Königlichen Schauspielhause die Antigone. Die wie geschaffen zum Gretchen und Klärchen wäre, findet für antike Frauengestalten gerade in diesem ihrem Deutschtum einen Widerstand, den sie auch mit aller Klugheit nicht ganz überwindet. Das Trotzige, das leidenschaftlich Aufgewühlte, worin sich der ererbte Fluch ihrer Abstammung äußert, muß sie einer auf Milde und Hingebung gestimmten Natur erst abringen. Es ist nicht zu verwundern, wenn sie sich so, in dem angespannten Bestreben, ihre Aufgabe von der schöngeistigen Schablone »edler Einfalt und stiller Größe« fernzuhalten, zuweilen, namentlich im Rhythmisch-Orchestrischen der stilisierten Gebärde, an das Elektra-Vorbild der Escholbt anlehnt; die gesunde, wenn auch mädchenhaft-spröde Innigkeit ihres Wesens, die von jenem Vorbild weit entfernt ist, sorgt schon dafür, daß das Menschliche bei ihr ganz andre Töne findet, Töne einer im Wurzelgeflecht verwundeten Seele. »Die Schwesterlichste der Seelen« hat Goethe die Antigone genannt, und ihr »Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da« scheint dies Wort zu bestätigen. Aber damit erschöpft sich ihr Charakter nicht. Neben der Milde wohnen bei ihr die Härte, der Haß und die Verachtung, wie Kreon und der Chor der Greise sie von ihr zu spüren bekommen. Beides zu vereinen, ohne ins Heroinhafte zu verfallen, war die nicht völlig gelöste, aber allein nach ihrem Willen und Bemühen preiszewertende Aufgabe, die sich Helene Chimig gestellt hatte. Von Kraußens hoheitsvollem Teiresias abgesehen, war in ihrer Umgebung wenig, was der Nachbarschaft dieser starken persönlichen Leistung würdig gewesen wäre. Auch der Kreon des Herrn Engels hatte nicht Ausbauer und Konsequenz genug, sich der Fesseln des hergebrachten Theater-Bösewichts zu entwinden — von den Darstellern der andern »Rollen« ganz zu schweigen. Dabei ließ es die feinfühlig und gut durchdachte Spielleitung Dr. Reinhard Bruns doch an Ermutigung zu solch freierer Bewegung nicht fehlen. Szenenbild und Chor gehorchten seinen Absichten vortrefflich — warum zeigen sich Einzelne immer noch widerspenstig, wo sich ein so redlicher und tüchtiger Wille um Verjüngung des Ganzen bemüht?

Auch Goethes Egmont sprach im Deutschen Künstlertheater, das nun gleich dem Lesingtheater unter der Leitung Viktor Barnowskys steht, in verwandelter Zeit mit verwandelter Zunge zu uns. Noch nie zuvor, will es uns scheinen, haben wir die schmerzlich-süße Heiterkeit dieses Heldensterbens so durchkostet wie jetzt. Gibt es einen seligeren Trost in diesen

opfer schweren Tagen als diese Betätigung aus Dichtermund, daß der Tapfere nichts Menschliches, auch das Zittern und Beben vor dem Tode nicht, zu verleugnen braucht, daß er sich mit Sinnen und Seele an alle holden Reize dieses Daseins klammern darf und doch mit dem Kranz des Siegers auf erhobener Stirn seiner letzten Stunde entgegenzuschreiten gewürdigt wird? Noch nie zuvor sahen wir den Prinzen von Gaure, den Abgott der niederländischen Provinzen, so nahe beim Prinzen von Homburg stehen, der auch von blasser Todesfurcht geschnitten wird und doch den größten aller Männer siege davonträgt, indem er seinen knabenhaft träumerischen Eigenwillen mit harter Hand unter den des brandenburgischen Staats- und Kriegsgezeuges beugt. Gern hätten wir im Deutschen Künstlertheater die nach allen Seiten hin festlich aufgetane warme Lebensfröhlichkeit dieses wahren Edelmannes in Albert Bassermanns Darstellung mehr betont, gern neben dem analytisch Dramatischen das lyrisch Musikalische, einigermaßen ebenbürtig den Beethovenischen Tönen, mehr zu seinem Rechte kommen sehen, wenn wir nicht hätten fürchten müssen, daß die Universalität mannhafter Menschlichkeit, die in diesem Goethischen Helden aus tausend Zweigen blüht, darüber zu kurz gekommen wäre. Und um solche Gülle gerade war es Bassermann zu tun; den ganzen beweglichen



Phot. Sander & Rabl, Berlin

Albert Bassermann als Egmont; Oskar Fuchs als Oranien

Reichtum einer königlichen Natur wollte er vor uns ausbreiten. Er fand in Oskar Fuchs einen Oranien, von dessen gebändigtem Ernst sich seine frei spielende Natur in einer einzigen gedrängten Szene schön und wirkungsvoll abhob; aber er fand in Lina Lössen kein Klärchen, das seiner verwöhnten Vornehmheit die fernhafte Frische und naive Hingebung des Volkes an die Seite gestellt hätte. Und doch hätte sie aus den Volks Szenen, wie sie Barnowsky, auch diesmal sein eigener Spielleiter, zu gestalten wußte, den rechten Anschlag dazu finden können. Wieviel malerische Kraft steckt doch in diesen saftstrogenden Szenen, und wie berechtigt sind sie zugleich für die politische Charakterzeichnung des gewalttätig geknebelten Landes, sobald man sie so stimmungshaft zu behandeln weiß, wie das der Regie im zweiten Teile gelang, wo schon Albas Eisensfaust auf der Stadt lastet! Man mag, denkt man an Reinhardtische Leistungen in ähnlichen Aufgaben, den genialen Griff an der Regie vermissen, die Kunst, durch einen einzigen erleuchtenden Einfall dem Gesamtbild eine Wendung zu geben, die sich dem Gedächtnis unzerstörbar einprägt und diese eine von jeder andern Egmont-Aufführung unterscheidet, aber man wird nicht die solide Tüchtigkeit und die unermüdete Spannkraft verkennen dürfen, die ein so zwiespältiges Werk, empfangen in der Morgenstunde aufkeimender Freiheitsgedanken, beendet während Goethes zweitem römischen Aufenthalt (1787), trotzdem lebensvoll zusammenzuhalten vermag.



Phot. Sander & Rabl, Berlin

Alexander Engels als Kreon

Nicht von ungefähr greifen unsre Bühnenleiter heute mit Vorliebe zu klassischen oder der Gegenwart sonst durch Stoff und Form entrückten Werken. Allen zeitgenössischen droht die Gefahr, an dem Gewicht dieses Krieges gemessen und zu leicht befunden zu werden. Für jene mit Romantik verbrämte Analytik krankhafter Seelenzustände, die einst so hoch im Kurse stand, ist jetzt vollends keine Stimmung. Das mußte im Kleinen Theater bis zur Unbarmherzigkeit kalten Spottes ein Schauspiel von Ernst Legal, dem Spielleiter des Wiesbadener Hoftheaters, erfahren, obwohl es in Einzelheiten immer wieder von dichterischer und szenischer Begabung zeugte. Aber die Klippe liegt schon im Thema. Wer mag sich heute lang und breit mit den Drangsalen einer überreifen Jungfer beschäftigen lassen, die aller drängenden Lebensfreude und Jugendlust ihrer Umgebung die eiskalte Hand ihrer moralischen Strenge aufs Haupt legt, bis sie selbst aus der Muschel des Meeres die brausenden Lodungen des Lebens vernimmt und von spätem Taumel der Sinne erfasst wird. Diese unselige Verwirrung eines in Sorge, Entsagung und Stolz gealterten Mädchens hat wohl zuweilen etwas Rührendes, und der symbolische Hintergrund, das ländliche Frühlingssfest des Tobaustreibens mit seiner freilich recht undelikatsten Sinnenfreude, von dem sich Sabine Caspars Schicksal abhebt, wirft hufschende Lichter in das trübe

Grau solcher Seelennot; aber am Ende überwiegt doch das Peinliche und Verstimmende, das jeder überbetonten Erotik zumal in dieser Zeit anhaftet. Aus dem halb ironischen, halb übermütigen »Lätare« des Titels wurde trotz George Altmanns klug dämpfender Regie ein trübseliges Miserere.

Vor dem erhöhten Maßstab dieser Tage standzuhalten, hätte man unter den Werken des letzten friedlichen Jahrzehnts am ehesten noch einem Stücke zutrauen können, das so wie Gustav Frenssens Schauspiel »Sönke Erichsen« auf Vaterlandstreue und Heimatliebe aufgebaut ist. Leider aber hat eine überberatene, wohl drei- oder vierfache Bearbeitung das Drama seinem ursprünglichen schlichten Sinn und eindringlichen Ethos ebenso entfremdet wie seiner ursprünglichen Gelegenheit. Als es unter dem Titel »Das Heimatsfest« zu Humsums dreihundertjährigem Bestehen in der grauen Stadt am Meer aufgeführt wurde, tat es als Festspiel vor willig eingestimmten Zuschauern seine Schuldigkeit. Aus dem Grundgefühl der Heimatliebe ließ es mit dichterischen Mitteln und noch stärkerer sittlicher Kraft den Gedanken aufsteigen, daß kein Heimweh und keine Sehnsucht die Untreue zu sühnen vermögen, die eins seiner Kinder in der Stunde der Not am Vaterlande begangen hat. So mütterlich die Heimatstadt an ihrem Ehrentage all ihren in die Welt versprengten Söhnen die Arme öffnet, den ungetreuen Sönke Erichsen, der sich 1870 ein paar Stunden vor der Mobilmachung davonstiehlt, verstoßt und verwirft sie für immer. Das war einfach, allgemeinverständlich und ergreifend dargestellt, wenn auch überall da in einer etwas lässigen episch-lyrischen Form, wo sich die dramatische der ungeübten Hand nicht fügen wollte. Deß sollte es von seinem besonderen örtlichen und zeitlichen Anlaß gelöst und zur tragischen Allgemeingültigkeit erhoben werden. Der Abtrünnige, drüben in Amerika zu einem Krösus, aber auch zu einem Zerrissenen geworden, sollte nicht nur einfach von der Heimat, d. h. von den Dabeimgebliebenen, den in ihrem kleinen Kreise treuen Menschen, abgelehnt werden, sondern er sollte sich in den Schlingen seiner eignen Treulosigkeit, Rechthaberei und Selbstsucht verstricken und zugrunde gehen in der Leere, die zum Verbrechen wird. Das ist nicht geglückt. Alle Erweiterungen der Fabel und Verkettungen der Schuld bedecken, wie uns die neue Aufführung des Schauspiels im Volkstheater am Bülowplatz bewies, nur deutlicher noch seine dramatischen Schwächen auf. Ja, mehr noch: auf dem Wege von der Gelegenheitsdichtung zur allgemein menschlichen Tragödie geriet das Werk in den Sumpf teils kleinlicher, teils übel romanhafter Motive, denen alle zwingende Überzeugungskraft fehlt. Und nun verwandelt



Phot. Zander & Rabisch, Berlin

Helene Fehdmer und Friedrich Rayßler in Johann Sigurjonssons Schauspiel »Berg Eyvind und sein Weib«

sich auch der alte Segen in einen Fluch. Die heimatlische Gebundenheit, von der das Stüd bei seinem ersten Erscheinen getragen wurde, zieht es heute herab, und das Riesenmaß einer verwandelten Zeit stempelt es fast zu einem abseitigen schaurig-sentimentalen Familienhandel.

Der Erfolg, der sich diesem Heimatsdrama eines berühmten, uns trotz manchem Fehlgriff teuren Dichters versagte, stellte sich im Volkstheater bald darauf bei einem Werke ein, das aus dem fernsten Norden zu uns kam und einen uns bisher unbekannten Verfasseramen trug. Was wußten wir von Johann Sigurjonsson, als sein vieraktiges Schauspiel »Berg Eyvind und sein Weib« auf dem Berliner Spielplan erschien? Nicht mehr, als daß er einer der jungen isländischen Dichter ist, die mit Gefühl und Phantasie tief in der ehrwürdigen Überlieferung ihrer urgermanischen Heimat wurzeln, aber von hier aus den steilen Pfad zu den letzten Rätseln und Schroffen menschlicher Tragik suchen, einen Weg der Unerforschbarkeit und schmerzlichen Wahrheitstreue, wie wir ihn für gewöhnlich nur den ungebundenen Geistern einer modernen Weltanschauung zutrauen.

Die Handlung dieses Stückes ist stark und sinnfällig, gleich den alten isländischen Sagas, obgleich sie nicht durch tausend, sondern nur durch 150 Jahre von unsern Tagen getrennt ist. Ein »Geächteter«, den die rauen Gesetze des Landes für einen in der Not begangenen Mord- diebstahl mit schwerer Freiheitsstrafe bedrohen, erwirbt sich unter falschem Namen erst als Knecht, dann als Verwalter ihres Bauernhofes die Liebe einer jungen Witwe, wie sich von jeher, erst recht aber in einem Lande von so fernigen Sitten der Tüchtigen zum Tüchtigen, der Gesunde zum Gefunden fand. Die herzhafteste Liebe Frau Hallas zu dem prächtigen Burtschen wächst noch, als er ihr seinen wahren Namen nennt und das Geheimnis seiner Schuld entdeckt, und diese Liebe läßt sich auch nicht schrecken, als das Gericht auf seiner Spur und er entschlossen ist, sich den Häschern durch die Flucht ins unwirtliche Gebirge zu entziehen. Wohlstand, Ruhe und Ansehen, alles läßt sie zurück, um mit dem Geliebten das furchtbare Wagnis zu teilen. Dort oben zwischen den starren Eispfählen leben die beiden nun, Berg Eyvind und sein Weib, weit entrückt aller menschlichen Gesellschaft, durch die harte, täglich erneuerte Not des Daseins eng aneinander geschmiedet. Aber Leidenschaft und Schuld folgen ihnen auch dorthin nach. Als nach Jahren ihr Versteck verraten wird, weiß sich Halla ihrer beider Leben und Glück nicht anders zu retten als durch die Preisgabe ihres Kindes. Wieder vergehen Jahre. Die Erinnerung an die Schuld scheint in neuer Mutterfreude begraben zu sein; da



Phot. Jander & Labisch, Berlin

Max Pallenberg als Schluck und Hans Wahmann als Jau in Hauptmanns romantischem Possenspiel

wedt die schmählich zurückgewiesene Leidenschaft eines Heimatlosen, der ihnen als demütiger Geselle in die Einsamkeit gefolgt ist, das Gespenst mit rachsüchtigen Vorwürfen jäh wieder auf. Und als müßte der Schatten der alten Sünde gleich wieder neue gebären, begeht Halla in gleicher Gefahr das gleiche Verbrechen noch einmal: nichts Entsetzliches gibt es, vor dem sie zurückschräke, wenn es gilt, sich den Besitz des Geliebten zu erhalten. Und wieder vergehen lange Jahre. Die Kinderlosen, nun ganz allein, haben sich in noch höhere, noch schreckensvollere Gebirgsklüfte zurückgezogen. Hier stört kein Dritter ihre Verlassenheit. Statt dessen aber erheben sich aus der grausamen Natur und ihrem eignen Inneren die Furien des Hungers, der Reue und des Zweifels, die langsamer, aber auch qualvoller töten als alle Gerichte der Menschen. Lieben sie sich noch? War ihre Liebe die echte, daß eins das andre in dies schaurige Schicksal hineinzog, eins das andre der Vereinsamung preisgab? Sich selbst aus diesen verzehrenden Zweifeln, den Geliebten aus den Fesseln ihrer Gemeinschaft zu befreien, wirft sich Halla dem schon neun Tage wütenden mörderischen Schneesturm als Opfer in die Arme. Verzweiflungsvoll hallt Berg Eyvinds Ruf ihr nach. Keine Antwort mehr. Wir wissen: von seinem irren Suchen nach ihr wird auch er nicht wiederkehren ...

Man könnte sich durch diesen letzten Akt, in dem nach übermenschlichen Prüfungen eine schicksalsschwere, zur Schuld gewordene Liebe in graufigen Haß- und Vernichtungswillen um-

schlägt, an Strindbergs zerfleischenden Geschlechterhaß erinnert fühlen, wenn nicht alles so viel ursprünglicher, so viel freier von zersäuernder Psychologie und Problematik wäre. Bei dem Schweden stehen wir an den krankhaften Ausläufern einer Überfeinerung der Sinne und Gedanken, bei dem Isländer glauben wir uns in die Urzustände der Menschheit zurückversetzt, wo sich die Triebe und Gefühle nackt gegenüberstehen, und dadurch nimmt dieser Kampf zwischen Mannes- und Mutterliebe — denn das ist der Lebensnerv dieser Tragik eines reinen und starken Menschenbundes — Riesenformen an, die wohl erschrecken, aber auch erschüttern, und um deren furchtbarste Abgründe noch die Blumen hingebender Liebe blühen. Noch geht ein deutlich sichtbarer Spalt durch das Gestaltungsvermögen des jungen Dichters: für die strenge Unerbittlichkeit der letzten Akte hat er noch nicht das kühle Herz und die beherrschende Faust; nach dem quellenden Reichtum der ersten beiden Aufzüge, in denen die alten Sagas, Märchen und Sitten seiner Heimat raufen, empfinden wir die Strenge der andern wohl zuweilen als Armut — aber an Sigurjonssons Verus zum Tragiker ist nach dieser Probe nicht mehr zu zweifeln.

Auch die größte und reinste Sache, die aus Menschenherzen kommt, treibt eines Tags aus dem Stamm ihres Ernstes Schöhlinge der Komik. So hat uns jetzt die Stodung der kriegerischen Operationen den politisierenden Maulhelden hinter dem Ofen beschert, der längst in Paris und London wäre, die Ostseeprovinzen anektiert und Amerika zur Räson gebracht hätte. Da stellt sich denn förmlich von selbst die Erinnerung an Ludwig von Holbergs »Politischen Kannegießer« ein, diese nun bald zweihundert Jahre alte dänische Komödie, die mit ihrer an Plautus und Molière geschulten Situations- und Charakterkomik zwar in recht bescheidenen politischen Zeichen plätschert, aber für die unverantwortliche Großsprecherei seines grotesken Helben das noch heute einzig heilkräftige Pflaster anwendet, wenn es dem Allesbesserwisser Hermann Brehme von Bremensfeld zu den großen Worten und dem kleinen Verstand das verantwortliche Amt gibt. Da steht der Herr Bramarbas in der ganzen jämmerlichen Blöße seiner Narrheit da. Vieles an dem Stück ist und bleibt verstaubt, schon weil es sich zu sorglos der Karikatur überläßt; manches erweckte die Kunst des Kleinen Theaters zu überraschendem Gegenwartsleben.

Stern und Unstern des Hauptmannschen Scherzspiels oder, wie es jetzt heißt, romantischen Possenspiels von Schlud und Jau, das seine Idee nebst Shakespeares Vorspiel zu »Der Widerspenstigen Zähmung« Holbergs »Jeppe

vom Berge« verbannt, werden von der komischen Kraft der beiden Darsteller gelenkt, die die ungleichen Bagabonden zu spielen haben. Früher, zu Brahms Zeiten, als Rudolf Rittners Faust die Rolle packte, stand Jau beherrschend im Vordergrund: ein berber, von erbiger Kraft erfüllter »schlafischer« Dorfkerl, der mit seiner schwerwichtigen Komik alles ringsum niederstampft; jetzt, beim Wiedererscheinen des Stückes in Reinhardts Deutschem Theater, muß Jaus weniger robuster Darsteller Hans Wagemann die Armut des Geistes und Wises spüren, an der die Gestalt leidet, und sich in der Wirkung von Max Pallenberg, dem Darsteller des sanften, demütigen, gütigen Schlud, ausstechen lassen. Nicht mehr das Lachen und Grinsen, sondern das Lächeln und Streicheln siegt. Wir sowenig wie der Dichter wollen darob zürnen. Denn nun erst schält sich aus der borstigen Schale der schwächliche Kern einer tieferen Herzensweisheit heraus, wertvoller als die philosophierende Sinnbilerei, die die mißglückte Rahmenhandlung von außen in das Scherzspiel hineinzutragen versucht. Auch der Verkommenste und Roheste, mahnt uns diese Weisheit, findet in Gottes reicher Welt noch den Freund und Beschützer, der seine Hand über ihn hält und seine Schwären zudeckt mit Geduld und Güte. Nicht aus der farbenfatten Ausstattung, wie er vielleicht hoffte, sondern aus der behutsamen Entfaltung eines bisher fast verborgenen Reimes mitleidvoller Menschlichkeit mitten im Schmutz der Straße ist dem glücklichen Reinhardt diesmal der Erfolg eines fast schon aufgegebenen Stückes erblüht.

Der Zeitwille, der uns, Willige oder Unwillige, alle beherrscht, läßt sich umgehen, aber er läßt sich nicht spotten. Die junge Generation der Dramatiker, die dieser jäh veränderten Stimmung so unvorbereitet gegenübersteht, tut klug daran, sich einstweilen zum Schweigen zu verurteilen. Sie fühlt, daß ihre den Stil suchende, das Gemüt fliehende Rühle dem, was uns bewegt, wenig zu geben hat. Karl Sternheim aber dachte anders. Er, der gallige Gesellschaftsatiriker, glaubte sich wohl mit einem hurtigen Verzicht auf die ihm so natürliche Bissigkeit den Eintritt in das neue Haus der Zeit erkaufen zu können. Aber da zeigte uns sein von den Kammerspielen aufgeführtes Lustspiel »Der Charmante«, daß ihm nach solchem Opfer nur eine hohle Dialektik übrigbleibt, die um eine erotische Spielerei zu dreien ein Meer von Worten raufen läßt und am Ende doch nicht verbergen kann, daß sie aus der alten Schule des Pariser Ehebruchsschwantes kommt. Der beleibigte Zeitgeist braucht kaum den Finger zu regen, um dieses geblähte Nichts in den Aschenhaufen zu schnipfen.



Romanus Andresen: Büste des Generalfeldmarschalls von Hindenburg

Der deutsche Weltkrieg



Aus dem Best. des Prinzen August Wilhelm von Preußen

Geschnitten von Otto Biedemann, Berlin

Ein Ramerad

Den langen Herbst und Winter hielt er getreulich stand,
Schuf sich aus Krieg und Fremde Heimat und Vaterland.
Sein Heimweh tranken die Sterne, es floß in die ruhende Nacht,
Am Tage hat er der Heimat als wie einer Toten gedacht.
Doch als der Frühling mit erstem Scheine die Luft erfüllt,
Da ward sein hartleuchtend Auge von dunkler Trauer umhüllt.
Da stöhnte er tief im Schläfe und wußte es selber nicht,
Da welkte ihm Sehnen und Träumen sein hartes Kriegergesicht,
Und eines Morgens im Dämmern, da sang es über das Land —
Da stand er, bebenden Mundes, das Antlitz zum Himmel gewandt,
Da war eine erste Verche, die sang zwischen Krachen und Graus,
Da floh die gefangene Seele aus seines Willens Haus.
Da weinte er, weinte vor Qual — jetzt sah er erst Tod und Schlacht,
Sah, was des halben Jahres der Krieg über die Erde gebracht.
Er griff nicht mehr zum Gewehre, er hat seine Wacht versäumt,
Und stand er auf seinem Posten, so hat er geschwärmt und geträumt.
Er küßte die nackte Erde und warf sich an ihre Brust,
Hat nichts mehr von aller Beschwerde, nichts mehr vom Kriege gewußt.
Er hörte auf kein Kommando, nicht, wenn ein Schrapnell zersprang,
Rein Schießen, kein Stürmen, kein Rufen — nur daß die Verche sang ...

In der Champagne, 1. April 1915

Heinrich Verch

Aus einem österreichischen Kriegstagebuch

II (Vgl. Märzheft 1915)

Von Moriz Jung, Kunstmaler

(Starb als Leutnant des 24. Landwehr-Infanterie-Regiments am 11. März 1915 in den Karpaten den Heldentod)

Einer Mutter Klage

Mir schien, als wenn ich sie schon einmal und unter ganz andern Umständen gesehen hätte. Ich grübelte, wo das nur gewesen sein könnte, und kam schließlich darauf, daß sie einer Bäuerin gleicht, die ich einmal in der Sezession auf dem Gemälde von Jarodi konterfeit sah. Jedem Offizier und Soldaten, der ihr in den Weg geriet, flagte sie unter Schluchzen, einem Schluchzen, wie es der schlafende Mensch unter der Qual eines Alptraums hervorstößt: »Er war nicht böse, glaubt es nur, er war nicht böse. Ich muß es wissen, ich kenne ihn, ich bin seine Mutter. Er war nicht böse; böse war sein Vater, der ihn schlug, von kleinauf täglich schlug, und ihn stieß, und ihn von den Rossen treten und von den Hunden beißen ließ, und der dazu lachte. Er war nicht böse, nie war er es. Er litt geduldig alles; er schlug nicht wieder, wenn ihn seine Gespielen prügelten; er wehrte sich auch nicht, wenn ihn der Schulmeister strafe. Er war nicht böse, nur traurig. Raum war er so groß, wie ein Schaufelstiel lang ist, mußte er schon schwer werfen, den Dünger aufladen, aufs Feld karren und über die Erde breiten. Ehe die Sonne schien, mußte er aus dem Stroh, und lange nachdem sie erloschen war, durfte er erst wieder hineinschlüpfen zu kurzer Ruh. Keine Sonntage gab es für ihn, jeder Tag war gleich und voller Plage. Und so wuchs er und wurde groß und hatte es immer noch nicht anders. Die Mädchen höhnten ihn, die Burschen schlugen ihn. Nur seine Mutter und die sanften Tiere waren gut zu ihm. Roß und Hund, Hund und Henne hörten auf seinen Ruf und Pfiff. Nie hat er gelacht, und gelächelt nur einmal, damals als ich ihm vom Markt aus der Stadt eine weiße Flöte mitbrachte. Das war seine erste Freude. Er lernte auf dem gelochten Holz blasen und spielte die Lieder, die unser Volk singt, und andre Stücke, die er sich selber erdachte. Aber nur heimlich tat er das, denn der Vater würde ihm die Flöte zerbrochen haben. Und jetzt hat ihm die Flöte den Tod gebracht. Glaubt es, er war ahnungslos. Er hat wirklich nur für sich gespielt, nicht dem Feind damit Zeichen gegeben, wie angezeigt

wurde und ihr glaubt. Vielleicht hätte er nicht so weit in das Feld hinausgehen sollen, dem Feind entgegen; aber er tat das nur, um unbelauscht blasen zu können, nicht um den Feind zu rufen, wie ihr meint. Oh, meine gnädigen Herren, was habt ihr getan? Ihr habt ein unschuldiges Lamm für einen Wolf gehalten und getötet. Das ist traurig — ach, so traurig! Ich weiß, ich darf mich nicht beklagen, aber um ihn darf ich klagen, der nicht böse war, nein, der gut war und sanft. Oh, Herren, gönnt ihm ein Kreuz, ein christliches Kreuz. Er soll begraben liegen, aber nicht verscharrt wie — wie ...«

So klang die Klage der Bäuerin. Und mein »Pücker« hat das ersuchte Kreuz auf das Grab gestedt.

Schwert und Pflugchar

Goethe war keine solbatische Natur, und doch hat er einmal eine Äußerung getan, deren jeder Soldat, namentlich im Felde, stets eingedenk sein sollte; sie lautet: »Immer das Nächste tun.« Trotzdem erleben wir auch im Kriege Stunden, während derer es nichts »Nächstes« zu tun gibt, die man nur im Warten verbringen kann. In solchen Stunden trage ich meine Aufzeichnungen in das Kriegstagebuch ein. Es mag dies irgendwie doch von Nutzen sein, denn wenn man glaubt, von dem im Felde Erlebten nichts vergessen zu können, irrt man; der Eindrucke sind so viele und mannigfaltige, daß sie sich verwirren und einzelne davon verblassen müssen, wenn man sie nicht in klarer Form festhält.

Gestern gewährte ich etwas, das mich tief ergriff. Unsere Flieger, diese uns auf weiten Schwingen fallenkühn überschwebenden Schutzengel, hatten die verborgene Stellung der feindlichen Artillerie erkundet und es dadurch unserer Artillerie ermöglicht, den Feind mit berstenden Eisentrümmern zu überschütten. Es sollte uns freie Bahn zum Vorrücken geschaffen werden. Dank der genau wie ein Mechanismus arbeitenden Artillerie war der uns gegenüberliegende Feuerschlund versiegt. Der Befehl wurde ausgegeben, die »eiserne Ration« aus dem Tornister zu tun und zu sich in den Schnappsaß zu nehmen, und die Tornister selbst bei

der Nachhut, unsern Reserven, zu hinterlegen. Keiner von unsern Leuten war so »grün«, nicht zu wissen, was das bedeutet, und doch sah ich auch nicht einen Zaghaften. Es ist herrlich, mit solchen Burschen vorgehen zu können! Uns war aufgetragen, einen bedenden Wald zu besetzen, der sich, getrennt durch Felderbreiten von dem Wald, in dem wir standen, parallel zur Front der Russen lang hinzog. »Marsch — Marsch — aber ohne Geschrei!« Mit weiten Sätzen sprangen wir über die freie Fläche, über der in der Höhe die feuerfarbigen Wunder der Schrapnells barsten. Aber so rasch wir auch rannten, sahen wir doch, daran gewöhnt, nichts um uns außer acht zu lassen, wie zweihundert Meter seitwärts der Stelle, wo wir den Übergang erzwangen, ein polnischer Bauer, der ein Roß und ein Kind vor seinen Pflug gespannt hatte, langsam, schier gemächlich Furchen in den Erdboden zog. Für einen Augenblick rudte er den Kopf seitwärts und sah nach uns herüber, dann blickte er gleich wieder geradeaus vor sich hin, im gleichen Schritt und Tritt schwer stapfend weitersehrend. Er verrichtete die friedlichste Arbeit, während wir gegen den Feind anstürmten, der, hinter Busch und Reifern liegend, uns seine Spitzkugeln in hagelichter Menge entgegenschleuberte, nur glücklicherweise um etwa zwei bis drei Meter zu hoch.

Ich berichte die Tatsache, ohne daran Betrachtungen zu fügen.

Ein Nibelunge

Sturmangriff. Wir rannten unter wütendem Geschrei einen Abhang hinauf, um die schon ins Wanken geratenen Schützengruppen des Feindes vollends zu werfen und in die Flucht zu schlagen oder gefangenzunehmen.

Die russischen Kugeln piffen. Das war uns nur recht. Wir hatten es verstehen gelernt, daß die Kugel, wenn man sie erst einmal pfeifen hört, einem nichts mehr tut, weil sie dann schon längst über oder neben einen weggeschossen ist. Zuwider waren uns nur die Schrapnells, deren von oben herabprasselndem dichtem Bleifugel- und Splitterhagel man weniger leicht entgehen kann. Glücklicherweise waren sie einstweilen noch zu hoch gezielt. Also vorwärts, vorwärts und hinauf! Rasch, rasch, ehe sich die feindliche Artillerie besser eingeschossen hat.

Das Herz klopft gegen die Rippen wie ein Hammer, die Lunge pumpt feuchend wie ein Blasbalg. Vorwärts, nur vorwärts! Nicht zurückblicken! Neben mir leuchtet ein Mann. Er gewinnt Vorsprung. Ich erkenne ihn. Es ist der Seppl mit der eisernen Hand, einer von meiner Kompanie und so genannt wegen der unheimlichen Klammerkraft seiner Faust. In allen Sturmangriffen ist er beflissen, sich bei mir zu halten, mich zu decken. Ganz besonders zugetan ist er mir. Ich weiß nicht recht, warum. Ich habe mich ihm gegenüber nicht anders verhalten als allen meinen Leuten gegenüber. Aber wer kennt die Seele des Menschen! Ein Wort vielleicht nur, in besonderer Stunde gesprochen, möglich auch nur ein wenig gespendeter Tabak oder sonst eine Kleinigkeit, auf die ich nicht acht hatte, gewann mir ganz unbeabsichtigt das Herz dieses Mannes. Nun rast er vor mir dahin, brüllend und das Gewehr wie eine Keule schwingend. Da — ein Heulen, Toben, Säusen, Zischen, Knall und Krach. Erdbroden überschütten mich. Ein unwiderstehlicher Luftdruck hebt mich gleich einer Flaumfeder hoch und schleubert mich meterweit zurück und zu Boden. Was war geschehen? Ein Schrapnell war zersprungen. Ich taste mich ab. Unverletzt. Wische eilig den Staub aus den Augen, springe auf und wieder vorwärts.

Wo ist Seppl? Dort. Eben hebt er sich vom Boden. Glucht fürchterlich. Ein Sprengstück hat ihm den rechten Arm unterm Ellenbogen zerschmettert. Der Unterarm hängt schlapp im zerfetzten Armeltuch. Zornig schüttelt Seppl den blutigen Stumpf. Dann faßt er mit der linken Hand das Gewehr und will weiterstürmen. Der schlenkernde Unterarm stört ihn. »Kamerad, geh, sei so gut, leg mir den kranken Arm hinter den Rucktragen«, bittet er einen Gefährten. Der Soldat tut, wie ihm geheißt. Seppl rennt, ist schon vor, schon oben, schwingt das Gewehr hoch, läßt es einmal freisen und dann wuchtig nieder schlagen. Noch einmal — viermal — vielemal. Er drischt regelmäßig und regelrecht wie auf der Tenne.

Mit fünfzehn oder zwanzig Mann stürze ich zu ihm. Hurra! Die gemeinen Kerle! Bis auf etwa zwanzig Meter ließen sie uns heran, immer schießend, und jetzt, da wir ihnen nahe an den Leib rückten, warfen sie feige die Waffen weg und hoben die Hände,

Schonung erslehend. Warum kämpften sie jetzt nicht weiter?

Seppl ist gelb im Gesicht und taumelt. Mit einer verächtlichen Gebärde wirft er das Gewehr von sich und schreit: »Hundlinge — d'erschlag i tane!« Ob die Russen ihn verstehen? Sie stehen erschrocken und schauen scheu nach dem Wütenden. Eine Abtheilung führt sie ab.

Ich kann nicht verweilen, muß nach rechts, wo der Kampf noch im Gange ist. Auch da gewinnen wir Oberhand. Jetzt erst kann ich zurück und mich um Seppl kümmern. Erhalte die Meldung, daß er zum Hilfsplatz getragen wurde. Der große Blutverlust hatte ihn erschöpft. Der tolle Bursche hatte sich nämlich eigenhändig mit dem Bajonett den verstümmelten rechten Unterarm abgeschnitten. Raum vermag ich das zu fassen.

Auf dem Verbandplatz seh' ich Seppl wieder. Er ist bereits verbunden und lehnt rauchend an einem Wagenrad. Lächelnd begrüßt er mich. »Daweil nur Ihna nix gschehgn is!« sagt er ruhig. — »Ja, aber Ihr Arm?« — »Ah, wegn dem — dös macht nix. Dagt wir i halt a wirkliche eiserne Hand kriagn, a solchene, wie i glefn hab in an Gschichtsbüchl, daß a Ritter amol ane ghabt hat.« Er scherzt noch mit einer Anspielung auf Götz. Ist ein solcher Soldat ein Held? Wer wär' es sonst, wenn nicht dieser Nibelunge?

Und wenige Tage vorher hatte Seppl seinen Milchkaffee — eine seltene Kost im Felde — mit einer Kage geteilt, die miauend und buckelnd ihn umstrich, weil er es ihr angesehen hatte, daß sie Junge säugte. Gleichsam entschuldigend sagte er: »Weils a brischederts Kagerl is, a schwarzweißrot gsfledeltes, und weil a solches Viecherl Glüd bringt, drum vergunn i eam das Laderl Kaffee.«

Betrachtungen

Merkwürdig ist es: sobald man sich wieder einmal nach langer Zeit die Zähne gepuht hat, denkt man ganz anders, denkt man überhaupt erst wieder. So geht es mir heute.

Eigentlich sollte ich zufrieden sein, ja mehr noch: vergnügt; denn ich habe mir nicht nur die Zähne gepuht, sondern heute sogar Tiroler Spedtnödel gegessen (schämig verschweige ich, wieviel, verrate dafür ihr

Kaliber: 12,5 Zentimeter) — aber der Mensch ist ein wunderliches Geschöpf, dem fast nie alles ganz recht ist.

Zu derartigen Gedankenschlüssen gelangt man, wenn man, so wie ich heute, gesättigt auf einer Ofenbank liegt, zugebedt mit einem polnischen Bauernpelz (unsre Uniformierung ist schon längst nicht mehr »vorschriftsmäßig«, sondern funterbunt zusammengestüdtelt, ergänzt durch Westen, Mützen, kurzen und langen Pelzen, wie sie hier zu Lande die Bauern tragen, und die sich als sehr praktisch und warm erweisen), und rauchend mit nichts anderm beschäftigt ist als mit dem Warten auf die vom Schneider Schebiwski ausgebefferten Unausprechlichen.

Da liegt man, hart, aber wenigstens trocken und warm, und läßt die Gedanken, die nicht tief, nicht hoch und nicht weit sind, auf die farge Weide gehen, während draußen in der Ferne dumpf der Kanonendonner grollt.

Grollt? Da ist gleich so ein Wort, an dem man hängenbleibt. Es gehört von alters her zur Kanone, ist einem überliefert und wird ohne Überlegung angewendet, gleichviel, ob es paßt oder nicht. Nachdem ich die ersten Male das Getöse der scharffeuernden Kanonen hörte, fiel mir gleich ein, daß mit den Worten Donner und grollen der Lärm der Kanonenschüsse nicht lautnachbildend umschrieben ist. Vielleicht ist das unmöglich, denn es kann sein, daß der Schall jedem anders ertönt, aber auch, daß die Sprache die ungeheure Lautstärke selbst in millionenfacher Abschwächung nicht nachzuahmen vermag. Gewiß, so wird es sein. Worte reichen überhaupt dazu nicht aus, die durch die Sinne empfangenen Eindrücke des Krieges, dieses Krieges insbesondere, wiederzugeben.

Worte! Du lieber Gott! An sich gibt solch ein Krieg freilich sehr gute Gelegenheit, einerseits mit lyrischen Prachtworten zu prunken, anderseits mit biberben Kraftausdrücken robuste Männlichkeit zu mimen. Vereinzelt schleicht sich das so oder so verfälschte Pathos auch in die Feldpostbriefe. Ich weiß das, denn mir hat ein Naivling, der früher einmal über einen »Briefsteller« geraten sein mußte und der sonst noch Reste der Erinnerung an Lesebuchstücke in sich trug, die von ihm »verfaßten« Briefe an seine Braut zur — Korrektur anvertraut.



Phot. Nicola Perscheid, Berlin

Generalleutnant Ludendorff

Mit Genehmigung der Kunstverlagsanstalt von Gerhard Stalling in Oldenburg i. Gr.

Dies Vertrauen will ich natürlich nicht mißbrauchen, sondern nur sagen, daß ich zuerst einen Lach-, dann einen Wutanfall kriegte, worauf mich schließlich Mitleid mit dem Betörten überkam. Lebt und webt der Kerl da mitten im Kriege und schreibt wie »gedruckt«. Ich nahm ihn mir vor und redete ihm gut zu wie einem kranken Roß, daß er diesen ärgerlichen Unsinn, »schöne« Briefe schreiben zu wollen, um Himmels willen doch sein lassen möge. »Schreiben Sie, wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist, und Sie werden gut schreiben, das heißt verständlich, was immer am schönsten ist«, riet ich ihm; und als er das aufs erste Wort nicht gleich begreifen konnte, erklärte ich ihm, wieso und warum, und jetzt schreibt der Mann endlich einfach und klar. Daß den Leuten das Einfache nie gut genug ist. Daß sie stets die ver. Sucht nach dem Schnörkel, dem unnützen Zierat, nach dem Bombast, der Phrase schier unausrottbar in sich sitzen haben!

Warum aber schreib' ich selber, der Kanonendonner »grollt«? Warum sag' ich nicht einfach: Man hört von fern her Kanonen schießen? Wie das ist, kann man nicht beschreiben, nur hören.

Ich bin darauf gekommen, daß der beste Sprech- und Schreibstil der — militärische ist. Wirklich wahr! Er ist ganz Sachlichkeit, Ökonomie und Klarheit. Zur Klassik erhoben, finde ich, ist er in den deutschen Heeresbefehlen und in den Rundmachungen des Großen Hauptquartiers. Die Depeschen des Generals von Stein beispielsweise empfand ich nicht nur ihres Inhalts wegen als Labsal, auch ihre Form, von der man sagen darf, sie ist wohlgefügt, begeisterte mich. Von Stein und doch ehern. Lapidar wie die Inschriften auf Römersteinen.

Es mag einigermaßen verwunderlich anmuten, daß ich, ein im Felde Stehender, derartige Betrachtungen anstelle. Es ist nur eine von vielen, und manche sind anders, die meisten sogar tatsächlich sehr — solbatisch. Noch verwunderlicher aber ist es, wenn ein Krieger die Taschenpartitur der Neunten Symphonie von Beethoven vor sich aufgeschlagen liegen hat und daraus lesend auf der — Maultrommel summt, lurt und singt. Und das tat einer meiner Kameraden, wie ich sah und hörte und zu meiner Entschuldigung anführe.

Übrigens ist die Maultrommel, wenn sie auch gerade keinen schönen Namen hat, durchaus kein zu verachtendes Instrument, was schon daraus hervorgeht, daß sie das Musikinstrument ist, dem der Dichter Justinus Kerner vor allen den Vorzug gab. Die zarten Töne der schwingenden Stahljunge und die mächtigen der dröhnenden Stahlbronzeröhre — man stelle sich den Zusammenklang vor!

Vermundet

Ich war bei der Erstürmung von Zamosc dabei, und davon blieb mir, wie ich ehrlich bekenne, nur die sozusagen kubistische Erinnerung an ein tolles Durcheinander von Menschen- und Tierleibern, umhergestreuten Waffen, Tornistern und sonstigen Ausrüstungsgegenständen, zerflossenen Lafetten, zertrümmerten Häusern, zersplitterten Bäumen und Brücken und endlich das Bild der in Brand geschossenen Stadt, deren Türme und Giebel sich schattenrißhaft schwarz von der qualmigen Brandröte, die den Himmel überzog, abhoben. Über alles Vorhergegangene ist nicht viel zu sagen. Wir hatten die Deckung verlassen, waren zum Sturmangriff vorgespungen und von der gut eingeschossenen Artillerie des Feindes gezwungen worden, uns in das taufeuchte Kraut eines Klee-feldes zu werfen. Von dort aus schossen wir, Visier achthundert Meter, ein Schnellfeuer, daß die Gewehrläufe heiß wurden. Auch ich hatte ein Gewehr gefaßt und schoß damit. Ein »Querschläger« riß es mir aus den Händen, aber ich hatte gleich wieder eins, denn es lagen schon genug Vermundete rundum, die keine Waffe mehr handhaben konnten. Mir war heiß, schweißnaß klebte mir die Wäsche an, und wenn ich mir ab und zu die Tropfen von der Stirn strich, um schauen zu können, glänzte die Hand in schwarzer Feuchte, als wenn ich sie in flüssige Tusch getaucht hätte, so geschwärzt war ich vom Pulverruß. An was ich dachte, weiß ich nicht mehr. Es wird wohl nicht viel und nichts Besonderes gewesen sein. Angst hatte ich nicht, das weiß ich; wenigstens nicht mehr. Ich war nahezu mechanisiert. Da — Schuß in den linken Unterschenkel. Mir kam nicht gleich zu Bewußtsein, daß ich angeschossen war; ich empfand den Schuß wie einen Schlag gegen die Wade. Das rinnende Blut erst ließ mich erkennen,

was mir geschehen war. Der Schmerz war anfangs gering, nahm aber bald zu. Vorerst schoß ich noch weiter eine Weile, bis mich der Blutverlust schwächte. Aufgefordert, das Feuergebiet zu verlassen, begann ich, in die hohen Kleeplanken gebückt, auf Händen und Knien aus dem Ader gegen den Wald hinzutreiben, hinter dem ich bei einem einzelfstehenden Gehöft den Verbandplatz suchte. War ein mühseliges Vollbringen. Säbel verloren, Binokel verloren und einen Teil des Bargetzes. Noch ein Loch in die Bluse erhalten, dann ohne weitere Schußverletzung den Verbandplatz erreicht. Bein bid angeschwollen. Gamasche herunter, Hose aufgeschnitten. Viel vertrustetes Blut, vermengt mit Staub. Wunde gereinigt, Verband angelegt. An einem Baum lehrend, nach Stunden, die erste Zigarette geraucht. Ah, welche Wohltat!

Auf dem Verbandplatz regte Tätigkeit. Unter den Pflegern auch zwei Schwestern vom Roten Kreuz, herrliche Wesen, zu denen alle Verwundeten dankbar und schwärmerisch aufgaben, weil sie zu all ihrer Milde und Güte auch noch wirklich schön waren. Viele Verwundete lagen schon da, und noch immer kamen und wurden andre gebracht. Manche hatten gräßlich anzuschauende Verletzungen, und doch — wie seltsam! — stöhnte oder jammerte keiner von all denen, die bei Bewußtsein waren; nur die Bewußtlosen wimmerten und röchelten, bis man ihren Schmerzen Linderung gab und sie aufwachten.

Neben mir lehnte am Baum ein Korporal, der den rechten Arm fest verbunden in der Schlinge trug, und der sich, eben als ich hinsah, kunstfertig mit den geschidten Fingern der gesunden Hand eine Zigarette drehte. Er fragte mich, wie lange es wohl brauche, bis solch eine Schußwunde ausgeheilt sei, denn er möchte nicht gar zu lange im Lazarett umhertreiben, sondern so bald wie möglich wieder zu seiner Kompanie zurückkehren, die sich bereits wiederholt ausgezeichnet hatte. Dabei wies er, und ein Lächeln überhüschte seine fahlen Züge, auf die silberne Tapferkeitsmedaille, die noch funkelnd an seiner Brust glänzte.

Sind doch famose Kerle, unsre Soldaten! Sie haben nicht die großspurigen Selbengesten an sich, sind aber Selben in Wirklich-

keit. Unter der Menge gibt es freilich auch schwache Naturen, die sich zwar zum Ausbarren zwingen, aber eben nicht über ihre Kraft können. Da wurde solch ein Mensch von einem Pfleger, liebevoll unterm Arm gefaßt, auf dem Verbandplatz umhergeführt. Es war keine Verwundung äußerlich an ihm sichtbar, und doch prägte sich auf seinem bartlosen, beinbleichen Antlitz der Ausdruck eines riesigen Schmerzes aus, dem noch Entsetzen gepaart zu sein schien. Zeitweilig riß er den Mund weit auf, so daß man die sich krümmende Zunge darin gewahr wurde, brachte aber kein Wort, ja keinen Laut hervor. Seine Anstrengung dabei schien groß zu sein, blieb aber vergeblich. Ich erfuhr, daß der Mann im Schred die Stimme verloren hatte. Schriftlich konnte er sich gut mitteilen, nur sprechend nicht. Ein von ihm geschriebener Zettel, den mir der Arzt später zeigte, bewies, daß der Mann nicht so sehr über seine plötzliche Verstummung, die für heilbar erklärt war, als vielmehr über seine Nervenschwäche tief unglücklich war, denn auch er wollte ein Kämpfer sein wie die andern.

Plötzlich verstärkte Bewegung. Was ist los? Wird ein größerer Trupp Verwundeter gebracht? Nein. Drei Kosaken, von denen einer die weiße Fahne schwingt, reiten heran und übergeben einen Brief. Der Feind fragt darin an, ob wir Ärzte nötig haben, er sei bereit, uns einige von den seinen zu schicken. Unser Oberarzt lehnt dankend ab. Die Kosaken reiten weg. Wir sind verblüfft. Dieses Entgegenkommen hatten wir von den Russen nicht erwartet. Lange sollten wir den guten Glauben nicht behalten. Der Feind half uns bald aus dem Traum, er fing nämlich an, unsern Platz zu beschießen, und zwar mit schwerem Geschütz. So waren also die Reiter mit der weißen Fahne nur Späher gewesen. Die immer zahlreicher berstenden Schrapnells ließen uns daran nicht länger zweifeln. Wir mußten den Verbandplatz räumen, und das so eilig, daß es uns nicht mehr möglich war, alle Schwerverletzten mitzunehmen. Sie sind vermutlich in russische Gefangenschaft geraten, und mit ihnen wohl auch die beiden Pflegegeschwestern, denn ich sah sie nicht wieder.

Zu Gott!

Das ist ein Wort wie Heimsang,
Wie Friede, der alle Unrast trank,
Wie Glocken auf stillem Abendgang:
Zu Gott!

In Kindheit schon und Märchentraum
Griffen wir unter dem Weihnachtsbaum
Nach seinem goldenen Mantelsaum —
Zu Gott!

Und als das Kinderglück zerbrach
Und Frau Welt die kleinen Herzen stach,
Da war ein seliger Trost, der sprach:
Zu Gott!

Dann rief des Lebens Sonnenbrand,
Dann rief im Herrenton der Verstand
Und die Nacht, die dunkle Rätsel wand:
Weg von Gott! — —

Wir irrten blutend, wir irrten lang.
Überall Nacht und Untergang.
Da schluchzte wieder der Heimsang:
Zu Gott!

Und es kam eine Stunde, brunnentief,
Und die Seele erwachte, die lange schlief,
Und lauschte, wie es zur Heimat rief,
Zu Gott!

Das irre Sehnen weint nicht mehr.
Die weiße Leuchte kommt es her,
Und seine Güte duftet schwer —
Gott ...

Und jede Lust und jeder Harm,
Ein liches Wort, ein froher Arm
Sind jetzt ein heiliger Alarm:
Zu Gott!

Auch jetzt in deinem Eisenkleid,
Da Nacht dein Fuß und Herzeleid,
Offnen sich dürstende Seelen weit
Zu Gott.

Laß deine ewigen Glocken gehn!
Die Kreuze blitzen, die Banner wehn —
Wir wollen den waltenden Meister sehn!
Zu Gott!

Emil Hadina

Gebt ihnen Arbeit!

Einige Worte über die Versorgung unsrer Arbeitslosen und Kriegsinvaliden

Von Hans Ostwald

Eine der ernstesten Fragen, die der gegenwärtige Krieg aufgerollt hat, ist die genügende Versorgung unsers Vaterlandes mit Nahrungsmitteln. Auf viele Arten muß sie sichergestellt werden. Die Zukunft aber darf sich nicht bei diesen einstweiligen Eingriffen und Schritten beruhigen. Sie wird gründlich für eine ausreichende Beschaffung von Nahrungs- und Genußmitteln vorzusehen müssen. Sie wird vor allem fragen müssen: Können wir in unsern eignen Grenzen genügend Brotkorn und Fleisch und all das andre, was zur Leibes Nahrung und Notdurft gehört, erzeugen? Haben wir genug Boden? Boden, der Nahrung gibt unsern vielen Millionen Deutschen?

Ja, wir haben genug deutschen Boden. Er kann alle jetzt Lebenden und auch noch viele Zukünftige miternähren. Wir müssen uns nur fest mit beiden Beinen auf diesen Boden stellen und ihm das abringen, was er hergeben kann. Haben wir doch allein noch 2½ Millionen Hektar kulturfähiges Moorland in größeren Flächen, das der urbarmachenden Hand harret und das auch die Arbeit lohnt. Und wir haben auch genug Hände, die das öde Land in blühende und fruchttragende Acker und Gärten umwandeln können. In manchen Großstädten und Industriebezirken gibt es immer noch reichlich Arbeitslose.

Nun hat der Staat die Wege zu einer großzügigen Urbarmachung des brachliegenden Landes geöffnet. Preußen z. B. gibt beträchtliche Beihilfen an unternehmungslustige Landwirte, die ihre Siedlereien nutzbar machen wollen. Wir dürfen hoffen, daß diese Beihilfen anfeuernd und erfolgreich wirken werden. Wir hätten dann auch auf diesem Gebiete mitten im Kriege vielversprechende Siege errungen, wie auf andern so vielfach. Haben wir uns doch in der langen Friedenszeit von 44 Jahren nicht nur eine mächtige Waffenrüstung geschmiedet, sondern auch auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und der sozialen Fürsorge mustergültige Einrichtungen geschaffen, aus denen wir die Kraft zum entscheidenden Kampf für unsre geschichtliche Sendung und unsers Vaterlandes Machterstellung schöpfen konnten. Besonders waren es die Städte und die Landesversicherungsanstalten, die mit großzügigen Maßnahmen dem drohenden Elend sofort die giftige Spitze abbrechen. Der Staat sorgte für Arbeit in großem Sinne. Und so sehen wir die Arbeitslosigkeit beträchtlich zusammenschrumpfen.

Auch viele Städte erblicken in der Arbeitsbeschaffung das Endziel jeder Arbeitslosenfürsorge. Sie lassen Straßen, Kanäle und andre Bauentwürfe, die erst für spätere Zeit geplant

waren, schon jetzt in Angriff nehmen. Überall beginnt sich der Gedanke Bahn zu brechen: Gebt den Menschen Arbeit!

Gerade in solchen ersten Zeiten müssen die Menschen sich rühren, sich betätigen. Niemals haben wir alle den Segen der Arbeit so empfunden wie jetzt. Auf irgendeine Weise wollen wir jetzt alle im Dienst des Vaterlandes stehen.

Und da dürfen wir die Brotlos gewordenen nicht nur mit Almosen über Wasser halten. Wir dürfen nicht ihre Seele gefährden. Wirkliche Arbeit muß gegeben, angemessener Lohn muß gewährt werden. Jeder muß seine Beschäftigung ernst nehmen. Jeder muß so viel verdienen, nicht aber geschenkt bekommen, daß er bei wirklicher Bescheidenheit und mit Vertrauen sich durchschlagen kann.

Wegebauten, Bahnbauten, Kanäle müssen in größerem Stil vergeben werden. Und dann ist das Roden, das Urbarmachen nicht zu vergessen. Wer nicht an solche Arbeit gewöhnt ist, muß systematisch angelernt werden. Es gibt auch bei solcher Beschäftigung leichtere Arbeiten. Andre müssen erst täglich wenige Stunden arbeiten und nach und nach zu schwerer Arbeit erzogen werden.

Unsre Arbeiterchaft ist so national, daß sie gewiß gera umlernt. Wer bisher nur den Hobel in der Hand gehabt hat, wird jetzt mit Stolz zum Spaten greifen, weil er weiß, er sichert damit die Ernährung seines geliebten Vaterlandes. Auch der Bureau Mensch, der bisher nur die Feder führte, wird ohne Scham zu irgendeinem Handwerkszeug oder Ackergerät greifen, weil er sich sagt, auch diese Arbeit ist nötig zum Sieg. Auch wird es keinem gefunden Kopf Arbeiter Schaden, wenn er einmal einige Zeit die dumpfe Schreibstube verläßt und im Freien arbeitet. Wird aber solche Kulturarbeit im großen aufgenommen, so bietet sich auch wiederum Bureauarbeit für viele. Der Verein für soziale Kolonisation gab, wenn er 300 Arbeiter auf seinen Kulturstätten hatte, auch zehn Buchhalter, Schreibmaschinistinnen und Registratoren Arbeit.

Fast alle Arbeiter sind zu solcher Tätigkeit geeignet. Sehen wir uns doch nur die Laubkolonien bei allen Städten an! Da ist ja die Lust zur Arbeit an der Schwelle mit der Hand zu greifen. Gingen nicht zu den Schanzarbeiten Tausende und aber Tausende hinaus aus den Städten? Und der schon genannte Kolonisationsverein beschäftigte auch auf seinen Kulturstätten die verschiedensten Berufe. Da waren Ungelernte, dann viele Bau-, Holz- und Metallarbeiter. Ja, selbst Kaufleute fanden sich zur Landarbeit bereit. Auch das Alter der Kultur-

Überhaupt ließe sich durch planmäßige Klein-
siedlung viel erreichen. Die Ansiedler des Ver-
eins für soziale Kolonisation halten sich alle
jährlich zwei Schweine, mehrere Ziegen, zehn

Gewiß, die Liebestätigkeit ist groß und herrlich. Es ist recht, jedem wohlzutun, jedem mitzutheilen. Vielen ist ja auch nur durch Freigebigkeit und durch ein offenes Herz zu helfen. Aber so nötig das Unterstützen ist, so wundervoll es sich auch betätigt, es darf nicht hindern, auch da anzufassen, wo es am nötigsten ist: Arbeit zu

schaffen. Ja, in dieser Organisation wird sich auch viel Liebestätigkeit fleißig nützlich machen müssen. Aber es gilt eben nicht nur materielle Güter, auch ethische Güter von ungeheurem Wert sind zu wahren. Vor allem der opferfreudige, starke Sinn unsers Volkes. Der Charakter dieses herrlichen Volkes, das die Übermacht der Feinde bisher so wunderbar in solch überwältigender Gemeinsamkeit niedergehalten hat.

Wo unsre arbeitslosen deutschen Volksgenossen nicht ausreichen, müssen wir die unzähligen Kriegsgefangenen an die Arbeit stellen. Wenigstens alle, die mit derber, wetterfester Kleidung versehen sind und die auch solche Arbeit verrichten können. In vielen Gegenden, besonders in den Provinzen Hannover und Schleswig, werden sie zu Hunderten und Tausenden beschäftigt. Der Landrat vom Kreise Fallingb. hat gute Erfahrungen mit ihnen gemacht. Er ließ große Streden Moor urbar machen, die bereits zum kommenden Sommer eine Ernte versprechen. Das so gewonnene Kulturland soll später besiedelt werden.

Und da müssen wir an unsre Kriegsinvaliden denken. Wie viele werden Schaden an ihren Gliedern erlitten haben! Wieviel mehr noch werden durch die nicht minder ehrenhaften Erkrankungen vor dem Feinde für immer bis zu einem gewissen Grade geschwächt worden sein! Sie brauchen aber noch ihre ganze Kraft, um sich und ihren Kindern, um dem geliebten Weibe, um Vater, Mutter und andern, die ihnen nahe stehen, den Lebensunterhalt zu schaffen. Nun sind große Vorbereitungen im Gange. Mit Hilfe der Krüppelfürsorge, durch Bäder, durch methodisch angewendete Orthopädie, durch Elektromechanik und alle die vielen Hilfsmittel im modernen Heilverfahren wird es gelingen, die meisten Beschädigten wieder herzustellen oder doch zum mindesten wieder arbeitsfähig zu machen. Wer den Willen hat, wird auch bis zu einem gewissen Grade leistungsfähig werden, wie jener Mann ohne Arme und Hände, der, mit künstlichen Gliedmaßen versehen, Drechslmeister in einem deutschen Krüppelheim ist. Außer den Werkstätten der Krüppelheime werden auch noch die vielen Lehrwerkstätten der Fach- und Fortbildungsschulen herangezogen werden können, um Kriegsbeschädigte einem neuen, ihrem Zustande entsprechenden Berufe zuzuführen.

Und dann werden unter den Invaliden sehr viele sein wie jener Graf Geza Zichy, dem der linke Arm fehlte. Eines Tags war es ihm zu lästig geworden, sich stets von einem Diener anfleiden zu lassen. Da jagte er den Diener hinaus und zog sich, indem er Türklinen, Tischeden und alle möglichen andern Gegenstände zu Hilfe nahm, allein an. Dauerte es auch erst

viele Stunden, mußte er sich auch noch wochenlang quälen und mühen — er setzte es endlich doch durch, sich täglich allein, ohne fremde Hilfe in kurzer Frist anzufleiden. Er bezwang seine Schwäche, seinen Mangel. Er wurde genau so selbständig und leistungsfähig wie andre Menschen.

Und darauf wird es ja bei unsrer Fürsorge für die durch den Krieg Beschädigten ankommen: sie den erlittenen Schaden vergessen zu machen. Sie müssen ihn überwinden.

Alle werden das nicht können. Und zwar besonders solche nicht, die vor ihrem Verlust in besserer Lage sich befanden, als man sie ihnen nachher gewähren kann. Denen kann nun aber ein andrer Ersatz gewährt werden. Siedeln wir sie auf dem urbar gemachten Boden an! Geben wir ihnen ein heiteres, ein gesundes Heim! Und da wäre daran zu denken, ihnen mit Hilfe des Rentengutsverfahrens ein Häuschen mit einem Garten und einem Stall für Kleinvieh zu bieten. Das Reich, der Staat oder eine gemeinnützige Gesellschaft müßten die notwendige Anzahlung leisten. Die beträgt ein Zehntel der Kaufsumme. Für das Restkaufgeld müssen Rentenbriefe ausgegeben werden, die mit $3\frac{1}{2}$ Prozent zu verzinsen und mit $\frac{1}{2}$ Prozent zu tilgen wären. Auf diese Weise könnten die Rentengutsbesitzer eine sechzigjährige, unkündbare Hypothek bekommen, die erst ihnen und dann ihren Erben zugute kommen könnte. Der Garten muß so groß sein, daß die Familie den Bedarf an Obst, Gemüse und Kartoffeln herauszieht, Ziegen für die Kinder halten kann, einen Stamm Hühner und Kaninchen füttert und einige Schweine fett macht. Ja, Frau und Kinder müßten aus dem Garten und dem Stall, aus der Kleinviehzucht noch jährlich einen Barerlös erzielen, der ungefähr die Rente für das Grundstück deckt. Wenn das Häuschen drei bis vier bewohnbare Räume, Keller, Boden usw. enthält, wenn Stall, Brunnen, Zaun, Garten, Bepflanzung, Straßenanlage usw. gerechnet werden, muß das Grundstück für 6000 bis 7000 Mark zu liefern sein. Das würde eine jährliche Rente von 200 bis 300 Mark bedeuten, die sich die Familie aus dem Stall und aus dem Garten verdienen muß. Für das, was die Familie außerdem braucht, muß dem Manne Gelegenheit gegeben werden, es herbeizuschaffen. Die Grundstücke müßten in Form von kleinen Gartensiedlungen den bestehenden Kleinstädten angeschlossen werden, so daß besondere Ausgaben für die Gründung von Kirchen und Schulen gespart werden. Die Kleinstädte, die augenblicklich eher an Bevölkerungszahl abnehmen, sind gewöhnlich über jeden Zuwachs froh und verzichten auf Zuschüsse zur Regelung der öffentlich-rechtlichen Verhältnisse. Diese Zuschüsse könnten nun in andrer Form an die neugegründeten Invaliden-

siedlungen gegeben werden: Werkstätten wären zu gründen, die durch ständige Erteilung von Staatsaufträgen aus der Militär- und Zivilverwaltung sichergestellt werden müßten. In solchen Werkstätten wären zu arbeiten: Bürsten- und Lederwaren, Tisch-, Bett- und Leibwäsche, Wollwaren, Stiefel, Militärmützen, Handschuhe und noch viele tausend andre Dinge, die im großen Bereich der Reichs- und Staatsbehörden zum Verbrauch kommen.

Neues und Unausgeprobtes würde damit nicht geschaffen werden. Der Verein für Unfallverletzte hat seit vielen Jahren die verschiedensten Verletzten mit gutem Erfolg in einer Bürstenwerkstatt beschäftigt. Solche, die nur ganz wenig leisten konnten, verdienten trotzdem wöchentlich 8 bis 11 Mark; solche, die schon geübt waren, kamen auf 14 bis 17 Mark, und die Eingeebten erzielten einen Wochenverdienst von 18 bis 21 Mark.

Das sind Summen, die sich wohl leben lassen können, und die ein sicheres wirtschaftliches Fortkommen gewährleisten, wenn dem Invaliden und seiner Familie die feste Grundlage einer gesunden Existenz, das Siedlungsgrundstück, gegeben wird. Bei der Leitung der Werkstätten könnten auch Invaliden gebildeter Berufe oder ehemalige Offiziere ihr Brot und ihren neuen Beruf finden. In den Buchhaltereien und Schreibstuben wären Invaliden aus kaufmännischem Herkommen zu beschäftigen. Daß eine Siedlung die beste Grundlage für eine Existenz bietet, hat die jahrzehntelange Erfahrung vieler Ansiedlungsgesellschaften bewiesen.

Stellen wir uns einmal vor, wie ein Mann, den der Krieg aus seinem Beruf geschleudert hat, in solcher Siedlung leben würde:

Die Morgensonne scheint hell in das Schlafzimmer. Krüger erwacht. Er hört die Hähne krähen. Sacht, um die Frau nicht zu wecken, die am vorhergehenden Tage schwer mit der Wäsche zu tun hatte, steht er auf und kleidet sich an. Ein Blick über das Gelände: Wie die jungen Kirschbäume blühen! Reihenweis zwischen den Häusern, als hätten sie tausende Hähnen hinausgesteckt vor Freude übers Frühjahr! Ein Blick ins nebenanliegende Kinderzimmer: Wie rot und gesund sie da liegen! Dann leise die Stiege hinab. In die Küche hinein, Feuer im Herd gemacht. Durch die große Vorderstube. Da hängen die Bilder der Kameraden — die Andenken ... Hinaus über den Vorflur, in dem Strolch, der Hund, wartet; hinaus nach dem Stall. Die Ziegen freuen sich über die Handvoll Heu, die ihnen gereicht wird, die Kaninchen über die Wurzel, und auch die Schweine grunzen vor Vergnügen. Die Hühner laufen eifrig aus und scharren sofort. Alles ist voller Leben.

Im Garten: die neuen Erdbeerbeete wachsen prächtig an, die Stachelbeeren zeigen schon grüne Früchte, Spinat kann gepflückt werden. Den gibt's heute mittag. So kräftig hat ihn keiner in der Stadt. Überhaupt: die Gemüse! Liebhäberpreise würden die Städter zahlen, wenn sie solch schneeweißen Blumentohl, solche Schoten, solche Bohnen bekommen könnten! Das wird wieder ein Sommer! Der Salat! Und die Eier!

Der Nachbar schleicht ja da auch schon herum. Der kam nun so schwer lungenleidend hier an. Und nach wenigen Monaten in der Luft hat ihn der Arzt gesund geschrieben.

Ja — gesund ist er ja auch selbst geworden. Wie hatten ihn die Nerven gequält! Zerrissen, zerrissen hatten sie ihn! Nun — das ist hier alles vergessen ... Deht geht's hinein. Dann kocht Mutter Kaffee. Die Kinder kommen an den Tisch. Es geht zur Arbeit und zur Schule. Mittags — auf dem Tisch steht Gemüse aus dem eignen Garten. Wer kann das haben?

Dann wieder Arbeit. Kommt man heim, haben die Kinder im Garten gearbeitet. Es gibt Eier aus dem eignen Hühnerhof. Eier vom Tage! Und Schinken vom Schwein, das im Winter geschlachtet wurde. Und wenn erst die Kirschen oder Stachelbeeren reif sind, sieht die Familie draußen und nascht wohl noch ein wenig vom Obst! Und Vater erzählt von den Tagen in Polen. Von den Nächten, da sie nicht schliefen, sondern stürmten. Von diesen nassen, schmutzigen, düsteren Kampfnächten, in denen sie eine gewaltige Überzahl von Feinden bezwangen ...

Und wo sich so viele einen Schaden holten. So viele aus der Siedlung, die nun glücklich und froh im Häuschen sitzen und im Garten leben, einige als Arbeiter in der Werkstatt da drüben, einige als Hühner- oder Schweinezüchter oder Gärtner und einige als Landarbeiter auf den umliegenden Gütern und bei den benachbarten Bauern. Geht ihnen allen ganz wohl. Sind alle stolz auf ihr Eigenes. Wird von Jahr zu Jahr besser — dieser Garten, dieser Boden, den die Russen haben urbar machen müssen.

Und kommt mal wieder so eine Erinnerung an Nervenschmerzen — es gibt hier so viel zu tun: im Herbst und Frühjahr das Land umgraben, dann säen und Unkraut, immer wieder Unkraut jäten, abernten, Bäume gießen, Sträucher verpflanzen, im Winter Brennholz hauen, Zäune ausbessern, im Stall nachsehen.

Hier ist keine Zeit zum Grübeln.

Hier wird das trübe Blut klar durch Arbeit und frische Luft. Hier schafft jeder mit Freude. Es ist ja das Eigene.

Wohl dem, der solche Arbeit hat!

Der Kriegsfreiwillige

Nach dem Leben erzählt von Georg Krüger

Auf Flanderns Feld lag bewußtlos, blutüberströmt ein junger Soldat. In Medlenburg war seine Heimat, dort, wo waldbedeckte Hügel sich zusammendrängen, wo Buchenwipfel rauschen und blaue Seenspiegel im Abendlicht erglänzen. Dort war er aufgewachsen, leichten Sinnes, fröhlichen Herzens; hatte es später als andre gelernt, daß ernste Arbeit und treue Pflichterfüllung allein dem Leben Wert verleihen. Aber gelernt hatte er es in herber Erfahrung und machte dann freudig die gewonnene Erkenntnis nutzbar in fleißiger Arbeit.

Da bröhlte die Kriegsbrommete hinein in die Ferienstille. Jung und alt hörte ihr Rufen und spürte den Geisteshauch einer großen Zeit. Wie hätte er ihn nicht fühlen sollen! Er kannte nur einen Gedanken noch: Ich will mit! Fast krank wurde er vor Sehnsucht. Schließlich erhielt er die Erlaubnis, zu versuchen, ob man ihn brauchen könne. Jubelnd kam er zurück. Man hatte ihn tauglich befunden trotz seinen fünfzehn Jahren. Da gab es ein schnelles Rüsten und Abschiednehmen, und in stiller Nacht fuhr ihn der Vater zur Bahn, damit ihn der Morgenzug in die ferne Garnisonstadt bringe, wo der ältere Bruder bereits zum Ausmarsch bereitstand.

Wohl brachte die Ausbildung viel des Angewohnten, viel an Mühen und Strapazen, aber nach den ersten schweren Tagen überwand er alles spielend, hatte er doch seinen Körper durch Turnen und Sport gestählt und abends die schwere Eisenstange mehr als hundertmal in die Höhe gestemmt. Nur eine Klage der Ungebuld wurde immer wieder laut: Wenn's doch endlich hinausginge! Nur eine Furcht: es möchte der Krieg vorher schon zu Ende sein. Endlich, nach letzten, mühereichen und doch schönen Tagen im Sand bei Jüterbog, ging es fort nach dem Westen.

In langer Fahrt sahen seine Augen stauend die Berge am Rhein, den heiligen Strom, das alte Aachen, die Dome und Städte Belgiens und Flanderns. Ein letztes Quartier in reichem Hause Gents, dann hinaus in den Schützengraben, wo nach reichlichen Regengüssen das Wasser oft knietief stand. Drei Wochen harrete das Reserve-regiment, größtenteils aus Freiwilligen be-

stehend, ohne Ablösung dort aus, in stetem Ringen, ohne Ruhe bei Tag und Nacht.

Wer will die Eindrücke schildern, die in buntem Wechsel auf das junge Gemüt einströmten! Der Nachtwind umwehte den Jungen auf einsamer Wacht, und vor ihm der Feind. Er stürmte mit den Kameraden den Feuereschlünden entgegen und stand im Nahkampf Mann gegen Mann. Er hörte das Seufzen der Verwundeten, das Achzen der Sterbenden, grub manchem selbst das Grab. Einen Franzosen, der auf seinen Hauptmann angelegt hatte, schlug er mit der Beilhacke zu Boden. Einen verwundeten Offizier brachte er aus dem Feuer, obwohl er selbst einen Armschuß davongetragen hatte. Von nächtlichem Patrouillengang kehrte er als einziger mit wichtiger Meldung zurück. Wieder kam ein Kampfestag, und als Gefechtsordonnanz hatte er Befehle zu überbringen, auf und ab hinter der Front, in tausendem, pfeifendem Kugelregen. Unversehrt kam er zurück, immer aufs neue. Am nächsten Tag — es war der 31. Oktober — ließ ihn sein Hauptmann rufen: »Da, mein Sohn, Sie haben sich's sauer genug verdient, tragen Sie's in Ehren!« Und als er das überreichte Päckchen aufmachte, hielt er in seiner Hand das Eiserne Kreuz. Kaum konnte er es glauben, daß es Wirklichkeit sei, was er erlebte, schämte sich fast, daß er, der kaum sechzehnjährige Knabe, als Zweiter im Regiment es tragen durfte, das schlichte und doch so stolze Ehrenzeichen, höchste Zierde deutschen Mannes.

Wieder war ein Sturmtag gewesen. Mit Kampfesgefangen und brausendem Hurra waren die Freiwilligen vorgegangen. Plötzlich erhielt er einen Schlag vor den Kopf, und das Bewußtsein verließ ihn. Als er zur Besinnung kam, waren die Kameraden lange zurückgegangen in die schützenden Gräben. Er war liegengeblieben unter Verwundeten und Sterbenden und Toten. Mühsam sammelt er seine Gedanken. Da hört er Stimmen. Krankenträger suchen unter dem schirmenden Dunkel das Schlachtfeld ab, tragen die Verwundeten zurück. Er will rufen, sich bewegen — keinen Laut bringt er hervor, kann seine Glieder nicht rühren. Das in die Wade eingebrungene Geschloß, das den Nackenwirbel beim Austritt traf,

hat ihn hilflos gemacht. Man findet ihn nicht, und er schließt mit dem Leben ab. In der Kälte des grauenenden Novembertags erwacht er aufs neue, weiß nur eins: Du mußt fort, hierbleiben ist sicherer Tod! Ab wirft er alles, was ihn hemmt, Tornister und Feldglas, Koppel und Gewehr. Was liegt daran! Nur fort! So taumelt er noch halb bewußtlos ins Dunkel hinein, ohne Ahnung, wo es hingehet.

Plötzlich ein Sturz. Zwei Meter tief ist er in einen Schützengraben gefallen, Gott sei Dank, in einen deutschen. Freilich, der Empfang ist nicht angenehm. Er ist einem der Schläfer auf den Leib gefallen, und dieser sucht sich des unerwünschten Eindringlings mit Faustschlägen zu erwehren. Aber als auf das zornige Schelten nur unverständliche Töne zur Antwort kommen, wird Licht gemacht, und nun fehlt es nicht an Mitleid und Hilfe. Wohl hat er sich bei dem Sturz die Schulter ausgerenkt, und die Knieelscheibe ist zerbrochen, aber bald mühen sich die Ärzte um ihn auf dem Verbandplatz.

Anstrengend ist das tagelange Hin und Her auf federlosem Karren und im Viehwagen mit dünner Strohunterlage. Endlich labet man ihn in Brüssel aus, weil seine Kraft am Ende ist. Aber nach wenigen Tagen ist er so weit wieder erholt, daß ihn der Lazarettzug der Hansestädte mitnehmen kann. Halb gelähmt, schief und unbeweglich der Kopf, so kommt er in Lübeck an, ein belgisches Cape seine Bedeckung, fahlgrau die Gesichtsfarbe, und in den Augen dieser todesernste, ängstlich gespannte, in die Weite schweifende Blick, den sie alle mitbringen, die aus der Feldschlacht kommen.

Aber bald wird es anders. Ein tüchtiger Chirurg, dem er sich verpflichtet weiß fürs Leben, übernimmt seine Behandlung. Er lernt wieder reden und essen, bei der guten

Pflege röten und runden sich die Backen, und als er aus dem wochenlangen Strohverband herauskommt, ist er wieder gerade wie zuvor. Und es ist Lübeck, fast schon die Heimat! Es fehlt nicht an alten Freunden seines Elternhauses, die ihm viel Liebe erweisen; es fehlt auch nicht an Unbekannten, die den Knaben mit dem Kreuz und dem mühsamen Gang mit Nahrung sehen und nach Kräften verziehen. Frohsinn und Heiterkeit kehren wieder, auch das sonnige Lachen, das er fast verlernt hatte, lernt er aufs neue. Glückliche Jugend!

Zum Weihnachtsfest kehrt er ins Elternhaus zurück, das ein Trauerhaus geworden ist; wird doch der älteste Sohn nie wiederkehren, ruht schon so manchen Tag in fremder Erde. Da gibt es ein traurig wehmütiges und doch so dankbar frohes Feiern!

Wohl sind Wochen vergangen, ehe er wieder selbstdienstfähig wurde, Wochen, die er mit fleißiger Arbeit ausgefüllt hat, um die Berechtigung zum einjährigen Dienst zu erreichen. Aber als die ersten Frühlingsblumen blühen, geht es wieder zum alten Regiment zurück, nun auch mit dem Kriegskreuz des Heimatlandes geschmückt, und wieder ins Feld hinaus. Anders der zweite Auszug als der erste! Er weiß jetzt, was es gilt; aber ohne Schwanken, ohne Furcht zieht er hinaus. Er weiß, daß Deutschlands Söhne nicht zurückbleiben dürfen und alles daransetzen müssen, daß der Sieg errungen werde und ehrenvoller Friede für lange Zeit, und er will an seinem Teil mit dazu helfen, treu seiner Pflicht.

Gott mit dir, du tapferer Knabe, auf deinem zweiten Zug ins Feld! Ob du wiederkehren wirst? In stillen Gedanken sehen die Deinen dir nach, und durch ihre Seele klingt's:

Man träumt von Siegesfränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Junger Reiter

Schneekanten säumen die Felsen,
Es fließt ein grauer Fluß;
Die rastenden Pferde trinken —
Wem raucht der Wellengruß?

Noch hat auf meinen Lippen
Kein Mädchenmund geglüht.
Ich kenne keine Grüße,
Als die das Blei versprüht.

Was läßt den Kopf du hängen,
Mein Roß am grauen Fluß!
Noch eine Welt voll Sonne
Und der erste Mädchenfuß!

Alarm! Nun trage siegend
Mich in den Feind hinein! —
Ober soll ich vor dem Tore
Des Gartens erschlagen sein?

Leo Sternberg

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Koloff (Sießen)

VIII

Außerordentlich blutige Kämpfe haben in den letzten Wochen auf allen Kriegsschauplätzen stattgefunden, die heftigsten wiederum auf der Riesenfront im Osten von Memel bis Czernowitz, und fast scheint es, als ob wir uns hier einer großen Entscheidung näherten.

Wir beginnen unsere Betrachtung im Norden. Die erste Aufgabe unserer siegreichen Armee nach der Zerspaltung der 10. russischen Armee war die Sicherung der ungeheuren Beute in dem riesigen Augustower Walde, der ungefähr 1000 Quadratkilometer umfaßt. Dabei war zu erwarten, daß die Reste der Geschlagenen sich hinter dem Niemen und Bobr mit einigen dort bereits stehenden Korps und neu herangezogenen Truppen vereinigen und versuchen würden, die Vergungsarbeiten zu stören. In der Tat fanden solche Versuche von Osten und Südosten her statt, die Angreifer wurden aber jedesmal abgeschlagen; im Osten wurden die Russen in die Vorstellungen von Grodno geworfen und im Südosten an der Uberschreitung des Bobr zwischen Grodno und Ossowiz verhindert (Anfang März). Bis etwa zum 5. März war die Beute geborgen, und nun beschloß die oberste Heeresleitung, ihre Truppen in dem Abschnitt zwischen Niemen und oberem Bobr in einer Verteidigungsstellung neu zu gruppieren, da einstweilen angesichts der starken russischen Kräfte weder eine Belagerung Grodnos noch eine Uberschreitung des Niemen und des Bobr unternommen werden konnte. Mit dem rechten Flügel in Augustow zog sich die neue Stellung nach Nordosten über Krasnopol (an 20 Kilometer östlich von Suwalki) — Mariampol — Pilwiszki nach Taurroggen, wodurch der Hauptteil der ostpreussischen Grenze bis auf den äußersten Nordzipfel gedeckt wurde. Die Russen, durch unsere Vortruppen in Schach gehalten, bemerkten den Abzug aus dem Vorgelände Grodnos erst, als er vollzogen war; sie legten sich nach gewohnter Weise den planmäßigen strategischen Rückzug als großen Sieg aus und begannen, wie das deutsche Oberkommando gewiß erwartet und gewünscht hatte, eine Verfolgungsoperation. Ohne eine klare Vorstellung von der Stellung der Deutschen zu haben, brach eine

»neue 10. Armee«, wohl vier Armeekorps stark, in drei Kolonnen auf: ein Korps (das dritte) rückte von der Feste Olita nach Südwesten, ein anderes (das zweite) von Grodno nach Nordwesten auf Krasnopol, andere endlich vom Bobr durch den Wald auf Augustow. Diese südlichen Kolonnen, die den kürzesten Weg hatten, trafen zuerst auf die deutsche Stellung südlich von Augustow, die sie mit großer Übermacht vergeblich bestürmten. Die Entscheidung fiel im Norden. Der deutsche linke Flügel umging das russische dritte Korps bei Lezbisze (vier Kilometer nordöstlich von Suwalki) und trieb es durch diese Bewegung ohne Kampf zum eiligen Rückzug (9. März); hierdurch war die rechte Flanke des russischen zweiten Korps, das bis Sejny (zehn Kilometer östlich von Krasnopol) gelangt war, in seiner rechten Flanke bloßgestellt, es wurde überraschend angegriffen und unter schweren Verlusten zum Rückzug gezwungen (in der Nacht vom 9. zum 10. März). Diese Niederlage der beiden nördlichen Kolonnen bewog den Armeeführer, den Weitermarsch aufzugeben und sich mit der gesamten Armee in Eilmärschen unter die Kanonen von Grodno und hinter den Bobr zu retten, um nicht ein ähnliches Schicksal wie die frühere 10. Armee zu erleiden (10. März). Am 14. wurden diese schützenden Linien erreicht. Es war ein großer moralischer Erfolg unserer Truppen: ohne größere Kämpfe, nur durch den Druck auf die äußerste rechte Flanke hatten sie die Russen zu einem opferreichen Rückzug gezwungen. Nach Beendigung der Verfolgung wurde die frühere deutsche Front wieder hergestellt. In den nächsten Wochen gab es in diesem Abschnitt nur kleinere Gefechte; der erste größere neue Versuch, auf Suwalki und Augustow durchzudringen, zog den Russen bei Krasnopol eine schwere Niederlage zu (27. bis 30. März).

Weniger deutlich stehen uns die Ereignisse in dem Raum weiter südlich bis zur Weichsel vor Augen, aber günstig ist die Lage nicht minder. In der Richtung auf Ossowiz führte die Verfolgung nach der Masurenschlacht anscheinend gleich in den ersten Tagen an die Festung heran, die bald von schwerem Geschütz unter Feuer genommen wurde. Zwar hat sie durch ihre Sumpf-

lage sich bis heute noch gehalten, aber eine feindliche Offensive hat von hier aus nicht stattfinden können. Dagegen suchten die Russen von den nächsten Narewfestungen, Lomza und Ostrolenka, aus in zahlreichen Vorstößen Raum zu gewinnen, mußten den Versuch freilich stets mit herben Verlusten bezahlen. Noch größere Kräfte als an diesen Punkten standen sich in dem Gebiet von Prasnitz gegenüber. Hier, in der Flanke der beiden großen Weichselarmeen, hat es ja schon wiederholt lebhafteste Gefechte gegeben. Im Februar nahmen die Deutschen, entsprechend dem Vorgehen im Norden, die Offensive auf, erstürmten Prasnitz, stießen dann aber auf dreifache Übermacht, da die Russen offenbar in der Besorgnis vor einer Bedrohung Nowogeorgiewsk hier besonders starke Kräfte konzentriert hatten. Prasnitz mußte daher wieder geräumt werden (27. Februar), wobei einige hundert Verwundete in russische Gefangenschaft gerieten. Nach dem Eintreffen von Verstärkungen vermochten sich aber unsere Truppen wenige Kilometer nördlich von Prasnitz zu halten und in fast täglichen größeren Gefechten in dem mächtigen Gebiet zwischen Omulew und Weichsel den Russen das Vorbrechen nach der Grenze zu wehren.

Nur an einer Stelle erreichten die Russen nördlich der Weichsel einen vorübergehenden Scheinerfolg: mit dem Einbruch in Memel (19. März). Es kennzeichnet den barbarischen Überfall, daß bei der eiligen Flucht vor den heranrückenden deutschen Truppen Tausende von Zivilisten mitgeschleppt wurden: offenbar hatte man selbst gar nicht auf ernsthaftes Kämpfe gerechnet, sondern nur durch Raub und Verwüstung wirken wollen. Nicht weniger als 3000 Verschleppte wurden den Russen bei Krottingen wieder abgejagt (22. März). Ein ähnlicher Überfall auf Tilsit wurde rechtzeitig bei Lauggargen, hart an der Grenze, vereitelt (23. März). Es steht dahin, ob die Russen erwartet hatten, durch diesen Vorstoß in die ungedeckte Nordspitze größere Streitkräfte von andern Frontteilen wegzulocken, um dann einen Durchbruch zu versuchen, oder ob sie mit dem billigen Erfolg die gesunkene Siegeszuversicht ihrer eignen Leute heben oder endlich den Bundesgenossen imponieren wollten. Jedenfalls kam beiden Einbrüchen keine militärische Bedeutung zu; nirgend fand eine Verände-

rung in der deutschen Front statt, auch Tauroggen, das vorübergehend geräumt war, wurde wiedererobert (23. März). Mehrere tausend Mann wird den Russen diese Räuberei großen Stils gewiß gekostet haben.

Südlich der Weichsel herrschte viel größere Ruhe. Nur östlich der Rawa, am nördlichen Pilicaufer, wurden die Russen einigemal geschlagen, wodurch anscheinend eine Verbesserung der deutschen Front herbeigeführt worden ist.

An der deutschen Ostgrenze stehen sich also die beiden Schlachtklinien südlich der Weichsel wie im Westen fast unbeweglich gegenüber, nördlich halten sich die Deutschen — überall auf russischem Gebiet — in tätiger Defensiv und lassen die Russen sich in vergeblichen Angriffsversuchen abringen. Es ist kein Zweifel, daß dieser Haltung eine Offensive gegen die russische Hauptarmee folgen wird, sobald die russischen Streitkräfte genügend geschwächt sein werden. Es läßt sich nicht sagen, wann dieser Zeitpunkt gekommen sein wird und wo man die mächtige Sumpfkette der Bobr- und Narewlinie überschreiten wird, ob bei Prasnitz, bei Ossowiz oder noch weiter nördlich, oder ob gar eine neue große Verschiebung wie eine abermalige Sendung nach Galizien stattfinden wird, sobald sie ohne Gefahr für die deutsche Grenze geschehen kann. Auch ohne Hauptschlacht sind die Dinge bisher für unsre Sache recht günstig verlaufen: die Russen haben im Laufe des März in den zahlreichen Gefechten allein an Gefangenen 56 000 Mann verloren, dazu an Toten und Verwundeten gewiß eine noch höhere Zahl, da die mehrfach gemeldete verminderte Qualität ihrer jungen Truppen zu Angriffen in dichten Massen zwang und so außergewöhnlich hohe blutige Verluste hervorrief.

Auf dem österreichisch-ungarischen Kriegsschauplatz hat sich äußerlich wenig geändert. In Russisch-Polen und Westgalizien bekämpfen sich die Gegner nur in Artilleriegefechten und kurzen gelegentlichen Vorstößen, ohne eine Entscheidung suchen zu wollen; in der Karpatenfront standen sich dagegen wie im Februar zwei Offensiven gegenüber, von denen zunächst die russische die aktivere war. In fast täglichen Stürmen suchten die Russen, die hier offenbar jetzt ihre besten Truppen, wie die Sibirier, zum großen Teil versammelt

haben, die verschiedenen Pässe und den Durchgang nach Ungarn zu gewinnen, und es würde schwer zu sagen sein, wo mehr Blut geflossen ist, ob am Dutla-, Lupkow-, Uszot- oder Tuchlapaß. Die Österreicher mußten den Nachteil einer solchen Gebirgsverteidigung, daß die an den einzelnen Pässen stehenden Truppen einander schwer unterstützen können, wohl oder übel in Kauf nehmen, aber sie haben mit großer Fähigkeit ihre Stellungen behauptet und sind an einigen Stellen in kräftigen Gegenstößen durch Erstürmung mehrerer wichtiger Höhen vorwärtsgekommen. Im Südosten haben sie ihre erfolgreiche Offensive fortgesetzt, die Bukowina gesäubert, sogar einige Distrikte von Bessarabien besetzt und im Vordringen nach Norden den Dnjestr bei Salszjki (oberhalb der Mündung des Sereth) erreicht.

Eine Anzahl taktischer Einzeltakte haben somit die Kämpfe im Felde erzielt. Auch hier ist die russische Armee erheblich vermindert worden. 40 000 Gefangene haben unsre Bundesgenossen gemacht, und die unausgesetzten Stürme auf die Höhen, die oft dicht vor den Drahthindernissen im österreichischen Feuer zusammenbrachen, müssen gewaltige Blutopfer gekostet haben. Selbstverständlich stehen diesen russischen Verlusten auch beträchtliche österreichische gegenüber. Wenn auch die Zahl der Gefangenen und namentlich der Toten und Verwundeten, da die Österreicher sich mehr in der Defensiv hielten, geringer sein wird, so hat der Fall der Festung Przemyśl, die nach 4½ monatigem tapferem Widerstande durch den Hunger bezwungen wurde (am 22. März), doch gewiß über 50 000 Streikbare in russische Hände geliefert. Das Kriegsmaterial ist allerdings rechtzeitig zerstört worden. Es steht dahin, ob sich die nun frei werdenden russischen Kräfte in den Karpathenkämpfen bemerkbar machen werden. Bisher haben die Russen seit dem Fall der Festung noch keinen Erfolg gehabt. Vielleicht ist hier der Punkt, wo die große Entscheidung sich vorbereitet: wenn die Österreicher aus dem eignen Lande oder aus Deutschland neue Verstärkungen erhalten und den Feind in einer großen Offensivschlacht in Galizien aufs Haupt schlagen, so muß damit die ganze Front der Russen bis Ostpreußen ins Wanken kommen.

Teilgefechte über Teilgefechte: das war auch das Gepräge der Kriegslage im Westen, aber es läßt sich kein Punkt angeben, wo man eine bevorstehende größere Entscheidung vermuten könnte. Wir wollen daher die wichtigsten Einzelkämpfe einfach nebeneinanderstellen. Am zähesten ist in den letzten Wochen in der Champagne gestritten worden, wo die französische Heeresleitung ihren im letzten Bericht kurz angedeuteten Plan, über Souain — Le Mesnil durchzubrechen, weiterverfolgte. Seit dem 11. Februar machten die Franzosen einen Angriff nach dem andern und errangen hier und da kleine Erfolge, die ihnen von den Deutschen, zum Teil im wütenden Handgemenge, wieder streitig gemacht wurden, bis es am 9. März, also nach beinahe vierwöchigem Ringen, zu einer Art Abschluß kam: an diesem Tage hatte die deutsche Heeresleitung die Gewißheit, daß die Franzosen nicht mehr durchbrechen könnten, und konnte die »Winterschlacht in der Champagne« als einen Sieg der Armee des Generals von Einem feststellen. Die Gesamtstellung war gegen sechs französische Armeekorps mit weit geringeren Kräften behauptet, hier und da sogar verbessert worden. Dem erbitterten Kampf entsprach die Höhe der Opfer. Nach Berichten von Augenzeugen lagen die französischen Leichen an einigen Punkten so hoch übereinander, daß die deutschen Maschinengewehre erhöht werden mußten, um Schußfeld zu gewinnen. Die französischen Verluste an Toten und Verwundeten werden gewiß nicht hinter der deutschen Schätzung (über 40 000 Mann) zurückgeblieben sein. Es kennzeichnet abermals die Stärke einer modernen, gut geleiteten Verteidigung, daß der deutsche Verlust weniger als ein Drittel des französischen betrug. Die schwere Artillerie der Franzosen, mit deren Munition sie dank den amerikanischen Lieferungen recht verschwenderisch umgehen, fand ihren Meister an der deutschen Verschanzungskunst, wie überhaupt die Wirkung der Artillerie gegen Infanterie, die Zeit gehabt hat, sich einzunisten, sich wiederholt als recht gering herausgestellt hat. Die französische Heeresleitung scheint von dem fruchtlosen Opfer eine gefährliche moralische Wirkung befürchtet zu haben, da sie die nachträgliche Behauptung aufstellte, die Schlacht habe nicht den Durchbruch erzwin-

gen, sondern, was auch gelungen sei, die deutschen Truppen festhalten sollen, damit sie nicht an der Masurenschlacht teilnehmen könnten; indessen diese Angabe verdient keinen Glauben, da ja, als der Hauptangriff begann (11. Februar), die Masurenschlacht im Gange war und ihr Verlauf keine Sendung nach Osten nötig machte. Weitere Angriffe der Franzosen in den nächsten Wochen konnten an dem Ergebnis nichts ändern und führten nur, wie bei Beaufort, zu neuen herben Verlusten.

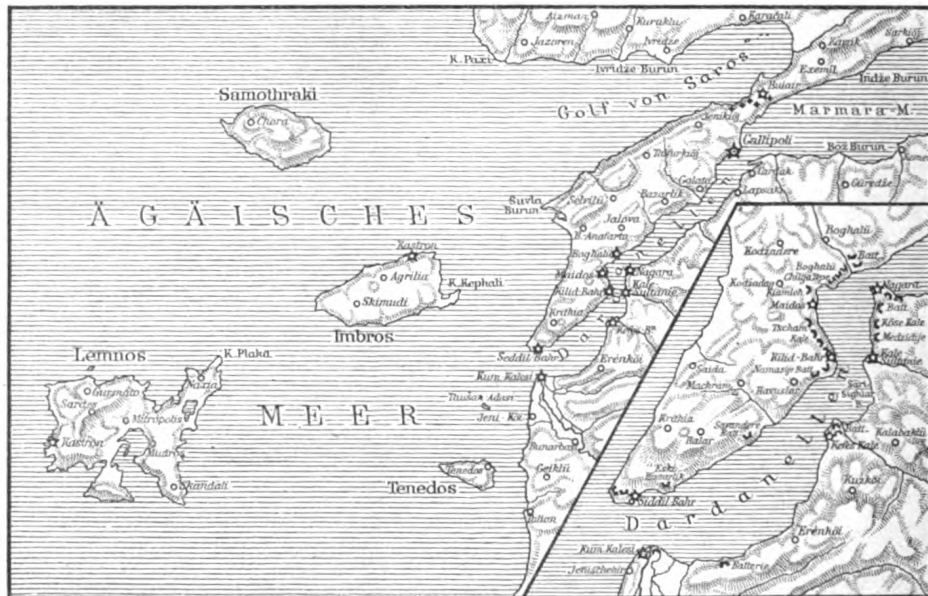
Weniger gewaltig waren die Kämpfe am Ostrand der Argonnen, wo das vielumstrittene Vouquois abermals gegen mehrere Stürme verteidigt wurde (28. Februar, 16. März), und östlich von Verdun, wo die Franzosen bei Combres einige Verluste erlitten. In den Süd-Vogesen wurde der Kampf um eine Anzahl Höhen, vornehmlich den Hartmannsweilerkopf und den Reichsaderkopf bei Sulzern, fortgesetzt, aber bei aller Heftigkeit der Gefechte handelt es sich hier nicht um größere Entscheidungen. Am Hartmannsweilerkopf errangen die Franzosen einige örtliche Vorteile, am Nordwestrand der Vogesen dagegen, in Lothringen, vermochten die Deutschen die südlich von Badonviller Ende Februar erfochtenen Vorteile gegen mehrere Angriffe zu behaupten.

Besonders heftige Kämpfe hat endlich der nordwestliche Teil der Front an drei Stellen gesehen: bei St. Eloi, eine halbe Meile südlich von Ypern, bei Neuve Chapelle, 20 Kilometer südwestlich von Lille, und an der Höhe von Loretto bei Arras. Bei St. Eloi verloren die Engländer Anfang und Mitte März, bei Loretto die Franzosen am 3. und 16. März ein Stück Boden, bei Neuve Chapelle errangen dagegen die Engländer einen Vorteil, indem sie das Dorf eroberten und über tausend Gefangene — wohl meist Verwundete — machten (10. bis 12. März). Aber das Ganze war doch ein Mißerfolg. Denn die strategische Absicht, bis Lille durchzubringen, wo, wie es heißt, die Einwohnerschaft bereits von der bevorstehenden Ankunft der Bundesgenossen benachrichtigt worden war, wurde trotz kolossaler Übermacht — zwei Armeekorps fochten zeitweilig gegen zwei Brigaden — nicht erreicht, und der geringe taktische Erfolg mußte mit einem unverhältnismäßig

hohen Preise erkaufte werden. Nach englischen Zeitungsberichten sind mehrere hundert Offiziere und gegen 10 000 Mann eingebüßt worden, während der deutsche Verlust weit geringer war. Auch bei St. Eloi waren die englischen Verluste groß, so daß die Frage des Ersatzes durch Wehrpflicht wieder brennend geworden ist.

Von besonderer Lebendigkeit war endlich der Luftkampf. An der belgischen Küste beschossen sich die Flugzeuge wiederholt; vor allem suchten die Franzosen, entsprechend ihrer Gewohnheit im Artilleriekampf, durch Beschießung der hinter der Front gelegenen Ortschaften Unruhe zu erregen. Ihre Bewerfung von Schlettstadt, Freiburg, Straßburg und andern Städten hatte aber nur die Wirkung, daß Paris, Compiègne und Calais von Zeppelin und Gliegern mit Bomben belegt wurden. Der Erfolg ist im einzelnen nicht bekannt; daß aber in Paris die Regierung sich heftige Vorwürfe wegen der neuen, unerwarteten Bedrohung gefallen lassen mußte, erfahren wir aus neutralen Blättern.

Eine hochwichtige, politisch wie militärisch gleich interessante Episode hat sich auf dem dritten großen Kriegsschauplatz, in der Türkei, abgespielt. Nachdem im Februar die verbündeten Flotten vergeblich versucht hatten, den Eingang in die Dardanellen zu erzwingen, wiederholten sie Anfang März das Beginnen mit stärkeren Kräften. Aber in der ersten Hälfte des Monats vermochten sie allein die sogenannten äußeren Forts an der Südspitze der Meerenge bei Sibi el Bahr (europäische Seite) und Rumtale (asiatische) zu bewerfen. Bis zum 17. gelang es, diese älteren Werke zum Schweigen zu bringen, wobei aber einige Panzer erhebliche Schäden davontrugen, und durch Aufopferung einiger Minensucher die Minen im südlichen Teil der Dardanellen wegruräumen. Am 18. fuhren die Panzerschiffe in die Meerenge hinein und begannen den Kampf gegen die eigentlichen Bollwerke, die »inneren Forts«, deren wichtigste, Dardanos und Kale Sultanie auf dem asiatischen und Kilid Bahr auf dem europäischen Ufer, etwa 15 bis 25 Kilometer von der Südspitze entfernt liegen. Es war eine unvergleichlich schwerere Aufgabe als die bisher gelöste. Denn da die Schiffe jetzt nur wenige Kilo-



Türkischer Kriegsschauplatz: Die Dardanellen

meter von den Forts entfernt waren, konnten ihre Geschütze wegen ihrer flachen Flugbahn gegen die hochgelegenen Befestigungen nur geringe Wirkung üben, während diese ihre Artillerie mit bestem Erfolg spielen lassen konnten; zudem behinderten die Enge des Fahrwassers und die Minengefahr die Bewegungen der Schiffe, so daß sie ein gutes Ziel boten. Der Mißerfolg des Angriffs war daher vollständig. Trotz ungeheurem Munitionseinsatz in einem siebenstündigen Kampfe, an dem 18 große englische und französische Schiffe teilnahmen, vermochten sie kein Fort ernstlich zu beschädigen, während zwei französische und drei englische Linienschiffe, ein Torpedoboot und ein Minensucher teils im Kampfe selbst, teils unmittelbar danach zugrunde gingen und außerdem noch mehrere beschädigt wurden. Der Menschenverlust betrug bei den Türken nicht 100, bei den Feinden mindestens 1000, nach andern Nachrichten über 2000. Landungsversuche der Engländer in Kleinasien, um die Forts im Rücken zu fassen, wurden ebenso leicht abgewiesen wie ein Bombardement von Smyrna. So stark waren die Verluste, daß die Verbündeten bisher den Versuch nicht wieder aufgenommen und den Türken Frist gelassen haben, alle Schäden auszubessern. Sie sind auf alle Möglichkeiten gerüstet; selbst gegen einen Landungsversuch mit großen Massen steht ein Heer von über

100 000 Mann unter Marschall Liman von Sanders, dem deutschen Reorganisator der türkischen Armee, zum Schutz der Hauptstadt bereit.

Eine ganze Reihe politischer Erwägungen hat das Unternehmen hervorgerufen. Ohne Zweifel war ein Hauptgrund für die Verbündeten der Wunsch, den Russen Munition zuzuführen und dem russischen Getreide eine Ausfuhr zu eröffnen. Aber diese Notwendigkeit zeigt deutlich die Unnatürlichkeit des Bündnisses zwischen dem britischen Löwen und dem russischen Bären: denn in Rußland erhoben sich Bedenken, ob England, einmal im Besitz Konstantinopels und der Dardanellen, diese Position wieder verlassen und die Russen nicht um das uralte Ziel ihrer Sehnsucht pressen werde. In England hüllte man sich hierüber trotz manchen deutlichen Anspielungen der russischen Presse in Stillschweigen, ja, es hieß bereits in neutralen Blättern, England gedenke die Inseln Lemnos und Tenedos, die es als Operationsbasis gegen die Dardanellen benutzte, zu behalten, um den Russen, falls sie wider Erwarten in den Besitz Konstantinopels kommen sollten, den Zugang zum Mittelmeer sperren zu können.

In dieser Meerengenfrage liegen aber auch die Keime eines Gegenfahes zwischen England und den noch neutralen Balkanstaaten. Man hatte

wohl im feindlichen Lager damit gerechnet, durch eine Kraftentfaltung zur See die noch schwankenden Griechen und Rumänen mit fortzureißen. Wenn schon dieser Zweck infolge der Niederlage vor den Dardanellen verfehlt wurde, so hat vollends die englische Flotte nach Beherrschung der Meerengen ernüchternd gewirkt. In Griechenland ist das kriegslustige Kabinett Venizelos gestürzt, da der König und die Führer des Heeres erkannten, daß die Verbündeten den Griechen wohl große Opfer auferlegen, ihnen aber nie den Preis des Sieges über die Türkei, Konstantinopel, das der hellenische Ehrgeiz so gut wie der russische erstrebt, ausliefern, sondern sie entweder unter ein russisches oder ein englisches Protektorat stellen würden. Ähnlich scheinen die Vorgänge in Rumänien zu wirken, und in Bulgarien sind Bemühungen des Dreiverbandes, den König Ferdinand ins russisch-englische Fahrwasser zu ziehen, abermals gescheitert.

Im Kaukasus und Mesopotamien fanden nur kleinere Gefechte mit günstigem Ausgang für die Türken statt. Aberaus ungünstig für England lauteten einige private Nachrichten aus Ägypten, wo der ganze Suban an Aufständische bereits verloren gegangen sein soll. Kairo und Alexandrien sollen mit Verwundeten angefüllt sein, die aus den Gefechten am Suezkanal und den Dardanellen herrühren.

Ohne größere Entscheidung hat sich einstweilen, wenn man von der Dardanellenschlacht abieht, der Seekrieg hingezogen. Wenn die »Dresden«, einer der letzten Auslandskreuzer, die dem feindlichen Handel empfindlichen Schaden getan haben, durch eine englische Übermacht in chilenischen Gewässern völkerrechtswidrig vernichtet worden ist, so wird der Verlust wenig bedeuten, da die Mannschaft sich nach Chile retten konnte und das Kriegsmaterial ziemlich verbraucht gewesen sein wird. Unse Unterseeboote haben nach englischen Listen, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen können, den Engländern im Laufe des Monats über drei Duzend Schiffe zerstört. Allerdings behauptet die englische Regierung, der englische Handel sei nicht vermindert worden, aber eine andre Sprache reden die Erhöhung der Kriegsversicherung um 50 bis 100 v. H., das Steigen der Lebensmittel-

preise auf das Doppelte seit Kriegsbeginn, der Rückgang der Weizeneinfuhr in der ersten Blockadewoche (vom 18. bis 25. Februar) um ein Drittel der bisherigen Zufuhr, die Lohnunruhen unter den Arbeitern, die Einstellung des Schiffsverkehrs durch mehrere englische und neutrale Linien und endlich die Schreie der englischen Presse nach Bekämpfung des deutschen »Piratenums«. Freilich, an der Wurzel getroffen hat der Handelskrieg England noch nicht; es sind vorüberhand Unbequemlichkeiten, die verursacht worden sind, die aber voraussichtlich bald noch fühlbarer werden, da unsre neuen Unterseeboote eine bedeutend gesteigerte Leistungsfähigkeit besitzen.

Wenn das englisch-russische Verhältnis seine schwachen Seiten hat, so hat sich gar ein andrer Verbündeter Englands, Japan, in offenen Gegensatz zu ihm gestellt. Der Wächter, den England gegen Rußland an die mandchurische Tür Chinas stellen wollte, ist selbst in das Haus eingebrochen, da die Kraft des Brotgebers gefesselt ist. Unter jpnischer Nichtachtung der Bestimmungen des Vertrages von 1902, in dem sich England und Japan die Unabhängigkeit und Integrität Chinas verbürgten, verlangen die gelben Insulaner, daß China seinen militärischen Bedarf zur Hälfte aus Japan bezieht und von japanischen Technikern verwenden läßt, damit die Ausrüstung der chinesischen Armee von Japan abhängig werde. Ebenso fordern sie weitgehende polizeiliche und wirtschaftliche Rechte, ja geradezu Mitregierung durch Anstellung japanischer finanzieller und militärischer Ratgeber. China sträubt sich begreiflicherweise gegen diese Begehren und scheint seine Hoffnung auf Nordamerika, den natürlichen Feind Japans, zu setzen; es hat sogar Truppenansammlungen zum Schutze Peking's begonnen, aber es ist fraglich, ob sie einer japanischen Landungsarmee gewachsen sein werden, namentlich wenn Japan Aufstände im Inneren erregen wird. Nicht weniger besorgt als in China ist man in England, wo man bereits von einer japanischen Vor mundschaft über China den Untergang des englischen Handels befürchtet und Japan mit der Drohung, ihm die englischen Börsen zu sperren, ins Bodshorn zu jagen sucht. So droht der von England entfesselte Krieg,

der seine Macht und seinen Reichtum unangreifbar machen sollte, gerade in einem der wichtigsten Gebiete empfindliche politische und wirtschaftliche Nachteile für England hervorzurufen.

Der Krieg hat also noch denselben Charakter wie vor einigen Wochen: nirgend ein entscheidendes Übergewicht der einen Partei über die andre; immer noch heißt es, möglichst viele Teilerfolge anhäufen und so mit der Zeit den Feind in entscheidenden Nachteil setzen. Wir haben schon wiederholt ausgeführt, daß wir bei dieser Politik und Strategie der Ermattung guter Zuversicht sein dürfen, und die letzten Wochen haben diese Anschauung bestätigt. Die zweite Krieganleihe hat mit ihren neun Milliarden das Doppelte der ersten gebracht, und jedermann weiß, daß damit noch nicht die letzte Milliarde, die nach Lloyd George den Krieg entscheiden soll, dargebracht worden ist. Schon geben englische Blätter zu, daß man sich das Werk der Erdrosselung Deutschlands doch zu leicht vorgestellt habe.

Die Reichstagstagung, in der zum erstenmal auch die sozialdemokratische Partei für den Reichsetat eintrat, bestätigt die Einmütigkeit und kriegerische Entschlossenheit der Nation. Das taktlose Gebaren einiger radikalen Elemente konnte diesen Eindruck nicht stören und wird nur dazu beitragen, die Popularität dieser Persönlichkeiten zu untergraben. Daß die französischen Finanzen auf ebenso sicheren Füßen stehen wie die deutschen, hat die letzte Kammer Session nicht wahrscheinlich gemacht, und vollends bleiben die militärischen Reserven weit hinter den deutschen zurück. Der Jahrgang 1915 — in Deutschland noch nicht einmal eingezogen — ist in Frankreich schon zum Teil aufgebraucht, und nun soll der Jahrgang 1916 an die Front geschickt werden, ja, es wird sogar schon von der Einziehung der Jahressklasse 1917 gesprochen. Welche verderbliche Wirkung diese Verschwendung des kostbarsten Besitzes für Frankreichs Zukunft haben muß, mag man sich ausmalen; jedenfalls scheint Frankreich der Staat zu sein, der am frühesten mit seiner Menschenkraft zu Ende sein wird.

Abgeschlossen am 1. April 1915

Deutschland

Eine pfälzische Maurersfrau bittet um die Erlaubnis, zu ihrem schwerverwundeten Mann zu fahren. Eben kommen Berichte über abscheuliche Mißhandlungen verwundeter Deutscher durch Turkos. Im Publikum die üblichen Rufe: »Gleiches mit Gleichem!« — Die Maurersfrau: »Gott im Himmel, wohin sollen wir denn kommen, wenn es alle so machen wollen? Es muß doch ein Volk geben, das so viel Kultur hat und das einzieht« ... Deutschland.

*

Bei einem großen Verwundetentransport erzählt ein kleiner preußischer Unteroffizier voll Gift und Galle, wie ein versprengter Kamerad von französischen Infanteristen angesichts seiner Truppe mit Bajonetten »gekreuzigt« worden ist. »Von dem Augenblick an hat's bei uns keinen Pardon mehr gegeben!« Während er erzählt, liegt neben ihm, fröstelnd und klagend, ein kleiner verwundeter französischer Artillerist. »Oh, wie mich friert!« Da nimmt der Deutsche seinen Mantel ab, deckt ihn mit einem halb mitleidigen, halb spöttischen Gesichtsausdruck über den Franzosen und erzählt weiter, als wäre nichts geschehen ... Deutschland.

Selbsterlebtes aus der Zeit meiner Dienstleistung auf der S. er Bahnhofskommandantur.

Prof. Dr. Robert Vetsch.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düssel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Redaktionsvertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Tomgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Redaktion von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 35, Lühnowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

